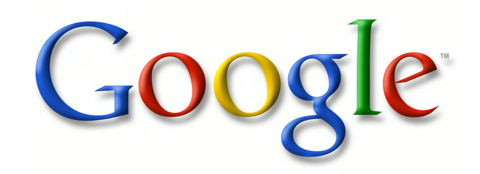
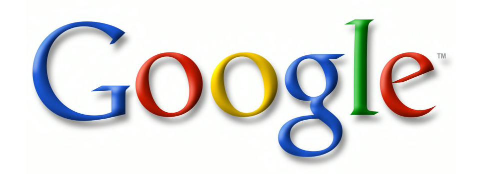
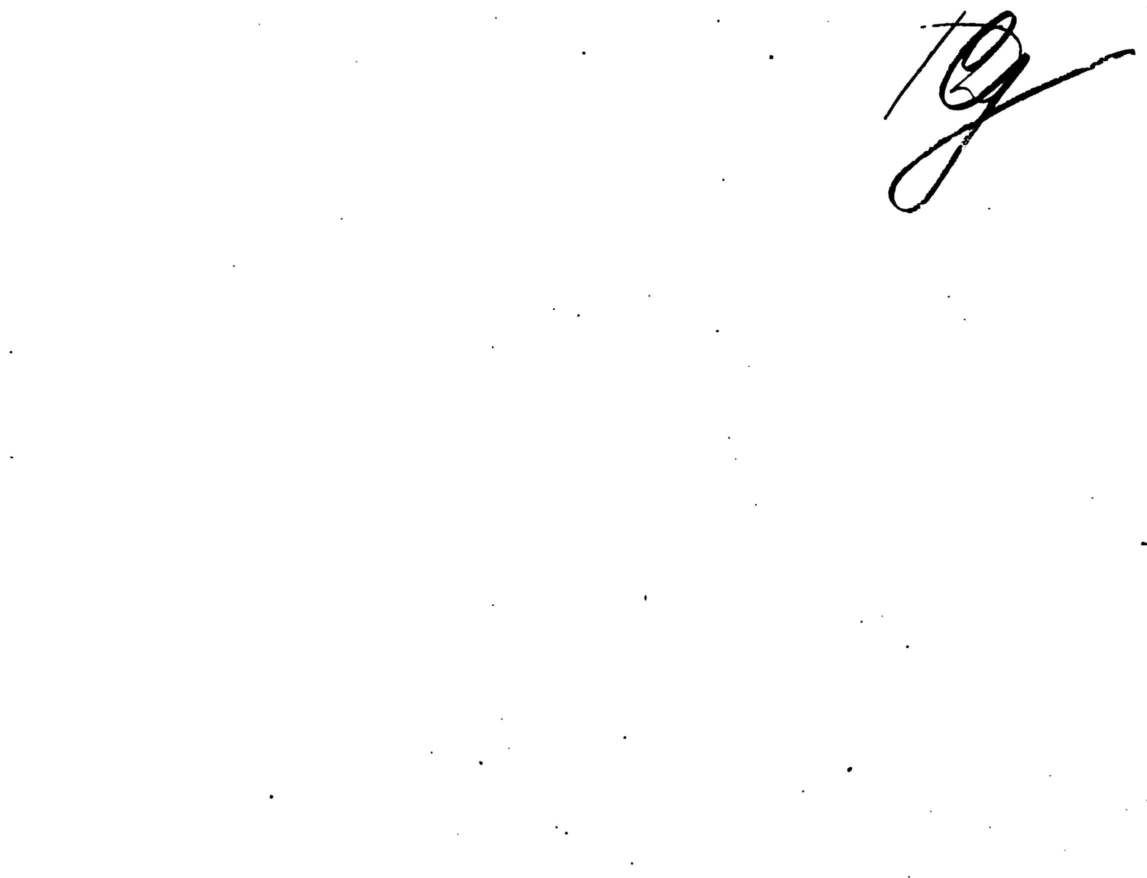
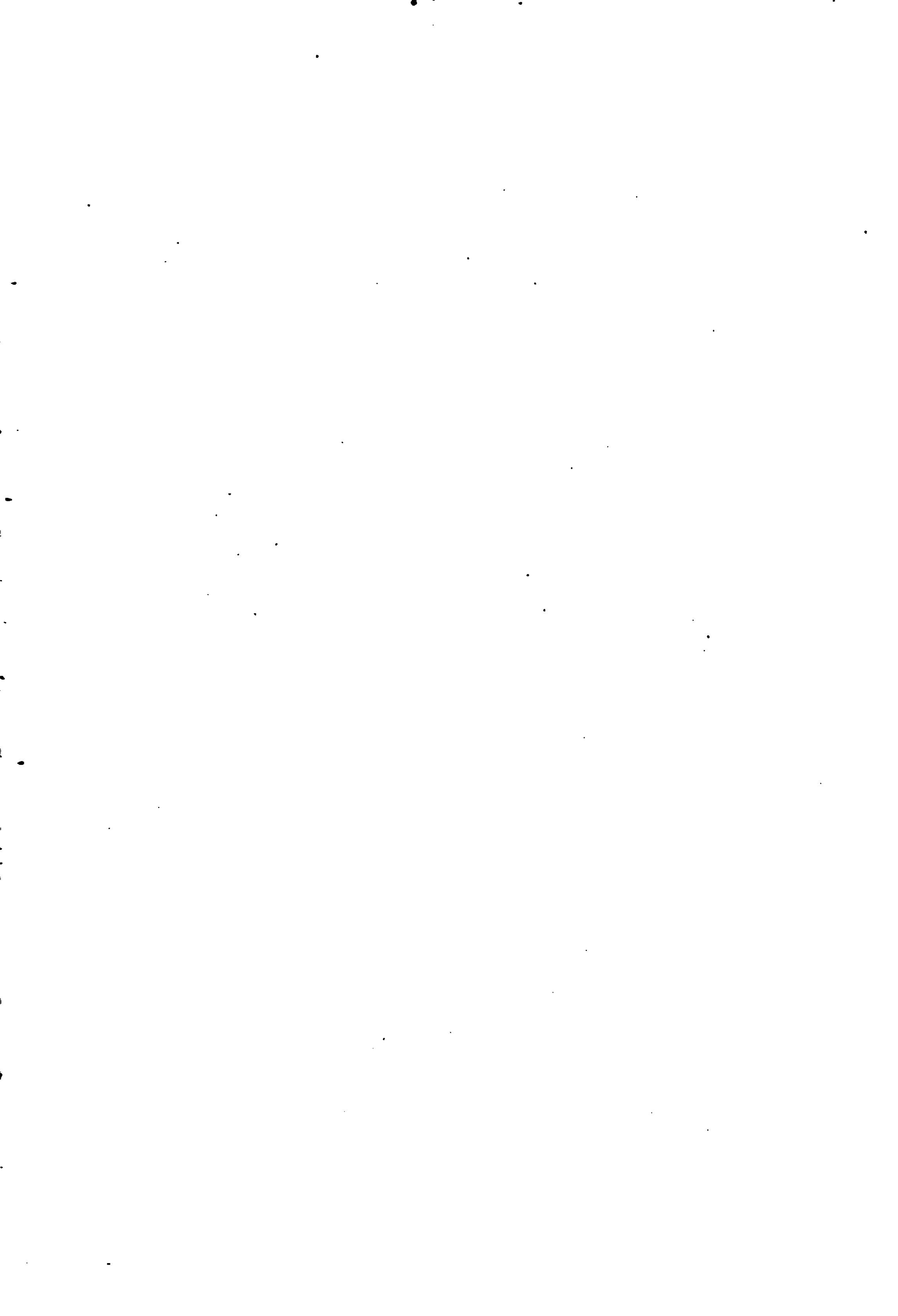





Das Buch
vom
Deutschen Heere.









Das Buch

vom

Deutschen Heere.



Das Buch

vom

Deutschen Heere.

Dem deutschen Volke gewidmet

von

Herrmann Vogt,
Oberstleutnant a. D.

Mit 144 Illustrationen von R. Knötel.



Bielefeld und Leipzig.
Verlag von Velhagen & Klasing.
1886.

Inhalt.



Einleitung.

Als an dem ewig denkwürdigen 18. Januar des Jahres 1871 der betagte König Wilhelm von Preußen im Spiegelsaale des prächtigen Schlosses von Versailles, in eben den Räumen, wo oft genug der Übermut des roi soleil und seiner Nachfolger auf dem französischen Throne deutscher Ohnmacht mit Hohn und Spott begegnet war, sich die erbliche Kaiserkrone auf die ergrauten Locken setzte, da redete er zu den Kriegern aller deutschen Stämme, welche seinem Rufe gefolgt waren, um Schulter an Schulter im tapferen Ringen den alten Erbfeind niederzuwerfen und des neuen Reiches Herrlichkeit gründen zu helfen, durch folgenden Tagesbefehl:

„Mit dem heutigen, für Mich und Mein Haus denkwürdigen Tage nehme ich im Einverständnis mit allen deutschen Fürsten und unter Zustimmung aller deutschen Völker neben der von Mir durch Gottes Gnade ererbten Stellung des Königs von Preußen auch die eines deutschen Kaisers an.

„Eure Tapferkeit und Ausdauer in diesem Kriege, für welche Ich Euch wiederholt Meine vollste Anerkennung ausspreche, hat das Werk der inneren Einigung Deutschlands beschleunigt, ein Erfolg, den Ihr mit Einsetzung Eures Blutes und Eures Lebens erkämpft habt.

„Seid stets eingedenk, daß der Sinn für Ehre, treue Kameradschaft, Tapferkeit und Gehorsam eine Armee groß und siegreich macht; erhaltet Euch diesen Sinn, dann wird das Vaterland immer, wie heut, mit Stolz auf Euch blicken, und Ihr werdet immer sein starker Arm sein."

Solche Worte aus dem hehren Munde des lorbeergekrönten fürstlichen Feldherrn fanden begeisterten Wiederhall nicht nur in den Herzen deutscher Soldaten, sondern im ganzen weiten Reiche:

So weit die deutsche Zunge klingt
Und Gott im Himmel Lieder singt.

Deutschland war sich nach jahrhundertelanger Zersplitterung einmal wieder der stolzen Kraft bewußt geworden, die aus dem einmütigen Zusammenwirken aller für das gemeinsame Ziel entspringt, und das in heißer Feldschlacht unter Strapazen und Entbehrungen aller Art, mit Eisen und Blut von den waffentragenden Söhnen des Volkes begonnene Werk sollte nun in ernster Friedensarbeit gefestigt und zu gedeihlichem Ende geführt werden.

Die Verfassung für das deutsche Reich vom 4. Mai 1871 ist bestimmt, das Gebäude der politischen Einigung unseres Vaterlandes zu krönen. Sie überträgt dem Könige von Preußen als „deutschem Kaiser" das Präsidium des Bundes und erteilt ihm die Befugnis, das Reich völkerrechtlich zu vertreten, Gesandte zu beglaubigen und zu empfangen, Bündnisse und Verträge einzugehen, endlich im Namen des Reiches Krieg zu erklären und Frieden zu schließen. Zur Kriegserklärung ist die Zustimmung des Bundesrats erforderlich, falls nicht ein feindlicher Angriff auf das Bundesgebiet oder dessen Küsten zu sofortiger Abwehr zwingt.

Wenn aber Deutschland den hervorragenden Platz im Rate der Völker behaupten wollte, der ihm gebührt; wenn der an die Spitze der Nation berufene Kaiser im stande sein sollte, dieser die Segnungen des Friedens auf lange Zeit zu erhalten, so bedurfte er dazu eines scharf geschliffenen Schwertes, nicht zum frevelhaften Eingriff in die Rechte anderer, sondern zu Schutz und Trutz des eigenen Herdes. Er bedurfte einer starken, einheitlich organisierten und geschulten Kriegsmacht.

Von dieser Überzeugung ausgehend, stellte die deutsche Reichsverfassung im Artikel 63 ihres elften vom Reichskriegswesen handelnden Abschnittes den Grundsatz auf:

„Die gesamte Landmacht des Reiches wird ein einheitliches Heer bilden, welches in Krieg und Frieden unter dem Befehl des Kaisers steht."

Die Bestimmungen über die Ausdehnung dieser Einheitlichkeit, für welche die bestehenden Verhältniße des größten Bundesstaats zu Grunde gelegt sind, lauten:

„Die Regimenter rc. führen fortlaufende Nummern durch das ganze deutsche Heer. Für die Bekleidung sind die Grundfarben und der Schnitt der königlich preußischen Armee maßgebend. Den betreffenden Kontingentsherren bleibt es überlassen, die äußeren Abzeichen (Kokarden rc.) zu bestimmen.

„Der Kaiser hat die Pflicht und das Recht, dafür Sorge zu tragen, daß innerhalb des deutschen Heeres alle Truppenteile vollzählig und kriegstüchtig vorhanden sind, und daß Einheit in der Organisation und Formation, in Bewaffnung und Kommando, in der Ausbildung der Mannschaften, sowie in der Qualifi-

kation der Offiziere hergestellt und erhalten wird. Zu diesem Behufe ist der Kaiser berechtigt, sich jederzeit durch Inspektionen von der Verfassung der einzelnen Kontingente zu überzeugen und die Abstellung der dabei vorgefundenen Mängel anzuordnen.

„Der Kaiser bestimmt den Präsenzstand, die Gliederung und Einteilung der Kontingente des Reichsheeres, sowie die Organisation der Landwehr und hat das Recht, innerhalb des Bundesgebiets die Garnisonen zu bestimmen (das sogenannte Dislokationsrecht), sowie die kriegsbereite Aufstellung eines jeden Teiles des Reichsheeres anzuordnen.

„Behufs Erhaltung der unentbehrlichen Einheit in der Administration, Verpflegung, Bewaffnung und Ausrüstung aller Truppenteile des deutschen Heeres sind die bezüglichen, künftig ergehenden Anordnungen für die preußische Armee den Kommandeuren der übrigen Kontingente, durch den Artikel 8, I bezeichneten Ausschuß für das Landheer und die Festungen, zur Nachachtung in geeigneter Weise mitzuteilen.“

Weiter verpflichtet die Reichsverfassung sämtliche deutsche Truppen zum unbedingten Gehorsam gegen die kaiserlichen Befehle — eine Verpflichtung, die in den Fahneneid aufzunehmen ist —, verfügt die ungesäumte Einführung der gesamten preußischen Militärgesetzgebung in den übrigen Bundesstaaten, und verteilt Kosten und Lasten auf dieselben gleichmäßig.

Der Kaiser ernennt den Höchstkommandierenden eines jeden Kontingents, sowie solche Offiziere, welche Truppen mehr als eines Kontingents kommandieren, und alle Festungskommandanten, er ist berechtigt, den Kriegszustand über einzelne Teile des Reichs zu verhängen, Festungen innerhalb des Bundesgebietes anzulegen und im Reichsdienste Offiziere der verschiednen Kontingente zu versetzen.

Die Landesherren und die Senate der freien Städte ernennen die Offiziere ihrer Kontingente, wobei Generale der Bestätigung des Kaisers bedürfen; sie sind Chefs ihrer Truppenabteilungen mit dem Rechte jederzeitiger Inspizierung und der Befugnis zur Verfügung über dieselben zu polizeilichen Zwecken.

Diese grundlegenden Bestimmungen der Verfassung, auf denen das deutsche Reichskriegswesen sich aufbauen sollte, sind nun allerdings nicht durchweg zur Ausführung und Entwickelung gelangt, vielmehr in vielen Punkten durch Zusätze, besondere Verträge und die von Preußen mit der Mehrzahl der Bundesstaaten abgeschlossenen sogenannten Militärkonventionen erheblich umgestaltet.

Zunächst haben der Bündnisvertrag vom 23. November 1870 und die Schlußbestimmungen zum elften und zwölften Abschnitt der Reichsverfassung dem zweitgrößten Bundesstaate, dem Königreich Bayern, eine weitgehende Sonderstellung eingeräumt. Danach bildet die bayrische Armee mit ihren zwei Armeekorps unter der Militäroberhoheit des eigenen Königs einen in sich abgeschlossenen Bestandteil des deutschen Bundesheeres mit völlig selbständiger Verwaltung. Die Stärke der bayrischen Armee wird durch Reichsgesetz bestimmt, doch trägt das Land Kosten und Lasten derselben allein. Das Armeebudget unterliegt also nicht den Beratungen des Reichstages, wenn Bayern sich auch verpflichtet hat, auf seine Armee einen gleichen Geldbetrag zu verwenden, wie nach Verhältnis

der Kopfstärke durch den Militäretat des Reiches für die übrigen Teile des Bundesheeres ausgesetzt wird. Bayrische Truppen treten erst nach erfolgtem Mobilmachungsbefehl, welcher auf Veranlassung des Kaisers durch den König ausgesprochen wird, unter den Befehl des Bundesfeldherrn. Das Verhältnis der auf bayrischem Gebiet vorhandenen Festungen ist besonders geregelt, die Anlegung neuer Befestigungen im Interesse der gesamtdeutschen Verteidigung ist jedesmaliger Verabredung vorbehalten, und das Recht des Kaisers, zur Erhaltung der öffentlichen Sicherheit den Kriegszustand zu verhängen, soll durch Bundesgesetz geregelt werden. In bezug auf Organisation, Formation und Ausbildung hat Bayern die Bestimmungen der Verfassung angenommen, doch ist erst vor kurzem die gleiche Bewaffnung mit dem Gewehr der übrigen deutschen Truppen zur Ausführung gekommen. Die traditionelle hellblaue Farbe der Uniformierung aber ist beibehalten, und die bayrischen Regimenter führen keine durchlaufende Nummer mit den Kontingenten der anderen Bundesstaaten. Das kaiserliche Dislokationsrecht, das heißt das Recht, den Truppen andere Standorte anzuweisen, ruht für den Umfang des Königreichs Bayern, und die bayrischen zur Besetzung des Reichsgebiets verwendeten Truppen sind dem Verbande des fünfzehnten Armeekorps nicht einverleibt, sondern nur attaschiert, sodaß der kommandierende General die freie Verfügung über dieselben lediglich zur militärischen Sicherung seines Kommandobezirks und zur Erhaltung der öffentlichen Ordnung besitzt.

Andre deutsche Staaten haben das Verhältnis ihrer Kontingente durch Militärkonventionen mit Preußen in verschiedenster Weise geregelt.

Die Truppen der beiden Königreiche Sachsen und Württemberg bilden selbständige Armeekorps unter eigner Verwaltung und haben abgesonderte Etats, die jedoch dem Reichstage vorgelegt werden. Die von den betreffenden Landesherren ernannten Offiziere leisten diesen den Diensteid mit der Klausel der Gehorsamsverpflichtung gegen den Kaiser. In Sachsen ernennt der Kaiser den kommandierenden General auf Vorschlag des Königs, in Württemberg wird diese Ernennung durch den König unter Zustimmung des Kaisers vollzogen. Beide Armeekorps nehmen an verschiednen preußischen Einrichtungen, wie Generalstab, Kriegsakademie und andern Lehrinstituten, teil, und die Gleichmäßigkeit der Ausbildung soll durch Kommandierung sächsischer und württembergischer Offiziere nach Preußen und umgekehrt gefördert werden. Einzelne Verschiedenheiten in der Uniformierung sind nachgelassen.

Beide Mecklenburg haben bereits im Jahre 1868 Militärkonventionen mit Preußen abgeschlossen, die 1872 erneuert worden sind, das Großherzogtum Hessen im Juni 1871. Das hessische Kontingent bildet eine geschlossene Division, welche die Nummer 25 führt und dem elften Armeekorps zugeteilt ist. Die mecklenburgischen Truppen sind größern preußischen Truppenteilen zugeteilt. Alle drei aber sind in bezug auf Kommando und Verwaltung vollständig in den Verband der preußischen Armee eingetreten, während für die Militärgerichtsbarkeit, die disziplinaren Anordnungen, die Uniformierung, Ausrüstung und die Festsetzung äußerer Abzeichen die darauf bezüglichen Verfassungsbestimmungen in Geltung geblieben sind. Die Offiziere werden vom Kaiser ernannt, erhalten aber neben

dem preußischen auch ein Bestallungspatent ihres Landesfürsten und führen die Bezeichnung großherzogliche Offiziere. Sie leisten jedoch, wie sämtliche deutsche Offiziere mit Ausnahme der bayrischen, sächsischen und württembergischen, dem Kaiser den Eid der Treue und verpflichten sich den betreffenden Kontingentsherren durch Revers oder Handschlag.

Die am 25. November 1870 mit Baden abgeschlossene Militärkonvention läßt das Kontingent des Großherzogtums als geschlossenes Ganze, mit eignem Ersatze aus den Landessöhnen, bestehen. Die Truppen bilden das Gros des vierzehnten Armeekorps, dessen Bestand durch Hinzutreten einiger preußischen Regimenter vervollständigt wird. Gegen Zahlung der von Baden verfassungsmäßig zu verwendenden Summe hat der Kaiser als König von Preußen alle Rechte und Pflichten des Kontingentsherrn übernommen. Die vom Kaiser ernannten „königlich preußischen" Offiziere tragen indes neben der preußischen die badische Kokarde, auch Schärpe und Portepee in den badischen Landesfarben, und das ganze Kontingent, sonst völlig nach preußischem Muster uniformiert und ausgerüstet, führt das badische Wappentier am Helme.

Gleiche Bedingungen sind durch Konventionen vom September 1873 dem Herzogtum Anhalt und sämtlichen thüringischen Staaten mit Ausnahme des Fürstentums Schwarzburg-Sondershausen zugestanden worden, nur mit dem Unterschiede, daß die aus den Landessöhnen gebildeten Infanteriebataillone und Regimenter den größern preußischen Verbänden zugeteilt werden, und daß diese Staaten eine verhältnismäßige Rekrutenquote zu den preußischen Spezialwaffen, Kavallerie, Artillerie, Pioniere, stellen.

Die Truppen des Großherzogtums Oldenburg sind schon durch Konvention vom 15. Juli 1867 ganz in der preußischen Armee aufgegangen. Nur die Mannschaften der betreffenden Regimenter tragen, soweit sie Landeskinder sind, die blau-weiße Kokarde neben der preußischen.

Die von den übrigen Bundesstaaten und freien Städten aufzubringende Truppenzahl wird nicht mehr in besondre Truppenkörper formiert, sondern die ausgehobenen Rekruten werden preußischen Regimentern überwiesen. Dies Verhältnis besteht für Lübeck, Hamburg, Bremen und das Fürstentum Waldeck bereits seit 1867 und ist für Schwarzburg-Sondershausen, Lippe-Detmold und Schaumburg durch besondre, im Jahre 1873 vereinbarte Konventionen herbeigeführt worden.

Der Kaiser will — nur die Konventionen mit den mecklenburgischen Großherzogtümern enthalten über diesen Punkt keine ausdrücklichen Bestimmungen — überall die Ausübung des Dislokationsrechtes auf „außerordentliche Fälle" beschränken. Den Landesherren der betreffenden Truppenteile und Kontingente und den Senaten der freien Städte ist, soweit sie sich ganz oder teilweise ihrer Hoheitsrechte begeben haben, neben den verschiedenen Ehrenrechten die freie Verfügung zu polizeilichen Zwecken über die innerhalb ihres Gebietes stationierten Truppen des Bundesheeres zugestanden. Die Mannschaften leisten überall dem Kontingentsherrn mit Einschaltung der verfassungsmäßigen, die Gehorsamspflicht gegen den Kaiser betreffenden Klausel den Fahneneid.

Außer Bayern hat nur noch das Herzogtum Braunschweig keine Militärkonvention mit dem führenden deutschen Staate abgeschlossen. Das Verhältnis der braunschweigischen Truppen regelt sich deshalb lediglich nach den Festsetzungen der Reichsverfassung. Der Kaiser hat von dem ihm zustehenden Dislokationsrechte durch Verlegung des Infanterieregiments nach Metz thatsächlich Gebrauch gemacht, auch bereits wiederholt preußische Offiziere zur Führung der Regimenter kommandiert. Doch führen die Truppenteile (Infanterieregiment Nr. 92, Husarenregiment Nr. 17, eine Batterie) durchgehende Nummern, sind den preußischen größern Truppenteilen zugeteilt, und die eigenartige, historische Uniform, der schwarze Schnürenrock, ist ihnen gelassen worden.

Die Machtbefugnisse des deutschen Kaisers als obersten Bundesfeldherrn, sind soweit für die Zeit des Friedens in den wesentlichsten Punkten modifiziert, teils erweitert, teils auch im Partikularinteresse einzelner Bundesstaaten und ihrer Kontingente derartig beschränkt, daß dem Kaiser gleichmäßig über alle deutschen Truppen eigentlich nur das Inspizierungsrecht ungeschmälert zusteht. Dabei fehlt ein militärisches Zentralorgan. Der in den oben angegebenen Verfassungsbestimmungen erwähnte Bundesratsausschuß, welchem der preußische Kriegsminister präsidiert, hat lediglich beratende Stimme und die kaiserlichen Befehle gelangen durch Vermittlung des preußischen Kriegsministers an die selbständigen Kriegsministerien von Bayern, Sachsen und Württemberg. Obgleich die Reichsverfassung zu wiederholtenmalen vom deutschen Heere als einem einheitlichen Ganzen spricht, so ist diese Bezeichnung für den Frieden doch nicht zutreffend. Die deutsche Landmacht gliedert sich vielmehr in vier administrativ von einander getrennte, in mehr oder minder hohem Grade selbständige Körper: die preußische Armee mit den ihr eng verbundenen Kontingenten, die sächsische, die württembergische und die bayrische Armee.

Anders verhält es sich zu Zeiten kriegerischer Bedrängnis. Da folgen alle deutschen Streiter dem Rufe des Kaisers, gehorchen die Söhne aller deutschen Stämme freudigen Mutes nur seinem mächtigen Befehlsworte und wetteifern in dem Bestreben, die auf französischen Schlachtfeldern unter schweren Opfern an Blut und Leben erkämpfte Waffenbrüderschaft durch neue Siegesthaten noch inniger zu knüpfen.

Doch der Begriff des „deutschen Heeres“ als eines auch im Frieden schon eng verbundenen Ganzen ist bereits tief in das Bewußtsein unsres Volkes eingedrungen, und selbst der Kaiser hat gelegentlich des zehnjährigen Gedenktages der Schlacht von Sedan zu den „Soldaten des deutschen Heeres“ gesprochen. Mit um so größrer Genugthuung bedient sich der Vaterlandsfreund deshalb dieser Bezeichnung, als er weiß, daß trotz mancher trennenden Schranke alle deutschen Soldaten sich eins wissen in den Gefühlen für Ehre, Tapferkeit und Gehorsam, sich eins wissen in dem Streben nach den höchsten, ihnen gesteckten Zielen, eins in gemeinsamer Bewaffnung und Ausbildung; eins unter demselben Wehrgesetz.

Zu einer Zeit, als die Hand der modernen Gottesgeißel, des schlachtengewaltigen Frankenkaisers Napoleon I schwer auf dem tief gedemütigten Preußen



drückte, begegneten sich die besten Männer ungebrochenen Muts in dem von heiligster Vaterlandsliebe getragenen Streben, schon in der Stunde der Not und verborgen vor den Augen der Welt das Volk wehrhaft zu machen zur Abschüttelung des verhaßten und verachteten Jochs. Stein, Hardenberg, Blücher, Gneisenau, Scharnhorst: die Namen solcher Männer sind mit ehernen Buchstaben auf den Tafeln der Geschichte verzeichnet. Der heranwachsende deutsche Knabe lauscht atemlos der Schilderung von den Gestalten jener Patrioten, welche der Erhebung von 1813 den Boden geebnet haben und die, als dann

„Der König rief
Und alle, alle kamen",

die begeisterten Truppen zum Siege führten. Das schöne Gesetz: Jeder Deutsche ist wehrpflichtig und kann sich in Ausübung dieser Pflicht nicht vertreten lassen, dieser Grundgedanke, auf dem sich das heutige deutsche Kriegswesen aufbaut, und dem das vaterländische Heer seine innere, eigenartige Kraft verdankt, führt seinen Ursprung auf jene traurige Zeit und auf jene Männer zurück.

In dem kleinen und verhältnismäßig armen Lande Preußen, dessen zerstückelte geographische Lage doppelte militärische Vorsicht heischte, ist der Gedanke von der allgemeinen Wehrpflicht im Laufe der seit den Freiheitskriegen verflossenen siebzig Jahre dermaßen in das Bewußtsein des gesamten Volkes eingedrungen, daß ohne Ausnahme jedermann es als schönstes Recht in Anspruch nimmt, „dem Könige zu dienen", und seine höchste Ehre darein setzt, das Vaterland mit dem eigenen Blute zu verteidigen, wenn er die Schwere der damit verbundenen Pflicht auch nicht verkennt. Später ist das Prinzip der allgemeinen Wehrpflicht in die Verfassung des Norddeutschen Bundes und von dort in die Reichsverfassung übergegangen, und wie das letzte Mal werden auch in künftigen Kriegen alle wehrhaften deutschen Männer in enger Waffenbrüderschaft vereint neben einander kämpfen.

Übrigens ist der Ausdruck „allgemeine Wehrpflicht“ namentlich für den Frieden nicht wörtlich so zu verstehen, daß jeder gesunde und kräftige Mann nun wirklich zur Einstellung in das Heer gelangt. Die Friedenspräsenzstärke an Unteroffizieren und Mannschaften soll den entsprechenden Artikeln der Reichsverfassung zufolge vielmehr 1% der Bevölkerung betragen. Sie ist durch Reichsgesetz vom 6. Mai 1880 für die Zeit vom 1. April 1881 bis zum 31. März 1888 auf 427 274 Köpfe festgesetzt, welcher Ziffer die Ergebnisse der Volkszählung von 1875, also ohne Berücksichtigung der bis 1880 eingetretenen nicht unbeträchtlichen Vermehrung der deutschen Bevölkerung, zu Grunde liegt. Alljährlich bestimmt der Kaiser, nachdem die einzelnen Truppen ihren Abgang an Mannschaften berechnet haben, unter Festhaltung der gesetzmäßigen Friedensstärke die Zahl der auszuhebenden Rekruten und man kann nach einer mäßigen Durchschnittsberechnung annehmen, daß auf diese Weise mehr als 38 000 durchaus taugliche Militärpflichtige nicht in das Heer eingereiht werden. Wir werden später sehen, auf welche Weise trotzdem diese bedeutende Zahl kriegstüchtiger Männer der Wehrhaftigkeit der Nation wenigstens bis zu einem gewissen Grade nutzbar gemacht wird.

Die „Wehrpflicht“ des deutschen Mannes erstreckt sich über zwölf Jahre, von denen die drei ersten, der Ausbildung und kriegerischen Schulung gewidmeten, im „aktiven Dienste“ zugebracht werden. Der Beginn der Dienstzeit wird für alle Mannschaften, welche zwischen dem 1. Oktober und dem folgenden 31. März eingetreten sind, vom 1. Oktober an gerechnet und nach diesem Grundsatze erfolgt auch der Übertritt zur Reserve und Landwehr. Die Reservepflicht dauert vier Jahre, während welcher Zeit die einzelnen Mannschaften unter bestimmten Bedingungen zeitweise eingezogen werden können. Dabei greift man, namentlich wo es sich um die Ausfüllung von zufällig bei den Truppen entstehenden Vakanzen, oder um Ergänzung und Verstärkung der Kadres zu den großen Herbstübungen handelt, zunächst immer auf die jüngsten Jahrgänge der Reservisten zurück. Die letzten fünf Jahre gehört der Wehrpflichtige der Landwehr an, deren Mannschaften nur im Kriegsfalle zur Mobilmachung des Heeres oder einzelner Teile desselben auf Allerhöchsten Befehl zur Fahne einberufen werden. Wird die Dienstzeit des Landwehrmannes auch, wie oben angedeutet, vom 1. Oktober an gerechnet, so erfolgt seine Entlassung aus der Armee doch erst am 1. April nach jenem 1. Oktober, an welchem er 12 Jahre gedient hat. Diese neuere gesetzliche Vorschrift, nach welcher der Soldat eigentlich 12½ Jahr der Armee angehört, ist im Frieden ziemlich bedeutungslos, gewinnt aber eine einschneidende Bedeutung, falls während der Wintermonate ein Krieg ausbricht. Denn da die am 1. Oktober eingestellten Rekruten bis zum 1. April des folgenden Jahres als unausgebildet und noch nicht kriegstüchtig gelten müssen, so liegt es auf der Hand, daß ohne jene Bestimmung das deutsche Heer für diese Zeit etwa den zwölften Teil, im Minimum vielleicht 100 000 Mann, seiner Kopfzahl einbüßen würde.

Für den Fall äußerster Not besteht der Landsturm. In seinen, auch durch Freiwillige verstärkten, Reihen, finden sich sämtliche deutsche Männer vom 17. bis

zum 42. Lebensjahre zusammen, soweit sie nicht dem Heere oder der Flotte angehören. Für den Landsturm, der nur durch kaiserliche Verordnung einberufen und entlassen werden kann, sind vorbereitende Maßregeln im Frieden nicht getroffen und ebensowenig sind die Landsturmpflichtigen irgend einer militärischen Kontrolle oder Übung unterworfen. Im allgemeinen erfolgt das Aufgebot des Landsturms nur dann, wenn ein feindlicher Einfall Teile des Reichsgebietes bedroht oder überzieht, und er bildet dann besondere, in sich geschlossene Abteilungen. Doch können im Falle außerordentlichen Bedarfs, wenn bereits sämtliche fünf Jahrgänge der Landwehr einberufen sind, auch Mannschaften des Landsturmes zur Ergänzung der Landwehr Verwendung finden. Besonders wichtig erscheint es, den Landsturm, für welchen in der Regel keine gleichmäßige Bekleidung und Bewaffnung zur Verfügung steht, als einen Teil der staatlich organisierten Kriegsmacht unter völkerrechtlichen Schutz zu stellen. Dies ist in Deutschland durch das Gesetz vom 12. Februar 1875 geschehen und zugleich bestimmt, daß der Landsturm bei seiner Verwendung gegen den Feind bestimmte militärische Abzeichen erhält, welche auf Schußweite deutlich erkennbar sind.

Das deutsche Heer setzt sich im Frieden zusammen aus 503 Bataillonen Infanterie, 465 Eskadrons Kavallerie, 340 Batterieen Feldartillerie, 31 Bataillonen Fußartillerie, 19 Bataillonen Pioniere, ferner 2 Bataillonen und 1 Kompanie Eisenbahntruppen, 18 Bataillonen und 1 Kompanie Train.

Die größte Einheit bildet das aus allen Waffen zusammengesetzte Armeekorps. Der Gliederung der Armee in 18 Armeekorps entspricht eine Territorialeinteilung des Gebiets des deutschen Reichs in 17 Armeekorpsbezirke. Im allgemeinen rekrutiert sich jedes Armeekorps aus dem Bezirke, in welchem es garnisoniert ist. Eine Ausnahme von dieser Regel machen das preußische Gardekorps und das in Elsaß-Lothringen stationierte 15. Armeekorps. Dem ersteren werden die schönsten und größten Leute aus allen Teilen der preußischen Monarchie überwiesen. Das 15. Armeekorps dagegen ist zusammengesetzt aus abkommandierten Regimentern der verschiedenen deutschen Korps, welche ihren Ersatz aus den heimischen Territorialbezirken beziehen. Die wehrpflichtigen jungen Männer des Reichslandes bilden keine in sich geschlossenen Regimenter, sondern werden vorläufig auf die Regimenter des Gardekorps und der Armeekorps 1—11 verteilt. Sie tragen, aus der strengen, aber gerechten Zucht deutschen Soldatendienstes unter das väterliche Dach zurückgekehrt, nicht wenig dazu bei, das schlummernde, aber nie ganz erstorbene deutsche Volksbewußtsein in der Masse der reichsländischen Bevölkerung von neuem wachzurufen.

An der Spitze eines Armeekorps steht in Krieg und Frieden der „kommandierende General“. Er fungiert, unbeschadet der Souveränitätsrechte der einzelnen Bundesstaaten, als Militärbefehlshaber in dem ihm untergebenen Bezirke und ist dem Allerhöchsten Kriegsherrn, der in Kommandoangelegenheiten mit ihm direkt korrespondiert, für den Zustand des Armeekorps in jeder Richtung verantwortlich. Dem „Kommandierenden“ stehen für den geregelten Geschäftsgang innerhalb des ausgedehnten Befehlsbereichs zahlreiche Hilfsorgane zur Verfügung. Ein höherer Generalstabsoffizier ist als „Chef des Stabes“ der Vertrauensmann des Generals in allen

dienstlichen Angelegenheiten, und er verteilt die laufenden Geschäfte nach Sektionen unter die beiden Generalstabsoffiziere und zwei Adjutanten. Der Korps-Generalarzt überwacht den militärärztlichen Dienst; beim Korps-Auditeur laufen die Fäden der im Korpsbezirk gehandhabten Militärjustiz zusammen; der Militär-Oberpfarrer regelt die Seelsorge und der Korps-Roßarzt bearbeitet die Veterinärangelegenheiten. Innerhalb jedes Armeekorpsbezirkes ist eine eigne und für den innern Zustand eines Heeres besonders wichtige Provinzialbehörde mit zahlreichem Beamtenpersonal eingerichtet, die Korps-Intendantur. In ihren Geschäftsbereich fällt der ganze Wirtschaftsbetrieb der Truppe, die Verwaltung der Garnisoneinrichtungen und Lazarette, die Aufsicht über alle Magazine zur Verpflegung von Mann und Pferd und über die Montierungsdepots mit ihren Vorräten an Ausrüstungsstücken aller Art. Der Intendant bedarf bei der großen Geschäftsausdehnung sowohl in sachlicher, als auch in räumlicher Beziehung eines besonders klaren Blickes und großer Erfahrung, und seine verantwortungsreiche Stellung wird noch dadurch erschwert, daß er in manchen Punkten direkt dem Kriegsministerium und anderseits wieder dem Generalkommando unterstellt ist.

Die innere Gliederung der Truppen ist allgemein bekannt. Mit der kleinsten taktischen Einheit beginnend, formieren Infanterie, Jäger, Fußartillerie und Train zunächst Kompanieen, die Kavallerie Eskadrons, die Feldartillerie Batterieen. Der kommandierende Offizier einer solchen Abteilung, in der Regel ein Hauptmann oder Rittmeister, wird Kompanie-, bezw. Eskadron- oder Batteriechef genannt. Er bildet die seiner Führung anvertraute Truppe kriegerisch aus; in seine Hände ist die Disziplinargewalt, also das Recht gelegt, selbständig und ohne Anwendung eines rechtlichen Verfahrens gewisse Strafen zu verhängen; auf ihm ruht alle die Last und Sorge, alle die unendliche Mühe und Arbeit, von welcher nur derjenige eine annähernd richtige Vorstellung gewinnen kann, welcher selbst einmal den Versuch unternommen hat, eine Anzahl Untergebener für einen bestimmten Zweck zu schulen und einzuarbeiten.

Bei der Infanterie und den Jägern werden vier Kompanieen unter dem Befehle eines Stabsoffiziers als „Kommandeur" zum Bataillone vereinigt. Die Jägerbataillone bleiben selbständig; drei Infanteriebataillone dagegen bilden ein Regiment, den ersten Schlachthaufen von größerer Bedeutung.

Ohne weitere Zwischeninstanzen zieht der Reiterführer fünf Eskadrons zum Regiment zusammen; die Feldartillerie bildet aus drei oder vier Batterieen zunächst Abteilungen, deren zwei oder drei wieder ein Regiment ausmachen; Fußartillerie und Pioniere formieren aus je vier Kompanieen ein Bataillon, von denen bei ersterer je zwei zum Regiment zusammenschließen. Die Pionierbataillone bleiben selbständig, ebenso die aus je zwei Kompanieen bestehenden Trainbataillone.

Der Regimentskommandeur oder, wo diese Charge nicht besteht, der Kommandeur des selbständigen Bataillons ist für die Ausbildung, die Ordnung und Disziplin seiner Truppe verantwortlich; er leitet die Ökonomie derselben, unter welchem Ausdrucke man die Beschaffung, Anfertigung und Aufbewahrung der verschiedenen Uniformstücke zu verstehen hat, und ist Gerichtsherr über die niedere Gerichtsbarkeit. Als solcher hat er nicht nur eine die Kompetenz des Hauptmanns

überschreitende Disziplinargewalt, sondern ist auch befugt, innerhalb bestimmter Grenzen ein strafrechtliches Verfahren einzuleiten und zu entscheiden. Als Gehilfen bedient der Regimentskommandeur sich des Adjutanten und des Zahlmeisters.

Zwei oder drei Regimenter jeder der vier Hauptwaffen, Infanterie, Kavallerie, Feldartillerie und Fußartillerie bilden eine Brigade. Der Generalmajor und Brigadekommandeur mit einem Adjutanten zur Seite überwacht die Ausbildung der Regimenter und kontrolliert deren Ökonomiewirtschaft. Die Brigaden gelten im allgemeinen als die größten taktischen Körper, in welchen lediglich Abteilungen derselben Waffe vereinigt werden. Die Division besteht in der Regel aus zwei Infanterie- und einer Kavalleriebrigade. Eine Ausnahme davon machen die Kavalleriedivisionen, welche während des französischen Krieges in größerem Umfange formiert waren, im Frieden aber nur beim Gardekorps, beim sächsischen und beim 15. Armeekorps gebildet sind. Sie setzen sich aus zwei bis drei Kavalleriebrigaden zu zwei bis drei Regimentern zusammen. Der Divisionskommandeur ist Generalleutnant. Seine Hilfsorgane bestehen in einem Generalstabsoffizier, Adjutant, Auditeur, Intendant und Divisionspfarrer.

Bei der Mobilisierung der Armee erhält die Division auch Artillerie und bezw. Pioniere zugeteilt. Im Frieden dagegen besteht für diese „Spezialwaffen" ein besondres Verhältnis. Zu jedem Armeekorps gehören zwar im allgemeinen ein Jägerbataillon, eine Feldartilleriebrigade, ein Fußartillerieregiment, ein Pionier- und ein Trainbataillon, welche im Armeekorpsbezirke disloziert sind und sich aus demselben rekrutieren. Der kommandierende General hat auch das Recht, sich durch Inspizierungen von dem Grade ihrer Ausbildung zu überzeugen und sie zu den Herbstübungen heranzuziehen, in bezug auf technische und Personalfragen sind für diese Truppen meist sogenannte „Waffeninstanzen" maßgebend. Die Artillerie hat Feldartillerie- und Fußartillerie-Inspektionen, welche den oberen Anordnungen der Generalinspektion der Artillerie unterstellt sind; die Generalinspektion des Ingenieurkorps und der Festungen verfügt als Zwischenbehörde über Ingenieur- und Festungsinspektionen; die Inspektion der Jäger und Schützen, wie die Traininspektion vereinigen die betreffenden Bataillone direkt unter ihren Befehl.

Das Armeekorps besteht aus zwei bis drei Divisionen, zu welchen die eben genannten Spezialwaffen hinzutreten.

Genaue gesetzliche Vorschriften treffen Bestimmung darüber, wann und unter welchen Verhältnissen der wehrpflichtige Deutsche in die Reihen des Heeres einzustellen ist, und die Ersatzbehörden wachen über einer pflichtmäßigen Ausführung der ersteren. Diese Behörden, in drei Instanzen über einander gegliedert, tragen in ihrer Zusammensetzung aus Vertretern der Armee und der Zivilbehörden den militärischen Interessen, wie den Rechten der Wehrpflichtigen gleichmäßig Rechnung. Als Ersatzbehörden der Ministerialinstanz fungieren die verschiedenen Kriegsministerien im Verein mit den Ministerien des Innern oder den Staatsministerien der kleineren Bundesstaaten. Wie der Armeekorpsbezirk auch in bezug auf die Rekrutierung als ein selbständiges, in sich geschlossenes Ganzes dasteht, so bildet

in natürlicher Konsequenz dieses Verhältnisses der kommandierende General mit dem Oberpräsidenten, oder überhaupt mit der höchsten lokalen Zivilbehörde die Ersatzbehörde dritter Instanz.

Der Armeekorpsbezirk wird wiederum in vier Infanterie-Brigadebezirke geteilt, an deren Spitze die Infanterie-Brigadekommandeure des Korps und ein höherer Verwaltungsbeamter als Ober-Ersatzkommission stehen. Der Brigadebezirk endlich zerfällt in einzelne Aushebungsbezirke, die sich in der Regel mit den Kreisen oder überhaupt der territorialen Einteilung des Gebietes decken. Die Ersatzkommission nun, welche als unterste Sprosse auf der hierarchischen Leiter der Ersatzbehörden zunächst in Berührung mit den Wehrpflichtigen des Jahres tritt, setzt sich zusammen aus dem Landwehr-Bezirkskommandeur und einem Verwaltungsbeamten als bürgerlichen Mitgliede.

Die Militärpflicht des heranwachsenden deutschen Mannes beginnt mit dem 1. Januar desjenigen Kalenderjahres, in welchem derselbe das 20. Lebensjahr vollendet und dauert so lange, bis von den Ersatzbehörden über die Ableistung seiner Dienstzeit entschieden ist.

Um diese Entscheidung herbeizuführen, muß der Wehrpflichtige „sich gestellen", und meldet seinen Namen zu diesem Zweck beim Beginn seiner Militärpflicht bei der Ortsbehörde an. Demnächst nimmt die „Musterung" ihren Anfang, indem die Ersatzkommission, welche sich dazu durch Hinzuziehung weiterer Mitglieder verstärkt, in Begleitung eines Militärarztes den Aushebungsbezirk bereist und die bürgerlichen Verhältnisse der an verschiedenen Punkten versammelten Militärpflichtigen, wie ihren körperlichen Zustand genau untersucht. Im allgemeinen sind die Aussprüche der Musterungskommission nur als vorläufige anzusehen, während die Ober-Ersatzkommission auf der kurze Zeit später erfolgenden Reise das Ersatzgeschäft endgültig regelt, Bestimmung über die Militärpflichtigen trifft, und sie auch nach Größe und Körperbeschaffenheit den verschiedenen Waffen zuteilt. Als Grundsätze für die Entscheidung gelten im allgemeinen: Militärpflichtige, welche zu Zuchthausstrafe verurteilt worden sind, werden vom Heeresdienst „ausgeschlossen"; Militärpflichtige, welche wegen körperlicher oder geistiger Gebrechen sowohl zum Dienst mit der Waffe, als auch zum Dienst ohne Waffe als Pharmazeuten, Krankenwärter oder Ökonomiehandwerker untauglich sind, werden „ausgemustert", also vom Heeresdienste gänzlich befreit; Militärpflichtige, welche zur Zeit untauglich erscheinen, wegen eines Verbrechens mit Zuchthaus bestraft werden können, einzige Ernährer hilfloser Familien sind, oder bei denen andre zwingende bürgerliche Verhältnisse vorwalten, werden „zurückgestellt".

Schon vorher ist ermittelt worden, wie viel Rekruten jeder Bezirk zu stellen hat. Meistens bleibt dieser Bedarf hinter der Zahl der für den Heeresdienst tauglich befundenen Männer zurück, und unter diesen wird deshalb durch das Los entschieden, wer zunächst zur Einstellung gelangen soll. Wer sich festlost, erhält einen Urlaubspaß, gilt von dem Augenblicke an als Rekrut, und tritt bis zur thatsächlichen Einberufung zum Dienst unter die Kontrolle der Landwehr-Bezirkskommandos, denen mit der Aushebung, der Kontrolle sämtlicher in ihrem Bezirke beurlaubten Soldaten, der Reservisten und Landwehrmänner und endlich

deren Einberufung für den Krieg eine bedeutungsvolle Aufgabe zufällt. Die übrigen werden als „Überzählige“ gleichfalls zurückgestellt.

Solche Überzählige haben sich in den folgenden Jahren abermals der Ersatzkommission zu stellen und werden, falls sie auch in ihrem dritten Militärpflichtjahre nicht zur Einstellung gelangen, der Ersatz-Reserve überwiesen.

Unter der Ersatz-Reservepflicht, welche bis zur Vollendung des 31. Lebensjahres dauert, versteht man die Pflicht zum Eintritt in das Heer im Falle außerordentlichen Bedarfs. Man unterscheidet die Ersatz-Reserve 1. und 2. Klasse. In die letztere, welche im Frieden von allen militärischen Verpflichtungen befreit ist, werden vorzugsweise solche Mannschaften eingereiht, welche körperlich und geistig wenig geeignet sind. Die Ersatz-Reserve 1. Klasse soll zur Ergänzung des Heeres bei Mobilmachungen und zur Bildung von Ersatztruppenteilen dienen, und ihr müssen deshalb von den Überzähligen und sonstigen Zurückgestellten jährlich so viel Mannschaften überwiesen werden, daß mit fünf Jahrgängen der Bedarf für die Mobilmachung des Heeres gedeckt ist.

Nach einer im November 1878 vorgenommenen Zählung betrug die Zahl der tauglichen und abkömmlichen Ersatzreservisten 1. Klasse 190 935, eine Zahl, die seit jenem Zeitpunkt wahrscheinlich noch bedeutend gestiegen ist. Früher genossen diese Mannschaften im Frieden keinerlei militärische Ausbildung, doch lag der Gedanke nahe, ihre Kräfte wenigstens teilweise zur Verstärkung unsrer Heeresmacht besser zu verwerten.

Deutschland besitzt in den zwölf Altersklassen, welche dienstpflichtig sind (nämlich drei bei der Fahne, fünf bei der Reserve, vier bei der Landwehr), 1 300 000 ausgebildeter Soldaten. Diese Mannschaften, bei denen sich zum Kriegsausbruche immer noch kleine nicht vorher berechnete Ausfälle einstellen, werden fast ganz aufgebraucht durch die ins Feld rückenden oder zur Besatzung verwendeten Truppenteile. Bei den Ersatztruppen, welche den Nachschub für die Armee zu liefern bestimmt sind, verbleibt nur eine verhältnismäßig kleine Anzahl schon eingeübter Leute des Friedensstandes oder der Reserve, zum Teil auch noch solche, die aus irgend einem Grunde augenblicklich nicht recht für das Feld verwendbar sind. Dahin gehören z. B. Kranke, Rekonvaleszenten, ferner nachträglich Eingestellte, bei einem Kriege mit Frankreich vorläufig auch wohl die französischen Elsaß-Lothringer ꝛc. Diesen Mannschaften liegen nun die vielfachen Dienstverrichtungen ob, welche die Ersatztruppenteile in ihren Garnisonen zu besorgen haben. Nur wenige werden also, sobald der Krieg seine Lücken in die Armee reißt, frei sein, um in das Feld nachgeschickt zu werden. Bald kommt die Reihe an die erst im Mobilmachungsfalle eingestellten Rekruten, von denen jedes Ersatzbataillon eines Infanterieregiments mehrere hundert empfängt. Aus diesem Grunde ist es geschehen, und würde es ohne eine Änderung auch fernerhin geschehen, daß, wenn unsre Armee im Felde erhebliche Verluste durch Anstrengungen und Schlachten erleidet, sie schon kurze Zeit nach Beginn des Krieges nicht mehr aus ein, zwei und drei Jahr, sondern zum teil aus acht, zehn, zwölf Wochen gedienter Mannschaft besteht, der natürlich sehr viel an ihrer Kriegstüchtigkeit fehlt. Die Ausbildung der Ersatzrekruten kann aus naheliegenden Gründen nicht einmal gleich

anfangs bei der Mobilmachung beginnen. Zunächst muß das Ersatzbataillon, welches im Frieden nicht besteht, sich erst selber bilden. Dann verhindern auch die dringenderen Geschäfte für die in das Feld abrückenden Truppen, sowie die Beschlagnahme aller Transportmittel zur Versammlung der Armee die sofortige Einstellung. Nicht wenige Tage müssen vergehen, bis die jungen Leute ihre Bestimmungsorte erreicht haben, bis sie eingekleidet sind und dann ihre ersten Exerzitien beginnen. Inzwischen kann die Armee schon an der Grenze stehen, ja ihre Bewegungen begonnen haben, dem Feinde die ersten Treffen liefern und damit auch die ersten Verluste erleiden. Bei der reißenden Schnelligkeit, mit welcher die Kriege der Gegenwart in kultivierten Ländern geführt werden, entstehen klaffende Lücken sehr bald, und es wird notwendig, sie durch frische Streiter zu füllen. Welche Anforderungen ein kämpfendes Heer heutzutage in dieser Beziehung macht, erhellt zur Genüge aus dem Umstande, daß einzelne unsrer Armeekorps schon im ersten Kriegsmonate von 1870 eine Einbuße von 8000, selbst 10 000 Mann erfuhren. Nicht die Gefechte und Schlachten allein kosten viel Leute, sondern namentlich auch die Märsche, die während der einleitenden Epoche der großen Operationen meist gerade am anstrengendsten sind. In den Mängeln des Ersatzsystems mag es zum Teile gelegen haben, daß unsre Infanterie, welche 25 000 Kombattanten für jedes Armeekorps zählen soll, sich damals, nach den ersten vernichtenden Zusammenstößen mit den Franzosen nur noch selten über 15 000 oder 16 000 Gewehre erhob, oft aber erheblich hinter dieser Ziffer zurückblieb. Ein starkes Sinken des Mannschaftsstandes muß natürlich sehr lähmend auf die Energie der Kriegführung wirken, während nichts sie so fördern kann, wie der schnelle Ersatz der Verluste durch kriegsbrauchbare Soldaten.

Nach dem Gesetz vom 6. Mai 1880 sollen deshalb künftig soviel Ersatzreservisten 1. Klasse zu fünfmonatlichen Übungen herangezogen werden, wie der Mobilmachungs-Rekrutenbedarf der Armee beträgt. Die Übungen zerfallen in eine zu zehn, eine zu vier Wochen und zwei zu je vierzehn Tagen. In dieser Zeit ist es möglich, die ersten Grundlagen kriegerischer Fertigkeit zu erlernen, ohne den Mann zu sehr aus seinen bürgerlichen Verhältnissen herauszureißen. Auf diese Weise erhalten bei Ausbruch eines Krieges die Ersatztruppenteile auch nicht mehr ganz unvorbereitete Mannschaften, sondern nur solche, die schon ein oder mehrere Male im Frieden geübt haben, der tüchtige Nachschub für die im Felde stehenden Truppen ist nicht mehr so knapp bemessen, und der übrige Kriegsersatz wird noch erleichtert durch die Bestimmung, derzufolge die einexerzierten Ersatzreservisten nicht mehr nach fünf Jahren zur Ersatzreserve 2. Klasse übertreten, wie bisher, sondern bis zum Ablauf des 31. Lebensjahres in der ersten Klasse verbleiben. —

Im Gegensatze zu den geworbenen Heeren früherer Zeit, deren aus dem Auswurf aller Länder zusammengesetzte Reihen nur durch drakonische Gesetze in Zucht und Ordnung, überhaupt bei der Fahne gehalten werden konnten, bildet die deutsche Armee aus ihren Landessöhnen einen Ehrenstand, dessen Mitglieder nicht nur gesund an Leib und Seele, sondern auch moralisch würdig sind, dem Könige und dem Vaterlande in der Gefahr zu dienen. Der unverdorbene natür-

liche Sinn des größten Teils der deutschen Bevölkerung erkennt in der Zurückweisung vom Heeresdienste denn auch, wenn nicht eine Schande, so doch eine harte Zurücksetzung, und erstrebt den Diensteintritt trotz mancher damit verbundener persönlicher Unbequemlichkeit als eine Ehre. Das froh erregte Treiben der jungen Mannschaften nach der Gestellung, welches oft genug in seinem Übermute der Allgemeinheit lästig fällt, bekundet diese Anschauung, von der gleicherweise der freiwillige Eintritt zahlreicher Leute einen erfreulichen Beweis liefert.

Um nämlich die wissenschaftliche und die gewerbliche Ausbildung des einzelnen jungen Mannes möglichst wenig zu stören, ist es jedem derselben nach Beginn seiner Wehrpflicht, also nach zurückgelegtem 17. Lebensjahre gestattet, freiwillig auf drei Jahre, oder bei der Kavallerie und Artillerie auf vier Jahre einzutreten. Die Freiwilligen sind natürlich der Aushebung dann nicht mehr unterworfen, wählen sich die Waffengattung und den Truppenteil, und die „Vierjährigen" genießen auch einige Vorteile hinsichtlich ihrer Reservezeit. Im Jahre 1881 sind im ganzen 19 698 Freiwillige von den Truppen angenommen worden, mehr als 10% der Ausgehobenen, deren Zahl 140 988 betrug. Junge Leute von Bildung können unter gewissen Bedingungen ihrer Wehrpflicht durch einjährigen aktiven Dienst Genüge leisten. Aus ihnen gehen zum größten Teil die für den Krieg so notwendigen Reserveoffiziere hervor.

Die Ausgaben für das Heer sind bedeutend, und erreichten im Rechnungsjahre 1883/84 die Höhe von 368 420 104 M., wovon 43 577 536 M. auf Bayern entfielen. Der gesamte Haushaltsetat des Deutschen Reichs, einschließlich der für das Heer benötigten Summen, bezifferte sich für dasselbe Jahr in Einnahme und Ausgabe auf 590 556 634 M., so daß der Militäretat bedeutend mehr als die Hälfte der gesamten Reichseinnahmen verschluckt.

Als stets bereite Reserve für unvorhergesehene Fälle dient ein Reichskriegsschatz von 120 Millionen M., dessen bare Bestände in den sichern, wohlverwahrten Räumen des Juliusturmes in Spandau aufgestapelt sind. Dieser Turm ist eines der ältesten Baudenkmäler der Mark Brandenburg, ja die Sage will behaupten, daß Julius Cäsar ihn errichtet habe.

Da wo Spree und Havel inmitten eines weiten, meist sumpfigen und dichtbewaldeten Thales ihre Fluten vereinigen, erhebt sich das 40 Fuß hohe graue Gemäuer der alten Citadelle von Spandau, früher eine gewaltige Kriegsfeste, jetzt nur noch ein historisches Monument, aus der Mitte moderner Festungsbauten. In alten Zeiten lag hier das feste Schloß, dem der am äußersten Flußwinkel gelegene Juliusturm als Vorwerk diente.

Ein einfacher runder, in Backsteinen aufgeführter Turm ragt jetzt über die Mauer der auf der Südwestseite der Citadelle gelegenen Bastion König hervor. Noch wohl erhalten und in unserer Zeit mit einem neuen Sims versehen, scheint er eher an das spätere Mittelalter, als an wendischen, oder gar römischen Ursprung zu erinnern. Dennoch ist er zweifellos das älteste Bauwerk der Feste. In den Zeiten des Raubrittertums diente der Juliusturm dem markgräflichen Vogt des Schlosses Spandau zum sichern Gewahrsam für schwere Verbrecher, in dessen Verließen auch der gewaltige Freibeuter Dietrich von Quitzow nach



Der Juliusturm in Spandau.

seiner durch die thatkräftigen Bürger der offenen Stadt Spandau 1402 erfolgten Gefangennahme geschmachtet hat. Der Turm galt als besonders festes Gefängnis und „mit dem Julius bestrafen“ wurde ein landläufiger Ausdruck in der Mark.

Kurfürst Joachim begann 1560 den Bau der Citadelle von Spandau, in deren Umfang das alte Schloß und der Juliusturm [illegible] aufgenommen wurden.

Eine charakteristische Anekdote knüpft sich an diesen Bau. Als die Mauern der starken Festung aus den Gewässern der Havel und Spree emporzusteigen begannen, fiel es dem Kurfürsten auf, daß der hohe Turm der städtischen Nikolaikirche es dem Angreifer möglich machen werde, das Innere der Citadelle zu übersehen. Sogleich beschloß Joachim, zu erproben, ob diese Gefahr eine bedenkliche sei, oder ob man bei einer Belagerung vermögen werde, den Kirchturm von den Wällen aus sicher zu treffen und die Beobachtung auf diese Weise unmöglich zu machen. Ohne Zögern wurden schwere Stücke herbeigebracht, und das Bombardement begann. Aber die guten und getreuen Bürger von Spandau fanden nun doch, daß ihre Häuser durch die herabfallenden wuchtigen Geschosse nicht unerheblichen Schaden litten, sie machten also gegen den Baueifer des Landesvaters lebhafte Vorstellungen. Zu Joachims Ehren erwähnen die Chronisten, daß die Bitte der Bürger schnelle Erhörung fand, und daß der milde Fürst befahl, das Feuer einzustellen. Das geschah im Jahre des Heils 1565.

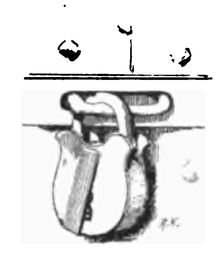
Später, als im Jahre 1813 die französische Garnison in Spandau sich tapfer gegen das preußische Belagerungskorps wehrte, ist der Juliusturm in

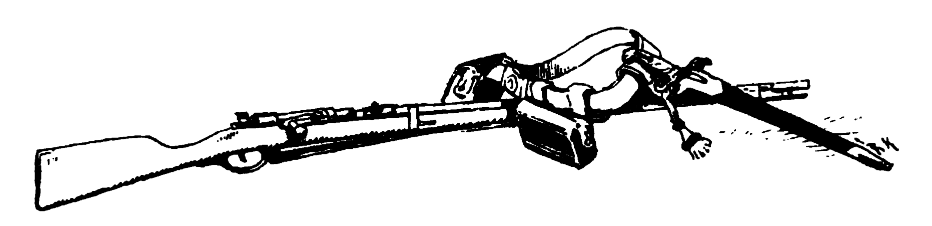
Brand geschossen und hat. im Innern völlig ausgebrannt, dann lange Zeit als Ruine dagelegen. Erst 1842 wurde das alte Bauwerk von Grund aus restauriert. Der ehemalige Eingang war durch das dicht vor demselben erbaute Laboratorium verschlossen worden und man stieg deshalb auf Leitern zu einer obern Öffnung der Ruine hinauf. Von Bastion König aus wurde jetzt eine Thür durch die hier noch 9' dicken Mauern gebrochen, welche in das mittlere Stockwerk des Turmes führt. Dieses Stockwerk liegt auf gleicher Höhe mit dem innern Raum der Bastion, zu der eine Rampe hinaufführt, welche die Thür des Turmes und die hoch über dem Thore der Citadelle gelegene Kommandantenwohnung zugänglich macht. Dann erhielt der 38' im Durchmesser haltende Turm an Stelle des früheren spitzen Ziegeldaches ein flaches Dach, welches durch einen neuaufgesetzten Sims ganz verdeckt ist. Der Rand dieses Simses ragt 113' über den Wasserspiegel der Havel und 75' über den Bastionshof und der Eingangsthür empor. Drei feuerfest eingewölbte Stockwerke sind im Innern jetzt durch eine Wendeltreppe verbunden, von denen nur die beiden obern durch schmale Scharten von außen spärliches Licht erhalten.

Unberufene werden wohl kaum je dazu gelangen, die hinter den schweren Eingangsthüren geborgenen Schätze, welche unter der Verwaltung des Reichskanzlers stehen, in Augenschein zu nehmen. Dagegen erscheinen jährlich zur Revision zwei Mitglieder der Reichsschulden-Tilgungskommission an der ehernen Pforte; dem gleichzeitigen Drucke der zierlichen, im Besitze der beiden Würdenträger befindlichen Schlüssel gibt diese nach, und der Eingang in die Rotunde ist gewonnen. Die ganze hier aufbewahrte Summe ist in zehn größere Abteilungen zerlegt, deren jede wieder in zwölf Unterabteilungen zerfällt. Eine dieser letzteren birgt also gerade eine Million Mark in zehn gleichwertigen Beuteln. Die Revisoren bestimmen einzelne Abteilungen und Unterabteilungen und das Durchzählen d[illegible] diesen enthaltenen zu einem Dritteil aus Kronen, zu zwei Dritteilen aus [illegible]elkronen zusammengesetzten Beständen geschieht verhältnismäßig rasch durch ein anwesendes Militärkommando. Dann geht noch die Prüfung der gleichfalls hinter den dicken Mauern des Juliusturmes aufbewahrten andren großen Fonds: für die Reichsinvaliden, für den Reichsfestungsbau und die Errichtung des Reichstagsgebäudes vor sich; alles ist in Richtigkeit, die Lampen verlöschen, die mächtigen Thore schließen sich, und unter dem Schutze des einsamen Militärpostens ruhen ungestört weiter die sorgsam zurückgelegten großen Summen, welche in Zeiten der Gefahr dem deutschen Reiche fast eben so nötig sind, wie die bewaffneten Söhne des Landes. „Zum Kriegführen gehört Geld, nochmals Geld und abermals Geld.“ Dieser, einem erfahrenen österreichischen Feldherrn, dem Fürsten Montecuculi, in den Mund gelegte Ausspruch hat heute mehr denn je seine Berechtigung. Die deutsche Armee im Felde wird fast 1½ Million Mark für den Tag kosten und dazu kommt eine erste außerordentliche Ausgabe von 30 Millionen für die Aufstellung des Heeres, die Ausrüstung mit Pferden und Material und den Transport nach der Grenze. Dort schnell und geordnet zu erscheinen, ist die wesentliche Vorbedingung für den spätern Sieg, und dazu sollen die großen Bestände an barem Gelde dienen.

Die Kosten und Lasten, welche das stehende Heer unsrem Vaterlande auferlegt, erscheinen erst im rechten Lichte durch einen Vergleich mit den bezüglichen Verhältnissen andrer Großstaaten. Frankreich zählt 37 672 048 Bewohner, besitzt im Frieden eine Armee von 502 786 Mann, und gibt dafür 605 307 000 Frank oder rund 484 Millionen Mark aus. Das riesige Rußland mit seiner 100 Millionen Seelen übersteigenden Bevölkerung verfügt bei einem jährlichen Kostenaufwand von 193 089 960 Rubel oder mehr als 600 Millionen Mark über eine Friedensarmee von 635 856 Mann. Von England ganz zu geschweigen, dessen verhältnismäßig schwaches, geworbenes Heer von kaum 190 000 Mann die bedeutende Summe von mehr als 16 Millionen Pfund Sterling oder über 320 Millionen Mark kostet; so stellt endlich Österreich, unser Nachbar und Verbündeter, bei einer Bevölkerungsziffer von 37 882 712 Seelen seine Friedensarmee in der Stärke von 255 084 Mann auf und verausgabt dafür 102 413 318 Gulden, also etwa 200 Millionen Mark.

Wenn das Deutsche Reich mit 45 234 061 Einwohnern an seiner Kriegsrüstung auch schwer genug zu tragen hat, so ist aus den vorstehenden Ziffern doch ersichtlich, daß die andern Staaten mindestens ebenso, teilweise aber erheblich stärker belastet sind. So lange deshalb eine allgemeine Abrüstung, dieses erstrebte Utopien der Friedensfreunde, nicht in Aussicht steht, kann das seiner geographischen Lage nach von allen Seiten dem feindlichen Angriffe ausgesetzte Deutschland sein Heer nicht verringern. Das treffende Wort des Feldmarschall Moltke, nach welchem unser Vaterland fünfzig Jahre gerüstet bleiben muß, um die Errungenschaften der letzten glorreichen Feldzüge zu verteidigen und zu bewahren, macht vielmehr der Überzahl unsrer Nachbarn an Streitern gegenüber den sorgsameren weitern Ausbau deutscher Heereseinrichtungen zu einer dringenden Notwendigkeit und zur patriotischen Pflicht. Alle Vaterlandsfreunde sollten deshalb einmütig in der Abwehr solcher Angriffe zusammenstehen, welche durch den zersetzenden Einfluß politischen Parteigetriebes gegen den Bestand des Heeres unternommen werden, wie sie ja im ganzen und einzelnen die damit verbundene schwere Bürde tragen zu Nutz und Frommen des einigen Deutschen Reichs, zum Schutze seiner innern Entwickelung und zur Erhöhung seiner äußern Machtstellung.





Die preußische Armee
und die ihr eng verbundenen Kontingente.

Allgemeines.

Die preußische Armee und die ihr eng verbundenen Kontingente umschließen eine Streitmacht von 123 Regimentern Infanterie, 14 Bataillonen Jäger, 269 Landwehr-Bezirks-Kommandos, 73 Kavallerieregimentern, 29 Regimentern Feldartillerie, 11 Regimentern und 2 Bataillonen Fußartillerie, 15 Bataillonen Pioniere, 1 Eisenbahnregiment, 14 Bataillonen und 1 Kompanie Train, im ganzen 14008 Offiziere und 330629 Unteroffiziere und Mannschaften.

Diese Streitmacht wird zusammengefaßt in 14 Armeekorps, nämlich in das Gardekorps, die Provinzialarmeekorps Nr. 1—11, 14 und 15. Das letztere, zur Grenzwacht in den neu gewonnenen Reichslanden bestellt, zählt insofern hierher, als es zum überwiegenden Teile aus preußischen Regimentern zusammengesetzt ist. Doch sind auch je ein sächsisches und ein württembergisches, wie das braunschweigische Infanterie-Regiment in seine Ordre de Bataille eingereiht. Außerdem sind bayrische Truppenteile aller Waffen dem 15. Armeekorps attachiert.

Das Gardekorps steht vorzugsweise in den Garnisonen Berlin, Potsdam und Spandau. Da die größten und schönsten Leute der ganzen Monarchie seinen Reihen überwiesen werden, so lernt jährlich ein nicht unbedeutender Prozentsatz der heranwachsenden Generation die großen Verhältnisse der Reichshauptstadt, das Leben und Treiben in dem Zentrum eines machtvollen staatlichen Organismus und ebenso die Eigentümlichkeiten der verschiedenen Stämme kennen, welche sämtlich unter dem Hohenzollernaar vereinigt sind. Auch dem Blödesten erweitert sich dabei unbewußt der Blick, mit neuen Anschauungen kehrt er in die heimatliche Provinz zurück und weiß nicht selten den dortigen engen Verhältnissen den Anstoß zu neuem Aufschwunge zu geben. Die Soldaten der Garde genießen das schöne Vorrecht, als Leibwache des erlauchten Herrschers zu dienen. Jedem von ihnen ist es im Laufe seiner Dienstzeit vergönnt gewesen, das ernstmilde Antlitz des greisen Monarchen von Angesicht zu Angesicht zu schauen, jeder ist täglich und stündlich Zeuge von der unbegrenzten Liebe, welche dem verehrten Kaiser aus allen Schichten der Bevölkerung entgegengetragen wird, jeder ohne Ausnahme trägt das verstärkte Gefühl stolzer Königstreue zurück in den Kreis der Seinigen. Die große Menge der preußischen Bevölkerung erkennt es als einen Vorzug, wenn der Sohn und Bruder zur Garde „geschrieben" wird, und wenn „zweierlei Tuch" schon an und für sich eine große Anziehung auf ländliche und städtische Schönen ausübt, so wirken die Litzen der Gardisten mit verstärkt magnetischer Gewalt auf


Uniformen des Gardekorps.

das hingebende weibliche Gemüt. Von vornherein hat die Garde ihre Anziehungskraft auch auf die Bewohner von Elsaß-Lothringen in einer Weise ausgeübt, daß der Oberpräsident von Moeller seiner Zeit die Erlaubnis nachgesucht und erhalten hat, Wehrpflichtige aus den Reichslanden nach ihrem Wunsche in unbeschränkter Zahl dem Gardekorps zu überweisen.

Erscheint das preußische Gardekorps schon in politischer Hinsicht als eine bedeutungsvolle Institution, so ist sein Bestand vom Standpunkte des Soldaten aus von nicht geringerer Wichtigkeit. Das Gardekorps ist eine Elitetruppe, nicht seiner glänzenden Uniformabzeichen oder besonderer kriegerischer Tüchtigkeit wegen, sondern weil die fortwährend unter den Augen des Kriegsherrn, als erstem Soldaten der Armee, stehenden Abteilungen besonders geeignet sind, den altererbten preußischen Geist aufrecht zu erhalten und als Pflanzschule für Neuerungen und Verbesserungen zu dienen. Von Truppen des Gardekorps pflegen Versuche angestellt zu werden, welche der Kriegsherr befiehlt, mag es sich um die Einführung eines Gewehrs oder anderer minder hervorragender Bewaffnungs- und Ausrüstungsstücke, oder um taktische Neuerungen und Verbesserungen handeln. Dabei ist die auf verhältnismäßig engem Raume versammelte Garde wie kein zweites Korps des deutschen Heeres imstande, ohne bedeutende Kosten Übungen mit größeren Truppenmassen auszuführen. Früher haben übelwollende Beurteiler das Gardekorps wohl als eine bloße Paradetruppe bezeichnet und ihm die kriegerische Tüchtigkeit absprechen wollen. Solche Stimmen sind verstummt, seit die preußische Garde auf böhmischen und französischen Schlachtfeldern reiche Lorbeeren geerntet hat.

Im allgemeinen kann das Gardekorps als hauptsächlichster Träger der alten preußischen Tradition gelten, welche aus den Tagen Friedrichs des Großen auf die Enkel überkommen ist. In keiner Armee der Welt aber spielt diese Tra-

dition eine größere Rolle, als in der preußischen, wo viele Dinge des innern Dienstes lediglich oder doch vornehmlich auf ihr beruhen. Während beispielsweise andere, auch kleinere Heere umfangreiche gedruckte Werke besitzen, in denen genau festgestellte Bestimmungen über alle nur möglichen militärischen Verhältnisse gegeben werden, kannte die preußische Armee derartige „Dienstvorschriften“ gar nicht. Außer den allerhöchsten Kabinettsordres über einzelne bestimmte Punkte, und den Dienstvorschriften für das Gardekorps, welche zu Anfang dieses Jahrhunderts durch den kommandierenden General Herzog Karl von Mecklenburg zusammengestellt sind, und die wohl allgemein angenommen, aber doch nur den wenigsten Offizieren wirklich bekannt sind, gilt nur die sorgsam behütete und bewahrte Tradition.

Vor den Kriegen, welche der preußischen, der deutschen Armee neuen Waffenruhm eingetragen haben, spielte die Figur des „Jardeleutnants“ in den Witzblättern eine hervorragende Rolle. Der mit scharfem Auge bewaffnete Zeichner oder Schriftsteller weiß auch aus dem heutigen Alltagsleben der Armee noch manchen humoristischen Vorwurf zu entnehmen. Aber Stift und Feder behandeln im allgemeinen die Schwächen und Eigenheiten, welche der Armee und ihren Angehörigen ankleben mögen, nicht mehr mit der hohnvoll wegwerfenden Art früherer Tage, sondern wissen selbst der Karikatur einen gewissen wohlwollenden Zug zu verleihen. Die richtige Empfindung bricht sich eben immer mehr Bahn, daß das deutsche Heer, als „das Volk in Waffen“, wie der Kaiser es schon vor Jahren so treffend bezeichnet hat, nicht ein in sich abgeschlossener, zu den bürgerlichen Staatsangehörigen in einem gewissen Gegensatze stehender Teil der Bevölkerung ist, sondern durch Bande aller Art auf das innigste mit dem ganzen organischen Staatsleben verschmolzen ist. Und ebenso ist und wird das Offizierkorps immer mehr in seiner inneren Tüchtigkeit erkannt als Führer des Heeres im Kriege, als Lehrer und Vorbild im Frieden, und die harmlosen äußeren Schwächen einzelner Mitglieder werden als Ausschreitungen betrachtet, ohne welche menschliche Einrichtungen und Verhältnisse kaum gedacht werden können. Namentlich werden, wie dies sonst von unberufener Seite oft nur zu gern geschah, die Offiziere der Garde nicht mehr in Gegensatz zu den Linienoffizieren gebracht.

Das bürgerliche Element in der Armee.

Seit mehreren Jahren tritt in den Reichstagsdebatten die sich stets wiederholende Behauptung auf, daß innerhalb des deutschen Heeres die Offiziere mit adligem Namen vor denen bürgerlicher Herkunft den Vorzug genössen und namentlich bei dem Avancement in höhere Stellungen über Gebühr und vorzugsweise berücksichtigt würden. Wie die beliebte und gleichfalls verschiedentlich vorgebrachte Darstellung, als ob das Linienoffizierkorps eine abgesonderte, in schroffem Kastengeist aufgehende Stellung innerhalb des breiten Rahmens der aus der allgemeinen Wehrpflicht hervorgegangenen Armee einnähme, diese Körperschaft weit über die Grenzen des Heeres hinaus herabsetzen muß, so birgt sich eine direkte

Gefahr für die innere kernige Tüchtigkeit der Armee in dem Vorwurfe von einem bestehenden Unterschiede zwischen adligen und bürgerlichen Offizieren. Derselbe scheint nur zu geeignet, den Keim des Mißtrauens und gegenseitiger Gehässigkeit zu säen innerhalb der homogen gegliederten und fest zusammenhaltenden Gemeinschaft der Offiziere, welche sich nach jahrhundertelanger Tradition völlig eins weiß in ihrem Fahneneide, ihrer Treue gegen den allerhöchsten Kriegsherrn und dem idealen Streben nach den höchsten sittlichen Gütern der Menschheit.

Gewiß werden die Parlamentsredner, welche sich zum Organe der angeblich zurückgesetzten Offiziere machen, wenn sie auch bestimmt kein Mandat zu solchem Vorgehen aufweisen können, immerhin sich auf einzelne Thatsachen und Vorfälle stützen können, die einer derartigen Auslegung fähig sind. Im großen und ganzen ist aber gegen eine in ihren Zielen bewunderungswürdige, in ihren Mitteln und Wegen unantastbare Verwaltung nie ein härterer und ungerechterer Vorwurf erhoben worden, und man kann dreist behaupten, daß in keiner Armee der Welt Nepotismus und jede andere Art von Bevorzugung so selten vorkommt, als innerhalb des deutschen Heeres.

Das Offizierkorps der Armee ergänzt sich zum Teil aus den Zöglingen des Kadettenkorps. In diesem finden, wie allgemein bekannt, der überwiegenden Mehrheit nach die Söhne von Offizieren Aufnahme und die jährliche Kadettenverteilungsliste weist bürgerliche und adlige Namen in ungefähr gleicher Zahl auf. Anderseits melden sich junge Leute bei demjenigen Truppenteile als Offiziersaspiranten, welchem sie anzugehören wünschen. Der Regimentskommandeur entscheidet ohne Beeinflussung von irgend welcher Seite und ohne daß er nötig hat, seinen Entschluß zu motivieren, über deren Aufnahme nach eigener gewissenhafter Überlegung völlig selbständig. Er ist dem Kriegsherrn nicht dafür verantwortlich, daß das Offizierkorps des Regiments vollzählig ist, wohl aber für den innern Zustand desselben, die gediegene Gleichmäßigkeit des Ganzen und die brauchbare sittliche und moralische Tüchtigkeit des Einzelnen. In Erfüllung seiner große Verantwortlichkeit einschließenden Pflicht zieht der Regimentskommandeur deshalb die gesamten, auch ihm nicht aus persönlicher Anschauung bekannten, Verhältnisse des Bittstellers in Erwägung, seine Erziehung, die gesellschaftliche Stellung der Eltern und ihre finanzielle Lage, und der Entschluß zur Abweisung eines jungen Mannes, den eigne Neigung und der Wunsch der Angehörigen dem Waffenhandwerk zuführen will, wird sich zu einem um so schwierigeren gestalten, je mehr es dem höheren Offizier darum zu thun sein muß, durch Heranziehung neuer geeigneter Kräfte die schwere Last des täglichen Friedensdienstes auf mehr Schultern zu verteilen. Die körperliche Tüchtigkeit und notwendige wissenschaftliche Vorbildung immer vorausgesetzt, werden deshalb junge Leute, deren Familie schon Beziehungen zu der Armee unterhält, immer leichter Aufnahme in einem Regimente finden, während manche andre nur zu häufig keine andre Berechtigung geltend zu machen wissen, als den auf die angehäuften Reichtümer des Vaters gestützten Anspruch. In der Abwägung der Gründe für und wider bei der Entscheidung über die Annahme eines Offiziersaspiranten verfahren übrigens adlige, wie bürgerliche Regimentskommandeure nach ganz gleichen Grundsätzen und das ist um so

beachtenswerter, als namentlich die letzteren erfahrungsmäßig mit einer verhältnismäßig großen Zahl von Gesuchen bedacht werden, die sie aus innern Gründen abzulehnen sich gezwungen sehen, welche mit dem Namen des Betreffenden durchaus nichts zu thun haben. Die Annahme wäre eben Pflichtverletzung. Wer aber wollte ernsthaft die fleckenlose Ehre einer großen Zahl hochgebildeter und hochachtbarer Männer, welche in ernstem, würdigen Streben zu der verantwortungsreichen Stellung des Regimentskommandeurs herangereift sind, in beleidigender Weise durch die Voraussetzung angreifen, als ob dieselben an die Stelle sachgemäßer Pflichterfüllung ein Standesvorurteil treten ließen? Niemand im ganzen weiten deutschen Reiche, welcher sich der Mühe unterzieht, vorurteilsfrei zu prüfen und zu urteilen.

Als ein besonderer Stein des Anstoßes gilt die vielverschriene, schwierige „Majorsecke". Zu verschiedenen Malen ist im Parlament die Behauptung aufgestellt worden, daß es einer verhältnismäßig größeren Zahl adliger Offiziere gelänge, diese Klippe glücklich zu umschiffen. Auch über die der Armee besonders nahe stehenden Kreise hinaus ist die Überzeugung von der Notwendigkeit einer sorgfältigen Auswahl für die Besetzung der höheren Kommandostellen aus rein militärischen und aus zahlreichen, noch höher stehenden Gründen des Allgemeinwohls durchweg anerkannt. Außer den Anforderungen an ein gewisses Maß allgemeiner und fachmännischer Bildung erscheint vollkommene Rüstigkeit des Körpers und Frische des Geistes für den höheren Offizier ganz unerläßlich und in dem Maße, wie der erweiterte Gesichtskreis und die Verantwortlichkeit nach oben größere Dimensionen annimmt, tritt die Notwendigkeit einer Anzahl moralischer und Charaktereigenschaften immer mehr in den Vordergrund. Einem vortrefflichen Kompaniechef mangelt vielleicht der Überblick zur taktischen Verwendung eines Bataillons, oder die Fähigkeit, auf das Offizierkorps eines Regiments in der richtigen Weise einzuwirken, und der schneidige Divisionsgeneral besitzt zuweilen weder die ruhige Überlegung noch den weitumfassenden Geist des Feldherrn. So kann es nur wenigen aus der Zahl der jungen Männer, welche alljährlich als Offiziere in die Armee treten, vergönnt sein, im ehrgeizigen Streben nach dem Feldmarschallsstabe die höchsten Stufen auf der steilen Leiter militärischer Hierarchie zu erklimmen. In dem Bemühen, jeden einzelnen Offizier ohne Ansehen der Person nach seinen Eigenschaften, Fähigkeiten und Leistungen richtig zu beurteilen, wird die obere Heeresleitung unterstützt durch die sogenannte Konduitenliste, in welche der Kommandeur seine Bemerkungen einträgt. Dabei ist dem weitverbreiteten Irrtume entgegenzutreten, als ob diese Qualifikationsberichte zu Willkürlichkeiten und Unredlichkeiten der Vorgesetzten mißbraucht werden könnten. Zwar haben sie im allgemeinen den Charakter geheimer Aktenstücke, doch ist es überall Sitte, und in einigen Armeekorps wohl sogar Vorschrift, den Offizier, über welchen Ungünstiges berichtet werden muß, davon zu verständigen, wie derselbe sich auch den Einblick in das schriftliche Zeugnis erbitten kann. Daneben ist auch keineswegs das eine Urteil des Regimentskommandeurs allein maßgebend für die weitere Beförderung eines Offiziers. Es ist vielmehr eine wesentliche Aufgabe der höheren Vorgesetzten, der Brigade- und Divisionskommandeure, wie

der kommandierenden Generale, auf jede Weise und so namentlich auch im Laufe der zahlreichen Besichtigungen und der Herbstmanöver die einzelnen Offiziere ihres Befehlsbereichs persönlich nach allen Seiten kennen zu lernen. Alle drei genannten Instanzen fügen bei der periodischen Eingabe an den allerhöchsten Kriegsherrn, welcher sich selbst die letzte Entscheidung in allen Angelegenheiten des Offizierkorps vorbehalten hat, den Qualifikationsberichten mit eigner Hand die nötig scheinenden Bemerkungen hinzu. Nun ist neben den notwendigen Erwägungen für das Beste des Dienstes das Wohlwollen für die Person des Einzelnen der durchschlagende Charakterzug aller Beurteilungen. Aber selbst, wenn Übelwollen nicht allen diesen hochgestellten Offizieren ein völlig vorurteilsfreies Urteil zutraut, ist es denkbar, daß sie in ihrer Gemeinschaft Ehre und Pflicht so weit vergessen sollten, um einen Untergebenen nicht nach seinen Leistungen, sondern danach zu beurteilen, ob er einen adligen oder bürgerlichen Namen führt? Nein, doppelt und dreifach nein, und in Erfüllung einer Herzenspflicht möchte der Verfasser hinzufügen, daß ihm in jahrelanger eigner Beobachtung und Erfahrung nie eine Thatsache bekannt geworden, nie der Verdacht geäußert, nie ein Gerücht zu Ohren gekommen ist, daß ein sonst tüchtiger Offizier nicht Stabsoffizier, oder nicht Regimentskommandeur geworden oder überhaupt im Avancement benachteiligt sei, weil sein bürgerlicher Name ihm hindernd im Wege gestanden hat.

Dem gegenüber könnte man einwerfen, daß thatsächlich ein überwiegender Bruchteil der höheren Offiziere adlige Namen führt. Doch erklärt sich dieser Umstand auf durchaus natürliche und sachgemäße Weise und ist nur vorweg zu bemerken, daß sich die folgenden Erwägungen lediglich auf die preußische Armee beziehen. In Bayern und Württemberg ist die Führung des Adelsprädikats mit der Verleihung bestimmter Ordensklassen ohne weiteres verbunden und die zahlreichen adligen Namen unter den höheren Offizieren rühren zum großen Teil wohl von diesem Umstande her. In Preußen dagegen liegt die Sache etwas anders. König Friedrich Wilhelm I. hat durch sein organisatorisches Talent und indem er den Offizieren durch Befreiung von den entehrenden Strafen das hohe Gefühl der Ehre und der Pflicht einflößte, den Grund zu der späteren Entwickelung der preußischen Armee gelegt, welche sein großer Sohn zu den höchsten kriegerischen Leistungen führte und begeisterte. Beide Fürsten nahmen, dem Geiste damaliger Zeit entsprechend, nur adlige Offiziere in die preußische Armee an. Lediglich in den Freitruppen, Husaren, Jägern und „anderem Gesindel“, wie Friedrich der Große diese Formationen gelegentlich einer Bestimmung über das Tragen von Schnurrbärten nennt, kamen auch wohl bürgerliche Offiziere vor. Mit Recht erblickten die preußischen Könige in dem lediglich adligen Offizierkorps den innern, festen, verläßlichen Kern ihrer Armee. Anderseits trat dieser durchweg wenig bemittelte Adel in immer breiterer Ausdehnung in die Reihen der Armee, seine Söhne erblickten das höchste Ziel ihres Strebens in der Erlangung des Offiziersportepees und bilden noch heute nach Tradition, Erziehung und Schulung einen besonders wünschenswerten Ersatz des Offizierkorps. Die märkischen Junker damaliger Zeit haben redlich und in hervorragendem Maße geholfen, um dem heutigen Preußen seine welthistorische Stellung zu ermöglichen und so darf

man sich nicht wundern, daß in traditionell konservativer Weise noch in dem ersten Drittel unsres Jahrhunderts das preußische Offizierkorps durchweg dem Adel angehörte. Seit den letzten zwanzig Jahren hat sich auch in diesem Verhältnis, wie in so mancher andern Hinsicht, eine durchgreifende Veränderung vollzogen. Das gebildete Bürgertum konnte infolge der politischen Ereignisse und der Notwendigkeit zur Vergrößerung des Heeres schon aus Mangel an der genügenden Zahl adliger junger Männer im Offizierkorps der Armee überhaupt nicht mehr entbehrt werden, ist aber dann in den Reihen desselben, welches keine Zwiespältigkeit kennt, selbstverständlich als voll- und gleichberechtigt aufgenommen worden. Zum Teil erklärt sich die kleine Zahl höchstgestellter bürgerlicher Offiziere somit aus dem Umstande, daß zur Zeit ihres Diensteintrittes überhaupt das bürgerliche Element in der Armee noch weniger zahlreich vertreten war als jetzt, anderseits hat der Gebrauch preußischer Könige, hochgestellte Offiziere und Beamten in den Adelstand zu erheben, das Seinige zu dieser Erscheinung beigetragen. Die Ranglisten der Armee verzeichnen eine erhebliche Zahl von Namen, deren Träger einem solchen mehr oder weniger jungen Adel angehören, also doch vor nicht gar zu ferner Zeit aus dem Bürgerstande hervorgegangen sind. Ohne hier in theoretische Erörterungen über die Vorteile und Nachteile von solchen Standeserhöhungen einzutreten, wird gewiß jeder Leser der Behauptung zustimmen, daß, so wert man seinen altererbten, guten bürgerlichen Namen hält, doch jeder königstreue Mann die Gnade des Monarchen dankbar glücklich empfinden wird, welcher Verdienste um den Staat durch solche Erhebung anerkennen und belohnen will.

Das Überwiegen adliger Namen in den Garderegimentern und einzelnen Truppenteilen der Linie findet seine natürliche Erklärung in äußeren Verhältnissen. Jene stehen durchweg in angenehmen Garnisonen und der Zudrang zu ihnen von seiten der Söhne früherer Regimentsangehöriger und, so weit namentlich die Gardekavallerieoffiziere einen erheblichen Zuschuß aus dem Privatvermögen bedürfen, von den reichsten und angesehensten Familien der Geburtsaristokratie ist so groß, daß die Regimentskommandeure aus vielen jungen Leuten, deren Verhältnisse ihnen nach jeder Richtung bekannt sind und zusagen, nur den wünschenswertesten Zuwachs für das unterstellte Regiment herauswählen. In manchen preußischen Provinzen, in der Mark, in Pommern und einzelnen Teilen Schlesiens, wo ein zahlreicher Landadel auf seinen Edelsitzen den lebhaftesten geselligen Verkehr mit den benachbarten Garnisonen unterhält, haben oft Vater und Großvater schon in einem bestimmten Regimente gedient. Dieses ist deshalb fest mit der ganzen Umgegend verwachsen und verknüpft, und die Söhne jener alten Kameraden treten wieder und wieder in seine Reihen. In diesen Regimentern finden sich deshalb die Namen der alten preußischen Adelsfamilien am stärksten vertreten, während das Bürgertum, das verhältnismäßig neue Element in der Armee, in solchen Regimentern, und das gilt von der Infanterie und Kavallerie gleicherweise, stärker hervortritt, wo nicht schon ein solcher, gewissermaßen angestammter Nachwuchs vorhanden ist. So weisen die Truppenteile an den äußersten Grenzen, in Posen, wie anderseits im Westen des Reiches, den größten Prozentsatz an nichtadligen Offizieren auf.

Am erfolgreichsten wird die Behauptung einer ungerechten Bevorzugung des Adels widerlegt durch einen Blick in das Namensverzeichnis derjenigen Körperschaften, in denen man mit Recht die Vereinigung der größten Kapazität und Leistungsfähigkeit erwartet. Im Kriegsministerium ist die Zahl bürgerlicher und adliger Offiziere gleich groß, ja die Wagschale neigt sich ein wenig auf die Seite der ersteren, wenn man einige erst vor kurzem mit dem Adelsprädikat versehene Namen mit in Anschlag bringt. Im Generalstabe der Armee beträgt die Zahl bürgerlicher Offiziere etwa vierzig Prozent, und dieses Verhältnis gestaltet sich noch erheblich mehr zu gunsten derselben, wenn man berücksichtigt, daß ihre Zahl in den einzelnen Truppenteilen die Hälfte des Gesamtbestandes nirgends oder doch nur in einzelnen Fällen übersteigt. In der That finden sich im Generalstabe Söhne aus den stolzesten Aristokratenfamilien mit den Trägern einfach bürgerlicher Namen zu gemeinsamer Arbeit vereint und in diesem Zusammenströmen nach der Pflanzstätte künftiger Heerführer von Offizieren aller Waffen und aller Truppenteile ohne Ansehen der Geburt liegt der beste Beweis von dem innigen Zusammenhange des preußischen Offizierkorps.

„General oder Kornet, es sind alles meine Offiziers“, hat Friedrich der Große einmal gesagt, und adlig oder bürgerlich, ich erkenne in ihnen allen lediglich meine Offiziere, könnte unser Kaiser sprechen, wenn eine Erklärung in solchem Sinne nötig sein würde. Das ist aber keineswegs der Fall. Das Offizierkorps und mit ihm die Armee weiß sich geeint durch Erziehung, Disziplin und gleiche Ziele, und ist beseelt von dem einen hohen Gedanken unerschütterter Treue und freudigen Gehorsams. Das Band wahrer Kameradschaft umschlingt gemeinsam die Offiziere mit adligem und mit bürgerlichem Namen, und in dem Gefühle solcher Zusammengehörigkeit — mag dasselbe aus Unkenntnis oder bösem Willen noch so oft als Kastengeist verketzert werden — wird das Offizierkorps nicht dulden, daß gegenseitiges Mißtrauen, Eifersucht oder gar Klassenhaß seine innige feste Gliederung jemals lockert, wenn auch die Achillesferse in dem unbefriedigten Ehrgeiz manches früheren Offiziers, dem die Kräfte im Streben nach den höchsten Ehren erlahmt sind, unverkennbar ist.

Der Kaiser und die Prinzen.

Der König, als Chef seiner Armee, trifft persönlich die letzte Entscheidung über alle die Heeresangelegenheiten betreffenden Fragen von Wichtigkeit. Als ein Erbteil seiner Vorfahren ist dem jetzigen Kaiser eine große Vorliebe für die Armee überkommen und im Laufe eines langen, an schweren Sorgen und glänzenden Erfolgen gleich reichen Lebens hat der hohe Herr deren schwerwiegende Bedeutung für den Staat doppelt würdigen gelernt. Es war eine Zeit tiefer Erniedrigung, als der zehnjährige Prinz Wilhelm von Preußen zum erstenmale die Tracht des Soldaten anlegte, und seit mehr als siebzig Jahren ist sie das Lieblingskleid des Heldenkaisers geblieben, der aber durch dasselbe nicht nur äußerlich mit der Armee verbunden ist. Erziehung, äußere Umstände und innere Neigung haben vielmehr zusammengewirkt, um aus dem schwachen, prinzlichen Knaben

einen ganzen Soldaten in des Wortes edelster und bester Bedeutung zu machen. Prinz Wilhelm hatte in seinen Jünglingsjahren den blutigen Ernst des Krieges kennen gelernt; der gereifte Mann erkannte zuerst im vollen Umfange den erschlaffenden Einfluß, welchen die langen Friedensjahre auf den innern Halt der preußischen Armee ausüben mußten: aus der eigensten Anregung des Prinz-Regenten ging deshalb die Armee-Reorganisation hervor. Mit altem Schlendrian wurde aufgeräumt, die Truppenteile vermehrt, der Ersatz geregelt, Ausbildung und innere Ordnung verbessert, ein neues Gewehr den Soldaten in die Hand gegeben, und mit einer bewunderungswürdigen Festigkeit und Willenskraft setzte der konstitutionelle König gegen die Anschauungen der verblendeten Volksvertretung alle die militärischen Maßnahmen durch, welche er als notwendig und richtig erkannt hatte. Diese vielgeschmähte Armeereorganisation ist grundlegend für die späteren Waffenerfolge preußischer und deutscher Heere überhaupt gewesen, und der gesunde, aus den Ideen eines Scharnhorst und Gneisenau zu Anfang unsres Jahrhunderts herübergenommene Gedanke, die Armee als das Volk in Waffen zu gestalten, ist nach den glorreichen Siegen deutscher Waffen von fast allen europäischen Staaten nachgeahmt.

Das deutsche Volk verehrt in Kaiser Wilhelm dem Siegreichen den Kriegshelden, welcher den Traum von Jahrhunderten der Wirklichkeit entgegengeführt hat, und den mächtigen Herrscher; die Armee folgt mit Begeisterung einem geliebten Feldherrn und erkennt in Dankbarkeit die ihr vom „Vater des Heeres“ gewidmete Sorge. Eine weit über das gewöhnliche Maß hinausreichende Arbeitskraft zeichnet den Kaiser aus, der gleich seinem königlichen Urahn sich als den ersten Diener des Staates und gewissenhafte Pflichterfüllung als führende Lebensregel betrachtet. So findet er neben der sorgsamen Erledigung aller Staatsgeschäfte noch die Zeit zu eingehender Beschäftigung mit allen das Heer betreffenden Angelegenheiten.

Solche Arbeit und Sorge kann nicht ohne folgenschwere Rückwirkung bleiben und in der That findet der Geist pflichttreuer Arbeitsamkeit, williger Unterordnung und freudigen Gehorsams, welcher das deutsche Heer vor andren auszeichnet und ihm gewissermaßen den Stempel aufdrückt, in dem hehren Vorbild des Kriegsherrn immer neuen Halt. Nach dem Grundsatze, daß nur derjenige zu befehlen versteht, wer erst gehorchen gelernt hat, beginnen alle Prinzen des Hohenzollernhauses den Dienst im Heere von unten auf. Reiche Zinsen hat diese strenge Schulung dem gesamten deutschen Volk getragen. Neben dem königlichen Heerführer sind die Namen des Kronprinzen Friedrich Wilhelm und des Prinzen Friedrich Karl von Preußen auf den Tafeln der Geschichte verzeichnet. „Der erste Fall in unserm Hause“, sagt die Depesche des glücklich erfreuten Vaters und Oheims, welcher die Ernennung der beiden Prinzen zu Generalfeldmarschällen der königlichen Gemahlin meldet. Trotz reicher kriegerischer Ehren, welche preußische Fürsten und Prinzen in früherer Zeit eingeheimst hatten, war es einem Könige von Preußen im letzten französischen Feldzuge zum erstenmale vergönnt, zwei nahe Verwandte mit dem höchsten militärischen Rangabzeichen, dem Stabe des Feldmarschalls zu schmücken. —

Die hohenzollernschen Fürstensöhne durchlaufen die Stellungen der militärischen Hierarchie mit voller Thätigkeit. Fast alle jetzt lebenden Mitglieder des Königshauses haben dabei dem 1. Garderegiment angehört. Kaiser Wilhelm stand 1815 als jugendlicher Major an der Spitze des Füsilierbataillons. Am 2. Mai 1849, dem Gedenktage der Schlacht bei Groß-Görschen, in welchem das Regiment



Kaiser Wilhelm als Bataillonskommandeur
im 1. Garderegiment 1815.

die ersten blutigen Lorbeeren errungen hatte, führte der Prinz-Regent den einzigen Sohn in den Kreis des Offizierkorps dieses Regiments ein.

„Ich kann mir die Freude nicht versagen, meine Herren", sprach der Prinz — und seine Worte, gesprochen zu einem Zeitpunkte, als die düstern Erlebnisse der Berliner Märztage und der darauf folgenden Ereignisse gerade hinter ihm lagen, erscheinen doppelt denkwürdig jetzt, wo wir auf eine glückliche, ruhmreiche Vergangenheit zurückblicken — „Ihnen hier persönlich meinen Sohn als Rekruten zuzuführen. Sie mögen sich denken, mit welchen Gefühlen und Gesinnungen ich dies thue. Ich empfehle ihn Ihrer Kameradschaft. Er ist in schwerer Zeit dem praktischen Boden entgegengereift....

„Und so übergebe ich Ihnen denn meinen Sohn.... Ich hoffe, er wird seinem Namen und seiner Armee Ehre machen; dafür bürgt mir der Geist, den Gott in ihn gelegt hat, nicht wir.

„Dir aber, mein lieber Sohn, wünsche ich, daß du dereinst dasselbe erfährst, was dein Vater erfahren hat. Meine Herren, ich spreche es Ihnen nochmals aus: es ist die schönste Freude, der höchste Genuß meines Lebens gewesen, zu sehen, wie Ihre Treue und die innige Teilnahme meiner Untergebenen sich auch in schweren Tagen und in der Ferne nicht verleugnet hat. Das wünsche ich auch dir und — so thue deine Schuldigkeit!"

Vor kurzer Zeit, am 9. Februar 1879, hat der Kaiser seinen Enkel mit der gleichen Mahnung entlassen: „Thue deine Pflicht, wie sie dir gelehrt werden wird", als der letztere gleichfalls in das 1. Garderegiment eintrat.

Prinz Wilhelm hat seine Soldatenlaufbahn mit der Rekrutenausbildung der Leibkompanie des 1. Garderegiments zu Fuß begonnen. Wollte man glauben, daß es dabei nicht eben so straff und stramm zugegangen wäre, wie bei andren Truppenteilen, so würde man sich irren. Der Prinz hat genau wie jeder andre Offizier seinen Dienst verrichtet, mit Ausdauer und Passion seine Rekruten einexerziert und sie schließlich auch seinem Kommandeur vorgestellt. Um sich mit den Eigentümlichkeiten beim Gebrauch der verschiedenen Waffen vertraut zu machen, hat der Prinz später Dienst bei der Artillerie und der Kavallerie gethan und kommandiert jetzt ein Bataillon des 1. Garderegiments zu Fuß. Die Liebe zum Beruf, die Neigung für den Soldatenstand hat dieser Hohenzollernsproß mit seinem erlauchten Vater und unserm Kaiser, seinem Großvater, gemein. Die Thätigkeit des künftigen Kaisers und Königs als Rekrutenoffizier wird ihm und seinem Volke einst zu gute kommen, denn dadurch hat er die Bedürfnisse, das Fühlen und Denken des gemeinen Mannes kennen gelernt, und versteht nun den rechten Ton zum Verkehr mit den unteren Schichten unsres Volkes anzuschlagen, jenen herzlich teilnehmenden Ton, der den Hohenzollern alle Herzen im Sturme erobert.

Organisatoren und Führer.

Den großen Zeiten, welche wir durchlebt haben, entsprachen auch die Männer, die an die Spitze der verschiedenen Heerkörper gestellt waren. Jedes Kind kennt die Bedeutung der Namen Goeben, Blumenthal, Werder, Herwarth von Bittenfeld und anderer. Zu dem Kreise von Paladinen, welche den ehrwürdigen Kaiser Barbablanka im Laufe der Jahre umgeben haben, kann man in erster Reihe auch den jetzigen Reichskanzler Fürsten Bismarck zählen. Zwar hat der letztere nie ein aktives Kommando innerhalb des Heeres geführt, aber der Staatsmann ohnegleichen trägt mit Vorliebe das Ehrenkleid des Soldaten; er hat mit gewaltiger Hand das Ruder des Staats gelenkt durch die Klippen innerer Zerwürfnisse, als sogenannte Patrioten sich vermaßen, „Preußen den Großmachtskitzel auszutreiben", er hat in Krieg und Frieden an seiner Stelle Hervorragendes dazu beigetragen, um den Siegeslauf des Heeres vorzubereiten.

Neben dem „eisernen Kanzler“ treten in dem Bestreben, den königlichen Kriegsherrn bei seinen Maßnahmen zur Vervollkommnung des preußischen Heerwesens zu unterstützen, besonders drei Männer hervor: Roon, Moltke, Manteuffel.

Von ihnen wirkt der Generalfeldmarschall Graf v. Moltke trotz seines hohen Alters noch fortwährend in großer geistiger und körperlicher Frische und Rüstigkeit als Chef des Generalstabes der Armee. Der große Stratege hat das scharfgeschliffene deutsche Schwert zu schwingen und zu gebrauchen verstanden, wie kein zweiter vor ihm und hoffentlich findet auch ein späterer Krieg ihn noch als Berater seines Kaisers und Königs.

Die großen Verdienste des am 23. Februar 1879 im Alter von 76 Jahren verstorbenen Generalfeldmarschalls Graf von Roon liegen vorzugsweise auf dem Gebiete der Verwaltung und Organisation.

Albrecht Theodor Emil von Roon war, einer altniederländischen Familie entstammend, am 30. April 1803 auf dem väterlichen Gute Pleushagen bei Kolberg geboren. Dort und später im Hause der Großmutter zu Neudamm bei Stettin lernte der Knabe schon in früher Jugend die Schrecken des Krieges und der Fremdherrschaft kennen. 1816 trat er in das Kadettenhaus zu Kulm ein, wurde später zur Berliner Anstalt versetzt, und durch Kabinettsordre vom 9. Januar 1821 als Sekondeleutnant dem 14. Infanterieregiment überwiesen, welches in Königsberg in der Neumark in Garnison lag. Das Leutnantsleben war für Roon eine ernste schwere Zeit. Nach dem Tode der Mutter mußte das Gut Pleushagen verkauft werden, wobei fast das ganze Vermögen verloren ging, und es hieß nun, mit dem knappen Gehalt auskommen. Doch der junge Offizier setzte sich ein bestimmtes, festes Ziel, dem er nach dem Wappenspruche seines Geschlechts: „Toujours tout droit, Dieu t'aidera“ entgegensteuerte. Schon 1825 führte das Streben nach wissenschaftlicher Ausbildung und schnellerem Vorwärtskommen ihn auf die allgemeine Kriegsschule, die heutige Kriegsakademie, welche er bis 1827 besuchte. Hier hörte Roon die bahnbrechenden geographischen Vorlesungen Karl Ritters und trat zu diesem Manne der Wissenschaft, der ihn später für seinen besten Schüler erklärte, in nähere Beziehung. Auf Ritters Anregung verfaßte Leutnant von Roon 1832 seine Grundzüge der Erd- und Völkerkunde, von welchem Buche in wenig Jahren 50 000 Exemplare verkauft wurden. Später folgten andre geographische und militärgeographische Schriften, so daß Roon, der Geograph, ein bekannter Mann war, ehe noch die spätere Bedeutung des Verfassers als Offizier geahnt wurde. Doch richtete sich die Aufmerksamkeit der Vorgesetzten bald auf denselben, welcher infolge eines Tausches zum 15. Regiment nach Minden übertrat, 1828 als Lehrer an das Kadettenhaus nach Berlin berufen und 1832, nach kurzem Rücktritt in den Frontdienst, in das Hauptquartier des Generals v. Müffling kommandiert wurde, welcher den Oberbefehl über die anläßlich der belgischen Wirren bei Aachen zusammengezogenen Observationstruppen führte. In den folgenden Jahren zu topographischen Vermessungen verwendet, übernahm er später einen Lehrstuhl an der Kriegsschule und wurde 1836 als Hauptmann in den Generalstab versetzt. 1842 machte Major von Roon als Generalstabsoffizier beim Generalkommando des 7. Armeekorps die großen zu Ehren der Königin Viktoria zwischen dem 7.

und 8. Armeekorps stattfindenden Manöver bei Euskirchen mit, um kurze Zeit darauf abermals zur Kriegsschule berufen zu werden, trat 1845 in den großen Generalstab, 1845 zu demjenigen des 4. Armeekorps über, und wurde 1846 als militärischer Begleiter dem Prinzen Friedrich Karl zugeteilt. Mit diesem besuchte er die Universität Bonn und begleitete den Prinzen auf dessen größern Reisen. Im bewegten Jahre 1848 wurde Major von Roon Chef des Generalstabs beim 8. Korps, machte als solcher den badischen Feldzug mit, übernahm 1849 als Oberstleutnant das Kommando des 33. Regiments, wurde 1851 Oberst, 1856 General und Kommandeur der 20. Infanteriebrigade in Posen, und erhielt 1858 das Kommando über die 14. Division.

General von Roon hatte somit bereits eine glänzende und nach damaligen Anschauungen auch sehr rasche Laufbahn hinter sich, als die Mobilmachung gegen Frankreich bei dem scharf blickenden Manne die Ansicht, welche er schon bei jenen oben erwähnten Euskirchener Manövern und später bei den Mobilmachungen von 1849 und 50 gewonnen hatte, sich zur schmerzlichen Überzeugung verstärkte, die Ansicht, daß die preußische Armee in dem Zustande, in welchem sie sich befand, einer ernsten Gefahr nicht gewachsen sei. Preußen hatte, die Fortschritte im Heerwesen der Nachbarstaaten völlig außer acht lassend, eine Kriegsverfassung unverändert beibehalten, welche es vor langen Jahren in tiefster Armut und dem Druck der Not gehorchend angenommen hatte. Wenn Dinge vorkamen, wie Roon selbst sie berichtet hat, daß bei jener Konzentration von Aachen ein Kommandeur ohne sein Bataillon anlangte und dieses gruppenweise auf eigne Faust in seine Quartiere zog, wenn ein andrer das seine nur dadurch vorwärts brachte, daß er stationsweise Tonnen mit Bier aufpflanzen ließ und die Leute nun dem Getränk nachmarschierten, so mußte man in der That für den Krieg alles befürchten. Bei jenen Euskirchener Manövern betrug sich die defilierende Landwehr in einer Weise, daß die zahlreich anwesenden fremden Offiziere die allergeringschätzigste Meinung von dieser Truppe mit davonnahmen. Roon, der durch Zufälligkeiten mit dem Inhalte geheimer Berichte von österreichischer und französischer Seite bekannt wurde, erklärte, es sei derart gewesen, „daß man als Patriot schamrot werden mußte.“

Schon mehrere Jahre vorher hatte General von Roon, damals noch Brigadekommandeur, auf einer Eisenbahnfahrt zwischen Potsdam und Berlin dem Prinz-Regenten, dessen ganze Aufmerksamkeit seit mehr als zwanzig Jahren auf eine von ihm als dringend nötig erkannte Armeereform gerichtet war, seine Gedanken in dieser Richtung entwickelt und später auf des Prinzen Verlangen eine bezügliche Denkschrift eingereicht. Die Mobilmachung von 1859 ließ alle Organisationspläne in den Hintergrund treten, aber schon im Herbst desselben Jahres berief der Prinz den General von Roon nach Baden, später abermals nach Berlin zu mündlichem Vortrage und übertrug ihm am 5. Dezember 1859 die Leitung des Kriegsministeriums, von 1861—1871 auch die des Marineministeriums. Damit war Roon der „Feldwebel seines Königs“ geworden, wie er sich selbst scherzweise genannt hat, und von diesem Tage hebt seine glücklich schaffende Thätigkeit für die Gesamtheit der Armee an.

„Auf Rosen sind Sie nicht gebettet", hat der König einst dem thätigen Minister gesagt, und in der That war seine Stellung eine dornenreiche. Das Heer entsprach in seinem geringen Umfange nicht mehr der politischen Bedeutung des preußischen Staates. So oft ein Krieg drohte, mußten die Landwehren herangezogen werden, was, abgesehen von militärischen Unzuträglichkeiten, wie die oben geschilderten, die Rüstungen verlangsamte, den Nationalwohlstand tief schädigte und schwer in das Familienleben eingriff, da die Landwehrmänner größtenteils Familienväter waren. Es galt also die Friedensstärke der Armee entsprechend der seit vierzig Jahren erheblich angewachsenen Bevölkerung des Landes zu erhöhen, neue Kadres zu schaffen, die Verhältnisse der Wehrpflicht neu zu regeln. Dies sollte geschehen durch Heranziehung der beiden jüngsten Landwehrjahrgänge zur Reserve und durch Ausdehnung der Reservedienstzeit auf vier Jahre. Die großen Schwierigkeiten, welche die Reibung der im alten Schlendrian langsam und rostig sich fortbewegenden Maschine jedem Neuerer schon aus sich selbst heraus bereitet, wurden in diesem Falle noch erhöht durch die Majorität des liberalen Parlaments, nach deren Begriffen die Reorganisationspläne gleichbedeutend sein sollten mit der Vernichtung geheiligter freiheitlicher Institutionen.

Am 3. Mai 1860 war die Bildung der neuen, zuvörderst sogenannten „kombinierten Infanterieregimenter" aus den vorhandenen Landwehr-Stammbataillonen befohlen worden, und am 18. Januar 1861, also kurz nach dem Tode König Friedrich Wilhelms IV. und dem Regierungsantritt von des jetzigen Kaisers und Königs Majestät, entfalteten sich die Fahnen und Standarten von 154 neuen Bataillonen und Schwadronen vor dem Denkmal des großen Friedrich.

Der dänisch-deutsche Krieg 1864 legte zum erstenmale Probe ab von der Vortrefflichkeit der neuen Organisation. Trotzdem wollte das Abgeordnetenhaus sich nicht mit derselben einverstanden erklären. Am 28. April 1865 begannen die fünftägigen Debatten über diesen Gegenstand, welche ewig unvergeßlich bleiben werden in der Geschichte dieser parlamentarischen Versammlung. In vierstündiger Rede legte der Kriegsminister nochmals seine Ansichten dar. „Die Landwehr", sagte er in der eigenartig-markigen Redeweise des alten Soldaten, „soll eine Stellung erhalten, die ihrer würdig ist, die ihren Altersverhältnissen, ihren staatsbürgerlichen Interessen entspricht. Das ist der Wunsch der Regierung. Es sollen die jüngern Brüder zuerst, wenn ich mich so ausdrücken darf, ihre Haut zu Markte tragen, bevor die Familienväter, die Steuerzahlenden an die Reihe kommen, bevor sie das Letzte einsetzen für die Rettung und die Unabhängigkeit des Vaterlandes." Fast prophetisch und voll herzerquickender Zuversicht waren die Worte: „Mit unsrer verstärkten Armee und mit der Landwehr ersten Aufgebotes sind wir jedem Nachbar gewachsen, aber erst, seitdem die Reorganisation ins Leben getreten ist, erst seitdem kann man mit einiger Sicherheit den Nacken hoch tragen. Während ich selbst in diesem Hause vor Jahren immer einer gewissen Deferenz vor unsern stärkeren Nachbarn zu meiner Beschämung habe Ausdruck geben hören, bin ich gegenwärtig in der Lage, auszusprechen: wir fürchten uns vor niemand, und haben Ursache, stolz zu sein auf unser Heer und unsre Wehrhaftigkeit." Und mit wenigen beredten Worten die Absichten der Regierung

in der Reorganisationsfrage resümierend, schloß er: „Die Regierung will die allgemeine Dienstverpflichtung um drei Jahre kürzen; die Regierung will die Verpflichtung für den Waffendienst im Kriege von zwölf auf sieben Jahre vermindern; die Regierung will die wirtschaftlichen Kräfte des Landes schonen, indem sie die Besitzenden, die steuerzahlenden Familienväter von Leistungen zu befreien strebt, die die Einzelinteressen stören; sie will die gesetzlichen Verpflichtungen endlich wesentlich mindern, die den Kommunen und Kreisen obliegen. Das ist die Wahrheit! So steht es!"

Die Majorität des Abgeordnetenhauses verweigerte bekanntlich nichtsdestoweniger hartnäckig die Mittel zur gesetzlichen Durchführung der Organisation, und erst die Siege des siebentägigen Feldzuges gegen Österreich wußten sie eines Bessern zu belehren. Diese Erfolge waren zum großen Teil der trotz aller finanziellen Schwierigkeiten durchgeführten Reorganisation zu verdanken. Ohne Störung hatte sich die Mobilmachung vollzogen und zu Ende des Kampfes stand das Heer stärker da, als bei Beginn desselben.

Der Kriegsminister, seit 1859 Generalleutnant, hatte sich in den harten parlamentarischen Kämpfen zu einem großen staatsmännischen Charakter und, mit der Aufgabe wachsend, zum schlagfertigen Redner entwickelt. Im Juni 1866 ernannte ihn der König zum General der Infanterie, verlieh ihm nach dem französischen Kriege den Grafentitel, und 1873 wurde er, nachdem er inzwischen das Präsidium des Staatsministeriums übernommen hatte, zum Generalfeldmarschall befördert. Die militärische Arbeit dieser Jahre erstreckte sich auf die Bildung des norddeutschen Heeres und später auf die Regelung der militärischen Verhältnisse im Deutschen Reiche. Als er diese ihrer festen Gestaltung entgegengeführt sah, zog der Minister sich am 9. November 1873 zur wohlverdienten Ruhe vom öffentlichen Leben zurück. Auszeichnungen jeder Art in reicher Zahl waren dem General während seiner Dienstzeit zu teil geworden, aber als schönsten Lohn für die königstreue, harte Arbeit nahm der alte Kriegsmann die dankbar anerkennenden Worte seines Monarchen: „Sie sind mir viel gewesen" mit in die Einsamkeit des ländlichen Ruhesitzes hinaus.

Der Ruhm des Grafen Roon ist verflochten mit dem Glanze des jungen Deutschen Reichs, und sein Andenken ist auch äußerlich der Armee dadurch erhalten, daß das Fort Nr. 3 bei Straßburg seinen Namen führt.

Dem verstorbenen Feldmarschall gebührt das große Verdienst, das gewaltige Kriegsinstrument, welches Moltke so schneidig und ausgiebig auszunutzen verstand, „geschärft" zu haben und in dieser Arbeit hat ihn der dritte der oben genannten Männer an hervorragender Stelle unterstützt.

Die Wiege dieses Dritten, des Freiherrn Karl Rochus Edwin von Manteuffel, stand nicht auf preußischem Boden. Am 24. Februar 1809 zu Dresden geboren, trat Freiherr von Manteuffel 1827 in das preußische Gardedragonerregiment ein, war während der Märztage persönlicher Adjutant des verstorbenen Prinzen Albrecht, und wurde bald nachher als Flügeladjutant in die unmittelbare Umgebung des Königs gezogen. Im Jahre 1857 wurde Major von Manteuffel zum Chef der Abteilung für die persönlichen Angelegenheiten im Kriegsministerium,

des sogenannten Militärkabinetts ernannt. Als solcher hatte er die Personalien des gesamten Offizierkorps der Armee zu bearbeiten und dem Monarchen darüber Vortrag zu halten. Ihm fiel damit die schwere und undankbare Aufgabe zu, das preußische Offizierkorps, welches während einer langen Friedenszeit in seinen einzelnen Mitgliedern über die Kriegstüchtigkeit hinaus alt geworden war, zu „verjüngen“. Die Frische und Elastizität des Offizierkorps, wie sie sich in den großen Kriegen unsrer Zeit die Bewunderung der Mitwelt erworben hat, ist ganz wesentlich auf die Thätigkeit Manteuffels in jener Stellung zurückzuführen. Wo es sich darum handelt, im Interesse eines großen Gemeinwesens zahlreiche Mitglieder desselben auszumerzen, können natürlich wirkliche oder vermeintliche Härten für einzelne nicht immer vermieden werden. Dem damaligen Chef des Militärkabinetts sind deshalb trotz seiner persönlichen Liebenswürdigkeit, seiner großen Geradheit, Offenheit und strengen Gerechtigkeit zahlreiche Gegnerschaften erwachsen, deren Nachwirkungen gewiß wesentlich dazu beigetragen haben, daß die bedeutende militärische und politische Thätigkeit desselben nicht immer vom großen Publikum nach ihrem ganzen Werte erkannt und gewürdigt ist. Die fernere Laufbahn ist bekannt. Nachdem er 1864 eine Zeitlang am Kriege gegen Dänemark teilgenommen hatte, erhielt General von Manteuffel im Juni 1865 den Oberbefehl über die Truppen in den Herzogtümern, und wurde nach Abschluß des Gasteiner Vertrages am 22. August desselben Jahres zum Gouverneur des Herzogtums Schleswig ernannt. Dort wußte er mit Geschick und Energie die preußischen Rechte zu wahren, rückte 1866 über Harburg nach Hannover ein, folgte der hannöverschen Armee nach Thüringen und schloß im Auftrage seines Königs die Kapitulation von Langensalza ab. Zunächst befehligte er dann eine Division der Mainarmee, ersetzte am 19. Juli 1866 den General Vogel von Falckenstein als kommandierenden General derselben und führte den Feldzug in Süddeutschland zu siegreichem Ende. Der Ausbruch des Krieges 1870 fand den General von Manteuffel an der Spitze des der I. Armee zugeteilten I. Armeekorps. Namentlich bei Colombey-Nouilly am 14. August und bei Noisseville am 31. August und 1. September thaten sich die Ostpreußen unter seiner Führung besonders hervor. Später übernahm er den Befehl über die I. Armee, führte dieselbe nach der Einnahme von Metz gegen die im Norden Frankreichs zusammengezogenen Truppen, war siegreich bei Villers-Brétonneux am 27. November und an der Hallue am 23. Dezember, und drängte dann, vom König zum Kommandeur der Südarmee berufen, nach seinem glänzenden Marsche über den Jura in meisterhaften Schachzügen die Armee Bourbakis auf neutrales schweizerisches Gebiet hinüber. Bis zur Rückkehr der deutschen Truppen in die Heimat, 1873, führte General von Manteuffel den Oberbefehl über die Okkupationstruppen, wurde im Herbst dieses Jahres zum Generalfeldmarschall befördert, steht seit 1879 als kaiserlicher Statthalter an der Spitze der Verwaltung der Reichslande Elsaß-Lothringen und führt zugleich den Befehl über das dort dislozierte XV. Armeekorps.

Das Militärkabinett und der blaue Brief.

Die Offiziere bilden das einzige stabile Element innerhalb des Heeres, den festen Kern, um den sich die Menge der im jährlichen Wechsel ab- und zuströmenden Mannschaften zur Führung und Belehrung schart. Preußische Könige haben von jeher wohl erkannt, von welcher Bedeutung für die Leistungen der Armee ein aus gleichmäßigen Elementen zusammengesetztes, auf hoher sittlicher und gesellschaftlicher Stufe stehendes Offizierkorps ist, und trotz der großen Vermehrung, welche auch die Zahl der Offiziere erfahren, verfügt noch heute der allerhöchste Kriegsherr nach eigner Prüfung persönlich jede Anstellung und Beförderung oder Entlassung eines Offiziers. Das Amt als Chef des Militärkabinetts ist deshalb, weil auf das unbedingteste Vertrauen des Königs in den richtigen Blick und die parteiloseste Ehrlichkeit des Trägers begründet, besonders verantwortungsvoll, aber auch ebenso wichtig. Die Stellung des Militärkabinetts hat in letzter Zeit eine Änderung erfahren, indem dasselbe als Abteilung für die persönlichen Angelegenheiten thatsächlich vom Kriegsministerium losgelöst ist, wenn der Zusammenhang auch formell noch bestehen bleibt. Veranlassung zu dieser Maßregel hat der Umstand gegeben, daß General von Albedyll, der jetzige Chef des Militärkabinetts und langjährige vertraute Ratgeber des Kaisers in den Angelegenheiten seines Ressorts, älterer Offizier und General ist, als der Kriegsminister. Gegen das Ende jeden Jahres treffen die Konduitenlisten über Generale, Stabsoffiziere und diejenigen älteren Offiziere, welche zum Avancement „heran sind", zweijährlich diejenigen aller andern Offiziere beim Militärkabinett ein, werden dort gesichtet, mit Vorschlägen und Bemerkungen versehen und gelangen dann in das Kabinett des Kaisers, welcher den wichtigen Aktenstoß selbst genau studiert und dann seine Entscheidung trifft. Die kaiserliche Arbeit nimmt mehrere Monate in Anspruch, so daß etwa im April die beschlossenen Versetzungen, Beförderungen und Verabschiedungen zur Ausführung gelangen.

In der Sprache der Armee spielt dabei der sogenannte „blaue Brief" eine bedeutende Rolle, ohne daß doch und zwar selbst in Kreisen, welche zum Offizierkorps in näherer Beziehung stehen, das eigentliche Wesen dieses ominösen Schriftstücks stets richtig erkannt würde. Fast immer nimmt man nämlich an, daß der blaue Brief eine üble Nachricht für den Empfänger, die Enthebung von seiner Stelle oder dergleichen bedeute. Woher diese unangenehme Nebenbedeutung, wie man sie dem Begriffe des blauen Briefes vielfach zulegt, eigentlich stammt, ist schwer zu ergründen, noch schwieriger nachzuweisen. Vielleicht datiert sie aus der Zeit der Armeereorganisation, während welcher eine verhältnismäßig große Zahl älterer Offiziere auf nicht immer ganz freiwillige Weise aus der Armee ausschied. Nichts ist aber verkehrter, als dem blauen Briefe an sich immer einen peinlichen und für den Empfänger unheilvollen Inhalt unterzulegen. In dem geordneten Instanzenzuge des preußischen Militärwesens erfolgen Beförderungen und Versetzungen, wie die Abschiedsbewilligungen von Offizieren bis einschließlich der etatsmäßigen Stabsoffiziere bei den Regimentern durch die

3*

sogenannten Gesuchslisten, Eingaben, welche monatlich von den einzelnen Truppenteilen aufgestellt und durch die Stufenleiter der höheren Befehlshaber hindurch bis an Seine Majestät den Kaiser befördert werden. Auf dem gleichen Wege gelangen die allerhöchsten Entscheidungen über die einzelnen Anträge durch das Militärkabinett jeden Monat an die Truppen zurück. Bei Beförderung zu der Stellung eines Regimentskommandeurs oder den höheren Posten der militärischen Hierarchie indes hat der allerhöchste Kriegsherr sich die direkte Mitteilung der Entscheidung an den betreffenden Offizier durch eine Kabinettsordre vorbehalten, und der „blaue Brief,“ durch den dies geschieht, gewinnt damit in dem Leben des Offiziers eine um so höhere Bedeutung, als der Empfang desselben den wichtigsten Wendepunkt in der militärischen Laufbahn kennzeichnet. Die Stellung eines Regimentskommandeurs mit ihrer ganzen Machtfülle, mit der Pflicht zur Erziehung, wie der Befugnis zur Ergänzung des Offizierkorps, erfordert eine sorgfältige Auswahl unter den Persönlichkeiten, welche der Anciennetät nach Anspruch auf Beförderung erheben könnten. Wie deshalb das so sehnlich begehrte Avancement zu der im höchsten und besten Sinne selbständigen Stellung des „Kommandeurs“ dem Betreffenden die Aussicht eröffnet, noch weitere Stufen auf der stets steiler werdenden Leiter der Militärhierarchie erklimmen zu können, so ist für den durchschnittlich in bescheidenen Verhältnissen lebenden deutschen Offizier nicht allein das mit der neuen Charge verbundene wesentlich höhere Gehalt eine mehr als willkommene Zugabe, sondern auch die Pension beim etwaigen späteren Verlassen des Dienstes ist mit diesem Avancement eine weit auskömmlichere geworden. —

Die Bezeichnung als „blauer Brief“ knüpft sich unmittelbar an das aus grobem starken blauen Papier bestehende Kouvert. Seit welcher Zeit die aus dem königlichen Kabinett stammenden Ordres mit solchen Umschlägen versehen werden, wird kaum festzustellen sein, doch ist bei dem konservativen Hauche, der die Handlungen und Bestimmungen preußischer Könige durchweht, und dem Hochhalten der Tradition anzunehmen, daß innere und äußere Form solcher Schreiben schon sehr lange dieselben sind. Im Besitze des Kriegsministeriums soll sich das blaue Kouvert einer Kabinettsordre aus der Regierung Friedrichs des Großen als das älteste vorhandene befinden, und das starke blaue Papier mag ursprünglich dazu bestimmt gewesen sein, indiskreten Einblick in königliche Befehle mittels durchscheinenden Papiers von vornherein zu einer Unmöglichkeit zu machen. —

Major von Stark stand als etatsmäßiger Stabsoffizier bei einem Dragonerregiment, welches in mehreren kleinen Provinzialstädten zerstreut garnisonierte. Ein schneidiger und tüchtiger Offizier, hatte er als Adjutant eines höheren Stabes Gelegenheit gefunden, sich im letzten Kriege besonders hervorzuthun, so daß er mit bevorzugtem Avancement in seine jetzige Stellung gelangt war. Verschiedene Kriegsorden schmückten seine Brust, dabei war er ein hochgebildeter Mann, energischer und wohlwollender Vorgesetzter, braver Kamerad und lebte in besonders günstigen Vermögensverhältnissen, kurz, alle Bedingungen schienen zusammenzutreffen, um ihm ein recht baldiges Avancement zum Regimentskommandeur in Aussicht zu stellen. Vorgesetzte und Kameraden, Freunde und Bekannte waren

auch davon überzeugt, ja Major von Stark glaubte tief im Innern, wenn er ehrlich gegen sich war, wohl selbst an seine baldige Beförderung. Das Avancement in der Armee wird aber von Jahr zu Jahr schlechter, es finden sich eben zu viel junge Männer in höheren Stellungen, und nur langsam und ganz einzeln werden der „Vorderleute“ im Aufrücken weniger. So vergeht Monat auf Monat in banger Erwartung, welche um so stärkere Wirkung auf das Nervensystem ausübt, als es gilt, äußerlich eine gleichmütige Haltung zu bewahren und den häufigen Nachfragen, „wie lange es denn noch dauern würde,“ Nachfragen, wie sie das große Interesse erklärlich macht, welches die kleine Garnisonstadt an der Persönlichkeit jedes einzelnen Offiziers nimmt, freundlich ablehnend zu begegnen.

Die kaiserlichen Kabinettsordres werden durch Eilboten ausgetragen. Heute wieder scheint die Zeit vorbei, in der ein solcher wahrscheinlich erscheinen kann, insofern die Kabinettsordre mit der ersten Post im Städtchen eingetroffen ist, und Major von Stark sitzt deshalb behaglich und ohne sich die Laune durch Avancementsgedanken verkümmern zu lassen, im Kreise seiner Familie beim Frühkaffee, als es klopft und sich die Thüre öffnet, ohne daß der Außenstehende auf eine Antwort gewartet hätte. In dem wohlgeordneten Haushalte ist die Entreeklingel anscheinend nicht gezogen und der Hausherr will aufspringend sich des unangemeldeten Besuches in energischen Worten entledigen, als der Anblick desselben dem starken Manne denn doch einen gelinden Schrecken durch die Glieder jagt. Freundlich nickend tritt der wohlbekannte Postbote näher und streckt dem Offizier ein Schreiben entgegen. Ja, er ist's, der langersehnte und nun doch so überraschend gekommene blaue Brief! Nicht allein die Farbe des Kouverts und das große königliche



Siegel auf der Rückseite deuten darauf hin, sondern das unten links in der Ecke der Aufschrift befindliche: „Königl. Angelegenheit“ wie der Stempelvermerk: „Durch Expressen zu bestellende königliche Ordre,“ und das Postzeichen, welches als Aufgabeort das Kabinettspostamt bezeichnet, bestätigen die Annahme.

Was wird er enthalten? Jedenfalls die endgültige Wendung in bezug auf die weitere militärische Laufbahn. Aber wie wird sie ausfallen? Jetzt im Augenblick der Entscheidung will auch dem selbstbewußten Manne das Vertrauen wankend werden. Doch es gilt sich zu beherrschen. Mit äußerer Ruhe begibt sich Major von Stark in das Nebenzimmer an seinen Schreibtisch, gefolgt von der selbstverständlich im höchsten Grade erregten Gattin, vollzieht mit festem Zuge die Empfangsbescheinigung über den eingeschriebenen Brief, reicht dem neugierig dreinschauenden Postmanne das in so wichtigem Falle übliche Thalerstück und nimmt bedächtig, wenn auch mit leise zitternder Hand die mächtige Papierschere zur Hand, um das große Siegel ja nicht zu verletzen.

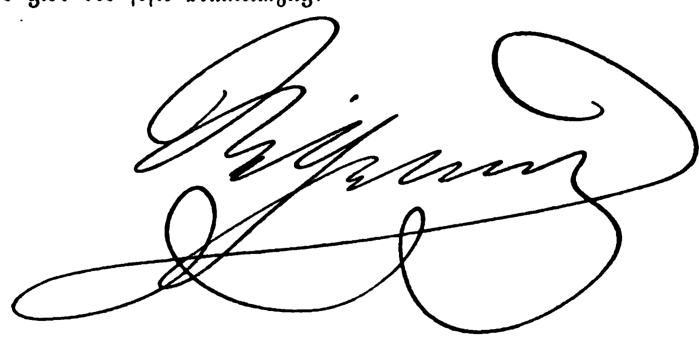
„Hurra! Frauchen, ich habe die 19. Husaren in Rotenburg bekommen!“ jubelt es gleich darauf durch das Zimmer, und nun erst verläßt der Postbote das Zimmer, um als erster die große Neuigkeit in der Stadt zu verkünden und dabei gewissenhaft auch den in der Erregung des Augenblickes falsch bezeichneten Garnisonsort anzugeben. —

In dem Zimmer der Glücklichen aber wird der „blaue Brief“ immer von neuem gelesen. Da steht es ganz oben am Rande des quadratisch geformten Bogens in der sicher ausgeschriebenen Schrift des in seinem Berufe ergrauten Kanzlisten:

Ich ernenne Sie

hierdurch zum Commandeur des

und nun folgt die volle Bezeichnung des Regiments und unmittelbar dahinter auf derselben Zeile Ort und Datum des Vollzugs der kaiserlichen Ordre. Darunter aber gibt der feste Namenszug:



des greisen Kaisers dem Schriftstück die Bestätigung; und in den Augen des dem hohen Herrn in unbegrenzter Verehrung ergebenen Soldaten auch erst die rechte Weihe. Am unteren Rande des Bogens ist die äußere Briefadresse wiederholt.

Nicht immer zwar kann der Inhalt des blauen Briefes ein so allen Hoffnungen und Erwartungen des Empfängers entsprechender sein, doch entzieht sich die Kenntnis solcher Kabinettsordres, welche ein weiteres Avancement ausschließen, um so mehr der Öffentlichkeit, als die Empfänger die schmerzende Wunde nicht durch Mitteilung an dritte erweitern werden.

Flügeladjutanten, Leibgendarmerie, Schloßgardekompanie, Reitendes Feldjägerkorps.

Den persönlichen Dienst in der unmittelbaren Umgebung des Kriegsherrn versieht eine Anzahl von Flügeladjutanten, Offiziere, welche nach militärischem Wissen und Können, wie nach Gewandtheit in Beherrschung gesellschaftlicher Umgangsformen sich besonders zu dieser Verwendung eignen. In der Regel werden die Flügeladjutanten im Avancement bevorzugt und aus den auf diese Weise in jungen Jahren zu höheren Kommandostellungen berufenen Männern sind manche Führer von hervorragender Bedeutung hervorgegangen. Meistens festigt der Monarch die persönlichen Beziehungen, welche die Flügeladjutanten mit ihm verbinden, noch dadurch, daß er sie zu Generalen à la suite und Generaladjutanten ernennt, selbst wenn die genannten Herren eine Stellung im aktiven Heeresdienst wieder übernommen haben.

Für den täglichen Ordonnanzdienst, für das Austragen von Briefschaften und das Überbringen von Befehlen, welche aus dem königlichen Kabinett ergehen, ist die Leibgendarmerie bestimmt, welche sich aus vierundzwanzig alt gedienten den verschiedenen Kavallerieregimentern entnommenen Unteroffizieren zusammensetzt. Ein Flügeladjutant fungiert als Kommandeur der ihrer prächtig roten Uniformen wegen allgemein als Leibhusaren bekannten Abteilung, deren einzelnen Mitgliedern man in Ausübung ihres Dienstes überall dort begegnen kann, wo das kaiserliche Hauptquartier sich gerade befindet.

Siebzig halbinvalide Unteroffiziere der Infanterie, welche mindestens zwölf Jahre gedient haben, bilden die Schloßgardekompanie, deren Kommando gleichfalls ein Flügeladjutant führt. Der Dienst dieser zuverlässigen erprobten Männer besteht gewöhnlich in der Beaufsichtigung königlicher Gärten und Schlösser. Bei feierlichen Gelegenheiten aber, bei großen Hoffesten versehen sie den Wachtdienst innerhalb des Schlosses. Vor den Flügelthüren zu den einzelnen Prunkgemächern sind sie dann als Doppelposten in voller Paradeuniform aufgepflanzt. Ernst und stumm stehen sie da, diese martialischen Gestalten, sich des Ehrendienstes voll bewußt, mit der hohen Blechhaube aus den Zeiten des großen Friedrich die umgebende Gesellschaft hoch überragend, ein Abglanz der gewaltigen Kraft, auf welcher Preußens Größe beruht. In Kassel besteht noch die aus früheren Verhältnissen in den Verband der preußischen Armee übernommene hessische Garde-Unteroffizierkompanie, die jedoch auf den Aussterbeetat gesetzt ist.

Zahlreiche politische Depeschen, Instruktionen an die heimischen Gesandten im Auslande, geheime Berichte und Meldungen können weder im Kriege, noch auch im Frieden der gewöhnlichen Post und dem Telegraphen anvertraut werden. Gleichwohl hängt von der möglichst raschen und sichern Beförderung unter Umständen sehr viel ab, namentlich wenn im Felde den politischen noch die militärischen Anordnungen hinzutreten. Der wichtige, oft schwierige und zuweilen



Flügeladjutant. Leibgendarm.

selbst mit Lebensgefahr verbundene Dienst erfordert durchaus zuverlässige, thatkräftige, körperlich und geistig frische, mutige Männer, die man in Preußen unter jüngeren Forstbeamten, welche zugleich Reserveoffiziere sind, gefunden hat.

Das völlig militärisch organisierte Reitende Feldjägerkorps vereinigt in seinen Reihen etwa achtzig Forstassessoren, Oberförsterkandidaten, welche mit den Rangabzeichen von Premierleutnants und Sekondeleutnants als Oberjäger und Jäger bezeichnet werden und eine eigne kleidsame Uniform tragen. Ein Generaladjutant führt als Chef die Oberleitung des reitenden Feldjägerkorps, dessen direkte Kommandoangelegenheiten von dem Inspekteur der Jäger und Schützen wahrgenommen werden. Die tönende Bezeichnung des Korps als „reitendes“ darf den Leser nicht verführen, an große kavalleristische Leistungen seiner Mitglieder, an beschwerliche Ritte über Strecken von Hunderten von Meilen auf ermüdeten und fallenden Pferden, an Strapazen und Entbehrungen aller Art zu denken.

Wohl umgibt den „Kurier des Königs" in der Erinnerung an zahlreiche Erzählungen aus vergangener Zeit noch immer ein gewisser romantischer Schein, aber wie so manches andre haben sich auch die Obliegenheiten der politischen Kuriere in unsern Tagen nüchterner gestaltet. Mit der stetigen Zunahme der Verkehrswege in allen zivilisierten Ländern, mit der Verbesserung und Vermehrung der Verkehrsmittel ist auch der Verkehr selbst leichter geworden, und in den



Reitender Feldjäger. Schloßgardekompanie.

meisten Fällen tritt, auch für die Reise des Kuriers, an die Stelle von Wagen und Pferd die bequemere Eisenbahn. Der Dienst der preußischen Feldjäger gestaltet sich im Frieden einfach genug. Nur ein Teil derselben ist fortwährend zum Dienst einberufen. Von diesen wird den größeren Legationen je einer zugeteilt, einer oder der andre erhält in einer Eisenbahnstation an der deutschen Grenze seinen Standort; den übrigen werden in Berlin Kasernenwohnungen angewiesen. Trifft einen Feldjäger der Befehl zur Reise nach Wien, Petersburg oder Paris, so umgürtet er sich mit der wohlverschlossenen Depeschentasche, die er unter keinen Umständen von sich läßt, besteigt den nächsten Kurierzug, der ihm so recht eigentlich seine Bezeichnung verdankt, lehnt sich behaglich in die schwellenden Polster eines Koupees 1. Klasse zurück, und verfolgt vielleicht schmunzelnd in den Spalten eines illustrierten Blattes, welches ihm die Zeit

kürzen helfen soll, die Gefahren und Abenteuer, welche sein russischer Kollege auf der Fahrt durch die weglosen Steppen der Tatarei besteht. Für den Krieg macht sich die Sache natürlich etwas anders. Da wird es zuweilen noch nötig werden, daß der Feldjäger die Strecke bis zur Bahn auf einem abgetriebenen Pferde oder im elenden Landfuhrwerk zurücklegt, da muß ihm in einzelnen Fällen das persönliche entschlossene Auftreten oder gar der Revolver Achtung und Gehorsam verschaffen, im allgemeinen aber hat der Dienst des politischen Kuriers seine Poesie eingebüßt, wenn er sich auch unter Umständen in andrer Richtung schwieriger und verantwortungsreicher gestaltet, als dies früher der Fall gewesen sein mag.

Armeeinspektionen.

Im Kriege pflegt der Oberfeldherr mehrere Armeekorps zu Armeen zu vereinigen, weil die Befehlsführung durch direkte Korrespondenz mit elf, zwölf oder mehreren räumlich sehr weit von einander getrennten Korps zu langwierig und schleppend sein würde. Aus ähnlichen Erwägungen, welche sich in diesem Falle aber auf die gleichartige, vorschriftsmäßige Ausbildung der Truppe richten, ist die Schaffung von Armeeinspektionen für den Frieden entsprungen. Das ganze deutsche Heer ist in fünf Armeeinspektionen geteilt. Der dritten Armeeinspektion mit dem Feldmarschall Prinzen Friedrich Karl von Preußen an der Spitze, sind das 7., 8., 10. und außerdem das königlich sächsische Armeekorps unterstellt; die vierte, deren Generalinspekteur Generalfeldmarschall Kronprinz Friedrich Wilhelm des Deutschen Reiches und von Preußen ist, setzt sich aus dem 3., 11. und außerdem dem 13. königlich württembergischen Armeekorps zusammen, ihr sind auch die bayrischen Truppen zugeteilt; die fünfte unter den Befehlen des Generals der Kavallerie Friedrich Großherzog von Baden wird gebildet aus dem 14. und 15. Armeekorps. Die beiden andern sind unbesetzt, die zweite Armeeinspektion erst seit kurzer Zeit durch den am 15. April 1883 erfolgten Tod des Großherzogs Friedrich Franz II. von Mecklenburg-Schwerin erledigt.

Der genannte, am 28. Februar 1823 geborne, also im besten Mannesalter dahin geraffte Fürst hat während seiner mehr als vierzigjährigen Regierung über der Sorge um das materielle Wohl seiner Unterthanen und den zahlreichen Vorkehrungen zur Hebung und Förderung von Wissenschaft, von Handel, Verkehr und dem gesamten öffentlichen Leben den großen nationalen Gedanken eines mächtig aufstrebenden Deutschtums nie aus den Augen verloren. Der Enkel der unvergeßlichen Königin Luise, der Sohn einer Prinzessin aus dem Herrschergeschlechte der Hohenzollern suchte und fand nach Geburt wie Neigung ganz naturgemäß Anlehnung an das thatkräftige preußische Königreich, und in dem Bestreben, zur Kräftigung Deutschlands gegen äußere Feinde das Seine beizutragen, war der entschlafene Großherzog der erste deutsche Fürst, welcher durch eine Militärkonvention einem Teile seiner Hoheitsrechte freiwillig entsagte und dem verbündeten König von Preußen den Befehl über die mecklenburgischen Landessöhne in Waffen in Krieg und Frieden anvertraute.

Die energische Natur des Fürsten gestattete ihm nicht, sich auf die lediglich passive Rolle eines jederzeit treuen Freundes und Bundesgenossen zu beschränken. Seine Thatkraft verlangte nach einer Bethätigung der freundschaftlichen Gesinnungen, und erachtete die aktive Teilnahme an den Kämpfen, aus deren siegreicher Durchführung der mächtige Bau des neuen Deutschen Reiches entstanden ist, als eine patriotische Ehrenpflicht. So eilte Großherzog Friedrich Franz II. im Jahre 1864 nach Schleswig, um im Hauptquartier des Feldmarschalls v. Wrangel Zeuge zu sein der ersten Ruhmesthaten preußischer Soldaten nach langer dumpfer Friedenszeit, und übernahm 1866 den Befehl über das preußische zweite Reservekorps, welches sich in der Gegend von Leipzig sammelte, Ende Juli nach Bayern vorrückte, aber nicht mehr zu hervorragender Thätigkeit kam. Solange man zu Anfang des deutsch-französischen Krieges die Besorgnis vor einer feindlichen Landung an den heimischen Küsten hegen mußte, eine Eventualität, unter deren Folgen das mecklenburgische Land voraussichtlich besonders zu leiden gehabt hätte, führte der Landesherr das wichtige und verantwortungsvolle Generalkommando der Küstenlande. Später wurden die ursprünglich zur Verteidigung der vaterländischen Gestade mobilisierten Truppen zum dreizehnten Armeekorps formiert, an dessen Spitze der Großherzog von Mecklenburg zunächst kurze Zeit an der Belagerung von Metz teilnahm, am 24. September in das eroberte Toul, und am 16. Oktober in Soissons einzog. Das ihm übertragene Generalgouvernement in Reims vertraute der Fürst bald wieder andern Händen an, um in der Zernierungslinie von Paris das Kommando über die siebzehnte (mecklenburgische) Division und die württembergischen Truppen zu übernehmen. Als Anfang November das Vordringen der Franzosen von Süden und Westen gegen Paris militärische Gegenmaßregeln erheischte, vereinigte Großherzog Friedrich Franz unter seinen Befehlen das bayrische Korps von der Tann, die 17. und 22. Division nebst vier Kavalleriedivisionen, im ganzen 52 Bataillone, 134 Schwadronen, 39 Batterieen mit 232 Geschützen und 6 Pionierkompanien. Der hervorragende Anteil ist allgemein bekannt, den diese „Armeeabteilung des Großherzogs von Mecklenburg" an der zweiten Schlacht von Orleans, der Einnahme dieser Stadt und den Kämpfen um Le Mans genommen hat, ebenso die wuchtigen Schläge, mit denen sie allein den Widerstand des Feindes bei Beaugency und Vendome gebrochen, um später im Marsche gegen Rouen durch die Nachricht von der Beendigung des blutigen Kampfes aufgehalten zu werden. Als sieg- und ruhmgekrönter Feldherr konnte Großherzog Friedrich Franz dann an der Spitze mecklenburgischer Krieger in die Hauptstadt seines Landes einziehen, nachdem in Versailles sein Platz unter den deutschen Fürsten nicht leer geblieben war, welche im Hinblick auf die durchlebte große Zeit voller Begeisterung den mächtigsten Bundesgenossen vermocht hatten, am denkwürdigen 18. Januar sich die deutsche Kaiserkrone auf das ehrwürdige Haupt zu setzen.

Schon seit dem Tage der Beisetzung seines Vaters war Großherzog Friedrich Franz Chef eines preußischen Infanterieregiments, des jetzigen vierten brandenburgischen Infanterieregiments Nr. 24 (Großherzog von Mecklenburg-Schwerin), wurde später noch zum Chef des Hannoverschen Husarenregiments Nr. 15 ernannt,

war russischer Feldmarschall, Chef eines russischen und Inhaber eines österreichischen Regiments. Wohl als ein besonderes Zeichen der Anerkennung und des Vertrauens von seiten des deutschen Kaisers erfolgte nach dem Friedensschlusse 1871 die Ernennung des Neffen zu der Charge eines Generalobersten von der Infanterie, einer Stellung, die mit den Generalfeldmarschällen in gleichem Range steht, und vor Übernahme der Regierung vom Prinzen von Preußen selbst bekleidet wurde. Seine hervorragenden militärischen Eigenschaften bethätigte der heimgegangene Fürst dann bis zuletzt im Frieden als Generalinspekteur der zweiten Armeeinspektion, deren Bereich das erste, zweite und neunte Armeekorps umfaßt.





Das Kriegsministerium.

Im preußischen Kriegsministerium als der Zentralbehörde für alle organisatorischen und Verwaltungsangelegenheiten laufen alle Fäden dieses gewaltigen, vielgegliederten und dem Willen des einzigen Kriegsherrn gehorchenden Apparates zusammen, den man mit dem Gesamtnamen der Armee bezeichnet. Nur in bezug auf gewisse bestimmte Kommandoangelegenheiten verkehrt der Kaiser direkt mit den kommandierenden Generalen der einzelnen Armeekorps, wie denn anderseits auch der Chef des Generalstabes der Armee und der Chef des Militärkabinetts direkten Vortrag beim Kaiser haben.

Dem Kriegsminister bietet sich somit ein reiches Feld der Thätigkeit. Die gewissenhafte Verwaltung des seiner Leitung unterstellten verzweigten Organismus nimmt allein die volle Arbeitskraft eines Mannes in Anspruch. Dabei fällt ihm außerdem die Aufgabe zu, mit seinen Kommissarien die militärischen Vorschläge der Regierung vor dem Reichstage zu vertreten, eine Aufgabe, welche um so schwieriger und undankbarer erscheinen muß, als leider immer noch selbst in den breiteren Schichten des gebildeten Bürgertums vielfach vergessen wird, daß Deutschland infolge seiner geographischen Lage einfach vor die Wahl gestellt ist, entweder ein bis an die Zähne bewaffneter Militärstaat zu sein, oder gar kein Staat, wenigstens kein einheitliches, kräftiges Gemeinwesen zu bleiben. Trotzdem daß seit Jahren Streitfragen von größerer Bedeutung über militärische Dinge zwischen Regierung und Parlament kaum aufgetaucht sind, rütteln oppositionelle Parlamentsredner immer von neuem an den Grundlagen, auf welchen die Wehrhaftigkeit der Nation aufgebaut ist, Grundlagen, die den politischen Bestand des Deutschen Reiches erst sicher stellen, und ein Teil der Tagespresse hebt solche Bestrebungen

auf den Schild. Der Kriegsminister darf deshalb nicht ermüden, in steter Wiederholung vor dem Reichstage auf die Notwendigkeit fortwährender Opfer ür die kriegerische Bereitschaft des Vaterlandes hinzuweisen und die daraus sich ergebenden Folgerungen wieder und wieder zu ziehen, wobei ihm trotzdem eine fortwährende, rechthaberische Nörgelei über große wie geringfügige Dinge, Angelegenheiten von prinzipieller Bedeutung oder ohne alle Wichtigkeit und nicht selten Fragen betreffend, welche lediglich in das Gebiet innerer Anordnung und Verwaltung gehören, nicht erspart bleibt. Die Stellung des Kriegsministers mit ihren Sorgen und Kämpfen ist deshalb nur zu sehr geeignet, die besten Manneskräfte vor der Zeit aufzureiben. Die aus dem Verkehr mit dem Parlamente erwachsenden Schwierigkeiten müssen, in dem Gefühle der Ohnmacht gegen unberechtigte Angriffe jeder Art, notgedrungen auch die kühlste und überlegendste Natur zu herber Abfertigung reizen oder im Laufe der Zeit zur Mutlosigkeit erschlaffen. Diese Schwierigkeiten werden nicht unwesentlich erhöht durch die unbestimmte Stellung des preußischen Kriegsministers, welcher bei dem Mangel eines Reichsamts des Krieges lediglich als preußisches Mitglied des Bundesrats die Gesamtinteressen der deutschen Armeen wahrzunehmen hat.

Seit der ersten Hälfte des Jahres 1883 bekleidet Generalleutnant Bronsart von Schellendorff den Posten des Kriegsministers. Den jüngern Offizieren seiner Charge entnommen, vertritt General von Bronsart mit dem Generalquartiermeister Graf von Waldersee und dem Chef der Admiralität General von Caprivi gewissermaßen eine neue jüngere Generation in den höchsten und einflußreichsten Stellungen deutscher Wehrkraft, eine Generation, welche ihre ganze Kraft daran setzen wird, Armee und Marine auf dem hohen Standpunkte zu erhalten, den beide unter der Leitung ihrer Vorgänger erstrebt und erreicht haben.

General von Bronsart ist am 25. Januar 1832 in Danzig geboren. Er entstammt einer altpreußischen Soldatenfamilie, denn Großvater und Vater waren bereits höhere Offiziere, letzterer zuletzt Direktor des Militärökonomie-Departements in derselben Verwaltung, an deren Spitze der Sohn jetzt im raschen Vorwärtseilen auf der Stufenleiter militärischer Hierarchie gestellt ist. General von Bronsart ist im Kadettenkorps erzogen und hat seine Laufbahn dann in den Reihen des Kaiser Franz-Garde-Grenadierregiments Nr. 2 begonnen. Nachdem der aufstrebende Offizier die Kriegsakademie besucht hatte, finden wir ihn als Hauptmann und Kompaniechef im jetzigen Grenadierregiment König Friedrich Wilhelm IV. (2. Pommersches) Nr. 2 wieder. Später wurde Herr von Bronsart als Major in den Generalstab versetzt und war während des Feldzuges 1870/71 Oberstleutnant und Abteilungschef des großen Generalstabes beim Oberkommando der Armee im Hauptquartier des Kaisers. Diese Stellung allein, als eine der „rechten Hände“ des „alten Moltke“, kennzeichnet schon die militärische Bedeutung des Mannes, der sie zu voller Zufriedenheit seiner Vorgesetzten ausfüllen und damit bereits in verhältnismäßig jungen Jahren dem Allgemeinwohle an hervorragender Stelle Dienste leisten konnte. In der Armee erzählt man sich aber, daß schon bei den vorbereitenden Maßregeln für kriegerische Eventualitäten der damalige Major von Bronsart eine wichtige Rolle gespielt hat, insofern es ihm vergönnt

gewesen sein soll, mit scharfem Blick und Urteil die Pläne für den kriegerischen Aufmarsch der deutschen Heere an der Westgrenze, durch welche die politische Neugestaltung infolge der Ereignisse von 1866 erhöhte Bedeutung gewonnen hatten, in die handgreifliche feste Form des Mobilmachungsplanes zu gießen. Jedenfalls galt Oberst von Bronsart seit jener Zeit in den Reihen des deutschen Offizierkorps als einer der Männer, welchen eine große militärische Laufbahn bevorstände, und auch von oben herab wurde dieser Anschauung Rechnung getragen, denn der genannte Herr ist in rascher Aufeinanderfolge zum Chef des Generalstabes beim Gardekorps, zum Generalmajor und Kommandeur der 1. Gardeinfanteriebrigade, zum Generalleutnant und Kommandeur der 2. Gardeinfanteriedivision befördert, um dann die gesamte Militärverwaltung der preußischen Armee und der mit ihr eng verbundenen Kontingente zu übernehmen. General von Bronsart hat in früherer Zeit als Lehrer an der Kriegsakademie Gelegenheit gehabt, von seinem reichen theoretischen Wissen auch einer großen Zahl jüngerer Offiziere mitzuteilen, ist ebenso als Militärschriftsteller thätig gewesen und hat in dieser Beziehung seinen Namen hauptsächlich durch ein zweibändiges Werk über den Dienst des Generalstabes bekannt gemacht.

Der junge General ist somit auch ein Mann von wissenschaftlicher Begabung und festem, klaren Charakter und der Patriot kann nur mit hoher Befriedigung sich dazu Glück wünschen, daß es dem Kaiser anscheinend abermals, wie schon so oft, gelungen ist, den rechten Mann an den richtigen Platz zu stellen.

Das große Gebäude an der Ecke der Wilhelmstraße und der Leipzigerstraße zu Berlin, welches beide Straßen mit seinen langgestreckten Fronten begrenzt, umschließt außer zahlreichen Büreaus und sonstigen Diensträumen auch die Dienstwohnung des jedesmaligen Kriegsministers, dessen Anmeldezimmer einen eigenartigen höchst interessanten Wandschmuck besitzt. Vier große Tableaus sind mit den Darstellungen sämtlicher Fahnen bedeckt, welche die preußischen Könige von Friedrich Wilhelm I. bis 1806 den verschiedenen Truppenteilen verliehen haben, und ein fünftes enthält die Abbildungen der neuen Fahnen, um die nach jenen Unglücksjahren die Truppen sich geschart haben. Die sorgfältig ausgeführten Skizzen sind vom verstorbnen Geheimen Hofrat Schneider, dem Vorleser des Kaisers, dem glühenden Verehrer der Armee und genauen Kenner der Heeresgeschichte, dem Begründer und langjährigen Herausgeber des „Soldatenfreund“, bei einer Familie entdeckt, welche seit mehreren Generationen die Feldzeichen für die preußische Armee gemalt hat. Auf die erstattete Meldung hat der König diese Andenken erworben und dem Kriegsministerium zur Aufbewahrung überwiesen.

In den Büreaus des Kriegsministeriums pulsiert der eigentliche Herzschlag der Armee. Täglich stapelt sich hier die Korrespondenz zu ganzen Haufen auf, Anfragen, Meldungen, Mitteilungen, Beschwerden von Behörden, Kommandostellen und Privatpersonen aus allen Teilen der Monarchie, welche erwogen, entschieden und durch Beantwortung erledigt werden müssen. Ganz abgesehen von der Beratung wichtiger organisatorischer und administrativer Fragen, den Verordnungen über Rekrutierung, Bewaffnung, Bekleidung, Ernährung, Besoldung, Ausbildung



Das Militärknabenerziehungsinstitut zu Annaburg.

Der munteren Knabenschar, welche jetzt in den geräumigen Hallen des früheren sächsischen Jagdschlosses in frischer Jugendlust ihr Wesen treibt, gilt unser heutiger Besuch. Viel zu langsam für die drängende Ungeduld des Reisenden durchzieht der zwischen Wittenberg und Falkenberg verkehrende Lokalzug den echt märkischen Sand der Ebene, bis endlich das langgezogene „Sta—ation Annaburg" des Schaffners verkündet, daß das Reiseziel erreicht ist.

Die Erbauung des im Viereck um einen inneren Hof im Renaissancestil mit vorspringenden Erkern und hochgetürmten Giebeln aufgeführten Schlosses wird in den Zeitraum von 1552—1575 zurückgeführt. Eine Wette der Kurfürstin Anna, welche dem Kinde ihrer Laune dann auch den eigenen Namen verlieh, soll die äußere Veranlassung zum Bau gegeben haben, da die hohe Frau auf den Zinnen des inmitten eines herrlichen Waldes, aber auf flachster Ebene gelegenen Kastells ein umfangreicheres Stück Land zu überschauen im stande war, als ihr Gemahl

Kurfürst August I von dem Turme seines hoch im Gebirge gelegenen Schlosses, wo die Fernsicht durch die vorgelagerten Berge immer wieder beschränkt und begrenzt blieb. Eine Reihe langgestreckter, massiver Gebäude, der gleichen Bauzeit angehörig, welche zunächst dem zahlreichen Jagdtroß, der Jägerei mit Marstall und Meute, wie der gesamten glänzenden Jagdequipage Unterkunft gewährt haben mögen, umschließt vor der Hauptfront des eigentlichen Schlosses im weiten Halbkreise einen zweiten äußeren Hof. Die Zeiten prunkender Hofhaltung indes, als hier das Hifthorn die fürstlichen Gäste zur fröhlichen Jagd zusammenrief, als der edle, reich gezäumte Hengst des Kavaliers neben dem feurigen, von schmucken Edelknaben vorgeführten Zelter der schönen Jägerin mutig den Boden stampfte und die blutgierigen Rüden mit lautem Gebell ungeduldig am Riemen zerrend ihres Tagewerks harrten, sind für das einsame Waldschloß längst dahin, denn schon 1763 verlegte Kurfürst Friedrich August III das Knabenbataillon, welches dreißig Jahre früher zur Erziehung einer Anzahl Soldatenkinder gebildet worden war, hierher und seitdem haben die Räume, in denen früher eine glänzende, leichtlebige Gesellschaft sich zeitweise zu versammeln pflegte, ununterbrochen gleichen oder ähnlichen Zwecken gedient. Der dichte Laubwald ist mehr und mehr der fortschreitenden Kultur zum Opfer gefallen, wenn er auch als wohlgepflegter Forst immer noch von der einen Seite bis dicht an das Schloß herantritt; ein anspruchsloser Marktflecken hat sich in Anlehnung an dasselbe gebildet, welcher mit der Eisenbahnstation durch eine Reihe der Gründerzeit ihr Dasein verdankender villenartiger Gebäude in Verbindung steht, während eine Anzahl um das alte Schloß gruppierter Neubauten, darunter eine Kaserne im blühenden Renaissancestil, eine Dienstwohnung für Offiziere und Beamte und ein Speisesaal dem vermehrten militärischen Bedürfnis Rechnung tragen.

Im Jahre 1821 trat das mit den verschiedenen Teilen der jetzigen Provinz Sachsen an Preußen abgetretene Institut in Annaburg unter die militärische Verwaltung des Kriegsministeriums und hat infolge von mancherlei Zuwendungen, durch den Ausbau baufälliger Räumlichkeiten, wie durch das ganze warme Interesse an der Sache überhaupt von diesem Zeitpunkte an ein rasches Aufblühen zu verzeichnen. Von den vielen und großen Veränderungen innerhalb der preußischen Armee, von den Vergrößerungen und Reorganisationen der letzten sechzig Jahre konnte naturgemäß auch Annaburg mit seinen Zöglingen nicht unberührt bleiben. Verschiedene wechselnde Einrichtungen hatten nicht immer ihrem Zweck entsprochen und zu manchen Unzuträglichkeiten geführt, bis in neuester Zeit die Organisation auch dieser Anstalt abgeschlossen scheint und dieselbe uns als ein in das große Getriebe der Armee harmonisch eingefügtes Glied entgegentritt.

Unter den Befehlen eines Stabsoffiziers als gemeinschaftlichen Kommandeurs sind in Annaburg jetzt zwei Anstalten vereinigt. —

Von diesen hat das Militärknabenerziehungsinstitut die Räumlichkeiten des alten Schlosses inne. Es verfolgt den Zweck, Kindern würdiger und bedürftiger Unteroffiziere, welche noch im Dienst, oder tot, oder mit dem Zivilversorgungsschein entlassen sind, unentgeltliche Aufnahme und Erziehung zu sichern, wobei im Gegensatze zu mancher andern Musteranstalt die Auswahl nicht etwa

unter den befähigtsten Knaben, sondern nach dem Grade der elterlichen Bedürftigkeit getroffen wird. Die Kopfstärke ist den vorhandenen Räumlichkeiten und Geldmitteln gemäß auf 500 Knaben festgestellt, doch ist der Andrang zur Aufnahme in das segensreiche Institut so groß, daß im Durchschnitt jährlich 30 Prozent, zum 1. Oktober des Jahres 1881 sogar mehr als tausend Anmeldungen nicht berücksichtigt und nur die Kinder von noch im Dienste befindlichen Unteroffizieren, oder einzelner Verstorbener herangezogen werden konnten. Die Aufnahme geschieht mit dem zehnten Lebensjahre. Es ist mit derselben in keiner Weise die Verpflichtung zum späteren Eintritt in die Armee für den Zögling verbunden; die Anstalt fördert vielmehr in der Zeit des bis zur Konfirmation währenden Aufenthaltes lediglich mit allen Kräften das leibliche und geistige Wohl ihrer Pflegebefohlenen, sorgt dafür, daß sie Tüchtiges lernen, und überläßt ihnen später die freie Wahl ihres Berufs.

In welcher Weise die Gesundheit und die Entwickelung des Körpers in Annaburg gefördert wird, ist zur Genüge aus dem frischen Aussehen, den munteren Augen und der frohen Lebendigkeit der Knabenschar zu erkennen; der geistigen Fortbildung widmen sich eine Anzahl Zivillehrer, welche in zwölf Klassen, die insgesamt vier Stufen mit je drei Parallelklassen darstellen, im allgemeinen an das Pensum der Volksschulen gehalten sind, in bezug auf Deutsch, Litteratur, Naturkunde und einzelne andre Unterrichtsgegenstände aber, die im bürgerlichen Leben den Knaben später von besonderem Vorteil sein können, nicht unerheblich über dasselbe hinausgehen. Von den ersten Schreibversuchen, wie die jüngsten Knaben sie mit Eifer betreiben, bis zu den in Erstaunen setzenden Antworten über die Gesetze der Hebelkraft, die an Mühlrad, Schiebkarren und Nußknacker entwickelt werden, durchweht die Klassenzimmer ein Zug ernsten Strebens, willigen Fleißes und großer Aufmerksamkeit.

Die Knaben tragen Mütze, Waffenrock und Beinkleid, welche in Farbe, Schnitt und Material der Uniform des preußischen Infanteristen ähneln; im Sommer graue Leinwandanzüge. Die innere Ordnung der zahlreichen Schar regelt sich ohne großen Apparat an Aufsehern und Vorgesetzten aus sich heraus, wie von selbst. Von den vier Kompanien, deren jede 125 Köpfe stark ist, stehen je zwei unter der obern Leitung eines aus der Armee in mehrjährigem Wechsel zu diesem Dienste hierher kommandierten jüngeren Offiziers, und eines ihm beigegebenen Unteroffiziers. Der Lehrer einer Klasse verwaltet zugleich das Amt des Pflegers derselben und im übrigen halten die ältesten Knaben, als Kompanieführer, Stubenälteste, Korporalschaftsführer durch kleine Abzeichen an der Uniform ausgezeichnet, auf Ordnung und sorgen für Ruhe, Gehorsam und anständiges Betragen in den Schlaf- und Aufenthaltssälen. Allenthalben herrscht die peinlichste Reinlichkeit und wie die zehn Schlafsäle, welche, innerhalb der Gebäude des äußeren Schloßhofes gelegen, von zwanzig bis zu hundertundzwanzig Betten umfassen, durch einfache und sinnreiche Ventilationszüge stets reichlichen Zufluß an frischer Luft erhalten, so stehen dem kindlichen Gemüte in den geräumigen, gewölbten Aufenthaltssälen, welche indes nur zur Winterszeit, bei schlechtem Wetter oder abends aufgesucht werden, neben dem Inhalt einer reichhaltigen

Anstaltsbibliothek allerlei angemessene Spiele zur Verfügung, unter denen Schnitzwerkzeuge der verschiedensten Art sehr bevorzugt werden.

Außer der gleichmäßigen Kleidung und einem gewissen unbedingten Gehorsam finden sich eigentlich keinerlei militärische Anklänge und auch das soldatische Grüßen durch Anlegen der Hand an die Kopfbedeckung, wie es die Knaben mit besonderer Vorliebe und großer Strammheit ausführen, ist nicht Vorschrift, sondern beruht auf dem Nachahmungstriebe der kleinen Kerle. Deshalb gibt es auch keine Exerzierübungen, sondern neben der rationell und systematisch betriebenen, die körperliche Entwickelung fördernden Gymnastik bildet die größte Freude der „Felddienst." Je zwei und zwei Kompanien benutzen die Gelegenheit eines gemeinsamen Spazierganges, um unter der Anleitung ihrer Offiziere einen Hügel oder Waldrand zur Verteidigung zu besetzen, beziehungsweise im Angriffe zu nehmen. Im Winter werden auch wohl künstliche Schneeschanzen erbaut und unter dem enthusiastischen Hurra der kleinen Stürmer dem Gegner abgewonnen. Es sind eben Kinder, welche wie Kinder behandelt werden und unter solchem Regime in einer Weise gedeihen, wie dies in den beschränkten Verhältnissen des elterlichen Hauses ganz unmöglich wäre. Im allgemeinen fühlt der kindliche Geist dies auch heraus, so daß in den Ferien stets eine unverhältnismäßig große Zahl es vorzieht, in der Anstalt zurückzubleiben, statt der magern Kost des Vaterhauses zuzueilen und die von Urlaub zurückkehrenden Knaben haben an blühendem Aussehen verloren. Wenn trotzdem Desertionen nicht gerade zu den Seltenheiten gehören, so lassen sich dieselben zuweilen auf die Furcht vor Strafe, oft auf die erregende Lektüre sogenannter Robinsonaden, aber nur ganz ausnahmsweise auf die Gefühle des Heimwehs zurückführen.

Selbstverständlich drückt einer Anstalt, deren Aufgabe in der Heranbildung junger eindrucksfähiger Gemüter gipfelt, der Leitende den Stempel seiner Individualität in noch höherem Grade auf, als dies unter andern Verhältnissen zu geschehen pflegt, und an der glücklichen Wahl solcher Persönlichkeit hängt manchmal für lange Zeit das Gedeihen und der größere oder geringere wohlthätige Einfluß, den das Institut ausüben kann. Um so mehr ist der augenblickliche Zustand mit Freude zu begrüßen, wo väterliche Güte mit ernster Strenge in angemessener Weise sich vereint. Trotz der überall herrschenden musterhaftesten Ordnung und Reinlichkeit erreichen Erzieher und Pfleger mit wenigen und gelinden Strafen ihren Zweck. Zwar ist der Haselstock nicht durch ein übel angebrachtes Humanitätsprinzip beseitigt, sondern bildet die drohende ultima ratio, doch wird er selten, immer aber bei Lüge und Diebstahl, und dann gründlich, angewendet, und das Stillstehen an einem Baume mit abgewandtem Gesicht oder das Herantragen des Holzes für die Küche während des Spieles der übrigen bilden schon empfindliche Strafen. Hunger als Strafe ist ausgeschlossen.

Ordnung und Reinlichkeit sind die Stichworte für das ganze Thun und Treiben in Annaburg, und wenn dieselben auch in diesen Zeilen sich häufig wiederholen, so gründet sich das auf den Umstand, daß diese ersten Grundpfeiler eines jeden bürgerlichen Haushaltes den Knaben wieder und wieder in Erinnerung gebracht werden.

Wohl ist eine Anzahl Hausdiener für die gröberen Arbeiten vorhanden, im ganzen besorgt aber die Knabenschar vom Reinigen der eigenen Kleider und Stiefel und dem Ordnen des Bettes bis zum Fegen der Säle, Korridore und Treppen selbst ihr Haus.

Mit dem Schlage der Uhr erheben sich die Knaben im Sommer um fünf und während des Winterhalbjahres eine Stunde später vom Lager und eilen hinab in die zu ebener Erde gelegenen, geräumigen Waschsäle, um mit entblößtem



Felddienst.

Oberkörper sich gründlich zu reinigen. Dann werden in den dazu besonders bestimmten Wichssälen die Stiefel glänzend blank geputzt und darauf wird im Speisesaal das Frühstück genommen. Vier Unterrichtsstunden und unter der Aufsicht der Offiziere ein einstündiges Turnen sind der Schule gewidmet. Fast den ganzen übrigen Tag und zu jeder Jahreszeit tummelt sich die fröhliche Jugend dann auf den großen, außerhalb des Schloßhofes angewiesenen Spielplätzen bei den verschiedenen Arten des Ballwerfens, bei schwarzem Mann, Seilspringen, Tauziehen und wie die kindlichen Belustigungen alle heißen mögen, in lärmender, übermütiger Lust, aber ohne alle Roheit. Ein im schattigen Walde ausgegrabenes, geräumiges Bassin trägt Sorge für das kühlende Bad in heißer Sommerszeit, während im Winter der ganze Spielplatz durch die stets laufenden, von einer schon aus der sächsischen Zeit stammenden, aber später ausgebauten, dreiviertel Meilen langen unterirdischen Röhrenleitung gespeisten Brunnen unter Wasser gesetzt wird und dann eine spiegelglatte, gefahrlose und viel benutzte Eisbahn bildet, so daß beide Maßnahmen dem Knaben die körperlichen Geschicklichkeiten des Schwimmens und Schlittschuhlaufens für das Leben mitgeben.

Mehrere Abendstunden sind zu nützlicher, häuslicher Beschäftigung bestimmt. Ein Teil der Knaben versammelt sich in der „Stricke," um den bedeutenden

Jahresbedarf der Anstalt an Strümpfen selbst zu fertigen. Fleißig bewegen sich die kleinen Hände, während ein größerer Knabe, mit seinem Schemel auf den Tisch gehoben, laut irgend eine selbst gewählte Geschichte vorliest. Kein Lehrer hat je die Handgriffe gezeigt, welche einer immer dem andern absieht, und die nach dem traditionellen einzigen Maßstrumpf gleichmäßig gestrickten Strümpfe passen nachher auf die verschiedenen kleinen Füße, je nachdem sie loser oder fester



Signalstunde.

gestrickt wurden. Andre lernen in der „Flicke" bei einigen zu diesem Behufe angestellten Schneidern eine ordentliche Naht nähen und die bedeutenden Schäden des alltäglichen Anzuges ausbessern, während ein dritter Teil die „Kartoffelschäle" aufsucht, und wie in der Stricke ein Sporn zu eifriger Thätigkeit in der Gewährung einer kleinen Vergütung von fünf Pfennigen für das Paar abgelieferter Strümpfe gefunden wird, so gipfelt eine solche Anregung hier in der Bemerkung, daß nur das Quantum geschälter Kartoffeln gegessen werden kann.

Die sehr reichliche Verpflegung ist vortrefflich und schmackhaft zubereitet. In der reinlichen und geräumigen Küche waltet an der Spitze von acht oder neun Mägden die Oberköchin in mütterlicher Sorgfalt ihres Amtes, und der gute wohlwollende Ausdruck des fein geschnittenen Gesichts läßt erkennen, wie der Scharfblick der Jugend ihr mit vollem Rechte den Ehrennamen der „Mutter Ruhle" zuerkannt hat. Die zwölf langen Tafeln des mit den Büsten des Kaisers und der beiden prinzlichen Feldmarschälle geschmückten weiten und hohen Speisesaales werden von den Knaben nett und appetitlich gedeckt, und wenn auch das Tischtuch mit dem Ende der Woche die weiße Frische des Sonntags verloren hat, so teilt es dieses Schicksal lediglich mit den Gedecken aller bürgerlichen Häuser,

wo eine Schar Kinder den Stolz und die Freude der Familie bildet. Morgens und abends gibt es eine warme Suppe oder im Sommer frische Milch mit einem tüchtigen Stück guten Roggenbrotes, das zweite Frühstück und die Vesper bestehen gleichfalls aus einer Brotschnitte und täglich findet jeder Knabe in dem vier Portionen haltenden Napfe zum Mittagessen ein Stück Fleisch. Die Klippe der geringen Abwechselung, unter der die Mehrzahl solcher ausgedehnten Menagen zu leiden hat, wird glücklich umschifft durch die häufige Gewährung frischer Gemüse, wie sie von den Knaben selbst im Anstaltsgarten in großen Mengen gezogen werden. Ein einziger Pfleger führt bei Tische die Aufsicht über die 500 Knaben, welche nach einem kurzen, laut gesprochenen Gebete mit gesundem Appetit, fröhlich aber in anständiger, gesitteter Haltung ihr Mahl einnehmen. —

In früherer Zeit war eine Musikschule der Hauptzweck der Anstalt. Wenn sich das auch geändert hat, so weist die Tradition doch heute noch der Pflege der Musik einen hohen Platz an und die Zulassung zum Musikunterricht, welche als Belohnung für gutes Betragen von einer freiwilligen Meldung und dem Ausfalle einer ärztlichen Untersuchung abhängig gemacht wird, bildet das Ziel manches jugendlichen Ehrgeizes. Die Kapelle ist deshalb stets stark besetzt, und der im Dienste des Instituts ergraute, ausgezeichnete Lehrer, Herr Sußmann, schwingt in dem eigens für seine Schule bestimmten Gebäude den Taktstock mit großem Erfolge, aber oft vor so winzigen Persönlichkeiten, daß der Kronprinz einst neben gnädiger Anerkennung der wirklich guten Leistung fragen konnte, ob die Tuba schwerer sei oder der kleine Bläser. Die originelle Einrichtung verschlossener Musikzellen, die durch ein in der Thüre angebrachtes kleines Glasfenster überwacht werden, gestattet den Anfängern das schrankenlose Einüben der ersten Töne, ohne doch die Ohren sämtlicher Nahekommenden fort und fort zu beleidigen.

Der sonntägliche, vom Anstaltspfarrer in der Kirche des Fleckens gehaltene Gottesdienst erhebt die Gemüter der Knaben zu ihrem Schöpfer, und wenn der Diener Gottes nach vierjährigem Aufenthalte und vorangegangenem Unterrichte sie am Tische des Herrn in die Gemeinschaft der Christen aufgenommen hat, so tritt die Wahl des Lebensberufes in den Vordergrund. Wünscht der Jüngling in bürgerlicher Stellung seinen Unterhalt zu suchen, so sorgt die Anstalt für ein passendes Unterkommen, schließt mit geachteten Handwerksmeistern einen günstigen Lehrkontrakt und sucht überhaupt den früheren Pflegebefohlenen ratend und helfend im Auge zu behalten.

Diejenigen Zöglinge der Knabenschule aber, welche aus freier Wahl sich für den Beruf des Soldaten entschließen, treten nach der Konfirmation zu der gleichfalls am Orte befindlichen und in der neuerbauten Kaserne untergebrachten Unteroffiziervorschule über, welche 250 Köpfe zählt. Hier tritt der militärische Charakter der Anstalt mehr hervor. Die eigentlichen Exerzierübungen mit der Jägerbüchse beschränken sich allerdings auch hier auf eine sorgsame Einzelausbildung, welche in der alljährlich einmal zur Feier des allerhöchsten kaiserlichen Geburtstages stattfindenden großen Parade ihren Gipfelpunkt findet, aber die Gymnastik wie eine eingehende Instruktion über alle Details des militärischen

Dienstes sollen den Grund legen zur Heranbildung tüchtiger, brauchbarer Unteroffiziere. Der wissenschaftliche Unterricht, von Offizieren und Zivillehrern erteilt, erstreckt sich in drei, je zwei Parallelklassen umschließenden Stufen auf die Lehrgegenstände der Sekunda einer Realschule, greift indessen in bezug auf deutsche Sprache, Zeichnen, Geographie und heimatliche Geschichte, kurz in allen Fächern, die dem Unteroffizier bei späterer Zivilanstellung den Boden ebnen können, nicht unwesentlich über das dort gesteckte Ziel hinaus. Die Musik wird in vielen Fällen freiwillig fortgesetzt, da die Zöglinge gern als Musiker, sonst aber mit Vorliebe bei der Artillerie eintreten, um mit ihren guten Vorkenntnissen der Oberfeuerwerkerkarriere sich zuzuwenden.

Die innere Organisation der Vorschule ist militärisch. Unter den Befehlen des gemeinsamen Kommandeurs der Knaben- und der Vorschule ist die Leitung einem älteren Offizier übertragen. Der Etat an Offizieren für die beiden Kompanieen zu je 125 Köpfen wird aus der Armee im mehrjährigen Turnus kommandiert, während die Unteroffiziere zunächst probeweis hierher geschickt werden, um sie hinsichtlich ihrer Brauchbarkeit in bezug auf pädagogische Talente an Ort und Stelle zu prüfen, und dann feste Anstellung bei der Vorschule finden.

Wenn auch der Hauptnachdruck auf die Kräftigung und gesunde Entwickelung von Körper und Geist gelegt wird und innere Ordnung ohne militärische Pedanterie durch Kompanieführer gehandhabt wird, welche aus der Mitte der Schüler selbst hervorgehen, so tritt uns hier neben dem jugendlichen Frohsinn doch schon mehr der Ernst des späteren Lebens entgegen. Die Erfolge dieser Erziehungsmethode lassen nichts zu wünschen übrig. Das frische Aussehen der jugendlichen Gestalten, die sich gerade in der Periode des stärksten Wachstums befinden, ihre körperliche Gewandtheit und geistige Rührigkeit können des besten Eindrucks nicht verfehlen.

Mancher tüchtige Mann, der sich eine geachtete Stellung im bürgerlichen Leben erkämpft hat, ist aus der Knabenschule hervorgegangen und das Album, in dem frühere Zöglinge ihre Namen einzeichnen, enthält beispielsweise außer den Notizen über einzelne angesehene und reich begüterte Kaufherren jenseits des Atlantischen Ozeans die Namen des geschickten Reiseunternehmers Stangen und des Zahlmeisters Rüdiger, welcher sich durch seine photographischen Aufnahmen an Bord der Hertha und das aus denselben zusammengestellte Reisewerk auch in weiteren Kreisen vorteilhaft bekannt gemacht hat. Ein Band treuer Anhänglichkeit an die Anstalt, welcher sie ja so viel verdanken und die den Grund zu ihrer Charakterbildung gelegt hat, umschließt sie alle, findet Ausdruck in dem „Vereine alter Annaburger“, welcher seine Zweige über alle Städte des Deutschen Reiches erstreckt, und wird rege erhalten durch eine für diese „alten Herrn“ herausgegebene Annaburger Vereinszeitung. Alljährlich auch versammeln diese sich in größerer oder geringerer Zahl zu zweitägigem Aufenthalte in Annaburg. Sie speisen dann an demselben Tische mit den jetzigen Pfleglingen die tägliche Anstaltskost in dem Saale, wo eine Marmortafel die Namen der alten Annaburger aufbewahrt, welche im letzten großen Kriege den ehrenvollen Soldatentod erlitten haben, sie nehmen in lieber alter Erinnerung teil an den Spielen der Kinder, und wenn ein Veteran der horchenden Jugend erzählt von den schweren Tagen,

welche nach der Schlacht von Dennewitz bei dem Durchzuge von Franzosen, Russen und Preußen dem Institute erwuchsen, so ist schon die Anwesenheit dieser Männer das beste Vorbild für die Epigonen.

Angesichts dieser Resultate und des oben erwähnten Umstandes, daß eine bedeutende Zahl bedürftiger Eltern vergebens die Aufnahme ihrer Kinder in die segensreiche Anstalt erstrebt, ist der Beschluß des Reichstages, die Mittel zur Anlage einer zweiten Knabenschule in Neu-Breisach zu versagen, doppelt zu beklagen. Aber wie das alte Schloß abseits der breiten Straße des Verkehrs die Schönheiten seines Stils in ländlicher Einsamkeit verbirgt, so entzieht sich die Anstalt und ihre Wirksamkeit der Kenntnis des großen Publikums. Nur einzelne kennen und würdigen die unmittelbar im praktischen Leben fußenden Einrichtungen, mit deren Nachahmung doch mancher Mäcen und manche Kommune sich ein bleibendes Denkmal setzen und dem Staate eine Summe frischer unverdorbener Volkskraft erhalten und zuführen könnte, während unter den älteren unbeschäftigten Militärs sich bestimmt viele Männer finden würden, die in der Leitung einer solchen Anstalt das erforderliche Geschick mit gewissenhaftem Eifer verbänden.

Die frische Waldluft, die kräftige Ernährung und die den Körper stählende Lebensweise legen den Grund zu einem vortrefflichen Gesundheitszustande unter den Knaben. Epidemieen haben noch gar nicht geherrscht, das Lazarett mit seinen vierzig Betten ist fast immer leer, und Todesfälle, die ja nie ganz ausbleiben können, beschränken sich auf durchschnittlich einen im Jahre. Ein freundlich unter alten knorrigen Eichen in viertelstündiger Entfernung vom Schlosse gelegener Friedhof birgt neben einzelnen Denkmälern aus früherer Zeit nur wenige, aber mit Sorgfalt gepflegte Grabstätten von Zöglingen der Anstalt, welche kindlicher Freundessinn mit einfachen, würdigen und geschmackvollen, aus der Pfennigsammlung der zurückbleibenden Genossen hervorgegangenen Denkzeichen geziert hat.

Das Zeughaus.

Das königliche Zeughaus und seine Verwaltung, welche einem höheren Offizier anvertraut ist, bilden eine spezifisch preußische, außerhalb des Rahmens deutscher Heeresorganisation stehende Einrichtung, derart, daß die dafür erforderlichen Mittel nicht durch den Reichstag, sondern durch den preußischen Landtag angewiesen werden. Das Zeughaus und die innerhalb seiner Mauern verwahrten Sammlungen und Schätze sind aber mit den Thaten der preußischen Armee so eng verknüpft, bilden die großartigste Illustration zur Geschichte des Heerwesens, stehen in so inniger und unauflöslicher Wechselbeziehung mit der lebensvollen Gliederung des Heeres, dessen Entwickelung sie in allen ihren Phasen widerspiegeln, daß ganz zweifellos auch des Zeughauses gedacht werden muß, wo es sich um eine Schilderung des Heeres handelt.

Der gewaltige Steinbau des Zeughauses, welches seine Hauptfront von 90 Meter Länge der verkehrsreichen, glänzenden Straße „Unter den Linden“ zukehrt, sieht auf eine zweihundertjährige Geschichte zurück, ist das älteste und nach dem Schlosse wohl das wertvollste Baudenkmal der jetzigen Reichshauptstadt und zu

allen Zeiten als eins der schönsten unter ihnen anerkannt. Der ursprüngliche Entwurf mit den vielbewunderten, einfach schönen Maß- und Raumverhältnissen stammt noch aus der Regierungszeit des großen Kurfürsten und ist von dem genialen Nehring entworfen. Am 22. Mai 1695, sieben Jahre nach der Thronbesteigung des ersten preußischen Königs, fand die feierliche Grundsteinlegung statt. Nach dem schon in demselben Jahre erfolgten Tode Nehrings, welcher als der eigentliche Schöpfer des großartigen Planes zu betrachten ist, führte Martin Grünberg und seit 1698 Andreas Schlüter den Bau. Es läßt sich nicht genau feststellen, wie viel jeder dieser Meister an den ursprünglichen Plänen und Entwürfen geändert hat, doch darf man mit großer Wahrscheinlichkeit annehmen, daß Schlüter, mit dessen Namen die Errichtung des Zeughauses so eng verknüpft ist, vorzugsweise den reichen bildnerischen Schmuck des im großen Viereck erbauten Hauses, die Trophäen auf der Brustwehr, wie die Prunkhelme über den Fenstern des Erdgeschosses zur Ausführung gebracht hat. Bestimmt rühren die berühmten zweiundzwanzig Masken sterbender Krieger von ihm her, welche die Schlußsteine der Bogenfenster im inneren Hofe zieren. Auch Schlüter führte den Bau nicht zu Ende. Mit dem Schluß des Jahrhunderts übergab er, von seinen Arbeiten für die Erstehung des Königsschlosses ganz in Anspruch genommen, die Leitung an den Baumeister Johann de Bodt, welcher nach weiteren sechs Jahren das Werk der Vollendung entgegenführte. Nachdem über dem Haupteingange als letzter Schmuck das von Hulot modellierte, in Bronzeguß ausgeführte und stark vergoldete Brustbild des königlichen Erbauers eingefügt war, konnte das Zeughaus 1706 seiner Bestimmung übergeben werden, von der die über dem Medaillon mit dem Bilde des Königs angebrachte Inschrifttafel Zeugnis ablegt.

Justitiæ · Armorum · Terrori · Host ·
Tutelæ · Suorum · Pop · Et · Foederat ·
Fridericus · I
Rex · Boruss · P · P · P · Aug · Inv ·
Hoc · Armamentarium · Omni · Instrum · Bell ·
Nec · Non · Spolior · Milit ·
Ac · Trophæor · Genere · Refertum ·
A · Fundam · Extruendum · Curavit · MDCC · VI ·

heißt es dort, oder in freier deutscher Übersetzung:

Den Waffenthaten zur Anerkennung, den Feinden zum Schrecken, seinen Völkern und Bundesgenossen zum Schutz hat Friedrich I., der erhabene und unbesiegte König von Preußen, dies Zeughaus zur Bergung aller Kriegswerkzeuge, wie kriegerischer Beutestücke und Trophäen von Grund aus erbauen lassen im Jahre 1706.

Nicht immer sind die Räume des Zeughauses lediglich diesem Zwecke dienstbar geblieben. Namentlich nach den Befreiungskriegen fand gelegentlich auch eine anderweitige Verwendung statt. Wo die Mittel fehlten, um für die sich stetig mehrenden Bestände an Kriegsvorräten aller Art verschiedener militärischer Be-

hörden ausreichende Unterkunft in eigenen Gebäuden zu schaffen, wurde das Zeughaus durch Einbauten, Einfügung von Zwischenböden, Anlage von Geschirrkammern u. s. w. vielfach seiner eigentlichen Bestimmung entzogen, die architektonische Schönheit des Gebäudes verunziert. Mit der Entwickelung des preußischen Heerwesens im Laufe der letzten fünfundzwanzig Jahre, mit den kriegerischen Erfolgen, dem steigenden Reichtum des Landes und seiner erhöhten politischen Bedeutung mußte ganz naturgemäß auch das Bestreben Hand in Hand gehen, den Ruhmes-



Portal des Zeughauses.

thaten preußischer Truppen durch die äußerlich würdige Gestaltung des Ortes ein neues Denkmal zu setzen, wo neben den Vorräten an eigenen Waffen und Heergeräten die wertvollste Kriegsbeute ihren Platz gefunden hatte. Es entstand der Plan, das Zeughaus in eine Ruhmeshalle für die preußische Armee umzuwandeln, welche eine großartige Waffensammlung, die von Preußens Heeren in blutigen Kriegen gewonnenen Trophäen und endlich Prachträume umfassen sollte zur Aufstellung von Standbildern der preußischen Könige und ihrer Helden, wie zur Aufnahme von Gemälden mit der Darstellung von hervorragenden Begebenheiten der brandenburgisch-preußischen Geschichte.

Im Juli 1874 trat eine Kommission zusammen, um Vorschläge für den Umbau des Zeughauses in der angedeuteten Richtung zu machen. Zu seinem Geburtstage im folgenden Jahre erteilte der Kaiser dem Staatsministerium den Befehl zur Ausarbeitung einer Vorlage an den Landtag bezüglich der nötigen Geldmittel; zwei Jahre später, 1877, wurde diese Vorlage Gesetz, nachdem der Kostenanschlag von 6 Millionen Mark auf 4330000 Mark herabgemindert war; und seit dieser Zeit ist die Neugestaltung des Gebäudes nach den Entwürfen des Oberbaurat Hitzig, welcher mit dem Bauinspektor Hinckeldeyn die Ausführung auch selbst leitete, mit Geschick, reger Thätigkeit und unter sorgsamer Schonung der ursprünglichen Anlage gefördert worden. Das Erscheinen des Kaisers am 3. November 1883 galt gewissermaßen der Einweihung des vollendeten Werkes. Nur die Herrscherhalle ist noch nicht ganz nach den bezüglichen Plänen durchgeführt.

Früher befand sich der Haupteingang zum Zeughause an der Nordseite von der Straße her, welche den Namen „Hinter dem Zeughause“ führt. Die nächste Aufgabe des Leiters der Umbauten bestand darin, den Eingang von diesem ganz ungeeigneten Platze zu verlegen und den ursprünglichen Haupteingang der Südfront, welcher auch durch das Bildnis des Königs Friedrich I. als solcher gekennzeichnet ist, gegenüber dem Palais des Kronprinzen wieder zu gewinnen. Durch dieses Thor in der Mitte des Südflügels tritt deshalb der Besucher jetzt zunächst in eine mächtige Halle, welche von den Sammlungen des Untergeschosses zu beiden Seiten durch kunstvoll gearbeitete Eisengitter abgetrennt ist. Vier Wandgemälde des Professor Burger schmücken die Eintrittshalle, Szenen aus dem Belagerungskriege des 14. und 15. Jahrhunderts und der Jetztzeit zur Darstellung bringend, von denen, entsprechend den dahinter befindlichen Sammlungen, die beiden an der rechten Seite die Thätigkeit der Artillerie, die beiden links die Ingenieurkunst versinnbildlichen. In dem teilweise alten Stuck der Decke erblickt man die Namensschiffre Kurfürst Friedrich III. mit Kurhüten und Zeptern.

Rechts von der Eintrittshalle findet sich die Geschützsammlung, deren einzelne Stücke den Zeitraum vom Schluß des 14. Jahrhunderts bis zum Jahre 1880 umfassen und ein lehrreiches Bild geben von dem Entwickelungsgange des Geschützwesens. Im Durchschreiten des dreischiffig geteilten Raumes findet man dort, von den alten Wurfkesseln an gerechnet, den Bombarden, Karthaunen und Feldschlangen nicht allein alle Arten von „grobem Geschütz“ bis zu den vollendeten Maschinen unsrer Tage, sondern gewinnt auch einen Einblick in die immer fortschreitende Vervollkommnung ihrer technischen Herstellung. Unter den gegossenen und geschmiedeten Rohren von Eisen oder Bronze befinden sich Hinterlader von allerdings sehr primitiver Konstruktion aus den letzten Jahrzehnten des 14. Jahrhunderts, und mittelalterliche „Angelgeschütze“, welche nach Art der modernen Mitrailleusen, und zwar oft in sehr sinnreicher Zusammenstellung, mehrere Rohre auf einem Gestell vereinigen. Besonders bemerkenswert aus der Zahl der reich verzierten und mit Sinnsprüchen versehenen Geschütze des 17. Jahrhunderts erscheinen zwei achtzehnpfündige Bronzerohre, welche 1617 in dem durch seine Geschützgießereien von altersher berühmten Danzig gegossen sind. Saturn und Storch sind ihre

bis heut erhaltenen Namen und das Sprüchlein, welches Benningk, der Büchsenmeister ihrer Geburtsstätte, ihnen aufgeprägt hat, lautet bei ersterem: „Saturnus frißt die Kind allein — ich freß sie alle gros und klein.“ Der Storch dagegen führt sich ein mit dem Motto: „Der Storch in Eyl gleichwie ein Pfeil Adjis dem Feind bringt eh’ er’s meint!“ Von neueren Geschützen verdienen zwei hängende Mörser von Bronze besondere Beachtung, welche auf Befehl Napoleons I. zur Belagerung von Cadix hergestellt worden sind, aber nicht an den Ort ihrer Bestimmung gelangten. Sie sind 1814 in Lafère erbeutet.



Die Ruhmeshalle: Geschützsammlung.

In den Räumen der links von der Eingangshalle gelegenen, das Ingenieurwesen und eine Sammlung von Nachbildungen umfassenden Abteilung, fesselt zunächst eine unübersehbare Menge von Fahnen und Flaggen den Blick. Die meisten davon bilden, 1814 dem Musée d’Artillerie in Paris entnommen, eine Beute der Freiheitskriege. Doch sind auch solche darunter, welche für Preußen von geschichtlicher Bedeutung sind. So die Fahne, welche am 2. und 3. März 1871 vom Hause der deutschen Kommandantur in Paris wehte, und die von feindlichen Kugeln durchbohrten Flaggen der Arkona, welche das Schiff bei der Feuertaufe der jungen Marine im Gefecht bei Jasmund gehißt hatte. Interessant sind auch die zahlreichen Schlüssel eroberter Festungen, ferner mächtige Reliefkarten der Schlachtfelder von 1864 und 1866, und von französischen Festungen, und endlich eine umfangreiche Modellsammlung von Kriegsfahrzeugen, welche mit den Nachbildungen von Schiffen und Schiffsteilen, mit Pioniergeräten aller Art das Ganze vervollständigt. An der Schlußwand befinden sich lebensgroße Porträts verschiedener „langer Kerls“ von den Grenadieren Friedrich Wilhelm I.

Der zu einem Treppenhause umgewandelte, durch eine Glaskuppel überwölbte, innere Hof gewährt in seinen großartigen Dimensionen von achtunddreißig Meter Länge und Breite einen imposanten Anblick. Französische Fahnen aus der Zeit der ersten Republik und eine Anzahl 1870/71 erbeuteter Geschütze schmücken diesen Raum, von dem eine Doppeltreppe, deren Wangen die von Reinhold Begas ausgeführten Statuen römischer Krieger und allegorische Reliefs des Heerwesens und der Marine tragen, in harmonisch kräftiger Gliederung nach dem Nordflügel

des ersten Stockwerks hinaufführt. Hier im Hofe finden sich auch die oben erwähnten künstlerischen Masken sterbender Krieger und veranschaulichen im feinempfundenen Gegensatze zu dem Schmuck der Außenseiten des Gebäudes, welcher den Glanz, das Glück und den Ruhm des Krieges sinnbildlich darstellt, mit ihren durch den Todeskampf verzerrten Zügen die Kehrseite des soldatischen Lebens.

Das Obergeschoß, welches bislang nur mit einer hölzernen Decke versehen war, ist nach Anordnung der alten Pfeiler jetzt wie die unteren Hallen mit hohen Steinwölbungen überspannt. Wie unten die Eintrittshalle, so bildet oben die Herrscherhalle als prächtigsten Schmuckraum den Ausgangspunkt, um den, gleichfalls durch Eisengitter abgetrennt, die weiteren Sammlungen gruppiert sind. Vier Wandgemälde: Anton von Werners bekannte „Kaiserkrönung zu Versailles", und die noch unausgeführte „Krönung Friedrich I." von demselben Meister, die „Huldigung der schlesischen Stände vor Friedrich dem Großen" von Camphausen und das figurenreiche Bild von Bleibtreu „die Besichtigung der Freiwilligen von 1813 durch Friedrich Wilhelm III." füllen die Längsseiten der Herrscherhalle; zwischen ihnen Schapers anmutige Siegesgöttin, und an Fries und Giebelfeldern zahlreiche allegorische Darstellungen, deren Entwurf und Ausführung dem Professor Gesellschapp übertragen ist. Acht lebensgroße Statuen der preußischen Herrscher, des großen Kurfürsten und der nachfolgenden Könige, jede ein Meisterwerk, geben der mächtigen Rotunde die eigentliche Bedeutung.

In den neben der Herrscherhalle liegenden Feldherrnhallen werden sämtliche hervorragende Truppenführer der letzten Jahrhunderte durch Büsten vertreten sein und Schlachtenbilder aus der Geschichte des preußischen Heeres sollen die Wände zieren.

Der übrige Raum des Oberstocks ist verwendet für die „Waffensammlung", welche in ihren zwei Abteilungen morgenländische und abendländische Waffen von einander trennt. Den letzteren schließt sich in chronologischer Anordnung eine Mustersammlung moderner Hand- und Feuerwaffen an.

Die Abteilung der morgenländischen Waffen umfaßt türkische, persische, arabische und südkaukasische, mehr oder weniger reich verzierte Stücke, aber auch indische, chinesische und japanesische Waffen in bewundernswerter technischer und künstlerischer Vollendung, beispielsweise „Kettenhemden" von so feiner Arbeit, daß der Quadratzentimeter dieser Schutzwaffe sich aus etwa 3000 Ringen zusammensetzt. Die Sammlung abendländischer Waffen ist nach der Zeitfolge übersichtlich geordnet. Sie enthält aus dem früheren Mittelalter verschiedene seltene Gegenstände, Topfhelme, Streitäxte und Schwerter, gewinnt der Zahl der Stücke nach vom Ende des 14. Jahrhunderts an eine immer größere Ausdehnung, und nimmt mit der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts den vorzugsweise vaterländischen, brandenburgisch-preußischen Charakter an.

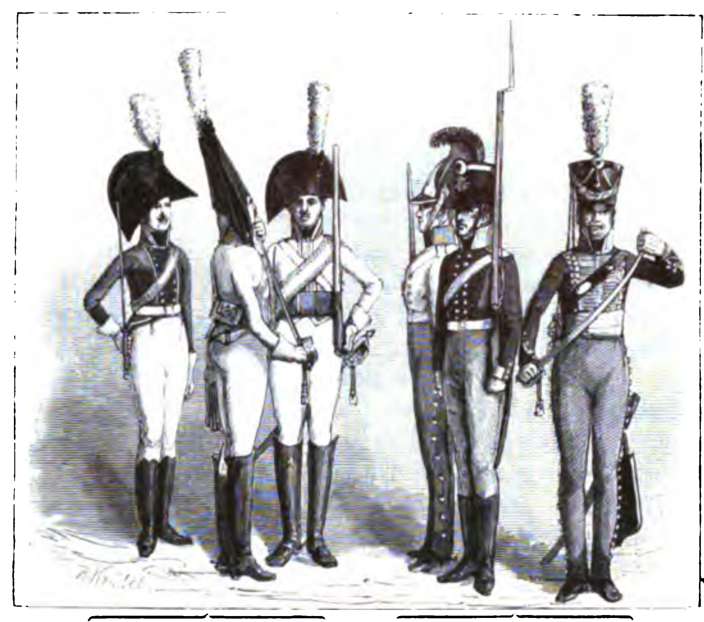
An reichen Rüstungen vorbei, welche zum Teil von Mitgliedern des Hohenzollerschen Fürstengeschlechts getragen worden sind, und hier in der Umgebung von künstlerisch geformten und ausgeführten Degen und Schwertern, gewaltigen Zweihändern, toledanischen Dolchen, Landsknechtsspießen und Streithämmern das



Die Ruhmeshalle: Waffensammlung.

Entzücken der Kenner bilden, führt der Weg den Beschauer zu der schweren und ungefügen Armbrust und den ersten Feuergewehren. Mit deren größerer Verbreitung und ihrer Verbesserung wird die Schutzwaffe, die Eisenrüstung, leichter und sinkt immer mehr zu einem Prunkstücke herab, in dessen Ausschmückung die Handschmiedekunst jener Zeit Erstaunliches geleistet hat. Neben dem Luntenschloß taucht bald nach dem Jahre 1500 zuerst das Radschloß auf, auch Hinterlader, metallne Patronenhülsen, das Kennzeichen unsrer heutigen Armeewaffen, kommen vor, und selbst Versuche zu mehrläufigen revolverartigen Gewehren. Später fällt die Rüstung ganz fort, deren Überreste jetzt nur noch in den Kürassierregimentern weiter bestehen, das Bajonett verdrängt die Pike, andre verbesserte Gewehrschlösser treten auf und der eiserne Ladestock des alten Dessauers gibt die Möglichkeit, rascher zu laden und zu feuern. Der Laie staunt ob der Fülle der hier auf verhältnismäßig engen Raum zusammengehäuften Gegenstände der verschiedensten Art, der Geschichtsforscher findet immer neuen Stoff zu fleißiger Arbeit, der Patriot erfreut sich vor allen Dingen stolz der mancherlei Reliquien und Triumphzeichen, die ihm die Größe der Herrscher und die Thaten der Söhne seines Volkes immer von neuem in die Erinnerung zurückrufen. Hier erblickt er die Fahnen der Garde König Friedrich I., die prunkvollen Partisanen seiner Leibwache, die zerschlissenen Fahnenreste andrer Regimenter, Kopfbedeckungen, Ausrüstungsstücke und sonstige historische Schätze, wie Degen, Orden, Hut und Pistole des Kaisers Napoleon I., den Schreibstift Theodor Körners am Fuße der von Friedrich Wilhelm III. dem Verein der Freiwilligen von 1813 gewidmeten Ehrensäule, verschiedene Erinnerungen an den noch heut im Andenken des Volkes lebendigen „Marschall Vorwärts“, mehrere Säbel Friedrich Wilhelm III. und ein Gewehr, welches unser Kaiser geführt hat. Dazwischen in großen Wandschränken Uniformen fremder Truppen und die Uniformstücke des preußischen Heeres von 1807 bis 1817. Hier hat auch die für König Friedrich Wilhelm III. angefertigte Sammlung mehrerer hundert

spannenlange Holzfiguren Aufstellung gefunden, welche früher den Besuchern des Schlosses in Charlottenburg besonderes Interesse einzuflößen pflegten. Die kleinen Statuetten geben nach Ausführung und Bemalung die Uniformierung und Bewaffnung des preußischen Heeres in den verschiedenen Epochen treu und genau wieder und in ihrer Betrachtung vergegenwärtigt man sich gewissermaßen nochmals den ganzen Entwickelungsgang, den das preußische Heerwesen genommen hat. Dieser Abteilung gehört ferner die Sammlung moderner spanischer Waffen aus den Kunstwerkstätten des altberühmten Toledo an, welche König Alfons von Spanien vor zehn Jahren unserm Kaiser als Geschenk dargebracht hat, und vermutlich wird auch die ausgedehnte und prachtvolle Waffensammlung des verstorbenen Prinzen Karl von Preußen hier ihren Platz finden.



1806: Unteroffiz. d. reitenden Artillerie. Kürassier-offizier. Kürassier. 1808—1814: Kürassier. Infanterist. Husarenoffizier.

Die Uniformfigürchen Friedrich Wilhelm III.

Jahrelanges eifriges Studium würde dazu gehören, eine einigermaßen vollständige Kenntnis von der Bedeutung und dem inneren Werte der zahlreichen Schätze zu erlangen, die hier zusammengetragen sind, und die Blätter eines dickleibigen Folianten würden kaum genügen, sie aufzuzählen und zu beschreiben. Nur einzelne Forscher, Künstler oder sonst unbeschäftigte Soldaten



Grenadier, die Handgranate werfend, aus der Zeit Friedrichs I.



Artillerist aus der Zeit des Großen Kurfürsten.

Die Uniformfigürchen Friedrich Wilhelm III.

gewinnen die Muße, dieses Riesenmaterial zu bewältigen. Die Mehrzahl muß sich mit dem flüchtigen Eindrucke weniger Besuche genügen lassen. In gleicher Weise konnte an dieser Stelle auch nur auf wenige besonders hervorragende Einzelheiten kurz hingewiesen werden, welche bestimmt sind, von dem Umfange, der Bedeutung, Schönheit und Gediegenheit dessen, was die Mauern des alten Zeughauses umschließen, in seiner Gesamtheit ein knappes Bild zu entwerfen.

Vom ersten preußischen Könige erbaut, von Deutschlands erstem Kaiser aus dem Zollernhaus zu neuem und schönerem Zwecke geweiht, weckt die Ruhmeshalle den gerechten Stolz des guten Preußen. Möchten die toten Gegenstände nach wie vor zu den Herzen deutscher Männer ihre stumme und doch so beredte Sprache reden, dann wird der jetzt erbaute Ehrentempel hohen kriegerischen Ruhmes den kommenden Geschlechtern ein Ansporn werden zu Thaten, welche der Ahnen würdig sind, dann wird im Bewußtsein der Nation nie die Überzeugung an Boden verlieren, der Preußen und durch Preußen das ganze Deutschland seine Größe verdankt, die Überzeugung, daß Volk und Heer unzertrennliche Begriffe sein und bleiben müssen, und daß „das Volk in Waffen“ erst dann seine Bedeutung gewinnt, wenn hohenzollersche Fürsten als Monarchen und Feldherren ihm den rechten kriegerischen Geist, den Geist des Mutes, der Treue und Hingebung, des willigen Gehorsams und ernster Pflichterfüllung einhauchen.



Eine der Schlüterschen Masken sterbender Krieger im Hofe des Zeughauses.

Das „Große Militärwaisenhaus zu Potsdam und Schloß Pretsch.“



Das Militärwaisenhaus zu Potsdam.

Gelegentlich einer in der Gegend von Halle abgehaltenen Revue hatte König Friedrich Wilhelm I. aus eigner Anschauung die Franckeschen Stiftungen in dieser Stadt kennen gelernt. Wie der Monarch durch das Kadettenkorps bereits für die Söhne des Adels und der Offiziere Sorge getragen hatte, so gab dieser Besuch von Halle die erste Veranlassung zur Gründung einer Anstalt, in welcher hilflose Soldatenkinder auf königliche Kosten genährt, gekleidet, gepflegt, praktisch und gottesfürchtig erzogen werden sollten, um dereinst als nützliche Mitglieder des Handwerkerstandes dastehen zu können. Bereits 1722 wurde der erste Bau eines dreistöckigen Hauses in Potsdam begonnen und am 1. November 1724 mit dem vom König vollzogenen „Generalreglement“ das Waisenhaus als Erziehungsanstalt eröffnet. In den bezüglichen Vorschriften „setzen und verordnen Seine königliche Majestät“ unter anderm, „daß ein jeder Bedienter dieses Waisenhauses sich der Gottesfurcht, Zucht und Ehrbarkeit, wie auch eines nüchternen, mäßigen Lebens befleißige, damit die darin sich befindende Jugend nicht Ursache bekomme, ein böses Exempel oder Ärgernis an den Erwachsenen zu nehmen und das Gute, so in ihnen von den Lehrern und Präzeptoren mit großer Mühe eingeprägt worden, dadurch nicht wieder verdorben und weggerissen werde.“

Die Sorge des Königs erstreckte sich bekannter Weise bis auf die Einzelheiten seiner Schöpfungen herab. Auch der inneren Ordnung im neu errichteten Waisenhause, der geistigen Pflege und dem leiblichen Gedeihen der Kinder, wie der fortschreitenden Weiterentwickelung der Anstalt war die stete Aufmerk-

samkeit des hohen Stifters zugewandt. So findet sich unter dem „Speisezettel für die Kinder im Waisenhause 1725,“ aus dem wir erfahren, daß es dort Sonntags Gerstengraupen und Fleisch mit Reis, Montags dicke Hirse und Ochsengeschlinge, Dienstags Gerstengrütze mit Klippfisch oder Hering ꝛc., abends Butterstollen mit verschiedenen Suppen, zu beiden Mahlzeiten aber Bier gegeben hat, die eigenhändige Bemerkung des Königs: „Gut. Fr. W.“ Schon im nächsten Jahre nach der Eröffnung wurde der ursprünglich nur für Knaben bestimmten Erziehungsstätte ein Mädchenwaisenhaus hinzugefügt und, räumlich wie administrativ von ersterem getrennt, in den alten Kasernen am östlichen Ende der Stadt untergebracht. Die Räumlichkeiten des Hauses mußten mit der Zeit erweitert werden, der ursprüngliche Verwaltungsmodus erlitt mehrfache Verbesserungen, und zwölf Jahre nach dem Entstehen sicherte der König seiner Schöpfung durch die Fundationsurkunde vom 26. Oktober 1734 die fortwährende Dauer. Der erste Artikel dieser Festsetzungen bestimmte: „So wollen Wir, daß in dem von Uns Allerhöchst gestifteten Waisenhause zu Potsdam alle die Soldatenkinder auf- und angenommen werden sollen, es mögen ihre Eltern noch leben, in unsern wirklichen Kriegsdiensten noch stehen oder gestanden haben. Möge die Zahl der Waisenkinder täglich stärker werden.“ Nach weiteren genauen Verordnungen über Unterricht, Beköstigung, Bekleidung und Erziehung der Kinder werden dann, „daß das Waisenhaus zu immerwährenden Zeiten bleiben und im stande sein möge, die darin zu verpflegenden Kinder zu unterhalten und so weit zu bringen, daß sie demnächst sich selbst nähren und dem gemeinen Wesen nützlich sein mögen“, dem Stiftungswerke zu eigner Unterhaltung bestimmte Einkünfte angewiesen. Zunächst „das Lagerhaus in Berlin mit allen darin bestehenden Kapitalien, Tüchern, Gerätschaften, Privilegien und Vorrechten, welche hauptsächlich darin bestehen, daß alle Tücher für die Armee sowohl für die Offiziere als Gemeine nirgends anderswo genommen und gekauft werden sollen. Auch die Kaufleute in Berlin und im Lande sollen schuldig sein, alle Tücher und Zeuge, welche das Lagerhaus verfertigen kann, dort zu nehmen und zu debitieren.“ Außerdem erhielt das Waisenhaus verschiedene Güter, unter ihnen das jetzt im kronprinzlichen Besitze befindliche Bornstedt, Kapitalien, die Rekrutengelder von den Juden, die Judentrauscheine und andre nutzbare Rechte als eigentümliches Vermögen, und bezieht seine Einkünfte noch jetzt aus denselben, soweit nicht durch die veränderte Gesetzgebung Entschädigungen aus der Staatskasse an die Stelle getreten sind.

„Wenn sie nun dieses Unser zu Gottes Ehre und des armen Nächsten Bestes gerichtete Waisenhaus ihnen zur Konservation sich werden empfohlen sein lassen, so werden sie des allerhöchsten Gottes Segen und Benedeiung und ruhige und friedliche Regierung, auch alle zeitliche und ewige Wohlfahrt, welches Wir ihnen von Grund unsres Herzens wünschen, ohnfehlbar zu gewarten und zu hoffen haben, widrigenfalls aber Unsern ernsten Fluch und Gottes schwere Strafgerichte gewiß und unausbleiblich sich über den Hals ziehen und aufladen.“ Mit diesen Schlußworten der Fundationsurkunde empfiehlt Friedrich Wilhelm I. das Militärwaisenhaus in Potsdam der Fürsorge seiner Nachfolger auf dem

Throne und sie alle haben das Wort des königlichen Ahnherrn glänzend eingelöst.

Zwar sind dem Waisenhause, welches unter der Regierung Friedrichs des Großen im Jahre 1772 den höchsten Bestand mit 2083 Kindern erreicht hat, auch schwere Bedrängnisse nicht erspart geblieben. Im Oktober 1806 wurde das Lazarett von eindringenden Franzosen geplündert und dann vom Feinde im Besitz behalten. Die Einkünfte gerieten ins Stocken oder gingen ganz verloren, und wenn auch das Waisenhaus selbst unberührt blieb von den französischen Machthabern, sogar zu verschiedenen Malen Unterstützung an Geldmitteln erhielt, so war doch die Zahl der Pfleglinge 1809 auf 272 Knaben und 138 Mädchen zusammengeschmolzen. Im Laufe der Zeit hat die Anstalt mehrfache grundlegende Organisationsveränderungen durchgemacht, und das heutige „Große Militärwaisenhaus zu Potsdam und Schloß Pretsch" hat innerlich und äußerlich eine wesentlich andre Gestaltung gewonnen, als die ursprüngliche Stiftung sie aufwies. Doch hat der Geist gottesfürchtiger Unterweisung und kraftvoller Erziehung keinen Wandel erfahren, sondern ist im Sinne und nach dem Willen des hohen Stifters in ununterbrochener Kontinuität fortgeführt worden.

Knabenhaus und Mädchenanstalt sind jetzt in verschiedenen Orten untergebracht, bilden in ihrer Gemeinschaft aber das „große Militärwaisenhaus" und sind als solches dem Direktorium unterstellt. Dieses besteht aus dem jedesmaligen Kriegsminister als Chef mit dem Direktor des Militärökonomie-Departements und einigen Räten desselben und bearbeitet die Geschäfte der Anstalt als einer vom Kriegsministerium abgesonderten, selbständigen Verwaltung, wie denn die sämtlichen Geldangelegenheiten des Instituts in der eignen Hauptkasse zusammenlaufen.

Das zur Aufnahme von Knaben bestimmte Waisenhaus befindet sich nach wie vor in Potsdam. Die Gebäulichkeiten haben mehrfache Erweiterungen und Veränderungen erfahren und bestehen jetzt aus zwei, durch die Straße getrennten Etablissements mit umschlossenen Höfen. Unter der oberen Leitung eines Stabsoffiziers als Direktor, dem mehrere Offiziere und mit dem Pfarrer eine Anzahl angestellter Lehrer hilfreich zur Seite stehen, gliedern sich die 800 Knaben, welche sämtlich den Waffenrock der preußischen Infanterie tragen, nach den verschiedenen Altersstufen in getrennt von einander bestehende Abteilungen. Im Kinderhause vereinigen sich die kleinsten Burschen in den Altersstufen von sechs bis zu zehn Jahren, während das militärisch organisierte, zu zwei Kompanien eingeteilte Knabenbataillon die älteren Zöglinge bis zu ihrer kirchlichen Einsegnung umfaßt. Die regelmäßigen militärischen Übungen bezwecken hier hauptsächlich die Gewöhnung der Knaben an Gehorsam, an gute Haltung und Ordnung und die Beförderung der körperlichen Entwickelung. Diese letztere macht bei regelmäßig gesunder Lebensweise und kräftig einfacher Kost durchweg erfreuliche Fortschritte, wie die regelmäßig im Jahre wiederholten Messungen der Körpergröße, des Brustumfanges und die Zunahme des Gewichts der Zöglinge ergeben. Das mens sana in corpore sano tritt in der äußeren Erscheinung der Knaben recht augenfällig zutage. Ein Gefühl

lebhaftester Freude wird erweckt beim Anblick der frischen, frohen Beweglichkeit der pausbäckigen Schar, und der ernste Zuschauer fühlt sich fast gedrungen, einzustimmen in den allgemeinen Jubelruf, wenn der jugendliche Spielmann zur Trommel greift, um die Schar der Gefährten zur Mahlzeit herbeizulocken.



Trommelruf zum Mittagessen im Waisenhause zu Potsdam.

Die Mehrzahl der Knaben verläßt nach der Konfirmation die Anstalt und wird bei tüchtigen, ordentlichen Handwerksmeistern untergebracht. Sie alle bewahren dem Hause, das sie geistig und leiblich gefördert, und ihren Lehrern ein dankbares Angedenken und kehren häufig dahin zurück. Doch besteht in der Militärschule eine dritte Abteilung des ausgedehnten Instituts, in welcher neunzig Zöglinge nach Art der Unteroffiziervorschulen vom vierzehnten bis zum siebzehnten Lebensjahre auf eine militärische Laufbahn gründlich vorbereitet werden.

Bis zum Jahre 1829 war das Mädchenhaus gleichfalls in Potsdam verblieben, wenn sich eine Verlegung nach einem kleineren Orte auch schon seit längerer Zeit als zweckmäßig und wünschenswert herausgestellt hatte. Am 18. Juni des genannten Jahres wurde aber die Überführung der weiblichen Pflegebefohlenen nach dem wenige Kilometer elbaufwärts von Wittenberg gelegenen Städtchen Pretsch zur Ausführung gebracht. Mit Extrapostwagen langten die Mädchen und ihre Erzieherinnen am Orte der Bestimmung an, wurden dort mit festlicher Freude begrüßt, und ließen sich in dem, von großem schattigem, bis an das linke Ufer des Flusses reichendem Park umgebenen Schlosse häuslich nieder.

Die Entstehung des aus zwei rechtwinkelig gegen einander gestellten Flügeln zusammengesetzten, durch einen Turm geschmückten, großen deristöckigen Gebäudes datiert weit zurück. Schon Kurfürst Bernhard von Askanien soll hier eine Feste in seinen Kämpfen mit den Sorbenwenden aufgerichtet haben, und 1313 wurde das Schloß mit einem großen Landareal als Geschenk dem sächsischen Ritter Magnus Rehfeld verliehen, welcher seinen Landesfürsten, Markgraf Friedrich den Gebissenen von Meißen, aus der Gefangenschaft des Kurfürsten von Brandenburg „gelöset“ hatte und deshalb den Namen Löser annahm. Später ging Schloß und Gut in den Besitz der Familie von Arnim über, wurde 1689 vom Kurfürst Johann Georg III. von Sachsen angekauft oder eingetauscht und diente nachein-

ander der Kurfürstin Eleonore Erdmuthe und der Gemahlin August des Starken, Königin Eberhardine, geborenen Prinzessin von Brandenburg-Kulmbach, als Residenz. Die letztgenannte Fürstin, welche hier ihr Leben beschloß und in der Stadtkirche beigesetzt ist, hat viel zur Verschönerung von Schloß und Garten gethan. Noch jetzt erinnern kunstvolle Stuckdecken und prächtige Marmorkamine an frühere Pracht, und in den ersten Jahren nach der Installation des Waisenhauses haben sich noch manche Stücke eines wertvollen Mobiliars und zahlreiche, künstlerisch ausgeführte Gobelins in den Räumen vorgefunden. Ein im Jahre 1864 stattgefundener Zimmerbrand hat deren viele zerstört, und der Rest ist den königlichen Sammlungen in Berlin einverleibt.

Die einzelnen Eigentümer sind bestrebt gewesen, ihrem Besitztum durch Steinmetzarbeiten architektonischen Schmuck zu verleihen. Über dem alten Hauptportale finden sich namentlich mehrere verschiedenen Perioden angehörige Wappenschilder. Dennoch erscheint Schloß Pretsch trotz mancher Schönheiten im einzelnen keineswegs als ein hervorragendes Baudenkmal, dagegen eignen sich seine ausgedehnten Räumlichkeiten zu dem jetzigen Zwecke in ganz vorzüglicher Weise. In keiner größeren Stadt wäre eine so ausgiebige und der Gesundheit förderliche Raumverteilung möglich gewesen; frisch und würzig zieht die Luft durch den mit alten dickstämmigen Bäumen besetzten Park, dessen Begrenzung der Elbdeich bildet; die kleine Stadt, deren einsame Lage eine völlige Isolierung ermöglicht, liefert die Bedürfnisse der Anstalt zu billigem Preise und zieht ihrerseits verhältnismäßigen Gewinn daraus und aus der Anfertigung sämtlicher Bekleidungsstücke für die Waisen.

Wie bei der Knabenanstalt sind jetzt zur Aufnahme in das Mädchenwaisenhaus von ihrem sechsten bis zum zwölften Lebensjahre berechtigt die während der aktiven Militärzeit des Vaters ehelich geborenen Militärwaisen, selbst wenn die Mutter noch lebt. Das Direktorium entscheidet über die eingehenden Aufnahmegesuche und macht in besonders dringenden Fällen, wie beispielsweise bei der gänzlichen Erblindung des Vaters, von der sonst unumstößlichen Regel zu gunsten einzelner Soldatenkinder, welche keine Waisen sind, eine Ausnahme.

Um die Osterzeit strömt dann die Schar der neu aufzunehmenden Kleinen dem stillen Pretsch zu. Bleich, mit abgehärmten Wangen und verweinten Augen, nahen sich die unbemittelten Mütter; unendlich schwer fällt ihnen die Trennung von dem kleinen Liebling, den sie nur mit Überwindung fremder Obhut anzuvertrauen sich entschließen. Nicht selten aber fehlen der Frau die Mittel zu der weiten Reise, und der täglich zwischen Wittenberg und Pretsch verkehrende Postwagen birgt in seinem Innern ein aus den entlegensten Teilen des Reichs, aus Metz oder dem fernen Ostpreußen stammendes sechsjähriges Kind. Der kleine Deckelkorb hat die kargen Eßvorräte enthalten, mit dem liebende Sorge das Mädchen für die lange Fahrt ausrüsten konnte, ein um den Hals befestigtes Täfelchen bezeichnet Namen und Bestimmungsort und in rührender demutvoller Ergebung durcheilt die kleine Reisende weite Länderstrecken, um mit Gottes Hilfe glücklich ihr Ziel zu erreichen. Schon früh lernt das zarte Kind den Druck der Verhältnisse schwer empfinden, und manche heiße Zähre mag der Armen auf

einsamer Fahrt das Angedenken an die eben verlassene Heimatstätte kosten, aber die freundliche Behandlung fremder Menschen hilft ihr über das Schwerste hinweg. Fast alle ihr begegnenden Männer sind Soldat gewesen, die Frauen gedenken beim Anblick des fremden, traurig dasitzenden Mädchens zärtlich der Kinderschar daheim und die Eisenbahnschaffner lassen sich um so sorglicher jede denkbare Rücksicht angelegen sein, als in vielen Fällen nach dem Tode des Ernährers die eignen Kinder des gleichen Weges ziehen werden.

Die gemeinsame Tracht der zweihundertsechsunddreißig Mädchen, welche etatsmäßige Zahl mitunter noch überschritten wird, besteht im Sommer aus einem Rock von kleinkarriertem Gingham und weißem breitrandigem Strohhut. Für die Winterszeit ist der Rock aus blauem Wollstoff gefertigt, und Überziehjacke von demselben Material, wie ein dickes Wolltuch sind bestimmt, gegen die Einwirkung größerer Kälte zu schützen. Weiße Schürze und ein im Dreieck über die Schultern geknüpftes Tuch vervollständigen die Ausrüstung des ganzen Jahres, während das vorn über der Stirn glatt gescheitelte Haar hinten zu zwei Zöpfen eingeflochten und dann zu „Brezeln“ aufgesteckt, getragen wird. Die Mädchen sollen später als Dienstboten ihren Lebensunterhalt gewinnen können, als hauptsächlichster Grundsatz für ihre Erziehung im Hause gilt deshalb die Gewöhnung an Ordnung und Reinlichkeit. Täglich findet im besonders praktisch eingerichteten Waschsaale unter Aufsicht die gründliche Körperreinigung statt, und warme Bäder im Winter oder erfrischende Flußbäder während der schönen Jahreszeit vervollständigen die Körperpflege. Jedes Mädchen erhält wöchentlich ein reines Handtuch zu alleinigem Gebrauche und wechselt in gleichem Zeitraum die Leibwäsche. Sämtliche Kleidungsstücke sind durch eine Nummer als das Eigentum des bestimmten Pfleglings gekennzeichnet und werden, soweit sie nicht täglich im Gebrauch sind, nach militärischer Weise in „Kammern“ aufbewahrt, wo für peinlichste Ordnung Sorge getragen wird.



Militärwaisenmädchen zu Pretsch.
„Auf der Kammer.“

Die Leitung des Mädchenhauses ist weiblichen Händen anvertraut. Die jetzt an der Spitze stehende Dame waltet ihres verantwortungsvollen, schwierigen Amtes bereits seit dem Januar 1864 mit stets gleicher Milde und eingehendster Sorgfalt, und „Fräulein Vorsteherin“ wird, wie sie die Seele des Ganzen ist, nicht allein von allen Zöglingen mit anhänglicher Liebe verehrt, sondern auch von vielen Frauen und Mädchen in allen Gauen Deutschlands in dankbarer Erinnerung gehalten.

Zur Regelung der inneren Ordnung wird die Mädchenschar in vier Abteilungen geteilt, welchen je eine unverheiratete Erzieherin vorgesetzt ist. Die Erzieherinnen

machen keinen Anspruch auf den Titel hoch gebildeter Gouvernanten, sondern müssen befähigt sein und sind bestimmt, die ihnen anvertrauten Kinder innerhalb deren Lebenssphäre zu tüchtigen brauchbaren Menschen heranzubilden. Die Erzieherinnen sind Soldatentöchter, wie denn sämtliche Angestellte des Großen Militärwaisenhauses sich entweder aus alten Militärs oder den Angehörigen von Soldaten ergänzen.

Zur Unterstützung der Erzieherinnen werden in jeder Abteilung die verständigsten Mädchen von tadelloser Führung bestimmt. Zur Unterscheidung von dem Gros der Kameradinnen, deren Schultertuch von weißer Farbe ist, wird die kindliche „Oberaufseherin“ durch ein rotseidenes Tuch ausgezeichnet. Die „Aufseherin“ trägt ein solches von roter Leinwand, und ein weißes Tuch einer dritten Charge, ähnlich den Gefreiten in der Armee, ist durch eine eingewirkte bunte Kante gekennzeichnet. Natürlich sind diese Auszeichnungen, wie die Gewährung auszeichnender silberner Medaillen am Geburtstage des Königs, das Ziel lebhaftesten Strebens und mit doppelter Sorgfalt wird die Ordnung auf der „Kammer“, die Herausgabe der Sonntagssachen und dergleichen gehandhabt, wenn das Ziel erreicht ist.

In luftigen Sälen schlafen die Kinder mit ihren Erzieherinnen zusammen, verlassen die reinliche und einfach bequeme Lagerstatt aber je nach der Jahreszeit schon um 4³/₄ Uhr, beziehungsweise 5³/₄ Uhr in der Frühe. Die größeren Mädchen machen das Bett selbst, und nach der Morgensuppe geht es in die Schulzimmer. Drei verheiratete Lehrer haben in den ausgedehnten Nebengebäuden des eigentlichen Schlosses stattliche Wohnräume inne und erteilen den täglichen vierstündigen Elementarunterricht, während nachmittags in besonderen Nähstuben die Erzieherinnen Anweisung in den weiblichen Handarbeiten erteilen. Außerdem gibt es noch sogenannte Versammlungssäle, in denen jedes einzelne Mädchen einen eignen Schrank zur Aufbewahrung seiner kleinen Habseligkeiten hat, während die nach der Konfirmation noch im Institute verbleibenden Mädchen eine verschließbare „Lade“ besitzen.

Die Kost ist einfach, kräftig und gesund. Morgens und abends Suppe, mittags fast täglich Fleisch, und alle vierzehn Tage Sonntags saftigen Braten. Das reichlich bemessene Zugemüse wird im großen Anstaltsgarten gebaut. Zum zweiten Frühstück und zur Vesper gibt es eine mächtige Schnitte des mit Kümmel und Salz schmackhaft zubereiteten Brotes und für die älteren Mädchen wird dasselbe noch „gestrichen“. Die Kinder gedeihen unter diesem Regime sichtlich, und wenn von manchen Seiten der Vorwurf erhoben worden ist, die Verpflegung sei zu gut und zu reichlich, so erwidert „Fräulein Vorsteherin“ auf solche Anklagen mit vollem Rechte, daß es sich bei der Ernährung nicht um die Verwöhnung der Mädchen, sondern um ihre Kräftigung und die Förderung der leiblichen Entwickelung handelt, welche die Zöglinge in den Stand setzen soll, später bei angestrengter Arbeit ihr Brot selbst zu verdienen.

Die Mahlzeiten werden an sauber gedeckten Tafeln in dem etwas abseits vom Schlosse gelegenen Speisesaal eingenommen. Gemeinschaftlicher Andachtsgesang beginnt und beendet das Tagewerk, und eine der jungen Oberaufseherinnen

spricht laut das Tischgebet. In diesem durch die Büsten preußischer Könige geschmückten, mit Orgel und Kanzel versehenen Raume hält auch der Anstaltsgeistliche die Sonntagsandacht ab, wenn große Kälte den gewöhnlichen Besuch des Gottesdienstes in der Stadtkirche verhindert. Unter der Verwaltung des Geistlichen steht ferner eine im Turm verwahrte Bibliothek mit ihrem dem Bildungsgange und Verständnis der Zöglinge angepaßten Büchervorrate. Der für das Institut angestellte Arzt hat sein Lazarett für vierundzwanzig Betten inmitten des Parks aufgeschlagen, doch ist das reichlich mit allem Nötigen versehene Haus nie voll und glücklicherweise seit zehn Jahren keine epidemische Krankheit in Schloß Pretsch aufgetreten.

Die ausgedehnten Räume der früheren Gewächshäuser, welche eigentlich als Hilfslazarett designiert sind, haben deshalb in einen provisorischen Turnsaal umgewandelt werden können, in welchem die Kinder bei schlechtem Wetter sich lustig tummeln. Trotz der strikten Tageseinteilung und der Gewöhnung an Arbeitsamkeit bleibt diesen übrigens immer noch die nötige Zeit zu freier, spielender Bewegung, zu geistiger und körperlicher Erholung. In den kürzeren „Freiviertelstunden“ versammelt sich die fröhliche Schar auf dem durch die Flügel des Schlosses begrenzten und von einem Kranze prächtiger Akazien eingerahmten Rundteile, und nach beendetem Unterricht geht es hinaus auf den großen Spielplatz im Schatten der Bäume, wo Turngeräte aller Art, Schaukeln und Schwebebäume einladend winken. Doch auch außergewöhnliche Festlichkeiten verleihen dem gleichmäßigen Leben im Hause Abwechselung und Reiz. Außer dem auf das Gemüt deutscher Kinder immer eine besondere Anziehungskraft übenden Weihnachsfeste wird namentlich der Tag des Einzuges in die jetzige Heimat, das sogenannte Stiftungsfest, besonders feierlich begangen. Da funkelt selbst Wein in den Gläsern der ausgelassen Fröhlichen und ein Tanz im Freien beschließt den Tag, um den das Denken und Sehnen der Kinder sich monatelang dreht. Zuweilen erscheint Herrenbesuch. Einzelne Zöglinge des militärischen Knabeninstituts im nahegelegenen Annaburg benutzen das herrliche Wetter des Sonntags zum Wiedersehen von Schwestern oder nahen Verwandten. Wenn die Jungen sich auch durchweg verständig und manierlich betragen, so ist „Fräulein Vorsteherin“ bei aller Güte aus naheliegenden Gründen doch keine besondere Freundin der häufigen Wiederholung und weiß im Einverständnis mit dem Kommandeur von Annaburg die Zahl der Besuche auf ein angemessenes Minimum zu beschränken.

Mit dem fünfzehnten Lebensjahre treten die Mädchen zum erstenmale an den Tisch des Herrn und werden aufgenommen in die Gemeinschaft der Christen. Die meisten verlassen nun das Haus, um zu ihren Angehörigen zurückzukehren oder in die Dienste fremder Menschen zu treten. Wohl ist es begreiflich, daß sich das junge Herz hinaussehnt aus der strengen Einförmigkeit des stillen Waisenhauses in das frisch pulsierende Leben der Außenwelt, und die fröhlichen Gesichter der Scheidenden bilden einen scharfen Kontrast zu der niedergeschlagenen Miene des neuen Ankömmlings. Bald aber schwindet im harten Kampfe des Lebens, in ungewohnter Umgebung der Reiz der Neuheit, das Flittergold sogenannter

Freiheit verfliegt vor den Augen des jungen Dienstboten, und viele, viele sehnen sich inbrünstig zurück nach dem friedlichen Orte, wo keine Nahrungssorge sie bedrückt und stete Milde und Freundlichkeit ihr Dasein verschönt hat.

Ein Teil der Mädchen kann auf seinen Wunsch nach der Konfirmation zwei weitere Jahre in Pretsch bleiben und versieht während dieser Zeit einen Teil der Hausarbeit. Auf diese Weise mit den Pflichten und Obliegenheiten der Dienstboten bekannt gemacht, finden die Mädchen sich später leichter in fremden Häusern als solche zurecht, und erringen in erhöhterem Maße die Zufriedenheit ihrer Dienstherrschaft, als die eben Konfirmierten.

Arm, abgerissen, oft fast zerlumpt haben die Kinder Aufnahme gefunden, aber sie verlassen das Haus mit einer ordentlichen Aussteuer, welche außer aus Bibel, Gesangbuch und Katechismus bei Knaben und Mädchen in einem völlig neuen Anzuge, getragenen Kleidungsstücken und reichlicher Leibwäsche besteht. Kleine Ersparnisse, wie namentlich die weiblichen Zöglinge durch Hilfeleistung bei Anfertigung der Bekleidung und nach der Konfirmation als Dienstboten im Hause, sie ansammeln können, werden mit etwaigen Geschenken zinstragend verwaltet und den Zöglingen beim Abgange ausgehändigt. Außerdem erhalten jährlich sechsundsiebenzig Waisenknaben und zwanzig Mädchen sogenannte Prämienanwartschaften von je 150 Mark, welche den heranwachsenden Männern nach erlangter Volljährigkeit oder bei Erwerbung des Meisterrechts, den Mädchen nach der Verheiratung oder achtjähriger Dienstzeit bei derselben Herrschaft ausgezahlt werden.

In der nun bald hundertundsechzig Jahre umfassenden Zeit seines Bestehens hat das Militärwaisenhaus reichen Segen gestiftet und manches halb verwahrloste Menschenkind ist in ihm durch geordnete Pflege und guten Unterricht dem sittlichen und leiblichen Verderben entrissen und zu einem brauchbaren Mitgliede der menschlichen Gesellschaft herangereift. Hier sprechen Zahlen in der That am deutlichsten, und der freundliche Leser gewinnt einen Einblick in den Umfang dieser helfenden und rettenden Thätigkeit, wenn er sich vergegenwärtigt, daß im Jahre 1874 der Hauptetat des Militärwaisenhauses in Einnahme und Ausgabe die bedeutende Summe von 600 000 Mark weit überstieg, und daß in dem fünfzigjährigen Zeitraume von 1824 bis 1874 im ganzen 2421 Zöglinge beiderlei Geschlechts in den Genuß der eben erwähnten Prämien gelangen konnten.

Jeder Vaterlandsfreund nimmt deshalb den wärmsten Anteil an der gedeihlichen Fortentwickelung des Großen Militärwaisenhauses und faßt mit uns seine Wünsche in dem Spruche zusammen, welcher bei der Feier des hundertjährigen Bestandes in Flammenschrift über dem Portale der Anstalt prangte:

Dank dem Stifter!
Heil dem Erhalter!



Das Invalidenhaus in Berlin.

Unsre Invaliden.

Laeso et invicto militi — dem verwundeten und unbesiegten Krieger, lautet die Devise über dem Hauptportale des an der Invalidenstraße und Scharnhorststraße in Berlin gelegenen weitläufigen Gebäudekomplexes, welcher alten, armen und erwerbsunfähigen Soldaten von Preußens Königen als Heim für ihren Lebensabend überwiesen ist.

Friedrich der Große befahl im Jahre 1746 die Erbauung des Invalidenhauses, am 2. Mai des folgenden Jahres wurde der Grundstein gelegt und am 15. November 1748 das fertige Gebäude für seinen Zweck feierlich eingeweiht. Der Erbauer des Hauses war der Ingenieuroffizier Petory. Seine Bewohner gliederten sich damals in drei Kompanieen zu 200 Mann. Jeder verheiratete Invalide hatte Stube und Kammer, mußte aber ledige Kameraden bei sich beherbergen. Die gemeinen Soldaten bekamen an barem Gelde monatlich nur einen Thaler, verschafften sich aber mannigfache Nebeneinnahmen. In den langen, nach der jetzigen Scharnhorststraße gelegenen Nebengebäuden wurden Kühe gehalten, Milchwirtschaft und selbst eine Brauerei betrieben. Die Invaliden genossen Steuerfreiheit für den Kaffee, und richteten deshalb einen Kaffeeschank in großem Stile ein. In dem heutigen Kanonenhofe waren Tische und Stühle aufgestellt und die Berliner wanderten dorthin, um eine gute Tasse Kaffee zu trinken, den sie der

hohen Besteuerung wegen zu Hause nicht erschwingen konnten. Dabei mochte manches unversteuerte Paket Kaffee in die Taschen der Besucher wandern, und die Steuerbehörde beschwerte sich über den Mißbrauch beim Könige. Dieser wies die Klage zurück, aber bald darauf wurde den alten Soldaten der Verkauf von unversteuertem Kaffee verboten. Das Invalidenhaus hat seit jenen Tagen mancherlei Veränderungen erfahren, sowohl hinsichtlich der äußeren und inneren Gestaltung der Bauwerke, als in bezug auf die Organisation des innerhalb seiner Mauern untergebrachten Korps der Invaliden, ist aber seiner ursprünglichen Bestimmung nie entzogen worden, und besteht jetzt aus einer mit Hauptgebäude und zwei Seitenflügeln hufeisenförmig gegliederten zweistöckigen Häusermasse, welche in ihrem Inneren neben zahlreichen Quer- und Hintergebäuden zwei Kirchen und drei Höfe birgt.

An die Großthaten unsrer Soldaten mahnen preußische und russische Geschütze, letztere ein Geschenk des Zaren Nikolaus an König Friedrich Wilhelm III., welche in den Höfen Aufstellung gefunden haben; mahnen einzelne im Inneren sorgsam verwahrte Gedenkstücke, so der Stern des vom großen Könige persönlich getragenen Schwarzen Adlerordens, die Feldmütze des alten Blücher, ein silberner Feldbecher des ersten Napoleon. Dem Andenken tapferer Krieger ist der nicht fern gelegene Invalidenkirchhof geweiht. Außer den zahlreichen Grabhügeln einfacher Soldaten, von denen jeder, wenn auch an untergeordneter Stelle voll und ganz seine Pflicht gethan hat, finden sich hier die kunstvoll ausgeführten Denkmale der Heerführer Friedrichs des Großen, wie der Generale aus den Befreiungskriegen, welche die Gedanken des Besuchers zurückschweifen lassen zu zwei bedeutungsvollen Phasen in der geschichtlichen Entwickelung Preußens, zu zwei Perioden voll Kampf und Blut, aber auch voll Ehre und Ruhm.

Eine schlanke Säule, zu deren Plattform im Inneren 182 Stufen hinaufführen, erhebt sich aus dem Grün des vor der Hauptfront des Invalidenhauses befindlichen, und durch die Scharnhorststraße von ihm getrennten Invalidenparks. Ein mächtiger preußischer Adler, die Schwingen zum stolzen Fluge in die Höhe ausbreitend, thront auf der Spitze. An ihrem Fuße aber liegen die Gräber der im schmählichen Straßenkampfe am 18. März des verhängnisvollen Jahres 1848 gefallenen Soldaten. König Friedrich Wilhelm IV. hat den hoch in die Luft ragenden Steinbau „seinen für König und Vaterland, Gesetz und Ordnung gebliebenen Kriegern“ zum Gedächtnis errichtet.

Nicht weit davon entfernt, hart an der Invalidenstraße gelegen, fesselt ein 20 Fuß hoher Obelisk aus schwarz und weiß gesprenkeltem schlesischen Granit den Blick. „Ihren geliebten Kindern die trauernden Eltern“ ist mit erzenen Lettern auf der Rückseite eingegraben. Es ist das von den hinterbliebenen Familien jenen 114 braven Seeleuten gesetzte Denkmal, welche als Besatzung der Kriegskorvette Amazone am 29. Oktober 1861 den Hafen von Danzig zu einer Übungsfahrt nach Portugal verließen. Nie hat man wieder etwas von dem Schiff gehört, nur eine bei Texel später angeschwemmte preußische Kriegsflagge hat die schlimmsten Voraussetzungen bestätigt. Die Amazone war mit Mann und Maus ein Opfer der Wellen geworden!



Im Invalidenpark.

Ernst stimmt die ganze Umgebung des Invalidenhauses, doppelt ernst und wehmütig der Anblick seiner Bewohner. Noch leben hier einzelne Veteranen aus den Jahren 1813 und 1815, die meisten Insassen sind in den letzten drei Kriegen invalid oder durch Erkältung auf Märschen und im Biwak erwerbsunfähig geworden. Sie tragen die blaue Litewka mit rotem Kragen und weißen Knöpfen und eine Dienstmütze mit großem Schirm. Viele sind blind, durchwandern aber, mit der Spitze des Stockes vorwärts tastend, alle die weiten Räumlichkeiten des Hauses und den ausgedehnten Garten völlig sicher ohne jede Führung; andre sind gelähmt und für die Fortbewegung auf kleine Rollwägen angewiesen, die sie in den meisten Fällen mit den Händen selbst fortzubewegen verstehen; alle sind alt, schwach und gebrechlich. Das Invalidenhaus bildet gewissermaßen als die Kehrseite der Medaille einen ausgesprochenen Gegensatz zu der glänzenden Vorderseite des militärischen Lebens und Treibens, wie es uns sonst im allgemeinen entgegentritt, aber statt das Gemüt zu bedrücken, erfüllt der Anblick der gesicherten Ruhe, der sorgenlosen Beschaulichkeit, in der die gebrechlichen alten Männer ihren Lebensabend verbringen können, den Patrioten mit verehrungsvollem Danke für die edlen Fürsten, welche zwar als Kriegsherren in heißer Feldschlacht das Leben zahlreicher Landessöhne für das Wohl des Vaterlandes einsetzen, aber nun schon seit fast anderthalb Jahrhunderten dem invaliden Veteranen sein schweres Los nach Möglichkeit zu erleichtern bestrebt gewesen sind.

Das Invalidenhaus bildet ein in sich abgeschlossenes, dem Departement für das Invalidenwesen im Kriegsministerium unterstelltes Gouvernement. Als Gouverneur pflegt ein hochgestellter General zu fungieren. Bei ihrer Gründung war der neuen Anstalt behufs besserer Verpflegung der Mannschaften ein bedeutender Grundbesitz in der Umgebung überwiesen. Bis auf die Parks und Gärten, welche immerhin noch ziemlich ausgedehnt sind, ist das Land im Laufe der Zeit verkauft oder verpachtet und die so gewonnenen Zinsen kommen den Bewohnern zu gute.

Unter Friedrich Wilhelm IV. erfuhr das Berliner Invalidenhaus eine Erweiterung; die Zahl der Kompanieen wurde auf sieben vermehrt, von denen die erste die Leib-, die zweite die Grenadierkompanie genannt wird. In der erstern sollten

ursprünglich vorzugsweise Veteranen mit dem eisernen Kreuz von 1813 und Inhaber des Militärehrenzeichens, in der zweiten solche Leute aufgenommen werden, die mindestens einundzwanzig Jahre aktiv gedient haben. Jede Kompanie sollte fünfzig Mann zählen. Zu derselben Zeit aber wurde das System eingeführt, zum Eintritt in das Haus gesetzlich berechtigte Invaliden auf deren Wunsch in die Heimat zu beurlauben, sie auf „Königsurlaub" zu schicken, natürlich unter gleichzeitiger Gewährung aller materiellen Vorteile, welche ihnen der Aufenthalt im Invalidenhause gebracht haben würde, und von dieser Erlaubnis wurde in großem Umfange Gebrauch gemacht. Dadurch ist die Mannschaftsstärke der Kompanien sehr zusammengeschmolzen. Nur die Grenadierkompanie wird durch Versetzung aus andern Kompanieen stets vollzählig erhalten.

Unter dem Gouverneur ist ein andrer hoher Offizier Kommandant des Invalidenhauses. Jede Kompanie, deren Chefs durchgängig Stabsoffiziere sind, hat ihre Offiziere und Unteroffiziere, natürlich auch sämtlich Invaliden, die im Hause wohnen. Die letztgenannten tragen das Seitengewehr nach alter Sitte am schwarzen breiten Riemenzeuge über der Schulter, die Mannschaften führen keine Waffen.

Im Gebäude befindet sich eine von der Garnison besetzte Wache. Die Invaliden selbst haben außer den dreimal im Monat stattfindenden Löhnungsappells keinen Dienst. Die jüngeren und kräftigeren unter ihnen müssen allerdings im täglichen Wechsel des Nachts auf den Korridoren wachen, doch ist zur Unterstützung dieses polizeilichen Wachdienstes eine Anzahl halbinvalider Unteroffiziere in das Haus kommandiert. Von den Offizieren übernimmt stets ein Kompaniechef die Wochen-du jour, ein Leutnant die Tages-du jour.

Die Wohnungen der Invaliden liegen, die Kompaniereviere so viel als möglich beisammen, an den langgestreckten Korridoren verteilt. Sie sind nach der Charge des Betreffenden, wie der Zahl seiner Familienmitglieder verschieden groß. Jeder Invalide, vom Feldwebel abwärts, erhält eine mit dem nötigen Hausgeräte ausgerüstete, größere zweifenstrige Stube mit daranstoßender kleinerer Kammer, ebenso Brennmaterial und Licht. Die Mehrzahl ißt aus der gemeinschaftlichen Menage reichlich und gut, doch können Verheiratete auch in dem zu diesem Zweck vorgerichteten Kachelofen ihrer Stube kochen, und die Feldwebel verfügen jeder über eine besondere Küche. Die Frauen erhalten bei besonderen Ereignissen in der Familie Geldzuschüsse, können sich auch einigen Nebenverdienst schaffen durch Aufwartung bei den in eigenen Pflegestationen untergebrachten ganz alten und schwachen unverheirateten Invaliden; für die Schar der Kinder ist eine besondere Knabenschule eingerichtet, und die unter hundertjährigen Linden angewiesenen Turn- und Spielplätze hallen in den Freistunden wider von dem fröhlichen, lauten Treiben der Kleinen.

Seit drei Jahrzehnten befinden sich auch eine Anzahl ganz invalider Offiziere im Hause, sogenannte Pfleglingsoffiziere, welche dort neben dem Bezuge ihrer Pension freie Wohnung und einige andre Vorteile genießen, ohne in den Etat des Korps eingereiht zu sein.

Neben dem Berliner Invalidenhause hatte König Friedrich Wilhelm II. zu Rybnik in Oberschlesien eine ähnliche Anstalt gegründet, welche indes 1848 einging. Dagegen besteht das von Friedrich Wilhelm III. an Stelle der dortigen Kadettenanstalt gestiftete Invalidenhaus zu Stolp noch heute, und außerdem sind die Garde-Invalidenkompanie in Potsdam, wie die sechs Invalidenkompanieen zu Drengfurth, Schneidemühl, Prenzlau, Eisleben, Löwenberg und Siegburg zur Aufnahme von alten Kriegern bestimmt, die ihre Berechtigung zu dieser Vergünstigung bei dem Landwehrbezirkskommando ihrer Heimat nachweisen.

Wenn diese verschiedenen Anstalten nun auch seit langer Zeit mit segensreichem Erfolge bemüht gewesen sind, das Los solcher alten Krieger erträglich zu gestalten, welche gänzlich mittellos und völlig außer stande waren, für ihren Lebensunterhalt selbst ausreichend zu sorgen, so war im Anfange dieses Jahrhunderts der Staat doch zu arm, um sämtliche Invaliden aus den großen Kriegen, welche die Befreiung des Vaterlandes von welschem Joche herbeigeführt hatten, auskömmlich zu unterstützen. Der Anblick der verkrüppelten Soldaten, welche mit dem sprichwörtlichen monatlichen Thaler und der Erlaubnis zur Führung einer Drehorgel auf Straßen und Plätzen ein elendes, hauptsächlich auf die Mildthätigkeit der Mitbürger angewiesenes Dasein führten, war und ist in einigen Fällen leider heute noch trübselig genug. Für die Invaliden der neueren Kriege aber ist das besser geworden. Der Staat hat sich in das Mittel gelegt. Eingehende Vorschriften setzen dem früheren Soldaten je nach dem Grade seiner Verwundung oder Verkrüppelung, und der dadurch bedingten größeren oder geringeren Erwerbsunfähigkeit, wie sie durch das Urteil bewährter Ärzte festgestellt wird, eine angemessene Pension für bestimmte Dauer oder auf die Lebenszeit aus, und der reichlich ausgestattete Invalidenfonds gewährt dazu die Mittel.

Es ist ein eigen Ding um die Bande der Zusammengehörigkeit, welche in der Erinnerung an die im Rocke des Königs verlebte Zeit die alten Soldaten umschließen. Diese Kameradschaft, welche über die kurze Frist der aktiven Dienstzeit hinausreicht und sich in patriotischer Gesinnung zu bethätigen sucht, findet in unsrer Zeit einen unverkennbaren Ausdruck durch die Bildung zahlreicher Kriegervereine, deren Mitglieder nach Hunderttausenden zählen. Als Vorbild mag ihnen der im Jahre 1830 gestiftete Verein alter Kampfgenossen erscheinen, welcher lange Jahre hindurch am 3. Februar, dem Tage, an welchem Friedrich Wilhelm III. in schwerer Zeit die Verordnung hinsichtlich der Freiwilligen erlassen, in Berlin kameradschaftlich zusammenkam. Bei der Gründung des Vereins vermochte der größte Saal die Teilnehmer kaum zu fassen, aber nach und nach schmolz die Zahl der Veteranen zusammen und als im Jahre 1875 die Freiwilligen von 1813 zum letztenmal die alte Erinnerung gemeinsam feiern wollten, antworteten nur noch sechsundfünfzig dem an sie ergangenen Rufe; der jüngste, ein Herr von 74 Jahren, der als 13½jähriger Knabe voll Begeisterung mit hinaus gezogen war in den blutigen Krieg; der älteste ein einundneunzigjähriger Greis.

Das deutsche Volk, welches dem Heere seine Größe, seine Einheit dankt, ist stolz auch auf „Unsre Invaliden“. Wie diese nicht mehr von der Wohlthätigkeit des Einzelnen abhängig sind, sondern dem redlich verdienten Ehrensold eine

gesicherte Zukunft danken, so ist man vielfach bemüht, an den patriotischen Festtagen auch der alten Krieger ehrend zu gedenken. In Berlin ladet alljährlich zum 16. Juni, dem Jahrestag des Einzuges unsrer siegreich in die Heimat zurückkehrenden Truppen im Jahre 1871, auf Veranlassung des preußischen Frauen- und Jungfrauenvereins ein Komitee zahlreiche Invaliden zu festlichem Mahle, und wahrlich es wäre zu wünschen, daß allerorten der wackeren Helden in ähnlicher Weise gedacht würde. An glänzenden Erinnerungstagen fehlt es unsrer Heeresgeschichte glücklicherweise nicht.

Den rechten, den besten Dank aber können wir unsern Invaliden abtragen, wenn wir ihnen behilflich sind, einen ihren Kräften angemessenen Erwerb zu finden. In dieser Beziehung verdient ein Institut die höchste Beachtung, dessen Geschäftsführung dem Grundsatze huldigt, den Invaliden durch die Invaliden selbst zu helfen.

Keinem Invaliden, der überhaupt noch arbeitsfähig ist, wird hier im „Invalidendank, deutsches Zeitungsbüreau", diese Inschrift trägt das Schild des Etablissements in Berlin, eine andre Unterstützung gewährt, als die Zuweisung einer lohnenden Beschäftigung. Der Schöpfer dieses segensreichen Gedankens ist der Berliner Bankier Baumann, an den sich seiner Zeit eine Anzahl aus dem Kriege heimkehrender Invaliden mit der Bitte um Arbeit gewendet hatte. Da er alle diese Leute unmöglich in seinen Büreaus anstellen konnte, ließ er sie zunächst in allen kaufmännischen Arbeiten unentgeltlich unterrichten, stellte sie dann zur Begründung der Annoncenexpedition Invalidendank unter einen Direktor und half ihnen so statt durch Geldspenden auf ehrenvollerer Grundlage und für die Dauer. Der Reinertrag aus dem Geschäfte sollte nicht in die Tasche der ersten Teilnehmer fließen, sondern nach Zahlung der entsprechenden Gehälter ganz dazu verwendet werden, das Geschäft selbst zu erweitern, um immer mehr Invaliden anstellen zu können, oder ihnen auf Kosten des Invalidendank anderweitige Posten zu verschaffen.

Dem Publikum wurde das neue Institut im Frühjahr 1872 eröffnet, als die Invalidenbeamten genugsam für den neuen Beruf vorbereitet waren. Der Begründer stellte ein Anlagekapital von 10000 Thalern zur Verfügung und überwies dem Unternehmen auch ein passendes Geschäftslokal.

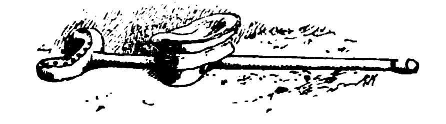
Eigentümlicherweise brachte die Handelswelt dem kaufmännisch betriebenen Geschäfte, welches wohlthätigen Zwecken dienen wollte, ein wenig gerechtfertigtes Mißtrauen entgegen. Man glaubte hinter dem Aushängeschild des Patriotismus wohl eine geschickt angelegte Reklame zu wittern. Doch die nähere Bekanntschaft mit dem Institut ließ bald alle Zweifel an seinen wirklich ernst gemeinten ethischen Bestrebungen schwinden, die Zahlungsfähigkeit erwies sich bald als über jeden Zweifel erhaben, und als sich im Mai 1872 ein Verein unter demselben Namen bildete, der das Besitz- und Kontrollrecht über das gesamte Institut antrat, erhielt dieses dadurch gewissermaßen eine offizielle Bestätigung. Der Kaiser und die Kaiserin, die Könige von Bayern und Württemberg, eine Reihe andrer fürstlicher Herrschaften und zahlreiche Personen aus allen gesellschaftlichen Kreisen traten dem Vereine bei, oder unterstützten ihn durch Geldspenden.

Die Satzungen dieses Vereins erklären für dessen alleinigen Zweck: „arbeitsfähige aber noch unbeschäftigte Invaliden der Land- und Seemacht auf Kosten des Vereins in Lohn und Brot zu bringen.“ Zu diesem Ende sollen alle Mitgliederbeiträge und alle andern Einkünfte des Zeitungsbüreaus Invalidendank verwendet werden. Das Ansammeln großer Kapitalien bleibt ebenso ausgeschlossen, wie das Almosengeben, dagegen ist von vornherein die Eröffnung immer neuer Industriezweige ins Auge gefaßt, in denen Invaliden Beschäftigung finden können.

In den Büreaus der Hauptstelle in Berlin, wie bei den inzwischen in mehreren größeren Städten unsres Vaterlandes entstandenen Agenturen finden nur Invaliden Anstellung. Angebot und Nachfrage haben sich mit der Zeit in wünschenswertem Maße gehoben. Das Geschäft blüht also, ohne doch das ursprünglich gewährte Darlehn mehr als zur Hälfte angegriffen zu haben. Um dem Andrange stellesuchender verabschiedeter Militärs zu genügen, mußte ein eignes „Stellennachweisbüreau für Invaliden“ von der Annoncenexpedition abgezweigt werden. In den Listen desselben, welche nur Anwärter führen, die ihre gesetzlichen Invaliditätsansprüche nachweisen und tadellose Zeugnisse aus der Militärdienstzeit beibringen, sind im Laufe der Jahre mehrere Tausend Militärs aller Grade aufgenommen worden. Anderseits werden zahlreiche Beamte, namentlich für den niederen Kommunaldienst, durch den Invalidendank gesucht. Viele alte Soldaten wurden deshalb schon untergebracht, und ihre Zahl würde sich rasch und erheblich steigern, wenn manche Posten nicht so völlig unauskömmlich dotiert wären.

In weiser Sparsamkeit bei der Gehaltsbemessung der eignen Beamten geht zwar der Invalidendank mit gutem Beispiele voran, doch sind anderseits die Leiter bemüht, mit Hintansetzung aller eignen Vorteile den Angestellten des Vereins durch Verschaffung andrer, besser bezahlter Stellen weiter zu helfen.

Keine andre Art der Unterstützung wirkt so nachhaltig, so veredelnd auf den Menschen als lohnende Arbeit; und keine wird von dem ehrliebenden Manne dankbarer anerkannt. Deshalb ist für den Invalidendank von seiten immer größerer Kreise um so mehr eine wirksame Unterstützung zu erhoffen, als es sich dabei nicht um direkte materielle Opfer, sondern vorzugsweise um die geschäftliche Berücksichtigung des Instituts handelt.





Das Generalstabsgebäude zu Berlin.

Der Generalstab.

Allgemeines.

Schon die Armee des großen Kurfürsten besaß einen Generalstab, aber dessen Bedeutung und Zusammensetzung war von der des heutigen grundverschieden. Er umfaßte nur die hohen Generale, welche kein bestimmtes Kommando führten, und die für die Armee im ganzen thätigen oberen Beamten, die Generalquartiermeister und Adjutanten, die Auditeure, Proviantmeister, Kassierer, Prediger, Ärzte, Apotheker rc. Damals zählten auch die Ingenieure und die Guiden zum Generalstabe, wie denn in alten Zeiten das Geniefach als wesentlicher Inhalt für Wissen und Thätigkeit des Generalstabsoffiziers galt. Dabei mischten sich militärische und nichtmilitärische Funktionen. Dies war im vorigen Jahrhundert auch im preußischen Staate noch allgemein der Fall, derart, daß beispielsweise der Generalquartiermeister Chieze den Posten eines Inspekteurs der brandenburgischen Festungen bekleidete, dabei aber das Potsdamer Schloß und die Berliner Münze erbaute.

Allmählich entwickelte sich aus diesem Generalstabe im alten Sinne des Worts der Generalquartiermeisterstab. Dieser näherte sich in seinen Funktionen schon mehr dem heutigen Generalstabe, da ihm alle technischen Anordnungen und Verrichtungen übertragen wurden, welche von den Truppenoffizieren nicht erfüllt werden konnten.

Man sollte meinen, daß in der Armee des großen Friedrich der Generalquartiermeisterstab sich zu einer erhöhten Bedeutung aufgeschwungen hätte, doch war das gerade Gegenteil der Fall. Der mächtige Geist des königlichen Feldherrn umfaßte selbst alles von den genialsten strategischen Schachzügen hinab bis

zum geringsten Detail des inneren Dienstes und der Truppenverwendung. So brauchte er niemand, um ihn bei Durcharbeitung seiner Pläne und Entschlüsse zu unterstützen, sondern übergab seinen Adjutanten lediglich genaue Befehle und Instruktionen für einzelne ganz bestimmte Zwecke. Diese Art von straffster, ausnahmsloser Vereinigung aller Heeresangelegenheiten in einer Hand mochte ihren Zweck erfüllen, so lange ein das Maß des Gewöhnlichen hoch überragender Genius an der Spitze stand. Sie wurde zur Unmöglichkeit, als mit der wachsenden Stärke der modernen Heere nicht nur die bloße mechanische Arbeitslast über die Kraft des einzelnen Mannes hinauswuchs, sondern auch die räumliche Trennung der einzelnen Heerkörper in vielen Fällen notgedrungen so groß wurde, um die unmittelbare Verfügung über dieselben und ein direktes augenblickliches Eingreifen in ihre Thätigkeit völlig außer Frage zu stellen.

Der Nachfolger des großen Königs erweiterte denn auch den Generalquartiermeisterstab und gab ihm einen Platz in seiner Suite, doch wurden erst im Jahre 1800, nach den Erfahrungen der Rheinfeldzüge, dessen Funktionen geregelt und abgegrenzt. Nach der zu diesem Zweck erlassenen Instruktion sollte die Thätigkeit des Generalquartiermeisterstabs, dem seit 1796 auch die Landesvermessung übertragen war, umfassen: das Abstecken des Lagers, die Rekognoszierung von Kolonnenwegen, die Führung von Marschkolonnen, die Leitung beim Einrücken der Truppen in die Lager, das Aufsuchen von Stellungen, die Ausführung von Furagierungen und Rekognoszierungen des Feindes, das Nachrichtenwesen, Ingenieurdienste verschiedenster Art und dergleichen mehr.

Von nicht zu unterschätzender Bedeutung für die glückliche Weiterentwickelung des Generalstabes im preußischen Heere ist der aus den Stürmen des unglücklichen Jahres 1806 nur zu bekannt gewordene Oberst von Massenbach gewesen. Er verfolgte das schöne Ziel, den ganzen Dienst des Generalstabes auf einen höheren, geistigen Standpunkt zu erheben, verfiel bei diesem Streben aber auf allerlei pedantischen Gelehrtenkram. Oberst von Massenbach war so recht eigentlich der Mann der „grauen Theorie“, welche in hohem Maße geisttötend wirkte, und seine Erkenntnis von den wirklichen Vorgängen war so gering, daß unter den zahlreichen von ihm kunstvoll aufgebauten Kombinationen für künftige Kriege der doch so nahe bevorstehende Kriegsfall mit Frankreich gänzlich fehlte. Ging Massenbachs militärischer Stern mit der verhängnisvollen Kapitulation von Prenzlau auch zu Grunde, so hatte er trotz seiner Schwächen doch manches Gute gewirkt, dem ganzen Dienste neues Leben eingehaucht, und viele Einrichtungen geschaffen, welche sich bis auf den heutigen Tag erhalten haben.

Nach dem Frieden von Tilsit trat Scharnhorst an die Spitze des Generalquartiermeisterstabes; während der Befreiungskriege wirkte Gneisenau als „Chef des Generalstabes“; ihm folgten Müffling, Krauseneck, Reyher und dann Moltke.

Unter der Leitung solcher in Krieg und Frieden bewährter Männer haben allmähliche historische Entwickelung und praktische Erfahrung dem preußischen Generalstabe die Bahnen gewiesen. Erst Müffling hat den großen Generalstab und die bei den Korps und Divisionen auch im Frieden thätigen Generalstabsoffiziere unter seinen Befehlen zum „Generalstabe der Armee“ vereinigt, und

dessen bis dahin bestandene Abhängigkeit vom Kriegsministerium zu lösen verstanden. In der durch eine direkte Stellung zum Kriegsherrn gewonnenen Freiheit des Wirkungskreises darf zweifellos ein wesentlicher Grund dafür gefunden werden, daß die Leistungsfähigkeit des Generalstabes auf den Schlachtfeldern der Neuzeit die Probe so glänzend bestanden hat.

Die Stellung des Generalstabsoffiziers zu den Heerführern, wie der Truppe wird oft falsch aufgefaßt. Der Feldherr selbst entwirft den Plan für die großen strategischen Bewegungen der Armee, der kommandierende General des Armeekorps bestimmt aus eigner Initiative die Art, wie seine Abteilung sich den Gedanken des Heerführers anschließen und unterordnen soll, und wenn beide den Chef des Generalstabes bei ihren Entschlüssen vielleicht zu Rate ziehen, so geschieht das, um in mündlicher Aussprache mit einem zweiten erfahrenen Manne den wichtigen Gegenstand von allen Seiten eingehend zu beleuchten. Niemals ist aber der Generalstabsoffizier das eigentlich treibende Element, welches die Truppenführer nach seinem Willen lenkt und die geheimen Fäden für alle Vorgänge in der Hand hält. Er darf nicht in falschem Ehrgeize versuchen wollen, den General für eigne Anschauungen zu gewinnen, sondern muß bestrebt sein, die Ideen des letzteren ganz und voll zu erfassen und für deren Ausführung Sorge tragen. Die Bestimmung des Generalstabes besteht wesentlich in der Vermittelung zwischen Heerführung und Heer, seine Sache sind die Vorarbeiten für die Kriegspläne, die Einzelheiten bei ihrer Durchführung. Was der Feldherr bedarf, um seine Pläne zu entwerfen, hat der Generalstab herbeizuschaffen. Er soll die Nachrichten über den Feind und die eignen Truppen sammeln, den Willen des Feldherrn in gut redigierten Befehlen zum Ausdruck bringen, deren Verständnis bei den Truppen befördern, und ihre Ausführung überwachen. Auf der andern Seite muß der Generalstabsoffizier in fortwährender, enger Fühlung mit den Truppen bleiben, ihre Wünsche und Bedürfnisse erforschen und deren Befriedigung zu erwirken suchen. Dies ist um so wichtiger, als nur diejenige Truppe zu den höchsten Leistungen sich aufschwingt, Strapazen und Entbehrungen jeder Art zeitweise willig und gern erträgt, welche das feste Vertrauen in die stete, ernste Sorge der Heeresleitung um das materielle Wohl der Soldaten besitzt.

Die Arbeiten des Generalstabes in ihrer Allgemeinheit erfordern weder im Krieg, noch im Frieden einen besonders genialen Gedankenflug, und erstrecken sich keineswegs immer auf großartige, weitaussehende Entwürfe und Pläne. Mancher jüngere Generalstabsoffizier ist deshalb schon bitter enttäuscht worden, wenn er bei Antritt seines Dienstes den Chef durch geistreiche Darlegungen von vorn herein günstig zu stimmen hoffte, und dann kühl geschäftsmäßig den Auftrag erhielt, einen Stärkenachweis zusammenzustellen, auf Hunderten von Kartenblättern eine neue Chaussee nachzutragen, Kolonnentiefen zu berechnen, oder aus den aufliegenden Zeitungsblättern die Notizen über schwedisches Heerwesen zu sammeln. Nicht selten mag er solch untergeordneten „Schreiberdienst“ mit seiner Würde unvereinbar halten, aber bald lernt er erkennen, daß alle diese anscheinenden Nebendinge den Bausteinen gleichen, welche sorgsam zusammengetragen werden müssen, ehe sie zum stolzen Dome sich zusammenfügen. Das Bewußtsein, an seiner Stelle erfolgreich

zu wirken und redlich beizusteuern zu der ungeheuren Summe von einzelnen kleinen Handleistungen, auf denen der ungehinderte Gang der Heeresmaschine beruht, verleiht der neuen Thätigkeit ihren Reiz und mit Befriedigung kann später der Heerführer auf diese Lehrlingszeit zurückblicken. Sie hat dem hochstrebenden Geist nicht die Flügel beschnitten, aber auf die Feldherrnlaufbahn ihm die Überzeugung mitgegeben, daß das erfolgreiche Gelingen der größten Gedanken auf kriegerischem Gebiete notwendig abhängt von zahlreichen auf das praktische Detail der Ausführung gerichteten Kenntnissen und Vorarbeiten.

Der preußische Generalstab bildet bei aller Einheitlichkeit der in seinen Reihen versammelten Elemente kein geschlossenes Korps, welches wie die Offizierkorps der einzelnen Regimenter durch Überweisung junger Aspiranten ergänzt wird und in dem die einzelnen Mitglieder unter sich in höhere Stellen aufrücken. Vielmehr findet ein steter Wechsel unter den Generalstabsoffizieren statt. Als Regel gilt, daß nur solche Offiziere aller Waffen im Generalstabe Verwendung finden, die schon mit dem praktischen Dienst völlig vertraut sind, und daß jeder Generalstabsoffizier bei seiner Beförderung in eine höhere Charge auf längere oder kürzere Zeit wieder in die Truppe zurücktritt, um die Obliegenheiten der neuen Stellung gründlich kennen zu lernen. Dadurch wird der preußische Generalstab von der Gefahr des starren, abschließenden Büreaukratismus bewahrt und bleibt in der so notwendigen engen Beziehung zu der Truppe. Durch diesen steten Wechsel wird es auch möglich, dem Generalstabsoffiziere ein bevorzugtes Avancement zu gewähren und junge Offiziere rasch in höhere Stellungen zu befördern, ohne den Offizieren der Linie dies besonders fühlbar zu machen. Von den preußischen Generalstabsoffizieren, deren Zahl fast auf 150 angewachsen ist, findet ein Teil fortwährend Verwendung auf den Stäben der Armeekorps und Divisionen. Die andern bilden den großen Generalstab. Aber auch innerhalb des Generalstabes ist dafür gesorgt, daß durch zu langes Verbleiben eines Offiziers in derselben Stellung der frische lebendige Hauch, welcher das Treiben des Generalstabes kennzeichnet, nicht etwa eine Abschwächung erfahre. Außer mannigfacher Verwendung in den Büreaus des großen Generalstabes pflegt der Generalstabsoffizier in aufsteigender Linie die drei nach Art und Verantwortlichkeit des Dienstes sehr von einander verschiedenen Stellungen bei den Truppenstäben zu durchlaufen, indem er zunächst als Jüngster einem Armeekorps überwiesen wird, dann zur Division übertritt und endlich als ältester Generalstabsoffizier beim Korps, als sogenannter Ia, nach der von ihm verwalteten Sektion, die wichtigen und ein gewisses Maß von Umsicht und Erfahrung heischenden Arbeiten übernimmt, welche mit der Mobilmachung und der kriegerischen Verwendung der Truppen zusammenhängen.

Der Große Generalstab.

Nach dem letzten französischen Kriege ist der große Generalstab aus den engen, früher benutzten Räumlichkeiten in der Behrenstraße in das stattliche, drei Stockwerke hohe Haus am Königsplatze in Berlin übergesiedelt, welches aus

gelbem Backstein im neueren romanischen Stile erbaut ist und mit der reichen Verzierung von mattrötlichen Pfeilern und Simsen am Oberbau einen Hauptschmuck des dortigen Stadtteils bildet.

Ein kurzer Besuch dieses Generalstabsgebäudes, in der Kunstsprache meistens als „große Bude“ bezeichnet, läßt am unmittelbarsten die vielseitige Geschäftigkeit des großen Generalstabes erkennen. Im ersten Stock liegt die Dienstwohnung des Chefs des Generalstabes und dessen Kanzlei, die sogenannte Zentralabteilung, in der sich die Fäden für die Leitung aller Geschäfte vereinigen und von wo die Bestimmungen, Entwürfe, Gedanken des Mannes, welcher unter die ersten Strategen aller Zeiten rechnet, hinaus gehen in die übrigen Räume des Hauses, in die ganze Armee, um überall Wiederhall zu finden und Anregung zu gewähren. Den übrigen Teil der beiden oberen Stockwerke nehmen die Eisenbahnabteilung und die Abteilungen Nr. 1 bis 3 ein. Die erstgenannte bereitet alles vor, was sich auf den Transport von Truppenmassen und den Ausbau unsres Schienennetzes bezieht. Sie stellt schon im voraus die für den Kriegsfall nötigen Eisenbahntransporte bis in die geringsten Einzelheiten fest, und bestimmt, um welche Zeit und an welchem Orte jeder einzelne Mann, jedes Pferd, jedes Fahrzeug einzuschiffen, und wann und wo zum Aufmarsch an der Grenze wieder auszuschiffen ist. Von dem sicheren Ineinandergreifen des Eisenbahntransportes beim Ausbruch des Krieges hängt zum großen Teil der rechtzeitige Aufmarsch des Heeres, und von diesem wieder oft genug der erste kriegerische Erfolg ab. Die Aufgaben der Eisenbahnabteilung sind deshalb sehr wichtig; sie sind aber auch sehr verwickelt, erfordern einen klaren Überblick, und bilden eine wahre Sisyphusarbeit, da mit Rücksicht auf Erweiterungen und Veränderungen des Bahnnetzes und auf etwaigen Wechsel in den Standorten der Truppen die Fahrpläne alljährlich neu aufzustellen sind.

Im engen Zusammenhange mit der Eisenbahnabteilung bearbeitet die 2. Abteilung alle übrigen, auf die Mobilmachung des Heeres und die Einleitung kriegerischer Maßnahmen bezüglichen Angelegenheiten, während im übrigen jeder der drei Abteilungen 1 bis 3 ein Kriegstheater überwiesen ist. Das östliche Kriegstheater der 1. Abteilung umfaßt Rußland, Österreich, Rumänien, Bulgarien, Serbien, Griechenland, Schweden und Norwegen; das mittlere außer Deutschland die Schweiz und Italien; das westliche, der 3. Abteilung zugeteilte, die übrigen europäischen Länder und Amerika. Die Aufgabe der in einzelne Sektionen gegliederten Abteilungen besteht darin, alles für die genaue Kenntnis der Kriegsmacht der verschiedenen Staaten wichtige Material zu sammeln, zu sichten und durch Denkschriften als Lehrmittel für die eigne Armee nutzbar zu machen. Als Beweis, mit welcher Umsicht und Sorgfalt in den einfach ausgestatteten Büreaus dieser Abteilungen verfahren wird, erzählt man sich in Armeekreisen, daß bei Ausbruch des letzten Krieges der Stabsoffizier der Sektion Frankreich dem Chef des Generalstabes eine auf die gesammelten Notizen begründete, von ihm selbständig aufgestellte Ordre de bataille der französischen Armee und eine Stärkeberechnung über dieselbe eingereicht habe. Diese Schätzung der feindlichen Streitkräfte soll sich nur etwa um 6000 Mann zu gunsten der Franzosen von der wirklich ins Feld gestellten feindlichen Macht verrechnet haben, während die Ordre

de bataille bis auf geringfügige Abweichungen durchweg mit der befohlenen Gliederung der französischen Armee übereingestimmt hat. Diese Leistung ist um so staunenswerter, als die französische Armee vor 1870 die regelmäßige Bildung von größeren Truppeneinheiten, Brigaden, Divisionen, Armeekorps nicht kannte. Jedes einzelne Regiment war vielmehr dem Kriegsministerium direkt unterstellt, so daß der französische Kriegsminister und der deutsche Major in dem Bestreben, unter gegebenen Vorbedingungen auf die einfachste und vernünftigste Weise die vorhandenen Truppenteile in organische Heereskörper zusammenzuschweißen, zu gleichen Resultaten gelangt sind.

Die genannten vier Abteilungen bilden den sogenannten Hauptetat des großen Generalstabes, zwei weitere, welche im Erdgeschoß untergebracht sind, dienen spezifisch wissenschaftlichen Zwecken und werden unter der Bezeichnung Nebenetat zusammengefaßt.

Zur linken Hand der geräumigen Eintrittshalle liegt die geographisch-statistische Abteilung. Ihre Aufgabe besteht in der Feststellung, Erweiterung und Vervollkommnung der Kriegskarten des In- und Auslandes wie der Ansammlung der hierauf bezüglichen Nachrichten. Von seiten der geographisch-statistischen Abteilung erfolgt die jährliche Herausgabe der Registranden des Generalstabes, deren Veröffentlichung auch für weitere wissenschaftliche Kreise von Bedeutung ist.

Dieser Abteilung gegenüber führt eine breite Glasthüre in den Bereich der kriegsgeschichtlichen, oder wie sie meistens genannt wird, historischen Abteilung. Hier wird mit emsigem Fleiße die Kriegsgeschichte aller Zeiten durchforscht, und die gewonnenen Resultate werden zu Nutz und Frommen der heutigen Kriegskunst und Kriegswissenschaft verwertet. Der „Historischen“ sind schon verschiedene wertvolle Bücher und andre Veröffentlichungen zu danken. Vor allem das Werk über den deutsch-französischen Krieg von 1870/71, welches nicht nur der deutschen Tapferkeit ein unvergängliches Denkmal setzt, sondern in seiner vorurteilsfreien Darstellung auch die Verdienste des geschlagenen Feindes ehrt und dem künftigen Geschichtsschreiber eine solche Grundlage für seine Forschung bietet, wie dies noch nie ein andres unter dem unmittelbaren Eindrucke der Ereignisse entstandenes Buch gethan hat.

Nur wenige Menschen, welche die stattlichen Bände des Generalstabswerkes durchblättern, um diese oder jene Episode sich wieder in das Gedächtnis zurückzurufen, wenige selbst, die das Buch zum eignen gründlichen Studium benutzen, machen sich einen klaren Begriff von der Riesenarbeit, welche bei seiner Herstellung zu überwinden war. Deshalb werden es gewiß viele Leser gerechtfertigt finden, wenn an dieser Stelle die lebendige Schilderung eingeschoben wird, welche ein bekannter und beliebter Militärschriftsteller aus der eignen Erfahrung heraus von der kriegsgeschichtlichen Abteilung, als der Werkstatt des Generalstabsbuches zu einer Zeit entworfen hat, als diese Arbeit auf ihrem Höhepunkt stand.

„Die räumliche Ausdehnung dieser Abteilung, in welche unser Weg führt, und die auch die Bibliothek und das Kriegsarchiv in sich schließt, ist keine sehr große. Alles dahin gehörende Personal und Material hat man in nur elf Gemächern untergebracht. Freilich sind diese aber auch mit der äußersten Spar-

samkeit benutzt worden. Selbst der zum Teil dunkle Flur, der zwischen den Zimmerreihen hinläuft, hat die berühmte Metzer Bibliothek aufnehmen müssen. In der Frontseite dieses Flügels befindet sich die kriegshistorische Bibliothek des Generalstabes, die vollständigste, welche Deutschland besitzt, durch zwei Zimmer davon getrennt, sich in den Seitenflügel hineinziehend, das Gewölbe des Kriegsarchivs. Eiserne Thüren und Fensterläden schützen die hier aufbewahrten Schätze gegen Feuersgefahr.

„Das Archiv enthält bis hinauf zu Kurfürst Johann Sigismunds Zeiten alle noch vorhandenen Schriftstücke, die sich auf die Armee und ihre Feldzüge beziehen. Befehle, Instruktionen, Rapporte, Berichte, Notizen aller Art haben hier ein sicheres Asyl gefunden, das für den Forscher eine wahre Schatzkammer bildet. Alle berühmten Namen des Vaterlandes finden sich in den vergilbten Folianten von eigener Hand verzeichnet. Der schriftliche Nachlaß bedeutender Militärs ist gleichfalls sorgfältig gesammelt und als Ergänzung den von den Behörden aufbewahrten Dokumenten hinzugefügt worden. An fünfundzwanzigtausend Folianten füllen, auf hölzerne Gestelle geschichtet, das Archiv, geordnet nach den kriegshistorischen Epochen und innerhalb dieser nach Armeen, Korps, Regimentern 2c. Die drei Hauptgruppen bilden natürlich der siebenjährige Krieg, die Befreiungskriege und der Feldzug von 1870 und 71 — sie sind annähernd gleich stark. Auch der dänische und österreichische Krieg, sowie die Rheinkampagnen zu Ende des vorigen Jahrhunderts haben ein stattliches Material geliefert.

„Alle Gruppen überragt natürlich der letzte Krieg. Er hat nicht weniger als 4600 starke Aktenbände aufzuweisen, obgleich dasjenige, was sich nicht auf taktische und strategische Verhältnisse bezieht, dem Kriegsministerium und den verschiedenen Generalkommandos der Armee zur Aufbewahrung übergeben worden ist. So sind die Angelegenheiten der Intendantur, der Gesundheitspflege, sämtliche Personalia 2c. ausgeschieden worden, um nicht die Menge des zusammengebrachten Materials so zu vergrößern, daß die Bewältigung unmöglich wird.

„Jene viertausend sechshundert Folianten bilden nun die Quelle, aus der das Generalstabsbuch fließt. Da viele der Aktenbündel 350, 400, 450 und mehr einzelne Schreiben und Notizen enthalten, so greift man mit der Annahme gewiß nicht zu hoch, daß für die Dauer des ganzen Krieges eine halbe Million einzelner Dokumente zu berücksichtigen ist. Dazu kommt eine Litteratur von mehr als hundert Werken aus französischer, englischer, russischer, deutscher Feder, die schon auf den internationalen Büchermarkt geworfen worden sind und die den letzten Krieg behandeln, also eine Durchsicht erfordern. Ferner sind zimmerhohe Stöße der im Kriege in Thätigkeit getretenen Telegraphenstationen zu sichten und in den Bereich der Betrachtungen zu ziehen, ebenso eine täglich sich vermehrende Anzahl von Schreiben und Nachträgen, welche Lücken ausfüllen oder früher Gesagtes erläutern und berichtigen sollen. Kaum weniger bedeutend ist das Kartenmaterial. Was die einzelnen Truppen während der Gefechte erlebten, übertrugen sie auf Pläne, die zum Teil veraltet waren, und die Formen des Bodenreliefs nur allgemein in großen Zügen wiedergeben. Oft ist es unmöglich gewesen, auch nur

annähernd genau den Punkt zu bestimmen, an dem sich eine Handlung vollzog; Text und Zeichnung der Gefechtsbeschreibungen stimmen deshalb selten überein. Da sind Gehöfte und Weiler entstanden, welche die Karte nicht verzeichnet und von denen der Bericht doch wiederholt redet. Dieser wieder weiß oft nur von freiem Gelände, wo die Karten noch Wald und Busch angeben. Nun kommen die neuen sorgfältigen Aufnahmen der Schlachtfelder dazu, und alles, was in den ersten Dokumenten und Zeichnungen gegeben ist, muß diesen Terrainbildern angepaßt werden, die manches Mal eine ganz veränderte Beurteilung hervorrufen. Bei dieser Arbeit kommen die Differenzen der Originale erst in vollem Maße zur Sprache. Mehrere Truppenteile wollen denselben Boden zu gleicher Zeit inne gehabt und ihn mit niemand geteilt haben, andre wieder Punkte erreicht haben, von denen nach französischen Quellen der Gegner zu keiner Zeit verdrängt wurde. Schwer ist's dann, die Wirklichkeit von leicht erklärlicher Täuschung zu unterscheiden.

„Die Reichhaltigkeit des Materials hat selbstredend für die Geschichte den größten Wert, aber sie erleichtert die Arbeit keineswegs, sondern gibt zunächst nur das Bild eines hin- und herwogenden Meeres von unzähligen Notizen. Diese sollten sich freilich der Theorie nach wie ein Mosaik ineinanderfügen, allein thatsächlich sperren sie sich an allen Ecken und Kanten, um sich durchaus nicht in das Ganze hineindrängen zu lassen. Daß es nach einem in höchster Erregung verbrachten Gefechtstage, während dessen mit Minutendauer die Szenen ununterbrochen wechselten, unmöglich ist, alles Erlebte chronologisch zu ordnen und im Zusammenhange mit dem großen Gange des Dramas zu schildern, begreift man leicht. Das Maß für Zeit und Raum schwindet nur zu sehr, wo man im Kugelregen in Busch und Feld, zwischen Mauern und Häusern vorwärts dringt, sich hier- und dorthin wendet, je nachdem der Feind sich zeigt und seine Kräfte braucht. Die Abteilungen verschiedener Regimenter mischen sich, die Offiziere kommandieren schließlich Leute, die ihnen nicht angehören, Mannschaften schließen sich fremden Führern an, nachdem sie die ihren verloren. So würfelt die blutige Entscheidung alles bunt durcheinander, und dieser Wirrwarr spiegelt sich auch in den Gefechtsberichten und den Verzeichnungen der Tagebücher wieder. Dieselben Ereignisse werden von den verschiedenen Truppenteilen oft so abweichend dargestellt, daß man sie kaum aus der einen oder andren Lesart wieder zu erkennen vermag. In den Zeitangaben über einzelne Gefechtsakte sind die größten Differenzen nicht selten. Was der eine um elf Uhr vormittags erlebt haben will, scheint dem andern in die vierte Nachmittagsstunde zu fallen. Der Stand der Sonne hat häufig den einzigen Anhalt für die Erinnerung abgegeben. Die in den Gefahren und den entscheidenden Krisen verlebten Augenblicke wachsen dem Gedächtnis zu Stunden an. Die weniger ereignisreichen Epochen schrumpfen über das Maß zusammen.

„Nun aber werden die ersten Berichte unmittelbar nach den Schlachten, oft in regennassen Biwakshütten oder überfüllten Quartieren während der Märsche abgefaßt. Sind sie auch im einzelnen treu und zuverlässig, so mangelt ihnen doch natürlich oft die klare Gruppierung, das kritische Sichten des Wichtigen vom

Unwichtigen, der Ausgleich in der Farbengebung der einzelnen Szenen. Später gelieferte Nachträge sind dagegen meist nicht mehr frei von indirekten Einwirkungen. Da wird bereits Gehörtes und wirklich Erlebtes verwechselt, und im Interesse der dramatischen Wirkung hat auch die Mythe unmerklich schon ihre Thätigkeit begonnen. Die oberen Behörden, in deren Hand die Fäden der Gefechtsleitung zusammenlaufen, schildern große Züge, den geistigen Zusammenhang der Gefechtshandlungen, die unteren diese selbst, meist aber ohne Kenntnis des Aufbaues im großen. Was von oben her gewollt und befohlen wurde, ist unter dem Druck der Verhältnisse nicht ausführbar gewesen, was wirklich geschehen, war an höherer Stelle nicht beabsichtigt.

„Wie soll da nun der Historiker ein getreues Gesamtbild entwerfen, das zugleich auch den ganzen Ausputz an Einzelheiten schon enthält? Die Aufgabe kann für ihn kaum schwerer gedacht werden. Tausende von Zeitgenossen, die alle mit ihren Interessen beteiligt sind, blicken auf seine Feder und jeder wird in einem bestimmten Teile des Buches zum strengen und kompetenten Richter, dort nämlich, wo seine eigene Person mitspielt. Wer sähe sich nicht gern möglichst weit im Vordergrunde — das ist nur menschlich, aber die Rücksicht darauf beengt die Komposition. Kräftige Licht- und Schattenstriche sind kaum anwendbar. Wie in einem Reliefbilde müssen die Figuren auf gleicher Fläche neben einander gestellt werden. Der Schriftsteller, der aber auf solche Weise bestrebt ist, allen gerecht zu sein, läuft Gefahr, niemand ganz zu genügen. — Das erste für das Geschichtswerk Notwendige ist die Feststellung des auf die einzelnen Begebenheiten bezüglichen Materials, ein Auszug aus dem reichen Aktenschatze. Schon da aber darf nicht alles ohne weiteres aufgenommen werden. Jeder Truppenführer meldet seinem Vorgesetzten, sobald er die Ausführung der ihm gegebenen Befehle anfängt, oft aber nicht, welche Nüancen der Verlauf hineinbrachte, oder die höheren Kommandeure überzeugten sich persönlich davon. Schriftliche Berichtigungen der ersten Meldung fehlen. Der Feind verändert allemal den Gang der Ereignisse. Auch ohne seine Einwirkung aber werden aus andern Gründen die gesteckten Ziele nicht ganz erreicht, oder um ein wenig überschritten. Erst weit später in den Tagebüchern niedergeschriebene Notizen weisen darauf hin. Oft reißt der Faden ab, da zwischen den schriftlichen Auslassungen mündliche Verhandlungen liegen. Ein Korps hat z. B. den Befehl erhalten, eine kleinere Abteilung nach einem wichtigen Punkte zu entsenden, der kommandierende General aber weilte gerade im Lager seiner Truppen und ordnete sogleich alles Nötige an. Knüpften sich daran nicht Gefechte, so enthalten die Akten des Generalkommandos oft nichts darüber, ob jener Befehl ausgeführt wurde. Da wird es nötig, bis zu den Aufzeichnungen der Bataillone, Batterieen, Eskadrons, Pionierkompanieen 2c. hinabzusteigen, um die Beteiligten zu ermitteln. Vierzig Tagebücher liefert hierbei allein die Infanterie eines Korps, zehn die Kavallerie, zwanzig die Artillerie, viele andre die Pioniere, Sanitätstruppen 2c. Nicht weniger als 110 bis 120 Tagebücher sind für jedes Armeekorps durchzusehen, wenn man die Erlebnisse desselben zusammenstellen will. An Gefechtstagen tritt noch eine fast gleiche Zahl von Berichten hinzu. Dann folgen 10 bis 15 dickleibige Aktenbündel der höheren

Kommandobehörden. Wo, wie bei Metz und Paris, Armeen von 7 oder 8 Korps vereinigt gewesen sind, erfordert also der Verlauf eines jeden Tages zum mindesten das Studium von 8 bis 900 Tagebüchern, 70 bis 80 Aktenbänden und unter Umständen auch noch das von 100, 150, 200 Gefechtsberichten.

„Das Resultat solcher Riesenarbeit aber sind oft nur wenige Zeilen, die eben angeben, daß an jenem Tage nichts Wesentliches vorgefallen sei. Für seinen Fleiß erobert der Arbeiter kein redendes Zeugnis, und die Mühe, die er aufgewendet hat, liefert nur das negative Ergebnis, daß da, wo wenig gesagt wird, doch nichts vergessen worden ist.

„Am schwierigsten gestaltet sich die Arbeit, wenn die Forschung auf Wirkungen stößt, deren Ursache nicht zu ermitteln ist. Selbst bei wichtigen für den Gang einer Schlacht bedeutungsvollen Gefechtshandlungen sagen die Berichte nur zu häufig ganz allgemein: „Infolge höherer Befehle“, oder: „Da das Korps, die Division ꝛc. den Auftrag hatte“, nicht aber, woher die Befehle, Aufträge gekommen sind. Langwierige Untersuchungen, an welcher Stelle Ansichten herrschten, die auch in dem Befehl enthalten sind und die Autorschaft wahrscheinlich machen, Korrespondenzen mit den Beteiligten entspinnen sich ganz naturgemäß daraus. Stehen nun gedruckt im Texte des Buches die einfachen Worte: „General N. N. befahl“, so läßt sich des Lesers Schulweisheit sicherlich nicht träumen, daß manches Mal erst wochenlange angestrengte Arbeit diesen Satz an das Tageslicht förderte. Debatten, persönliche Zusammenkünfte sind unvermeidlich, um alles aufzuklären und dem vorhandenen Material die rechte Lesart zu geben. Auch das erfordert viel Zeit, Geduld und Kraftaufwand.

„Bazaines Prozeß hat ein Protokoll von vier starken gedruckten Bänden ergeben, und doch bezog sich dort alles nur auf die Thaten eines einzigen Befehlshabers. Das gewährt einen Blick in kriegshistorische Untersuchungen, welche wennmöglich alle Einzelheiten an dem Vorgefallenen aufklären sollen.

„Der Zusammenstellung folgt von andrer Hand die erste stilistische Bearbeitung, alsdann wieder die Redaktion für den Druck. Dabei ergeben sich von neuem Zweifel und Fragen, und die Sisyphusarbeit, aus den Originalquellen zu schöpfen, beginnt von neuem. Ähnliches wiederholt sich immer noch bei den Korrekturen des Drucks. An dem ganzen Herstellungsprozeß aber nimmt der Feldmarschall selbst das regste Interesse.

„Die Zahl der Arbeiter, welche an diesem Werke teilhaben, ist keine übermäßig große. Sie beschränkt sich auf zwölf bis vierzehn Offiziere, die indessen oft noch mit andern frisch hinzukommenden wechseln, da die militärische Erziehung künftiger Truppenführer das lange Verweilen auf einem solchen Posten verbietet. Die Nachfolger nehmen nun den Faden da auf, wo ihn die Vorgänger niederlegten, jedermann aber bedarf einiger Zeit, um sich auf dem ihm vielleicht völlig neuen Gebiete zu orientieren. Eine Reihe von Nebenarbeiten, welche die Ausbildung zum Generalstabsdienste erfordert, muß von den Historikern nebenher erledigt werden; die Anforderungen an ihre Thätigkeit sind deshalb überaus hohe.

„Äußerlich ist die Werkstatt des Generalstabsbuches höchst einfach ausgestattet. Vergeblich sucht der Blick des Eintretenden bequem hergerichtete Arbeitsstätten,

welche die Flügel des Geistes durch einen wohlthuenden Hauch von Behaglichkeit lösen. Selbst die erträumten Karten, Gipsmodelle an den Wänden umher, die reich ausgestatteten Bücher- und Journaltische, die man dort wähnen möchte, fehlen gänzlich. Die störrische Soldateneinfachheit hat ganz ihr altes Recht behauptet, und trotz der goldenen Wogen, die über Deutschland hereingebrochen sind, jedweden Luxus mit zweischneidigem Schwerte von diesen Räumen fern gehalten, in denen nur der Geist walten soll in abstrakter Majestät.

„Ein Stuhl, ein Tisch, ein Aktenkorb und verschließbare Holzgerüste zum Aufspeichern der Akten bilden das gesamte Ameublement in den Zimmern unsrer Kriegshistoriker, die daher gewiß auch manche rein technische Schwierigkeit beim Vergleichen der Dokumente, beim Ausbreiten der vielen Pläne und Karten zu überwinden haben. Zumal ist es wohl nicht leicht, bei so geringen Mitteln die nötige musterhafte Ordnung in dem ungeheuren fortwährend benutzten Schatze von Dokumenten zu halten.

„Aber alles das behindert die emsige Thätigkeit nicht. In getrennten Räumen werden die Ereignisse auf den verschiedenen Kriegstheatern bearbeitet, in einem Zimmer die Feldzüge der I. und II. Armee bei Metz, sowie im Norden und Westen Frankreichs, im zweiten Sedan und Paris, im dritten General Werders und Manteuffels Züge und die Kämpfe um die Festungen. Nach Neigung und spezieller Befähigung sind in diesen einzelnen Reichen die Themata verteilt. Eine sorgsame Organisation hat das Ineinandergreifen aller Kräfte geregelt. Nur so ist es auch möglich, das Riesenwerk zu bewältigen.

„Lautlose Stille herrscht in diesen, dem energischen Fleiße gewidmeten Stätten, trotzdem daß in jedem Gemach vier bis fünf Offiziere oder Beamte gemeinsam thätig sind. Die hohen Aktenstöße wandern in geschäftiger Eile von einem Tische zum andern, die Federn fliegen über das Papier, um zuerst unabsehbare Reihen von Notizen zu verzeichnen, sie dann zu ordnen und zu einem Ganzen aneinander zu schmieden. Mühsam wie eine Filigranarbeit in Worten baut sich allmählich der Text des berühmten Buches auf."

Der Chef des Generalstabs. Schwarzer Adler-Orden.

Seit mehr als einem Vierteljahrhundert leitet der jetzige Feldmarschall Graf Helmut von Moltke den preußischen Generalstab als dessen Chef. Im Landkadettenkorps zu Kopenhagen genoß der am 26. Oktober 1800 in der kleinen mecklenburgischen Stadt Parchim geborene Knabe seine Erziehung, wurde am 22. Januar 1818 in der dänischen Armee angestellt, kehrte aber schon nach vier Jahren, am 12. März 1822 in sein Vaterland zurück und trat — wie einst Blücher aus schwedischem Dienste — als Sekondeleutnant im 8. Infanterieregiment in die preußische Armee ein. Nach dem Besuche der Kriegsschule wurde Leutnant von Moltke bereits 1828 dem Generalstabe überwiesen, dem er von diesem Zeitpunkte an ununterbrochen angehört hat, wenn er zeitweise auch als Adjutant des Prinzen Heinrich und später des Kronprinzen in andre Stellungen

abkommandiert war. General von Reyher starb am 29. Oktober 1857. An seiner Stelle wurde Moltke zunächst provisorisch und am 18. September 1858 endgültig zum Chef des Generalstabes der Armee ernannt.

Die Moltkesche Friedensschule des Generalstabes will das Wissen des Offiziers mit dem praktischen Können verbinden. Sie verlangt gründliche Fachbildung und eingehendes Studium als die Grundlage für ein gereiftes, sachgemäßes Urteil. Aber sie will keine Stubengelehrten, kein Haschen nach gelehrtem Wesen; sie verschmäht den Schein, und will die Früchte der ernsten Arbeit in Ausübung der Kriegskunst angewendet wissen auf das Leben. Die Früchte dieser Schule sind gezeitigt worden in den siegreichen Kämpfen der preußischen und deutschen Heere.

„Erst wägen, dann wagen“ ist der Wahlspruch des großen Strategen, der am 16. Juni 1871 von seinem dankbaren Kriegsherrn zum Feldmarschall ernannt und später durch die Erhebung in den Grafenstand ausgezeichnet ist. „Erst wägen, dann wagen“; und dieser Grundsatz findet sich bethätigt in den klaren, einfachen Auseinandersetzungen, in jeder Handlung des Generals, der mit logischer Verstandesschärfe und kühler Überlegung das Für und Wider auch der verwickeltsten Kriegslage abwägt, um mit der ganzen Energie des Charakters und unter geschickter Benutzung aller sich darbietenden Mittel den als richtig erkannten Beschluß dann einem glücklichen Ende zuzuführen.

Graf Moltke ist auch als Schriftsteller thätig gewesen. Die zuerst 1841 erschienenen und seither wiederholt aufgelegten Briefe über Zustände und Begebenheiten in der Türkei geben eine in jeder Richtung wertvolle Schilderung seines in die Zeit von 1835—1839 fallenden Aufenthalts im osmanischen Reiche, der dem Sultan Mahmud II. geleisteten Dienste, der Gefechte gegen die Kurden, der Schlacht von Nisib, von Land und Leuten überhaupt. Mehrere andre Bücher stammen gleichfalls aus seiner Feder, wie ihm denn auch mit Recht ein bedeutender Anteil an den verschiedenen Generalstabswerken über die Kriegsereignisse der letzten zwanzig Jahre zugeschrieben wird.

Als Mitglied des preußischen Herrenhauses und im Reichstage nimmt der Feldmarschall regelmäßig und mit Aufmerksamkeit am öffentlichen Staatsleben teil. Er hält keine langen, blumenreichen Reden, weiß aber mit der seinem ganzen Wesen eignen bündigen Klarheit kurz und treffend zur Sache zu sprechen. Seine auf langjährige Erfahrung und unerschütterliche Königstreue gestützten Worte gelten glücklicherweise auch in solchen Angelegenheiten als Autorität, die außerhalb des Wirkungskreises des Soldaten liegen, wenn die Überhebung und das Selbstbewußtsein oppositioneller Parteiredner die Bedeutung des Feldmarschalls auch zu derjenigen eines „tüchtigen Fachmannes“ herunterzudrücken versucht hat.

Neuerdings ist dem Feldmarschall Grafen Moltke eine weitere kaiserliche Gnadenbezeugung zu teil geworden durch die Ernennung zum Kanzler des „hohen Ordens vom schwarzen Adler“, der höchsten Ordensauszeichnung der preußischen Monarchie, dessen Verleihung nur die höchsten Verdienste um Staat und Königshaus belohnen soll.

In der Ordensurkunde, welche König Friedrich I. am 18. Januar 1701, seinem Krönungstage erließ, heißt es unter anderm:

„Hierzu hat Uns der Orden vom Schwartzen oder dem Preußischen Adler (wie wir diesen Unsern Orden benennt) sehr bequem gedäucht: nicht allein weilen die meiste Königliche Orden von einem gewissen Thier den Nahmen führen, sondern weilen auch unter den Thieren der Adler sonderlich edel; weilen Er ein König des Geflügels, und ein Sinnbild der Gerechtigkeit ist, und bei dem allen das Preußische Reichswapen machet."

„Als ein König des Geflügels schicket er sich wohl zu Unserer Königlichen Würde, weßwegen Wir ihm auch eine Königliche Krone auf das Haupt gesetzet."

In neununddreißig Artikeln werden dann die Rechte und Pflichten der neuen Brüderschaft festgesetzt:

„Unser Orden de la Générosité, den Wir noch als Printz, und in Unserer zarten Jugend gestifftet, zeuget genugsam, wie sehr Wir auch schon damahls geneigt gewesen, Rittermäßige Personen und Thaten von anderen zu unterscheiden." Das nun ist es, wozu dem erlauchten Herrn das neue Zeichen seiner Huld „sehr beqvem gedäucht." Vormittags um 11 Uhr an dem denkwürdigen Tage ernannte König Friedrich die ersten neunzehn Ritter des neuen Ordens, zu dessen Kanzler schon vorher der Minister Wartenberg erwählt worden war. Es befanden sich unter jenen Männern die Prinzen des königlichen Hauses, der Herzog von Kurland, des Königs Schwager, der Herzog von Holstein, die Feldmarschälle Barfuß und Dohna, der Landhofmeister Perband, der Burggraf Rauschke, ein andrer Dohna, ein Dönhof, zwei Tettaus, die Obermarschälle Graf Wilich-Lottum und Wallenrodt rc. Der Ritterschlag fand vor der Krönungszeremonie statt, und der Ober-Hof-Zeremonienmeister von Besser erzählt in seinem Prachtfolianten genau, warum es so geschehen sei: „Und da sonsten, bey andern Krönungen, die Ritter insgemein allererst hernach geschlagen zu werden pflegen: So hat diese vor der Krönung vorgenommene Ceremonie zum mindesten diesen angenehmen Nutzen: Daß eines theils die Ritter mit ihrem schönen Ordens-Creutz und Bande, den Glantz der Krönungs-Handlung nicht wenig vermehrten; Und andern theils durch das Suum cuique in dem Ordens-Sterne, den getreuesten



Ritter des Schwarzen Adler-Ordens v. J. 1701
Stern, Kreuz und Kette des Ordens.

Unterthanen, gleich bey dem ersten Antritte dieses neu-angehenden Reiches, gar erfreulich vor Augen legten: Wie Se. Majestät den ehemals im Fürsten-Stande gehabten Sinn- und Wahlspruch, auch noch als König beybehalten und dieses Ihr Reich auf nichts anders, denn nur auf Recht und Gerechtigkeit, und „jedwedem das Seine“ zu geben, angesehen wäre.“

Außer den königlichen Brüdern und Söhnen sollte die eigentliche Zahl der Ordensritter dreißig sein, wie dies das feierliche Ordenskapitel von 1847 in der Art bestätigte, daß die Zahl der inländischen Ritter auf dreißig festgesetzt wurde. Ein blauemailliertes achtspitziges Kreuz am breiten orangefarbenen Bande, das von der linken Schulter nach der rechten Hüfte zu getragen und hier von einem silbernen Kreuz mit schwarzem fliegendem Adler zusammengehalten wird, der silberne Stern auf der Brust, dazu eine besondere Ritterkleidung, wurden als Abzeichen der Gemeinschaft getragen. Zu dieser Ritterkleidung bestimmte der König einen Rock von blauem Samt und über demselben einen Mantel von inkarnatrotem gleichem Stoff mit langer oder kurzer Schleppe, auf der Brust durch Schnüre und Quasten befestigt; dazu ferner die Ordenskette mit des Königs Namenszug und Adlern. An der Kette hing das große Kreuz. Ein gestickter silberner Stern schmückte den Mantel auf der linken Seite. Ein schwarzes Samtbarett mit weißem Federbusch bildete die Kopfbedeckung. Heutzutage ist von diesem feierlichen Ornate nur Mantel und Kette geblieben, das andre abgeschafft, so daß dazu die Generalsuniform oder sonstige Amtskleidung getragen wird. Das Orangeband bleibt fort, wenn Mantel und Kette angelegt sind. Ein jeder Ritter vom Schwarzen Adler sollte „aus rechtem aufrichtigem altem adelichem Rittermäßigen Geschlecht entsprossen und Herkommen seyn“, auch eine Ahnenprobe stattfinden. Diese ist natürlich jetzt beseitigt, und jeder verdiente Mann, der den höchsten Orden empfängt, ist damit in den preußischen Erbadel aufgenommen. Ein christliches Leben und Beispiel, die Erhaltung der Religion, absonderlich wider die Ungläubigen, Schutz der Verlassenen, Armen und Leidenden, Verteidigung der Rechte des königlichen Hauses und deren Ausbreitung, Friede und Einigkeit mit jedermann, namentlich mit den Ordensbrüdern, sodann aber auch alles, „was einem Tugendhaften, ehrlichen und rechtschaffnen Ritter eignet und gebühret“, verlangen die Ordensregeln. „Bei solcher Beschaffenheit dieses Ordens“, sagt König Friedrich, „sind Wir gewiß, daß nicht allein die Edlen Unseres Reiches es für eine Gnad' und Ehre; sondern auch selbst andere Potentaten es für etwas angenehmes schätzen werden, in eine Gemein- und Brüderschaft dieses Ordens mit Uns einzutreten:

„Jene zu einem offenbaren Zeugniß Ihres Wohlverhaltens,

„Diese zu einer Erinnerung des gleichen Berufes, den Sie mit Uns von GOTT dem HErrn haben, über Recht und Gerechtigkeit an GOttes Stat zu halten.“

Ein feierliches Kapitel war von dem königlichen Stifter für den 18. Januar und den 12. Juli jeden Jahres, seinen Geburtstag verordnet. Alle Ordensangelegenheiten, so auch die Einkleidung der neuen Mitglieder sollten dabei erledigt, der Dienst von dem Ordenskanzler, dem Ordenszeremonienmeister, dem

Ordensschatzmeister, dem Ordenssekretär und zwei Ordensherolden versehen werden. Bis zum Jahre 1713 fanden auch die Kapitel regelmäßig mit aller Feierlichkeit statt. Damit kein Hindernis eintreten könne, waren sämtliche Schloßkapellen zugleich zu Ordenskapellen erklärt. Nach König Friedrichs Tode aber verschwand der Brauch, da der schlichte, praktische Sinn seines Nachfolgers allen derartigen Feierlichkeiten widerstrebte. Erst König Friedrich Wilhelm IV. stellte in ernster Zeit, am 18. Januar 1847, die Sitte der Kapitelsversammlungen nebst dem Gebrauche von Mantel und Kette, sowie die Ordensämter wieder her. Kaiser Wilhelm hat seines Bruders Schöpfung erhalten, und die Männer, welche vornehmlich an seinem Werke, dem Aufbau des neuen Reiches, mit geholfen, durch das höchste Ehrenzeichen geschmückt. Eine stattliche Kapitelsversammlung füllt am 18. Januar den Ordenssaal im königlichen Schlosse; viele historisch gewordene Namen befinden sich darunter. König Friedrichs Erwartung ist weit übertroffen worden; denn er verordnete nur, daß seine Nachkommen, die Könige in Preußen „zu ewigen Zeiten“ seinen Orden und dessen Statuten und Privilegia „genau und eigentlich halten“ sollten. Er konnte nicht ahnen, daß seine Gemein- und Brüderschaft einst auch die erste des Deutschen Reiches sein werde. — —

Eine unter dem 27. Dezember 1881 erlassene kaiserliche Kabinettsordre hat durch die Ernennung des Generals Grafen Waldersee zum Generalquartiermeister dem Chef des Generalstabes einen Adlatus, einen Gehilfen beigeordnet, welcher den greisen Feldherrn entlasten und ihn in Behinderungsfällen vertreten soll. Eine solche Maßregel war neu in den Annalen des preußischen Heerwesens und sie wurde deshalb vielfach fälschlich von dem Standpunkte beurteilt, als wenn damit der verdiente, ältere General mehr oder weniger beiseite geschoben werden sollte. Nichts ist verkehrter, als eine derartige Annahme. Mit vollem Rechte darf man dagegen die Ernennung eines Generalquartiermeisters als einen erneuten Ausdruck der Fürsorge des Kaisers betrachten, welcher den schwerwiegenden Rat des ältesten und hochgestellten Offiziers der Armee in allen großen politischen und militärischen Fragen nicht entbehren möchte, zugleich aber dem mehr als achtzigjährigen Feldmarschall die Möglichkeit geben wollte, sich zum Nutzen des Vaterlandes noch länger die ungebrochene, frische geistige und körperliche Kraft zu bewahren, indem er ihn von einem regelmäßigen Dienste entband. Dem Feldmarschall Moltke ist die Freiheit gegeben, zu kommen und zu gehen; er ruht nicht auf seinen Lorbeern, sondern folgt aufmerksamen Auges den Schwankungen innerer und äußerer Politik, und „wägt“ vorsichtig vom Standpunkte des Feldherrn den Kriegsplan für kommende schwere Zeiten, wenn auch am politischen Horizont kein Wölkchen sich zeigen mag.

Wenn die Armee, wenn das ganze Land sich der in diesem Sinne erfolgten Entlastung des Feldmarschalls von Herzen freut, so ist anderseits in der Person seines Vertreters und wahrscheinlichen Nachfolgers eine Kraft gewonnen worden, welche für die lebendige Weiterentwickelung des Generalstabes das Beste verheißt.

Der am 8. April 1832 in Potsdam geborne Graf Alfred von Waldersee, der also bei Antritt seiner jetzigen hohen Stellung das fünfzigste Lebensjahr noch nicht erreicht hatte, entstammt von seiten beider Eltern alten preußischen Soldaten-

geschlechtern. Sein Vater war der bekannte General der Kavallerie, kommandierender General des V. Armeekorps und zuletzt Gouverneur von Berlin, die Mutter eine Tochter des aus den Freiheitskriegen rühmlichst bewährten Generals von Hünerbein. Aus der raschen und wechselvollen Laufbahn des Grafen Waldersee seien folgende Daten hervorgehoben: Am 27. April 1850 beim Verlassen des Kadettenkorps zum Offizier im 1. Gardeartillerieregiment ernannt, besuchte er 1851 und 1852 die Artillerie- und Ingenieurschule, wurde später zum Adjutanten der 1. Artillerieinspektion, am 8. Januar 1862 zum Hauptmann und Batteriechef befördert und 1865 als Adjutant zum jetzt verewigten Prinzen Karl kommandiert. Im Juli 1866 trat Graf Waldersee als Major zum Generalstabe im großen Hauptquartier des Königs über, ging im Januar 1870 als Militärbevollmächtigter nach Paris und übernahm bei Ausbruch des Krieges den Dienst als Flügeladjutant bei Seiner Majestät. Im Laufe des Feldzuges fand der mit hohen Geistesgaben, mit seltener Arbeitskraft, Energie und körperlicher Elastizität ausgestattete Offizier die vielseitigste Verwendung, im Dezember 1870 im Hauptquartier des Prinzen Friedrich Karl, im folgenden Januar 1871 als Chef des Generalstabes der unter den Befehlen des Großherzogs von Mecklenburg stehenden Armeeabteilung, während der Besetzung von Paris in gleicher Stellung bei dem zum Gouverneur ernannten General von Kameke, später als kaiserlicher Geschäftsträger bei der französischen Republik. Nach dem Feldzuge übernahm Oberst Graf Waldersee das Kommando des 13. Ulanenregiments, wurde zwei Jahre darauf, am 9. Dezember 1873, zum Chef des Generalstabes beim X. Armeekorps in Hannover ernannt und aus dieser Stellung, nachdem er inzwischen zum Generalmajor aufgerückt und 1880 unter die Generale à la suite des Kaisers aufgenommen war, durch das Vertrauen des kaiserlichen Kriegsherrn auf seinen jetzigen Posten berufen. Seit dem 11. Juni 1882 ist Graf Waldersee Generalleutnant.





Die Landesaufnahme.

Der Besitz guter und genauer Landkarten gehört in immer steigendem Maße zu den notwendigen Bedürfnissen eines jeden Kulturstaates. Mit Hilfe derselben wird das Eigentumsrecht wie die Grundbesteuerung überwacht und entschieden, werden Bodenkulturen entworfen und geregelt, Wege- und Wasserbauten ausgeführt, Administrationsgrenzen hergestellt und überhaupt alle solche Arbeiten vollzogen, welche zum Grund und Boden in irgend welcher Beziehung stehen. Andre Karten dienen wissenschaftlichen Anschauungen und Untersuchungen, oder militärischen Zwecken, jedenfalls kann kein Zweig der Staatsverwaltung im Krieg oder Frieden derselben entbehren. Im preußischen Staate besteht seit dem Juni 1870 in dem, dem Staatsministerium direkt unterstellten, Zentraldirektorium der Vermessungen eine Behörde, zu deren Obliegenheiten außer der Kenntnisnahme und Registrierung sämtlicher aus Staatsmitteln ausgeführten Vermessungen und Kartierungen, der Prüfung und Feststellung der bei den staatlichen Kartenarbeiten zugrunde zu legenden Methoden und Anforderungen, namentlich auch die obere Leitung der im allgemeinen Staatsinteresse zu betreibenden Vermessungs- und Kartenarbeiten gehört. Den Vorsitz führt der Chef des Generalstabes der Armee und die verschiedenen beteiligten Ministerien entsenden Kommissarien als Mitglieder.

Das Zentraldirektorium soll auch die Herstellung der unter der Bezeichnung als Generalstabskarte allgemein bekannten Kartenblätter, welche militärischen wie wirtschaftlichen Zwecken in gleichem Maße dienen, überwachen und leiten, während die Ausführungsarbeiten nach wie vor dem Generalstabe verbleiben. Der rein militärische Dienstbereich des Chefs des Generalstabes hat sich im Lauf der Zeit

aber derartig erweitert, daß der gleichfalls erheblich gestiegene Umfang der Vermessungsarbeiten eine eingehende Überwachung hier um so mehr zur Unmöglichkeit macht, als die in steter Entwickelung begriffene Technik zahlreicher neuer Methoden bei diesen Arbeiten eine fortdauernde genaue Verfolgung der wissenschaftlichen Details erfordert. Deshalb ist von dem unmittelbaren Ressort des Generalstabes seit 1875 die königliche Landesaufnahme abgezweigt, deren Chef, ein höherer Offizier, für die Ausführung sämtlicher Vermessungen und der darauf gegründeten Kartenarbeiten des Generalstabes nach den allgemeinen Anordnungen des Chefs des Generalstabes der Armee verantwortlich bleibt.

Man unterscheidet nach den Zwecken, welchen sie vorzugsweise dienen sollen, verschiedene Arten von Karten.

Die ökonomische Karte oder der topographische Plan soll das eingehendste Bild eines räumlich beschränkten Terrainabschnittes geben und dient in seiner praktischen Verwertung als Grundlage für alle auf Gemeinheitsteilungen und Zusammenlegungen bezügliche Arbeiten. Die topographische Karte verfolgt den Zweck, ein korrektes, namentlich für militärische Zwecke brauchbares Bild des dargestellten Teiles der Erdoberfläche zu geben. Die geographische Übersichtskarte bringt ein übersichtliches Gesamtbild größerer Landesstrecken zur Erscheinung. Geographische Karten der ganzen Erde finden sich in Sammelwerken vereinigt. Hier muß die Darstellung eines Landes sich dem gegebenen gleichmäßigen Umfange des Kartenblattes anpassen, und dies führt dazu, daß innerhalb eines Atlas die verschiedensten Maßstäbe zur Anwendung gelangen. So findet sich beispielsweise in dem bekannten Andreeschen Handatlas ein Blatt, welches den Überblick über die Vulkane und Koralleninseln der Erde gibt, im Äquatorialmaßstabe von 1 : 110 Millionen gehalten, während die Übersichtskarte von Asien in 1 : 30 Millionen, diejenige des bedeutend kleineren Europa in 1 : 12 Millionen ausgeführt ist, einzelne Länder und Provinzen in 1 : 1 Million oder 1 : 870000 und manche Kartons gar in 1 : 40000 gezeichnet werden konnten.

Der Vollständigkeit wegen sei hier noch die allerdings wohl allgemein bekannte Thatsache erwähnt, daß die Verhältniszahl des Maßstabes die direkte Beziehung zwischen der eine geometrische Projektion der Erdoberfläche gebenden Karte und dem dargestellten Teile dieser Erdoberfläche selbst ausdrückt in der Art, daß man die auf der Karte abgemessene Entfernung mit dem Nenner des Bruches oder der Verhältniszahl multiplizieren muß, um die thatsächliche Entfernung in Erfahrung zu bringen. Auf einer im Maßstabe von 1 : 10000 angefertigten Karte stellt also der zwischen die Schenkel des Zirkels genommene 1 cm die zehntausendfache Entfernung auf der Erdoberfläche oder 100 m dar. Bei dem praktischen Gebrauche einer Karte erscheint es deshalb in hohem Grade geboten, sich stets die Verschiedenartigkeit der Maßstäbe ins Gedächtnis zurückzurufen, denn nach dem vorher Angeführten bringt in Andrees Handatlas 1 cm auf der Karte von Asien gemessen 300 km, in Europa 120 km, in Deutschland 27 km, auf einem oder dem andern Karton gar nur 400 m zur Anschauung.

Je größer der Teil der Erdoberfläche ist, welcher auf dem Kartenblatte zur Darstellung gelangt, je mehr müssen alle Details zurücktreten, um nur das große

Überſichtsbild übrig zu laſſen. Sehr lebensvoll und überzeugend tritt das Verhältnis in die Erſcheinung, in welchem das Detail einer Karte mit dem wachſenden Umfange des dargeſtellten Teiles der Erdoberfläche verſchwinden muß, wenn man ſich vorſtellt, mit dem Ballon captif kerzengerade in die Luft aufzuſteigen. In einer gewiſſen Höhe angekommen, macht man Halt, um ein begrenztes Stück Erde in allen Einzelheiten, die Kulturen in ihrer Verſchiedenheit und Begrenzung, die Wege in der mannigfachen Art ihrer Herſtellung, die Gebäude nach Größe und Material, den Wald nach ſeinen Hölzern zu überblicken. Das, was man hier ſieht, würde das Material liefern zum topographiſchen Plane (ſiehe Abb. 1),

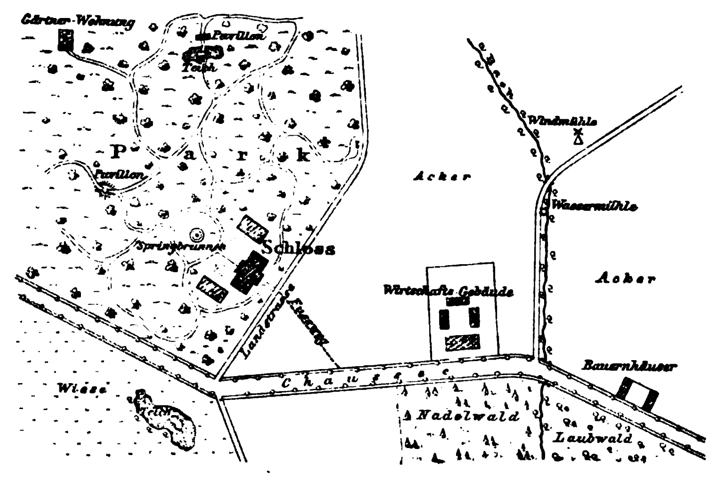


Abb. 1. Topographiſcher Plan 1 : 5000.

welcher in Maßſtäben zwiſchen 1 : 1000 und 1 : 10 000 angefertigt zu werden pflegt. Der Ballon ſteigt höher und in dem Maße, wie der Horizont des Beſchauers ſich erweitert, laufen manche Einzelheiten des umfangreicher werdenden Gemäldes in ſich zuſammen. Wir machen zum zweitenmal Halt, um nun ein von dem erſten weſentlich verſchiedenes Bild in uns aufzunehmen. Zwar laſſen ſich noch manche Einzelheiten erkennen, das einzelne Haus und die Kulturen in ihren Umriſſen, Wege und Waſſerläufe ihrer Richtung nach, aber es iſt unmöglich, zu unterſcheiden, aus welchem Material das Haus aufgeführt, und welches Getreide auf den weiten Flächen gebaut wird. Nur Wald, Wieſe, Feld heben ſich von einander ab und die Erhöhungen und Vertiefungen des Bodens ſetzen ſich zu einem plaſtiſchen Bilde zuſammen, welches auf den topographiſchen Karten (ſiehe Abb. 2 und 3) zur Darſtellung gelangt, die in den meiſten ziviliſierten Ländern nach den Vermeſſungen des Generalſtabes in Maßſtäben ausgeführt werden, welche zwiſchen 1 : 25 000 und 1 : 100 000 wechſeln. Nochmals ſteigt der Ballon, und aus ſeiner Gondel überblicken wir nun, wenn wir die Sehkraft des menſchlichen Auges uns in hohem Maße potenziert denken, ein weites Ländergebiet, in welchem die durchſchneidenden Flüſſe und großen Straßen

als haarscharfe Striche, ganze Ortschaften als dunkle Komplexe erscheinen, und wenn auch die großen Gebirge und Höhenzüge in ihrer charakteristischen Form aus dem allgemeinen Niveau hervorragen und dem Bilde die eigenartige, nach den einzelnen Ländern und Erdteilen so verschiedenartige Signatur geben, so verschwinden doch geringere Bodenunebenheiten und nur mächtige Waldungen lassen

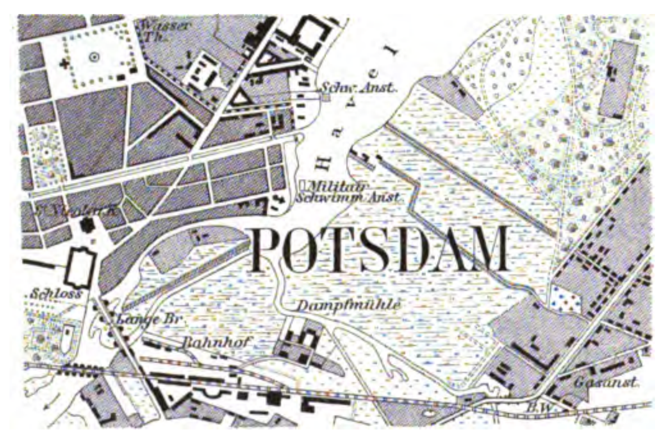


Abb. 2. Topographische Karte (Meßtisch) 1 : 25 000.



Abb. 3. Generalstabskarte 1 : 100 000.



Abb. 4. Übersichtskarte 1 : 500 000.

sich in ihrer düster melancholischen Färbung noch erkennen (siehe Abb. 4). Das ist der Eindruck des Ballonfahrers, welcher sich auf den geographischen oder Übersichtskarten wiedergegeben findet.

Die preußische Landesaufnahme hat es lediglich mit der Herstellung topographischer Karten zu thun, und zwar übergibt sie der Öffentlichkeit die in Lithographie ausgeführte „Karte des Preußischen Staatsgebietes“, welche mit ihrem großen Maßstabe von 1 : 25 000 vorzugsweise für staatswirtschaftliche Zwecke benutzt wird, und die „Gradabteilungskarte“, die eigentliche Generalstabskarte in 1 : 100 000. Die letztere wird durch Kupferstich vervielfältigt. Der

sächsische Generalstab bearbeitete eine eigne Karte mit gleichem Maßstabe und seit dem Jahr 1878 ist infolge von Verhandlungen unter Vertretern der Bundesstaaten die Schaffung einer „Karte des Deutschen Reiches im Maßstabe von 1 : 100 000" in Angriff genommen und damit dem Bedürfnis einer einheitlichen Operationskarte Rechnung getragen.

Die Landesaufnahme beschäftigt 258 Personen: Offiziere und Beamte. Diese verteilen sich auf drei Abteilungen, deren von einander ganz verschiedene Thätigkeit mit den Phasen zusammenfällt, die das Kartenblatt bis zu seiner Fertigstellung durchläuft.

Zunächst führt die trigonometrische Abteilung die notwendigen wissenschaftlichen Vorarbeiten aus, die Netzlegung im großen, das heißt die Bestimmung einer Anzahl von Punkten, welche über das gesamte Staatsgebiet zerstreut sind, nach ihrer gegenseitigen vertikalen und horizontalen Lage. Dazu sind sehr genaue Instrumente, die sogenannten Theodoliten in Gebrauch, und die Offiziere, welche mit dem scharfen Fernrohr von der Spitze eines Kirchturmes oder der Plattform der eigens zu diesem Zweck auf übersichtlichen Punkten errichteten Holzpyramiden an hellen Tagen anscheinend ins Blaue hineinvisieren, erregen nicht weniger die staunende Verwunderung der Bevölkerung, als die Hilfsarbeiter, die in meilenweiter Entfernung von jenen statt einer Signalstange den weitsichtbaren, Heliotrop genannten, Brennspiegel als Visierobjekt aufstellen. Die Entfernung der Hauptpunkte von einander beträgt in gerader Linie bis zu acht deutschen Meilen. Innerhalb der so gewonnenen „Dreiecke 1. Ordnung" werden durch Bestimmung weiterer Punkte die „Dreiecke 2. Ordnung" festgelegt, und in diese beiden Dreiecksnetze hinein kommt das sogenannte „Detailnetz" mit seinen Punkten 3. und 4. Ordnung. Die durch genaue Winkelmessung und Berechnung gefundene Länge und Breite wird auf einen Anfangsmeridian, und zwar denjenigen zurückgeführt, welcher die Berliner Sternwarte durchschneidet. Zu den trigonometrischen Punkten wählt man vorzugsweise Berg- und Hügelspitzen, die eine mehr oder minder weite Aussicht gewähren, oder Turmspitzen, Schornsteine u. s. w. Die ersteren werden durch aufgestellte Granitblöcke genau bezeichnet und das sie umgebende Terrain vom Fiskus auf dem Wege der Enteignung erworben. Jedes Meßtischblatt soll wenigstens zehn solcher „versteinter Punkte" enthalten. Die Bestimmung der Höhe über dem Meeresspiegel geschieht durch sogenannte Präzisions-Nivellements, zu welchem Zweck auf den als Nivellementslinien dienenden Chausseen in Entfernungen von 2 zu 2 km „Fixpunkte" angebracht sind, Granitpfeiler, auf denen das Nivellierinstrument direkt aufgesetzt wird. Früher bezog man die Höhenmessungen des preußischen Staates auf den mittlern Stand der Ostsee, welcher als Nullpunkt angesehen wurde. Neuere Messungen mit verbesserten Instrumenten haben aber erwiesen, daß der Spiegel der Ostsee nicht allein Schwankungen am Pegel ein und desselben Hafenortes unterworfen ist, sondern auch die Eigentümlichkeit besitzt, daß er nicht einer Niveaufläche unsres Erdkörpers angehört, daß er vielmehr von Eckernförde und Kiel bis nach Memel in völlig gesetzmäßiger Weise um etwa 0,5 m steigt. Da also von einem mittleren Wasserstande der Ostsee im allgemeinen überhaupt nicht, an einem einzelnen Hafenorte nur bedingt

gesprochen werden kann, so ist neuerdings an einem Pfeiler der Berliner Sternwarte ein Normalhöhenpunkt bestimmt, welcher die Bezeichnung + 37 erhalten hat. Als Nullpunkt aller Höhenangaben, als „Normal-Null“ ist also derjenige imaginäre Punkt anzusehen, welcher 37 m unter dem Normalhöhenpunkt liegt. Wenn diese genaue Festlegung und Bezeichnung für die in das größte Detail eingehende Vermessungen nötig geworden ist, so sind im weiteren geographischen Sinne die nach Normal-Null gemachten Höhenangaben doch auch als Meereshöhen anzusehen, denn Normal-Null liegt gleich hoch mit dem Nullpunkt des Pegels von Amsterdam und nur etwa 1—2 cm anders als das Mittelwasser der Ostsee bei Swinemünde und Neufahrwasser.

Den Arbeitern in der topographischen Abteilung fällt die Darstellung der Erdoberfläche auf dem Meßtischblatt, die eigentliche Aufnahme zu. Das Meßtischblatt umfaßt 10 Minuten im Parallelkreise und 6 Minuten im Meridian. Innerhalb dieser, etwa 2¼ Quadratmeilen einschließenden Fläche wird von der Krümmung der Erdoberfläche abgesehen und die letztere als Ebene betrachtet. Unter fünf Vermessungsdirigenten eilen am 15. Mai jeden Jahres fünfundsiebzig „Aufnehmer“, Offiziere und Topographen hinaus in die freie Gottesnatur, um die „Arbeiten im Terrain“ zu beginnen. Da gibt es nun von vornherein manchen Verdruß. Der „patente“ junge Offizier, welcher zum erstenmal seine Garnison mit dem großstädtischen Komfort zu solchem Zwecke verläßt, entsetzt sich vor den schweren Gastbetten der Dorfschenke, in der er Unterkunft für einige Wochen suchen muß, und der dort gebotenen Kost. Er soll als Fremder von der Bauernschlauheit des Wirtes auch wohl gehörig geprellt werden und bedarf aller Zähigkeit, um die Forderungen des „geriebenen“ Herrn in die gebührenden Schranken zurückzuweisen. In den meisten Fällen kennen die Landbewohner weder die thatsächliche Wichtigkeit der Vermessungsarbeiten, noch die Bedeutung des Mannes, der berufen ist, an der Vollendung eines solchen Werkes mitzuhelfen, und fragen oft in sehr ärgerlicher Weise: Wozu denn der ganze Kram eigentlich nützen solle? Auch technische Schwierigkeiten sind zu überwinden. Das Rohr der Kippregel scheint durch den Transport verbogen, und das subtile Fadenkreuz ist verschoben oder wohl gar zerrissen. Da muß der Dirigent mit seiner Erfahrung aushelfen. Ebenso will trotz der besten Vorkenntnisse das ominöse „Rückwärtseinschneiden gegen drei Punkte“ zuerst gar nicht recht gelingen, und das „Fehlerzeigende Dreieck“ hat eine schreckenerregende Größe. Guter Wille und Übung helfen mit der Zeit meist über solche und ähnliche Schwierigkeiten hinweg. Das Essen der einfachen Bäuerin mundet besser, als man sich anfangs gedacht, und nach angestrengter Arbeit schläft es sich auch unter der schweren Federdecke in den himmelhoch aufgetürmten Kissen gar nicht übel. Arbeit aber gibt es in Hülle und Fülle, wenn bis Ende Oktober mehr als eine volle Meßtischplatte fertig gebracht werden soll; ist doch eine zehnstündige Arbeitszeit schon in den Vorschriften vorgesehen. Verbietet regnerisches oder nebeliges Wetter die Arbeit im Freien unter dem mächtigen Schirme, so werden, ebenso wie in den Vormittagsstunden der Sonntage, die draußen gemachten Bleieintragungen so weit in Tusche ausgeführt, daß sie nicht verwischen, während die völlige Auszeichnung und Kolorierung den

Wintermonaten vorbehalten bleibt. Sonntag Nachmittag hat der Topograph zur freien Verfügung, besucht nachbarliche Gutsbesitzer, trifft sich am dritten Orte mit Kameraden, welche gleichfalls dem edlen Geschäfte des Topographierens obliegen, oder nimmt als belebendes Element teil an der etwas sauertöpfischen Geselligkeit des Kegelklubs, zu welcher der Herr Pfarrer und der Herr Oberförster, als Hauptpersonen den Offizier freundlich eingeladen haben, und scheidet endlich nach einigen Wochen mit Bedauern von den liebgewordenen Verhältnissen.

Die topographische Abteilung stellt jährlich 200 Quadratmeilen Neuaufnahmen fertig. Daneben finden Rekognoszierungen statt in solchen Gegenden, wo die vorhandenen Karten mit der Zeit hinter den Anforderungen zurück geblieben sind, die man mit Recht an sie stellen kann, ohne daß doch in nächster Zeit eine Neuaufnahme möglich erscheint. Fünf Arbeiter bereisen jeder 10 bis 15 Quadratmeilen, so daß jährlich auf einer Fläche von 50 bis 60 Quadratmeilen die vorhandenen Karten durch Ergänzung und Berichtigung des Wegenetzes, durch Nachtragung neu entstandener Kulturen und durch zahlreiche neue Höhenbestimmungen vervollständigt und verbessert werden. Im Winter hat die Abteilung dann die Meßtischblätter durch Auftragung des Minutennetzes und der trigonometrischen Punkte für den kommenden Sommer vorzubereiten.

Die kartographische Abteilung endlich besorgt die Herstellung und Kurrenthaltung zuverlässiger Karten auf Grund der trigonometrischen und topographischen Arbeiten der Landesaufnahme. Mit ihr stehen eine Druckerei und eine photographische Anstalt in Verbindung.

Eine besondere Plankammer dient zur Aufbewahrung der Generalstabskarten. Ihre Beamten vermitteln den Verkehr mit den Buchhandlungen, welche kontraktlich den öffentlichen Vertrieb der Blätter besorgen, und erledigen die bezüglichen Anforderungen der Militärbehörden.

Aus den vorangegangenen kurzen Notizen erkennt der Leser unschwer die Summe von verschiedenartiger geistiger und körperlicher mehr mechanischer Arbeit, welche erforderlich wird, ehe das fertig gestellte Kartenblatt in seine Hände gelangt. Um das Bild von der Entstehung einer Karte aber vollständig zu machen, muß man sich auch die für alle jene Arbeiten erforderliche Zeit in das Gedächtnis zurückrufen. Ist der Beschluß zur Vermessung eines Landesteils gefaßt, so wird im ersten Jahre die Rekognoszierung der Dreiecke 1. Ordnung und der Bau der Hauptsignale, jene oben erwähnten Holzpyramiden, erfolgen können. Im zweiten Jahre findet die Messung dieser Hauptdreiecke, im dritten und vierten diejenige der Dreiecke 2. Ordnung und die Detailtriangulation statt. Im sechsten Jahre, nachdem vorher das gewonnene Material an Zahlen und Daten für die praktische Aufnahme verarbeitet ist, kann diese selbst erfolgen, im siebenten Jahre erscheinen die lithographierten Blätter in der Größe der Originalaufnahme, und erst mit dem Schluß des achten Jahres können die Kupferstichblätter im Maßstabe von 1 : 100 000 fertig werden.

Hält man das jetzige Arbeitspensum für die jährliche Neuaufnahme von 200 Quadratmeilen fest, so würde im dreißigjährigen Turnus etwa der ganze preußische Staat neu vermessen werden können. Wollte man daneben, und dies

Verlangen erscheint auf den ersten Blick nicht unbillig, die so gewonnenen Karten alle zehn Jahre in der oben angedeuteten Art korrigieren und ergänzen, so müßten jährlich 600 Quadratmeilen, statt wie bisher 60 in diesem Sinne bearbeitet, oder statt fünf Topographen die zehnfache Zahl dazu verwendet werden. So wünschenswert dies erscheinen mag, so muß doch eine derartige Ausdehnung eines einzigen Staatsbetriebs an dem Mangel der nötigen Kräfte, wie an finanziellen Schwierigkeiten naturgemäß scheitern. Hier kam es lediglich darauf an, zu zeigen, welchen Hindernissen die Herstellung und die „Evidenthaltung“ einer für militärische Zwecke brauchbaren Karte begegnet, und auf das Maß von Arbeit hinzuweisen, welches jedem einzelnen Arbeiter daraus erwächst, ein Maß, das beispielsweise beim Topographen die Durchschnittsleistung eines Zivilingenieurs fast um das Doppelte übersteigt.



Die Kriegsakademie.

Ganz naturgemäß ist die höchste militärische Bildungsanstalt, die Kriegsakademie, dem Geschäftsbereich, dem „Ressort“ des Chefs des Generalstabes unterstellt.

Schon unter Friedrich dem Großen bestand eine 1763 begründete Académie militaire. Diese hatte aber wenig Ähnlichkeit mit der heutigen Kriegsakademie. Infolge der erschütternden Ereignisse des Jahres 1806 wurde die Académie militaire, welche abwechselnd auch Académie de Nobles und sogar École civile et militaire genannt worden war, zunächst eine Zeitlang geschlossen, dann gänzlich aufgelöst und erst 1816 als „Allgemeine Kriegsschule“ wieder ins Leben gerufen. Mit der Entwickelung deutschen Heerwesens seit jener Zeit hat auch die Erweiterung und erhöhte Bedeutung der Kriegsakademie, welche Bezeichnung der Anstalt im Jahre 1860 beigelegt wurde, gleichen Schritt gehalten. Der Lehrplan ist erweitert, ergänzt, den Forderungen moderner Kriegführung immer enger angepaßt, und statt der fünf ersten Schüler, welche 1765 in die engen Räume des alten, Burgstraße 19 gelegenen Gebäudes einzogen, füllen jetzt dreihundert Offiziere aller Waffengattungen die weiten und luftigen Hörsäle im neuen Akademiepalast.

Die Kriegs-Akademie ist im besten Sinne eine Zentralanstalt für das deutsche Heer, denn ihre Besucher strömen aus allen Kontingenten nach der Reichshauptstadt zusammen. Bayern besitzt daneben eine eigne Kriegsakademie in München.

Der Lehrplan der Anstalt, als der Vorschule für den Generalstab, die höhere Adjutantur und die höhere Truppenführung, umfaßt selbstverständlich in erster Linie die von älteren Generalstabsoffizieren vorgetragenen Kriegswissenschaften, doch finden auch Vorlesungen statt in Geschichte, Geographie, den Naturwissenschaften, Mathematik, und namentlich wird auf die Fortbildung in den neueren Sprachen, vor allen im Französischen und im Russischen Wert gelegt.

Nach den im deutschen Heere geltenden Grundsätzen werden lediglich solche Offiziere zum Besuche der Kriegsakademie zugelassen, welche durch eine Dienstzeit von mindestens drei Jahren sich mit dem Dienst in der Truppe völlig vertraut gemacht haben, und der Regimentskommandeur erteilt die Erlaubnis zur Meldung für die Prüfung, welche der „Einberufung“ zur Kriegsakademie vorauszugehen hat, nur dann, wenn er überzeugt ist, daß nach Charakter und ernstem Streben des Offiziers diesem, wie der Allgemeinheit Vorteil aus dem Besuche erwachsen wird. Dieses Examen wird im Frühling jeden Jahres am Sitze eines jeden Generalkommandos abgehalten und erstreckt sich über Mathematik, Geschichte, Geographie, Militärwissenschaften und französische Sprache. Außerdem werden von der „Studienkommission“ der Kriegsakademie Themata für sogenannte freiwillige Arbeiten gestellt, bei deren Lösung der Offizier Gelegenheit findet, seine Kenntnis der Litteratur oder besondere Resultate eines Lieblingsstudiums zur Geltung zu bringen.

Der Andrang zur Kriegsakademie ist sehr groß, die Zahl der jährlich neu hinzutretenden Schüler auf hundert beschränkt, und so gelangt immer nur ein

Bruchteil, der im Examen die höchsten „Points“ gewonnen hat, zur Einberufung. Der Lehrgang umfaßt drei Jahre. Von jedem derselben sind neun Monate dem wissenschaftlichen Unterricht in der Anstalt gewidmet, zu dessen gründlicher Ausnutzung neben andern Hilfsmitteln auch eine reichhaltige Bibliothek von über 80 000 Bänden Lehrern und Schülern zur Verfügung steht. Die übrigen drei Monate werden durch praktische Übungen ausgefüllt, durch Unterweisung im Topographieren, durch Kommandierungen der Offiziere zu andern Waffengattungen, durch Generalstabsreisen.

Nach Beendigung des dreijährigen Lehrkursus treten die Offiziere zu ihren Truppenteilen zurück und mit fieberhafter Spannung wird dem Schriftstück entgegengesehen, welches in Form einer „Beurteilung“ der Leistungen auf der Kriegsakademie eintrifft und dessen Inhalt von vornherein von wesentlichem Einfluß auf die fernere Laufbahn sein kann.

Immer vorausgesetzt, daß der Offizier auf der Kriegsakademie überhaupt „was gethan“ und „was gelernt“ hat, gliedern sich diese Zeugnisse im allgemeinen nach drei Gruppen. Viele gipfeln in der Redewendung, daß der betreffende Herr seine Zeit angemessen ausgenutzt habe und nun „mit Vorteil im praktischen Dienste Verwendung finden würde.“ Der Natur der Sache nach bilden derartige Urteile, welche mit höflichen Worten dem Offizier den Eintritt in den Generalstab oder die Adjutantur verschließen, die Mehrzahl. Der Empfänger, der ganz im stillen schon herrliche Luftschlösser für eine glänzende Zukunft gebaut hatte, mag in vielen Fällen durch solche harte Wirklichkeit schwer zu Boden gedrückt werden. Aber er soll den Mut nicht verlieren. Durch die eingehende wissenschaftliche Schulung, durch den Umgang mit zahlreichen bedeutenden Männern in den verschiedensten Lebensstellungen hat sich sein Blick erweitert, ist sein Urteil gereift. Er versteht in der ertötenden Einförmigkeit des täglichen Dienstes den großen Gesichtspunkt festzuhalten, ohne darüber das so nötige Detail zu vernachlässigen und überragt deshalb in seinen praktischen Leistungen die Mehrzahl der Kameraden. So macht er auch in der „Ochsentour“ langsam aber sicher seinen Weg bis zu den höchsten Stellungen, und füllt sie alle voll und ganz aus, durch ernste charaktervolle Arbeit das ersetzend, was ihm an genialem Schwunge vielleicht abgeht.

Wer von den gewesenen „Kriegsakademikern“ in seiner Beurteilung die Notiz findet „eignet sich zur Verwendung in der höheren Adjutantur“, darf auf eine gelegentliche Berücksichtigung hoffen. Schon von weitem kenntlich an der über die Schulter geknüpften Schärpe, wird er bald auf stolzem Roß an den langgezogenen Kolonnen der „Fußlatscher“ vorbeisprengen, Befehle überbringen, Meldungen erstatten, überall ordnend und helfend eingreifen und sich durch wirkliche Tüchtigkeit unentbehrlich machen, so daß er in rascher Folge zum Hauptmann und — berückender Gedanke — zum Major aufrücken wird. Am glänzendsten aber stellen sich die Aussichten für jene Glücklichen, die zur „Verwendung im Generalstabe und in der höheren Adjutantur“ geeignet erscheinen. Mit besonderem „Biereifer“ erfüllen sie ihren Dienst, und lassen selbst trotz des bekannten heftigen Temperaments die Neckereien der Kameraden gelassen über sich ergehen, denn über

alle die kleinen Unannehmlichkeiten der Gegenwart hebt sie hinweg die Aussicht auf den einstigen Besitz der so heiß ersehnten „karmoisinvergnügten“ Streifen.

Die Besten unter diesen Besten werden sogar schon nach einigen Wochen durch die Kommandierung zum großen Generalstabe ausgezeichnet und betreten mit einer gewissen heiligen Scheu zum erstenmale die Räume, wo in geräuschloser Thätigkeit die geistige Arbeit sich vollzieht, die der gewaltigen ungefügen Kriegsmaschine eines modernen Heeres erst Leben und Bewegung einzuhauchen berufen ist. Zunächst eröffnet sich hier dem „Kommandierten“, welcher einer Abteilung überwiesen wird, lediglich eine untergeordnete, mehr oder weniger mechanische Thätigkeit, die er in vielen Fällen sogar etwas langweilig zu finden sich nicht entblödet. Nur ein Mal im Jahr, und zwar in den ersten Monaten desselben gerät das ganze Haus, die „große Bude“, wie der sehr respektwidrige Ausdruck im Generalstabsjargon lautet, in Aufregung. Es ist die Zeit der sogenannten „taktischen Aufgaben“. Zur Bethätigung ihres Wissens und Könnens werden den kommandierten Offizieren zunächst von den Stabsoffizieren der Sektion, dann von den Abteilungschefs und zuletzt vom Chef des Generalstabes eine Reihe von Aufgaben gestellt, welche, von kleinen Anfängen zu größeren Verhältnissen fortschreitend, eine kriegerische Lage genau präzisieren. Der Offizier soll auf Grund der Stärke und Zusammensetzung der eignen Truppen und unter Berücksichtigung aller einschlagenden andern Verhältnisse, der feindlichen Streitkräfte, des Terrains, der Jahreszeit, ꝛc. ꝛc. einen Entschluß fassen und diesen Entschluß in Form eines Divisionsbefehles allgemein verständlich zu Papier bringen. Statt des Chefs des Generalstabes stellt neuerdings wohl der Generalquartiermeister diese taktischen Aufgaben.

Die Verwendung der Truppen unter kriegerischen Verhältnissen bildet so recht eigentlich das Gebiet der Thätigkeit des Generalstabsoffiziers und es ist deshalb nur natürlich, daß die Besprechung der eingegangenen Arbeiten unter allen Umständen ein lebhaftes Interesse wachruft. Die allgemeine Teilnahme erreichte aber den höchsten Grad, wenn eine Autorität von der Bedeutung des Feldmarschalls Moltke selbst zur Kritik schritt. Zur befohlenen Stunde versammelte sich dann der große Generalstab vollzählig in dem geräumigen, geschmackvoll ausgestatteten Konferenzzimmer. Erwartungsvoll lauschten die wirklichen Generalstabsoffiziere den klaren Ausführungen des „alten Moltke“, denn jeder einzelne hatte sich selbst



Taktische Aufgabe.

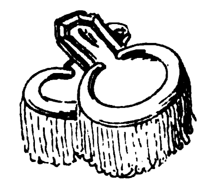
eine Lösung der Aufgabe zurechtgelegt und hoffte im stillen auf eine Übereinstimmung seiner Gedanken mit den Darlegungen des Chefs; aufgeregt erwarteten die kommandierten Offiziere die Entscheidung aus dem Munde des großen Strategen, ob sie mit der unter Klausur angefertigten Arbeit das Richtige getroffen. Für sie hängt von dieser Stunde viel ab, denn nur ein Teil bleibt ein zweites Jahr beim großen Generalstabe kommandiert, und für deren Auswahl ist vorzugsweise die mehr oder weniger richtige und umsichtige Lösung der taktischen Aufgaben maßgebend. Diesen Auserwählten winkt dann im nächsten Jahre die Palme des Sieges, während für diejenigen Offiziere, welche nach einjährigem Kommando in die Truppe zurückkehren, die Erfüllung ihrer Hoffnungen wieder in weitere Ferne gerückt ist.

Die Kriegsakademie kann nach dem Gesagten als eigentliche Schule für den Generalstab gelten, doch ist auch für Offiziere, welche die Anstalt aus irgend welchen Gründen nicht besucht, die Möglichkeit der Aufnahme in das Korps mit den „silbernen Litzen“ und dem „Gardehelm“ nicht ausgeschlossen. Glauben die höheren Vorgesetzten, daß ein Offizier ihres Befehlsbereichs sich nach seiner allgemeinen Befähigung, seinem Wissen und Streben für den Generalstab eigne, so empfehlen sie ihn demgemäß, und eines Tages trifft dann wohl beim Herrn Hauptmann ein gewichtiges Dienstschreiben mit den bewußten drei taktischen Aufgaben aus der Zentralabteilung des großen Generalstabes ein. Darob große Freude aber auch nicht geringe Verlegenheit, denn wie selbstverständlich jede fremde Hilfe ausgeschlossen ist, so muß der Offizier nach Tag und Stunde zugleich die Zeit des Empfanges der Aufgabe und die der Beendigung der Arbeit angeben. Es heißt also, wie dies im Kriege ja doppelt notwendig, rasch seinen Entschluß fassen. Glücklicherweise sind die Sektionen der Generalstabskarte, auf denen sich die kriegerischen Operationen der Aufgabe vollziehen, beigelegt, sie wären in der abgelegenen Garnison kaum ohne weiteres zu bekommen gewesen. So geht der Hauptmann denn frisch ans Werk. Die Stube wird verschlossen, selbst der Feldwebel — ein unerhörter Fall — nicht vorgelassen; vergebens mahnt die Frau an die Zeit des Mittagsessens; der Kopf raucht, immer wieder will ein besserer Gedanke den ersten verdrängen; doch endlich nach sechsstündiger, schwerer Arbeit ist der Divisionsbefehl „konzipiert“ von der eignen, etwas ungelenken Hand des Verfassers sauber „mundiert“, und das inhaltsschwere Schriftstück wandert zur Post. Lange bleibt der Offizier über das Schicksal desselben im Dunkel. Der Adjutant des Chefs, an den er sich wendet, hüllt sich in geheimnisvolles Schweigen, auch der Regimentskommandeur, welcher nach Berlin gereist ist, um „mal zu horchen“, hat nichts erfahren können, wenn er bei dieser Mitteilung auch in wohlwollend spöttischer Weise die Mundwinkel verzieht. Doch das ist so seine Art, man kann daraus keine Schlüsse ziehen, und der energische Offizier beschließt, ein für alle Mal einen Strich durch seine Generalstabshoffnungen zu machen. Wieder vergehen Monate, da tritt ihm, als er abends müde von der mit Eifer betriebenen Jagd nach Hause zurückkehrt, auf den Stufen der Treppe die Gattin mit einem Telegramm in der Hand entgegen.

„Ist der Vater krank“, lautet die erschreckte Frage, denn in der abgelegenen kleinen Stadt ist die Benutzung des elektrischen Drahtes zu den gleichgültigsten Mitteilungen noch nicht gebräuchlich, und der Empfang einer telegraphischen Depesche erweckt fast immer den Gedanken an eine unangenehme Überraschung.

„Nein, gottlob nicht, aber du bist Major im großen Generalstabe geworden“, lautet die Antwort der freudestrahlenden Gattin.

Richtig, da steht es schwarz auf weiß. Ein Freund sendet seine Glückwünsche aus der Hauptstadt und andern Morgens trifft auch die amtliche Nachricht ein. Das ist ein gewaltiger Schritt vorwärts, wohl hundert „Vorderleute“ „übersprungen“. Rasch liefert auch der Schneider die sogleich bestellte neue Uniform, und beim Abschiedsdiner im Kreise des Offizierkorps, welches den beliebten Kameraden mit Wehmut scheiden sieht, zeigt sich der junge Major bereits im Glanze seiner großen Epaulettes, auf deren Silbergefunkel er unwillkürlich fortwährend die Blicke richten muß.



machen den Anfang, nach und nach erscheinen die Divisionskommandeure, endlich, durch den Kanonendonner herbeigerufen, der Oberbefehlshaber. Jeder von ihnen begibt sich dorthin, wo seine Truppen gerade um diese Zeit eintreffen oder kämpfen würden, und der Leitende, welcher die Dispositionen beider Parteien übersieht, teilt bei seinem Ritte von der einen zur andern Seite jedem das mit, was er vom Feinde im Augenblick wirklich sehen könnte. Nach diesen Angaben des Leitenden schließt jeder der Parteiführer — und darin liegt die größte Übung für den einzelnen Offizier — auf die Absichten des Gegners und trifft die entsprechenden Gegenmaßregeln. Die Weisungen an die Truppen ergehen, doch wird die Möglichkeit ihres Eintreffens aus der langgezogenen Marschkolonne genau berechnet, denn wenn jeder einzelne Befehlshaber nach der imaginären Lage der Dinge auch mit voller Machtbefugnis jeden Augenblick in den Gang der Ereignisse einzugreifen berechtigt ist, so tritt doch das Urteil des Leitenden hemmend dazwischen, wenn im Eifer des Gefechts Zeit und Raum, diese wichtigen Faktoren, außer Rechnung gelassen werden. So spielt sich ein Gefecht in allen seinen Phasen vor dem geistigen Auge ab. Vorpostenaufstellung und Biwakplätze beider Heere werden festgestellt, besucht, ihre zweckmäßige Anordnung besprochen, einzelne Stellungen beritten, den Parteiführern mitgeteilt, was sie durch Patrouillen vom Feinde erfahren können, den Ort der Lagerfeuer, eine Veränderung der Vorpostenstellung und dergleichen, und nach einem Marsche von vier, fünf, sechs Meilen begibt man sich in das nächste Quartier.

Rasch wird das einfache Mittagmahl verzehrt und die schriftliche Arbeit beginnt. Jeder Offizier berichtet schwarz auf weiß über das von ihm geleitete Gefecht, über die Märsche und Aufstellungen. Der Leitende stellt aus diesem Material die „Gesamtrelation“ zusammen, welche eine genaue und übersichtliche Darstellung der Tagesereignisse gibt. Zugleich erhalten die Oberbefehlshaber durch den Leitenden eine Summe von Nachrichten, Meldungen und Kundschafterberichten, aus der sie das Wertvolle mit richtigem Blicke herausfinden sollen, um auf Grund desselben den neuen Tagesbefehl zu erlassen. Unter täglichen Gefechten spitzt sich die Situation mehr und mehr zu einer Hauptschlacht zu, welche gemeinlich die Übung zum Abschluß bringt. In einer oder mehreren, im Quartier abgehaltenen, Konferenzen bespricht der Leitende auf Grund seiner Gesamtrelationen eingehend mit sämtlichen Offizieren den Verlauf der Übung. Dadurch erhalten diese das Gesamtbild, jeder Führer erkennt, inwieweit dasjenige, was er that, im Zusammenhange mit dem großen Ganzen stand, und worin er gefehlt hat, und so bildet die sorgsam bearbeitete Relation die beste und wirksamste, weil unmittelbar zur eignen Einsicht redende Kritik.

Man möchte meinen, daß sich militärische Übungen nach Art der geschilderten ebenso gut im behaglichen Studierzimmer auf der Karte abmachen ließen. Doch dem ist nicht so. Zunächst vermag, sagt ein geistreicher Schriftsteller mit Recht, die beste Imaginationsgabe nach der Karte niemals das völlig richtige Bild herzustellen. Landschaftliche Partieen, die in der Zeichnung scharf hervortreten, verschwinden in der Natur, und umgekehrt. Man überblickt draußen nicht wie auf der ausgespannten Karte gleichmäßig das ganze Land, sondern sieht sich durch den

Vordergrund gefesselt, während der Hintergrund in der Ferne verschwimmt und an Bedeutung zurücktritt. Die Karte insofern richtig zu gebrauchen, daß man immer die großen Verhältnisse im Auge behält, sich aber auch wieder dem Eindruck, den das wirkliche Landschaftsbild macht, in der Weise hingibt, wie es die Anordnung der Einzelheiten erfordert, ist eine Kunst, die im Felde höchst wichtig wird und die geübt sein will. Dazu ist hier die beste Gelegenheit. Immer wird man empfinden, daß man sich in etwas getäuscht habe, wenn man zuerst lediglich nach der Karte disponiert hat und dann in das Terrain hinausreitet. An diese Täuschungen muß man sich durch Erfahrung gewöhnen, damit man sie als Faktor richtig in die Berechnung hineinzuziehen vermag.

In älteren Zeiten bestanden die militärischen Übungen im Terrain, ihrem Wesen nach, in Rekognoszierungen. Man suchte Stellungen auf, und Kolonnenwege durch schwierige Terrains, um diese Stellungen zu erreichen. Man durchsprach auch wohl die Lösung einer Aufgabe, den Kampf um einen Punkt, aber nicht zusammenhängende Feldzüge. Und thatsächlich ist es erst der Zusammenhang mehrerer Aufgaben, einer längeren Kriegsepoche, welcher dem Lernenden den sicheren Faden in die Hand gibt. Am zweiten und dritten Tage wird es durch die Verhältnisse klar, welcher Fehler am ersten gemacht wurde. Diese Lehren wirken nachhaltiger als alle Kritik der Vorgesetzten.

Die Generalstabsreisen, wie sie jetzt betrieben werden, ergeben aber noch nach einer andern Richtung hin wichtige und folgenschwere Resultate. Sie zeigen, daß man sich oft dort, wo vorzügliche Positionen liegen, nicht schlagen dürfe, um den Gang der großen Operationen nicht zu unterbrechen, und lehren, daß man sich wiederum manchmal da schlagen müsse, wo das Terrain gar nicht den gewünschten Anhalt gibt. Die Wichtigkeit der Terraingestaltung, man kann sagen, des toten Materials, tritt zurück gegen die geistige Kombination. Der richtige Gedanke wird meist aber auch den Erfolg für sich haben.

Das tagelange Umherstreifen in Wald und Feld, wie es eine solche Übungsreise mit sich bringt, ist als eine Abwechselung in dem täglichen Einerlei des Friedensdienstes ein hoher Genuß, welcher Körper und Geist erfrischt und stärkt, durch die damit verbundenen Anstrengungen die Thatkraft stählt, und den Offizier deshalb auch in dieser Beziehung für seine im Kriege zu erfüllenden Aufgaben vorbereitet.

In richtiger Erkenntnis ihrer Wichtigkeit und Bedeutung haben die Generalstabsreisen eine große Ausdehnung gewonnen. Die Kriegsakademie macht alljährlich einen derartigen größeren Ausflug, ebenso einige andre Institute, und oft vereinigen sich in den größeren Garnisonen zahlreiche Offiziere zu ähnlichen Übungen. Nach höheren Anordnungen unternehmen die Chefs der Generalstäbe bei den Armeekorps mit Offizieren des Generalstabes und der Truppe Generalstabsreisen und vor allem führt der große Generalstab in jährlicher Wiederkehr eine solche aus. Von der Zahl der Teilnehmer und ihrer dienstlichen Stellung machen die Leiter dieser verschiedenen Übungen natürlich die räumliche und zeitliche Ausdehnung wie die Größe der zur Verwendung gelangenden Truppenmenge abhängig. Die letztgenannten Reisen, früher vom Feldmarschall Graf Moltke persönlich,

neuerdings durch den Generalquartiermeister geleitet, bewegen sich unter allen in den größten Verhältnissen, und gewinnen auch deshalb ein doppeltes Interesse, weil in vielen Fällen den dort gestellten Aufgaben Annahmen zu Grunde gelegt werden, welche über kurz oder lang zur kriegerischen Wirklichkeit sich gestalten können.

Unterwegs mit dem Großen Generalstabe.

Der mit dem Ablassen des Morgenschnellzuges immer verbundene Trubel, das Schieben und Drängen zahlreicher Menschen, das Hasten, Rufen und Schreien war einmal wieder vorüber. Die Menge hatte sich verlaufen. Still, fast einsam war es in der weiten, glasgedeckten Halle des Lehrter Bahnhofes. Nur einzelne Beamte, unter ihnen der an der roten Mütze kenntliche Stationsvorsteher, verweilten auf dem Perron. Sie hatten augenscheinlich noch zu thun. Langsam wurde von Menschenhand ein Personenwagen nach dem andern herbeigeschoben. Man rangierte einen neuen Zug, und da ein solcher nicht auf dem aushängenden Fahrplane verzeichnet war, so mußte es ein Extrazug sein.

Zu derselben Stunde, oder etwas früher, war es auf dem abseits gelegenen Geleise lebendig geworden, wo das Verladen vierfüßiger Reisenden vor sich zu gehen pflegt. Aus allen Quartieren der Reichshauptstadt nahten sich Soldaten in den verschiedensten Uniformen, die mit Decken und Kniekappen gegen Kälte und Nässe, wie gegen die Fährlichkeiten des Transports wohlverwahrte Reitpferde am Zügel führten. Auch deren Herren stellten sich ein, sämtlich ältere und jüngere Offiziere des Generalstabes. Die meisten der edlen Tiere klapperten treu und sicher über das vorgelegte Brett in den niedrigen Stall hinein. Sie kannten diese Art und Weise des Reisens schon und zogen sie einem beschwerlichen Marsche vor. Andre aber widersetzten sich den Führern, sei es aus Furcht oder Trotz. Man konnte sie nur durch gute Worte, durch Vorhalten von Zucker, durch die äußerste Geduld dazu bewegen, über die schwanke Holzbrücke zu treten, ja einzelne ganz Ungebärdige mußten mit Gewalt rückwärts in den Wagen hineingeschoben werden. Endlich nach manchem Wehren und Schlagen, nach vielem Zureden, Schelten und Drohen waren sämtliche Pferde glücklich und ohne daß ein Unfall stattgefunden hätte, untergebracht, die Burschen quartierten sich auf dem mitgebrachten Stroh und Heu bei den Lieblingen ein, und die Besitzer konnten der Abfahrtshalle zuschreiten.

Dort ging der Inspektor schon ungeduldig auf und nieder, denn die Zeit verflog und noch immer war der Zug nicht in Ordnung. Der Beamte kannte sie aus langjähriger Erfahrung nur zu gut, diese Versäumnisse, die immer beim Verladen von Luxuspferden vorkommen, und er hatte die Tiere deshalb vorsorglich früh genug bestellt. Aber wo blieb die vielgerühmte militärische Präzision bei diesen „Herren Burschen“, wenn es sich um den Dienst der Eisenbahn handelte. Nur noch sieben Minuten bis zur festgesetzten Zeit! Es war zum Haarausraufen. Doch da! endlich rollt der letzte Pferdewagen heran, und sofort ertönt

das Glockensignal. In den Thüren des Wartezimmers erscheinen die Offiziere, die man vorhin beim Einladen ihrer Pferde bemerkt hatte; sie nehmen in den Wagen Platz; ein abermaliges Läuten, ein schriller Pfiff, und dahin dampft der Zug in den herrlichen Septembermorgen hinein. Die Besorgnis des nervösen Bahnhofinspektors war umsonst gewesen. Er hatte in seinen Gedanken den Soldaten bittres Unrecht gethan. Denn der militärische Kodex verlangt nicht allein, daß der Soldat unter keinen Umständen die befohlene Stunde versäumt, sondern er verbietet auch die Zeit und Kraft kostende Verfrühung. Unter militärischer Pünktlichkeit versteht man eben das rechtzeitige, weder zu späte, noch zu frühe Eintreffen am vorgeschriebenen Orte. Hier aber war die Abfahrt auf die Sekunde genau erfolgt.

Der in Rede stehende Extrazug hatte seine Vorgeschichte. Die diesjährige Übungsreise des Großen Generalstabes, welche der Generalfeldmarschall Graf Moltke wieder in eigner Person leiten wollte — die kleine Erzählung datiert kein Menschenalter zurück, der freundliche Leser mag den Zeitpunkt bald nach den großen Krieg verlegen — sollte von Bremen ihren Ausgang nehmen und dort hatten sich die teilnehmenden Offiziere, der Mehrzahl nach dem Großen Generalstabe angehörig, an einem bestimmten Tage einzufinden. Ein Finanzgenie hatte berechnet, daß wir, denn ich befand mich zu meiner größten Freude auch unter der Zahl der Glücklichen, die den Worten und Anregungen des großen Strategen lauschen durften, nicht allein bequemer und angenehmer, sondern auch billiger mit einem eignen Zuge fahren würden. Natürlich, das war eine herrliche Idee. Ein Extrazug auf gemeinsame Kosten sollte es sein, und auf, — in, — oder mit, welcher Ausdruck ist der treffendste? einem solchen wurde die Reise denn auch angetreten.

Ich habe stets gefunden, daß sich des Offiziers, der zu irgend einem Kommando die Garnison verläßt, ein gewisses Gefühl froher Ungebundenheit bemächtigt. Für einige Zeit losgelöst von der starren eintönigen Form des täglichen Dienstes gewinnt er gleichsam einen Vorgeschmack der weitgreifenden Thätigkeit und der freieren Verhältnisse im Kriege. Einem alten Erfahrungssatze zufolge pflegen außerdem gleichaltrige Männer, mögen sie nun Studenten oder Leutnants heißen, oder als Stabsoffiziere und Familienväter mit den dicken Epauletten ihr vollgemessen Teil häuslicher Sorge zu tragen haben, pflegen solche gleichaltrige Männer, wenn sie in größerer Zahl zu gemeinsamem Thun sich vereinigen, gleich der lebensfrohen Jugend, und vielleicht im Gedanken an die eigne übermütige Knabenzeit, allerlei Reden, Erzählungen und Späßen keineswegs abhold zu sein, die sich für den ernsten Mann in Amt und Würden eigentlich nicht recht schicken wollen, und an die er auch nicht denkt, wo er im Kreise jüngerer und ihm ferne stehender Menschen als Respektsperson auftritt. Was Wunder also, daß auch bei den im allgemeinen so würdigen und ernsten Reisenden, die sich nach Geschmack und Laune auf die einzelnen Koupees verteilt hatten, im Laufe der Stunden eine lustige und übermütige Stimmung Platz griff. Der Anstifter, ein wahrer Hecht im Karpfenteiche, war der seiner stets guten Laune, seines prächtigen Humors, seiner zahllosen Schnurren und Faxen wegen allgemein beliebte Major von Romolski.

Inmitten seiner näheren Bekannten sich behaglich streckend, hatte Aujust, so wurde er im vertrauten Kreise meistens genannt, ausfindig gemacht, daß einzelne andre Kameraden mit dem Oberst Kramm, dem Vertreter des selbst nicht im Zuge befindlichen Feldmarschalls, in ein Koupee erster Klasse gestiegen seien. Das war verdammenswertes Strebertum, das war ja die ausgesprochenste „Schusterei“. Die Missethäter mußten der Allgemeinheit als bösartige Schuster denunziert werden, zu denen die Schneider, denen an Bevorzugung, an Ehrentiteln und Würden nichts gelegen war, sich unbedingt in einen gewissen Gegensatz zu stellen hätten. Angenommen. Auf den wenigen Anhaltepunkten, wo wir den Wagen auf kurze Zeit verlassen konnten, in Stendal und Ülzen, wurde eifrig für diesen ergötzlichen Gedanken gewirkt, und wie man früher durch das „Hie Welf, hie Waiblinger!“ im wogenden Kampfe die Genossen an seine Seite rief, so spaltete während der Dauer der Übungsreise der Ruf „Hie Schuster, hie Schneider“ die Teilnehmer mit harmlosem Scherze in zwei Parteien.



Die Stunden vergingen. Wir befanden uns mitten in der Lüneburger Heide, die gerade zu dieser Jahreszeit mit der rötlichbraunen Färbung der in voller Blüte stehenden, wogenden Erikastauden den Niedersachsen besonders anheimelt, als der Zug langsamer und langsamer wurde und dann plötzlich stille stand.

„Das Untier hat den Pust verloren“, jubelte August; und er hatte recht. Ich weiß nicht mehr, ob Kohlen- oder Wassermangel der Grund war, das kommt ja auch auf dasselbe hinaus. Die Thatsache bleibt bestehen, der Große Generalstab, die verkörperte Intelligenz der Armee, war in der unwirtlichen Heide stecken geblieben. Wir kletterten den sandigen Abhang des Einschnittes heran, um uns zu orientieren. Nirgends ein Baum, oder Strauch, ein Mensch oder ein Haus zu sehen. Soweit das Auge blicken konnte, nichts als Heide und Himmel. Selbst Bahnwärter schien es in diesem Lande nicht zu geben. Das war ein Fragen und Erzählen, ein Kopfschütteln und Frohlocken. Wir hatten reichlich Zeit, uns dem Genusse der Komik unsrer Lage voll hinzugeben. Diese gab natürlich, — beinahe hätte ich gesagt leider, — zu keinerlei Besorgnis Anlaß. Mitten im Frieden und im eignen Lande konnte kein Feind uns plötzlich überfallen; der heitere, klare Herbsttag ließ den Gedanken an ein Ungewitter gar nicht aufkommen,

gegen das die Wagen außerdem den denkbar angenehmsten Schutz gewährt hätten; ein Zusammenstoß war ebensowenig auf der wenig frequenten Linie trotz des einfachen Geleises zu befürchten; und auch der Hunger hätte den wohlgesättigten Magen vor der Hand nicht viel anhaben können. Das Lächerliche der Situation bestand aber doch darin, daß wir gegebenen Falls allen Fährlichkeiten wehrlos gegenüber gestanden hätten, denn zur Verteidigung von Leib und Leben waren wir auf unsre friedlichen Seitengewehre beschränkt, und selbst die Pferde hätten wir nur unter großen Schwierigkeiten und Anstrengungen aus den Wagen befreien können, um auf ihnen landeinwärts den Marsch fortzusetzen.

Endlich, nachdem die erste Freude über das unerwartete Abenteuer bereits der typischen Ungeduld des modernen Reisenden Platz zu machen begann, nahte die Erlösung in Form einer aus dem unfern gelegenen Soltau herbeigerufenen Lokomotive.

„Immer nobel“, meinte August, „nun haben wir doch zwei Pferde, das einspännige Fahren wollte mir so wie so nicht gefallen“, und weiter ging es. Aber durch den unfreiwilligen Aufenthalt waren wir in das Getriebe der regelmäßigen Züge geraten, mußten warten und warten, bis diese an uns vorbeisausten, und kamen mit mehrstündiger Verspätung in der alten Hansestadt an.

Der Feldmarschall war, wie das bei dem patriotischen Sinne der Bremer — man darf beileibe nicht sagen Bremenser, denn unter diesem Ausdrucke versteht man die Bewohner des platten Landes im sogenannten Herzogtum Bremen — nicht anders erwartet werden konnte, der Held des Tages. Er hat dort damals zahlreiche Ovationen genossen. Am meisten überrascht aber wird er wohl gewesen sein durch ein zartes, duftendes Billet, in dem zwei junge Havaneserinnen aus dem Pensionat heraus ihrer Bewunderung für den berühmten Feldherrn Ausdruck gaben. Übrigens sollen, einem unverbürgten On-dit zufolge, die heißblütigen Kreolinnen, die sich den siegreichen Kriegsführer als einen modernen Cid campeador vorgestellt haben mögen, beim Anblick des immer noch schlanken und festen, aber doch nicht mehr von der ganzen Fülle jugendlicher Kraft und Elastizität getragenen Gestalt, und des feinen, durchgeistigten, aber runzelvollen Antlitzes des Grafen Moltke mehr oder weniger enttäuscht gewesen sein. Sie haben es nicht glauben wollen, daß der ernste Mann mit dem einfachen, ruhigen Auftreten die „jolis petits Français“, diese Welteroberer, habe schlagen können.

In Bremen begann der Ernst der Sache. Ich war der Westarmee zugeteilt und zur befohlenen Stunde fanden sich sämtliche Heerführer derselben beim Feldmarschall ein. Ich möchte hierbei einschalten, daß bei Manövern, Generalstabsreisen oder beim Kriegsspiel die Parteien nie als deutsche, französische, russische oder österreichische Truppenabteilungen benannt, sondern durch solche Bezeichnungen, wie Westkorps, Nordarmee und dergleichen unterschieden werden. Ob dies bestimmte Vorschrift ist, oder auf der in der preußischen Armee so mächtigen Tradition beruht, vermag ich nicht zu sagen. Ausnahmen kommen in dieser Beziehung nicht vor, können also die Regel auch nicht bestätigen.

Das Quartier des Feldmarschalls befand sich in dem Palaste eines reichen Handelsherrn. Ein großer Saal war durch Aufstellung einer langen, grün verhangenen Tafel zum Konferenzzimmer umgeschaffen, und an dieser nahmen wir nun mit erwartungsvollen Mienen Platz. Auffällig war die Anwesenheit eines höheren Marineoffiziers, doch wurde sie bald erklärt durch die der Westarmee zufallenden Aufgaben. Es handelte sich um den Versuch einer Landung an der deutschen Nordseeküste mit bedeutender Truppenmacht und Kapitän Donner weihte die Landratten in manche uns fern liegende und bislang gänzlich unbekannte Dinge ein, deren genaue Kenntnis für den vorliegenden Zweck zur Notwendigkeit wurde. Durch ihn erfuhren wir die Raumverhältnisse der einzelnen Kriegsdampfer und der Transportschiffe, ihren Tiefgang, die technischen Schwierigkeiten beim Ein- und Ausladen der Truppen, wurden aufmerksam auf den Einfluß von Ebbe und Flut und gewannen überhaupt ein Bild von der uns zunächst obliegenden Arbeit.

Ein Lakai in großer Livree meldete, daß das Frühstück serviert sei. Zu unserm Bedauern erwies der Feldmarschall sich diesem Zeichen von guter Lebensart des modernen Krösus nicht zugänglich. Er lehnte für uns alle ab, und that wohl daran, denn die Unterhaltung mit den Damen des Hauses wäre uns unter den gegebenen Verhältnissen wahrscheinlich ebensowenig zuträglich gewesen, wie die mit „Dry madeira“ und „Old port“ — sechs Jahre im Faß und zehn auf Flaschen — hinuntergespülten Delikatessen. Denn es galt sofort den Ausschiffungsbefehl zu entwerfen, welchen der Oberbefehlshaber der Westarmee in wenigen Stunden zu erhalten wünschte. Leicht ist mir diese Arbeit nicht geworden. Unter Zuhilfenahme der Karte waren die örtlichen Verhältnisse bald klargelegt, die nach Ebbe und Flut wechselnde Wassertiefe gebührend in Rechnung gezogen, und auch der Ausschiffungsplan für meine Division im Kopfe fertig. Die Schiffe legen sich dabei „in Kiellinie“, hinter einander parallel dem Ufer, so dicht an dasselbe, wie ihr Tiefgang erlaubt. Wenn aber die Mannschaften aus einem Eisenbahnzuge fast sämtlich zugleich herauszutreten und zum Gefecht zusammenzuschließen im stande sind, so können immer nur eine bestimmte Anzahl Boote an jedem Schiffe anlegen und diese fassen wieder nur eine begrenzte Zahl von Soldaten. Die Ausschiffung beginnt von allen Schiffen gleichzeitig, bringt daher, da aus leicht erklärlichen militärischen Gründen auf jedem Fahrzeuge geschlossene Truppenteile untergebracht sind, zunächst kleine Bruchteile der verschiedensten Regimenter an das Land. Das hat in Friedenszeiten nichts zu sagen. Wo aber im feindlichen Lande die Möglichkeit vorliegt, mit den ersten Mannschaften, die den Fuß ans Ufer setzen, ohne weiteres einen feindlichen Angriff abschlagen zu müssen, wo jedenfalls nahegelegene Örtlichkeiten ohne Zeitverlust zu besetzen und zur Verteidigung einzurichten sind, da tritt die dringende Notwendigkeit an den kommandierenden Offizier heran, diese Bruchteile aller einzelnen Regimenter und Bataillone unter den Befehlen bestimmter Persönlichkeiten zum sofortigen kriegerischen Gebrauch zusammenzuschweißen. Einer weiteren Überlegung muß es dann vorbehalten bleiben, nach der Gunst der Umstände früher oder später den ursprünglichen taktischen Verband der Truppen wieder herzustellen.

Wohl übersah ich diese und manche andre noch dabei in Betracht kommenden Umstände zur Genüge, aber die Gedanken wollten und wollten sich nicht in die bündige Form eines klaren erschöpfenden Divisionsbefehls zwingen lassen. Die Sache ist nämlich gar nicht so leicht, wie sie auf den ersten Blick scheint, und der in den Büchern wiedergegebene Befehl, der sich so einfach und selbstverständlich liest, hat den klarsten Köpfen oft Überlegung und Nachdenken genug gekostet. Ein angefangener Bogen des feinsten Formatpapiers nach dem andern wurde mißmutig in den Papierkorb befördert, bis ich in sauberer Reinschrift endlich das Aktenstück fertig gestellt hatte, durch welches das Verhalten der „unterhabenden" Division geregelt werden sollte. Später mußte ich leider erfahren, daß ich damit trotz aller Mühe nicht den Vogel abgeschossen hatte. Der gebietende Oberbefehlshaber hatte ein unerfreuliches „Nicht einverstanden" an den Rand gesetzt. Über das, was er selbst etwa befohlen hätte, bin ich allerdings zu meinem Bedauern im Dunkel geblieben, und so muß er mir schon erlauben, daß ich trotz dieser absprechenden Kritik meine eignen Maßnahmen immer noch für richtig und ausreichend halte.

Mittlerweile war es Zeit geworden, für das Fest im vielbesungenen Bremer Ratskeller, welches ein hoher Senat und die wohlansehnliche Bürgerschaft der freien und Hansestadt dem gefeierten Feldherrn und seinen Offizieren angeboten hatte. Wir waren sämtlich zu praktische, nüchterne Menschen und keiner hatte genug vom Dichter in sich, um seinerseits Hauffsche Phantasien zu träumen. Das war aber auch gar nicht nötig, da die Wirklichkeit des Schönen und Guten genug brachte. Altmodisch gekleidete Diener, in rotem Frack, Schnallschuhen und weißen Kniestrümpfen, mit dem kleinen, wagerecht zurückstehenden Galanteriedegen an der Seite, geleiteten den Ankommenden in die Räume, wo die Gastgeber zum Empfange versammelt waren. Ein erster gemeinschaftlicher Besuch galt der „Rose". Da lag das mächtige, äußerlich reich verzierte Faß im verschwiegenen Nebengelaß. Angesehene, reiche, berühmte Männer in großer Zahl sind seit vielen, vielen Jahren an ihm vorübergeschritten, heute nahte der Berühmtester einer, um zu kosten von dem altberühmten Tranke.

Ein Fingerhut voll des gelbbraunen Weines wurde in zierlich kleinen Gläsern auch uns kredenzt. „Pfui Teufel, das Zeug schmeckt ja wie saure Tinte," prustete Aujust, glücklicherweise leise genug, um nicht allgemeines Entsetzen hervorzurufen, denn ein Trunk aus der wirklichen, wahrhaftigen Rose gilt als große Auszeichnung. Indes, im Vertrauen gesagt, er hatte recht. Der herrliche Duft des kostbaren Getränkes erfüllte das niedrige Kellergemach, aber der Stoff beim folgenden Bankette, zu dem die liebenswürdigen Wirte die heimlichsten Winkel hatten öffnen lassen, mundete doch besser. Der im altdeutschen Römerglase gebotene Steinberger hat zu einem Gerichte rosenroter frischer Granaten meinen besondern Beifall gefunden.

Lange war unsres Bleibens nicht im freundlichen Bremen. Eines Morgens marschierten die Pferde landeinwärts einem kleinen hannoverschen Städtchen zu und uns brachte ein entsetzlicher Bummelzug, der in jener abgelegenen Gegend wohl als das non plus ultra von Schnelligkeit gelten mochte, über Oldenburg nach Wilhelmshaven. Die menschliche Kraft und Ausdauer, welche hier einen

gewaltigen Kriegshafen den Elementen geradezu abgetrotzt hat, erweckte unsre staunende Bewunderung beim Schauen der verschiedenen Werke und Bauten, aber keiner wird sich eines Schauders haben erwehren können bei der Vorstellung, auf diesem öden, toten Fleck Erde leben zu sollen. Uns ging es dort indes gut genug. Abends versammelten wir uns zum späten Diner in der nach englischem und hannoverschem Muster „Meß“ genannten Speiseanstalt der Marineoffiziere.

Das gab eine vergnügte, bis spät in die Nacht ausgedehnte Sitzung, denn der „befahrene“ Seemann, welcher von den Schönheiten Kalkuttas, den Lächerlichkeiten der Schwarzen in Liberia, und den Tafelfreuden von Rio de Janeiro als etwas Alltäglichem, Selbstverständlichem erzählt, übt eine große Anziehungskraft auf die leichtgläubige Landratte aus, die mit aufgesperrtem Mund und Ohren treuherzig den fabelhaften Erzählungen lauscht. Aber — wie man zu sagen pflegt — das dicke Ende kam nach. Wahrscheinlich verfügen die Seebären auch über solidere Magen, als der unglückliche Landbewohner, welcher das große Wasser noch nicht gekreuzt hat. Genug, andern Morgens an Bord hauste der Kater in vielfältigster Gestalt.

Für die dienstlichen Zwecke der Generalstabsreise war dem Feldmarschall ein Kriegsschiff zur Verfügung gestellt und auf diesem ging es nun hinaus in die im wahren Sinne des Wortes brausende und tosende See. Wir erklärten einstimmig das, was der Schiffsführer verächtlich im plattdeutschen Idiom der Küste eine „stiefe Bries“ nannte, für einen gehörigen Sturm. Haushoch rollten die Wogen dem schlanken Fahrzeuge entgegen, und jede einzelne schien die Nußschale unter sich begraben zu wollen. Aber kühn durchschnitt das von Menschenhand fest und kunstvoll gefügte Schiff die dräuenden Wogen, tanzte jetzt zierlich und leicht auf dem schäumenden Kamm eines Wasserberges, um im nächsten Augenblick hinabzutauchen in den schwarzen Abgrund, aus dem die folgende Welle es wieder emporhob. Ungewohnt wohl und neu war dem Laien dieser Kampf mit dem Element, aber bald gewann er bei der prompten Arbeit der flinken Blaujacken, bei dem ruhigen Aussehen des Offiziers da oben auf der Kommandobrücke das Gefühl voller Gefahrlosigkeit, und konnte sich ganz dem ungestörten Genusse des überwältigenden Naturschauspieles hingeben.

Der Feldmarschall hatte sich hinter der Maschine der Länge nach auf dem Verdecke ausgestreckt und schaute zum Himmel empor. Er wurde von der Seekrankheit nicht ergriffen, die rechts und links von ihm ihre Opfer forderte. Oberst Scharrenberg war bekannt als starker Raucher; er pflegte von morgens früh bis abends spät immer einen „Toback“, wie er selbst es nannte, am andern anzustecken und hatte deshalb den Anlaß zu dem Witzworte gegeben, daß er „Kette rauche“. Heute lehnte er blaß und übernächtig an der Bordplanke, und als der Feldmarschall ihm lächelnd eine Zigarre aus der eignen Dose bot, bestand die ganze Antwort in einem hastigen Umdrehen nach der See zu. Wie ihm ging es vielen, und sie alle waren wahrscheinlich froh, daß sie dem bösen Wetter die Sünden des vorigen Abends in die Schuhe schieben konnten. Wenn man die Dreißig hinter sich hat, hält man sehr berechtigter Weise den Kater nicht mehr mit seiner Würde vereinbar, und sucht vorkommenden Falls die unangenehme Sache hinter

einem andern, hübscheren Namen zu vertuschen. Ich habe seit meinem fünfundzwanzigsten Jahre keinen Kater mehr gehabt, sondern leide seitdem, glücklicherweise nur selten, an der Migräne.

Gegen Mittag ließ der Wind nach; eine klare Herbstsonne brach durch den Wolkenhimmel und auch die Nachwehen des gestrigen Abends, oder die tückische Seekrankheit, wie man das eben nehmen will, waren mit Hilfe eines tüchtigen Frühstücks glücklich überwunden. Als wir in die Wesermündung einliefen, um die verschiedenen Sperreinrichtungen und Verteidigungsmaßregeln kennen zu lernen, trieb der Übermut bereits wieder seine Blüten.

Aujust schlief den Schlaf des Gerechten in der Kapitänskajütte. Das gab erwünschte Gelegenheit, dem Allerweltsracker auch einmal einen Schabernack anzuthun. Der Frühstückstisch in der Mitte wies eine erkleckliche Zahl leerer Bierflaschen auf. Diese wurden mit langen Bindfäden versehen, und dann sorgsam und leise, um den Schläfer ja nicht zu erwecken, an den Knöpfen des Uniformrockes befestigt. Nun holte einer das Nebelhorn herein, dessen man sich bei Nacht und Nebel zu Signalen auf dem Meere bedient, und entlockte demselben dicht vor den Ohren des unglücklichen Opfers seine durchdringenden, schrillen Töne. Mit einem Ruck sprang Aujust empor. Verwundert, entsetzt schaute er umher, und sein Erstaunen wuchs, als bei jeder seiner hastigen, fast wilden Bewegungen die leeren Flaschen um ihn herumflogen, um an Stühlen und Tischen zu zerschellen. Endlich kam ihm das Bewußtsein seiner Lage; er blickte in die lachenden Augen der Attentäter und war ein viel zu großer Liebhaber von Späßen aller Art, um etwas andres zu thun, als herzlich mit einzustimmen in die allgemeine Heiterkeit.

Mittlerweile hatten die beiden kommandierenden Generale der feindlichen Armeen Zeit gefunden, ihre Pläne zu entwerfen und in Geestemünde, wo wir an Land stiegen, kam dann die rechte Arbeit. Von dort fuhren wir nach Bederkesa, wo die edlen Rosse uns ungeduldig erwarteten. Hier hielt der Feldmarschall die erste Konferenz ab. Das Ergebnis derselben war, daß die Westarmee vergebliche Versuche gemacht hatte, an den Mündungen von Ems und Weser zu landen. Zwar waren auch die Seezeichen der Elbmündung rechtzeitig entfernt, doch wollten Helgoländer Lotsen den Versuch wagen, die Transportflotte in diesen Strom hineinzubringen. Zu Pferde erreichten wir einige Tage später die freundliche, kleine Stadt Bremervörde, die zum Einzuge des Feldmarschalls sich mit Fahnen und Guirlanden feierlich geschmückt hatte, und schlugen hier vorderhand unser Hauptquartier auf. Der Westarmee war es in der That gelungen, einige Truppen bei Cuxhaven ans Land zu setzen, und dann dicht bei der Mündung der Oste in die Elbe ihre Hauptmacht auszuschiffen. Sie hatte in zwei getrennten Abteilungen den Vormarsch gegen Bremen und Hamburg angetreten, um diese reichen Städte zu brandschatzen. Die Operationen wurden einigermaßen gehemmt durch den Umstand, daß Reiterei und Artillerie der Westarmee ohne Pferde eingeschifft waren, und nun das nötige vierbeinige Material nur schwer herbeigeschafft werden konnte, da die Landbewohner ihr gesamtes Vieh vor der drohenden Invasion landeinwärts getrieben hatten. Immerhin rückten die westlichen Feinde, wenn auch langsam, vorwärts. Die Ostarmee war über-

rascht, die Provinz von Truppen gänzlich entblößt, und der Küstenschutz zunächst nur wenigen bewaffneten Küstenwächtern anvertraut. Der energische Generalgouverneur traf sofort die nötigen Maßregeln. Ersatztruppen wurden an bedrohte Punkte dirigiert, Kavallerieposten die Küste entlang aufgestellt, und vom Kriegsministerium in Berlin Verstärkungen erbeten und zugesagt. Mißverstandene Befehle aber, Eisenbahnunfälle und widrige Zufälligkeiten aller Art verzögerten die Ankunft der Truppen. Immerhin konnte Hamburg noch zeitig genug in solcher Stärke besetzt werden, um einen feindlichen Angriff aussichtslos zu machen, und die gesamte Streitmacht der Westarmee richtete deshalb ihren Marsch auf Bremen. Endlich hatte der kommandierende General des Ostens so viel Truppen zusammengerafft, um dem Gegner auch auf diesem Wege standhalten zu können.

Die an der Spitze marschierende Division der Westarmee, welche von mir befehligt war, stieß nördlich von Bremervörde auf feindliche Vorposten, und die Schlacht begann.

Der Feldmarschall ritt mit uns hinaus und ich durfte in rascherem Trabe vorweg eilen, um an Ort und Stelle die Anordnungen für den Angriff zu überlegen. Der Feind hatte die Lisiere eines Dorfes besetzt und seine Batterieen krönten den dahinter liegenden Maulwurfshaufen, der in der gänzlich flachen Geest als gewaltiger Berg sich vom Horizonte abzeichnete. Der Feldmarschall schien mit den von mir getroffenen Dispositionen zufrieden. Meine Geschütze vertrieben bald den Feind aus dem vorliegenden Dorfe, schossen dasselbe aber dabei in Brand. Das war deshalb nicht angenehm, weil die Dorfstraße den einzigen Punkt bildete, auf dem die sumpfige Niederung mit Truppen zu überschreiten war. Aber was half's. Die Infanterie durchschritt das brennende Dorf und formierte sich jenseits zum Angriff.



Im Galopp verfügte sich der Feldmarschall, früher ein vorzüglicher und passionierter Reiter, auf die Spitze des vorhin erwähnten Hügels, unterwegs nur einmal zu kurzer Umschau sein Pferd zügelnd. Wir hinterdrein. Oben trennte sich die Ostarmee von der des Westens. Mein bester Freund und jetziger erbitterter Gegner, — wir entwarfen die feindlichen Dispositionen im gleichen Quartier, — trug seine Verteidigungsmaßregeln vor und dann kam ich wieder an die Reihe. Glücklich hatte meine gesamte In-

fanterie das häßliche Defilee hinter sich gebracht und gewann Schritt vor Schritt Boden.

Der Feldmarschall nickte zu der Art, wie ich disponierte. „Aber," meinte er plötzlich, „wo bleibt denn Ihre Artillerie?"

„In der ersten Aufstellung, Exzellenz. Sie kann von dort über die vorgehende Infanterie hinwegfeuern. Ich fürchte auch, sie durch das brennende Dorf vorzunehmen, und finde diesseits an der Lehne keine Aufstellung."

„O doch! Ich hielt vorhin mein Pferd an, um Sie aufmerksam zu machen. Dort rechts vom Wege würde die Batterie vortrefflich wirken können. Jetzt ist sie zu weit ab, um den Angriff gehörig zu unterstützen. Die Gefahr, im brennenden Dorfe ein paar Pulverwagen durch Auffliegen zu verlieren, muß man in solchem Falle laufen."

Es war klar, der Feldmarschall hatte recht. Nun sah ich es so gut ein, wie irgend jemand. Es war wieder die alte Geschichte vom Rathause, und ich mußte es mir gefallen lassen, daß meine brave und so gut geführte Infanterie abgeschlagen wurde, weil ihr die Unterstützung des schweren Geschützes mangelte.

Wohl nahm ich mir vor, mich das nächste Mal durch einen besonders glänzenden Angriff „herauszureißen", aber dazu sollte es vorderhand nicht kommen. Der Ostarmee strömten jetzt von allen Seiten so viel Verstärkungen zu, daß wir Westlichen keine Zeit verlieren durften, um wieder auf die Schiffe zu kommen. Doch gelang es mir wenigstens, durch einen geschickten Rückzug und ein hartnäckiges Arrieregardengefecht meine Armee vor dem gänzlichen Untergange zu bewahren. Wir leisteten einen heroischen Widerstand und es gelang den barbarischen Männern des Ostens nicht, uns auf gänzlich unzivilisierte Weise einfach ins Wasser zu treiben.

Wenn aber meine strategischen Leistungen allerdings sehr unbefriedigend ausgefallen waren, so schienen doch wenigstens meine gesellschaftlichen Talente zur Geltung kommen zu sollen. Mit allgemeinem Beifall wurde der Gedanke aufgenommen, gewissermaßen zum Dank für die freundliche Aufnahme, welche uns in Bremervörde geworden, der dortigen Gesellschaft einen Ball zu geben, und mir im Verein mit einem jüngeren Kameraden die Ausführung übertragen. Das Unternehmen war ganz im Sinne unsers Chefs, welcher überhaupt keineswegs der große Schweiger ist, als welchen man ihn gewöhnlich hinstellt. Der Feldmarschall liebte vielmehr augenscheinlich die Geselligkeit, aß stets in unsrer Mitte, gab sich jedem Einzelnen gegenüber einfach heiter und natürlich, und war nie aufgeräumter, als wenn abends, nach gethaner Arbeit, während er in einer Ecke der Stube sein Whist mit Touren zu ganz niedrigem Einsatze spielte, von den vollzählig versammelten Offizieren nach den Tönen eines verstimmten Klaviers gesungen, getanzt, oder sonst irgend ein harmloser Scherz getrieben wurde. Zu bunt und zu lärmend konnte es ihm kaum werden. Die Inszenierung des Balles hatte mit einigen Schwierigkeiten zu kämpfen. Doch traf Proviant und Musik rechtzeitig aus Stade ein, mit Hilfe des entgegenkommenden Bürgermeisters war die haute volée des Städtchens geladen, erschien auch vollzählig, und es gab ein höchst gelungenes Fest. Wir alten „Majöre" tanzten wie die „Wasserfälle", daß

die silbernen Kandillen unserer großen Epaulettes wie im Winde flogen, und machten den hübschen Frauen und frischen Fräulein ganz tüchtig die Kour. Doch waren wir zu alt und diese zu vernünftig, als daß es zum Herzbrechen gekommen wäre. Im Bremer Ratskeller hatte ich wahrscheinlich zu wenig Steinberger bekommen, jedenfalls erinnerte ich mich später nicht mehr, ob ein Trinkspruch ausgebracht war, aber von unserm Bremervörder Balle weiß ich ganz genau, daß der oberste Verwaltungsbeamte in einem schwungvollen Toaste, dem wir freudig beistimmten, das Wohl des Feldherrn ausbrachte, und daß der so Gefeierte in einigen herzlichen Worten den Ruhm seiner Thaten auf seine Gehilfen, „Ihre heutigen Tänzer, meine Damen“, abwälzte, was uns wieder manch freundlichen Blick, manch liebes Wort eintrug.

In Stade, dem nächsten Quartier, hielt der Feldmarschall die Schlußkonferenz und verließ uns, um nach Berlin zurückzukehren, wo ein hoher Gast, ich glaube der König von Italien erwartet wurde, bei dessen Empfange der General nicht fehlen durfte. Wir dagegen konnten auf der Loreley noch nach Cuxhaven fahren, um dort die Arbeiten zum kriegerischen Schutze der Küsten kennen zu lernen, und dasselbe prächtige Schiff trug uns einen Tag später nach Hamburg, von wo jeder einzelne die Heimreise antrat, um wieder zum täglichen Dienste zurückzukehren, oder noch einige Zeit auf Urlaub der goldenen Freiheit zu genießen.





Das Kriegsspiel.

Beim Kriegsspiel handelt es sich um die Darstellung eines Feldzuges oder eines Gefechts auf der Karte, wobei ein Schiedsgericht die endgültige Entscheidung trifft. Hierbei läßt sich die wirkliche Thätigkeit der oberen Truppenführung recht wohl zur Darstellung bringen, denn diese ist auch im Kriege genötigt, ihre Maßregeln fast immer nach der Karte zu treffen.

Die Truppenübungen, die Manöver, verschaffen dem Offizier die Gewohnheit des kurzen Entschlusses, des Befehlens, der Herrschaft über seine Leute; sie geben in dieser Beziehung ein ziemlich getreues Bild des Krieges. Aber ihre Anordnung im größeren Umfange begegnet zahlreichen Schwierigkeiten, wird durch finanzielle Rücksichten, durch solche auf die Ausbildung der Truppen, durch Jahreszeit und Kulturverhältnisse beschränkt, und der Offizier findet während derselben nur Verwendung in der eignen, oder der nächsthöheren Charge, ohne der Natur der Sache nach räumlich und sachlich über einen beschränkten Gesichtskreis hinaus den inneren Zusammenhang der Dinge zu übersehen. Der Teilnehmer an einer Generalstabsreise wieder gewinnt diesen Überblick von vornherein und hält ihn fest, er handelt und befiehlt auch nach der an Ort und Stelle gewonnenen Anschauung vom Terrain, wird aber leicht verführt, die vielfachen Reibungen zu übersehen oder doch zu gering anzuschlagen, welche aus der Bewegung größerer Truppenmassen notgedrungen entstehen müssen. Beim Kriegsspiel endlich fehlt der direkte, gewissermaßen körperliche Hinweis auf diese Reibungen und Stockungen gleichfalls, und ebensowenig kann der Übende sich lediglich aus der Karte ein Bild des in Betracht kommenden Geländes machen, aber durch das Aufstellen der Truppenzeichen tritt der innere Zusammenhang einer noch so verworrenen kriegerischen Handlung klar und ganz unmittelbar in die Erscheinung.

Keine der drei genannten Übungen und Beschäftigungen ist deshalb, ganz abgesehen von zahlreichen moralischen Faktoren, außergewöhnlichen Leistungen, anormalen Vorgängen 2c., im stande, ein völlig getreues Bild vom Kriege zu geben. Jede hat ihre Vorzüge, ihre Schwächen. In ihrer Gesamtheit aber bilden sie neben dem Studium der Kriegsgeschichte ein wertvolles, ja das beste bekannte Material, um den Offizier zur höheren Truppenführung vorzubilden.

Aus dem Gesagten ergibt sich schon von selbst, daß die Bezeichnung Spiel einen Widerspruch in sich schließt, denn es handelt sich bei der Beschäftigung mit dem Kriegsspiel um sehr ernste Dinge. Doch soll hier in eine Kontroverse über die richtige oder falsche Benennung der sonst so trefflichen Übung um so weniger getreten werden, als diese geschichtlichen Ursprungs ist.

Es ist im allgemeinen wenig bekannt, daß schon das vorige Jahrhundert im Kriegsschachspiel die ersten Anfänge des jetzigen Kriegsspiels besaß. Das Magazinverpflegungssystem der damaligen Kriegführung mit seinen Backöfen, dem Mehl- und Brotfuhrwesen gestattete immer nur eine bestimmte Anzahl von Märschen nach derselben Richtung. Dann wurde Halt gemacht, neue Magazine, neue Öfen errichtet und die Vorwärtsbewegung von der so gewonnenen neuen Basis aus konnte fortgesetzt werden. Das Kriegsschachspiel verfolgte nun den Zweck, dem Anfänger die Regeln einzuprägen, welche bei dieser „zugweisen" Kriegführung festzuhalten waren. In der Theorie mochte eine solche Methode, auf die wir jetzt als auf einen glücklich überwundenen Standpunkt zurückblicken können, sich ganz schön ausnehmen, in der Praxis ist sie von großen Feldherren, namentlich von Friedrich dem Großen häufig und mit Erfolg durchbrochen worden.

In der nachfridericianischen Zeit trat der angesehene Militärschriftsteller G. Venturini mit seinem „Neuen Kriegsspiele" an die Öffentlichkeit, welches 1795 zuerst als besonderes Heft, und später 1804 verbessert und erweitert in der militärischen Zeitschrift Bellona abermals erschien. Vier Jahre hat der Verfasser nach seinen eignen Angaben über der Zusammenstellung gearbeitet, „überzeugt, daß nur durch ein solches Mittel die sonst so sehr verwickelten und schwer aneinander zu reihenden Ideen eines Anfängers der Feldherrnwissenschaft möglichst und leicht über den Gang, den Zusammenhang, die Entstehung und Wirkung der großen Operationen aufzuhellen sind."

Venturini, sagt der in hohem Grade interessante Bericht des unter dem Pseudonym W. v. Dünheim der deutschen Leserwelt wohlbekannten, hochbegabten Schriftstellers, konnte sich von der Idee des Kriegsschachspieles noch nicht völlig frei machen. Er nahm indessen als Grundlage den Plan der Gegend an der heutigen belgisch-französischen Grenze. Die Orte Courtray und Cambray bezeichnen die weiteste nördliche und südliche, Mons und Lille die östliche und westliche Erstreckung. Dies Gebiet ist nach der Art eines Schachbrettes in 3600 quadratische Felder eingeteilt, von denen ein jedes mit dem Zeichen seiner charakteristischen Terrainform ausgefüllt ist. Schon hierdurch entsteht eine vollständige Verzerrung des Geländes, denn es gibt nur quadratische Seen, Berge, Wälder, Sümpfe und selbst die Flüsse werden gezwungen, längs den Quadratseiten in Winkeln hinzulaufen. Die feinsten Unterscheidungen trennen die verschiedenen Formen des Geländes. Ebenso sind eine Festung, Stadt, ein Flecken, Fort, ein Dorf in der Ebene, ein Dorf auf fünfzig, ein Dorf auf hundert Fuß hohem Berge genau bezeichnet, die Berge auch sonst nach ihrer Höhe jedesmal anders dargestellt. Sechzig gedruckte Seiten voll Regeln dienen zu einem zweifelhaften Führer durch das Labyrinth von Venturinis Strategie.

Die Quadratseite auf dem Plane, einen Zoll groß, bedeutet stets 2000 Schritte der Wirklichkeit. Die Armeen, die sich bekämpfen sollen, sind in Brigaden eingeteilt. Zwei Drittel davon ist Infanterie, ein Drittel Kavallerie. Jeder Spieler erhält halb so viel Brigaden, als die Grenze des Landes, von der er ausgeht, Felder schneidet, halb so viel Feldbatterieen als Infanterie-, reitende als Kavalleriebrigaden, ein Dritteil so viel Belagerungsbatterieen als Infanteriebrigaden, und so viel Wagenbrigaden als Feld- und reitende Batterieen zusammengenommen.

Die Brigaden, durch verschiedenartige Figuren bezeichnet, lassen sich noch zerlegen, nur das Proviantwesen nicht. Dieses besteht aus einer Bäckerei, welche für die Armee auf einen Tag Brot bäckt, und aus 400 Wagen zum Nachfahren des Brotes. Auch kleine Ponton- und Laufbrücken, Faschinenlinien, Magazin-, Rations- und Portionszeichen erhält jeder Mitspieler, so daß die gesamte Ausrüstung der Armee im kleinen getreulich nachgeahmt wird.

Farbige Bleikörper stellen Truppen und Fuhrwesen dar, mit Zahlen, welche die Bedeutung erklären und einem einen Zoll langen Stäbchen zur Handhabung sowie zum Aufstecken der zum Unterhalt nötigen Portionszeichen.

Die beiden Spieler stellen zuvörderst eine Scheidewand zwischen sich auf den großen Plan und entwickeln ihre Heere, wobei eine Menge pedantisch ersonnener Regeln für die Unterbringung zu beachten ist. Dann fällt die Scheidewand; der Krieg beginnt. Achtundvierzig Züge von jedem Teile machen einen Feldzug aus, der zwölf Monate dauert, ein jeder zu vier Zügen. Die Aufstellung der Treffen, die Richtung der Frontlinie: alles wird streng geregelt. Sehr sorgfältig muß an das Wohl und Wehe der Truppen gedacht werden. „Wenn eine Figur während des Januar und Februar drei Züge hintereinander im freien Felde zubringt, so ist sie halbtot." Die Magazine sind kleine Kästchen, welche über eine Stadt oder Festung gestellt werden, und die alle notwendigen Gerätschaften und Vorräte enthalten. Dieselben dürfen nur mittels kleiner Wagenzeichen vorwärts geschafft werden, und nur diejenigen Truppen haben zu leben, welche auf solche Art mit dem Magazin in Verbindung stehen. Dieses reicht einen ganzen Feldzug hindurch aus. Für zwei Tage nimmt jedes Truppenzeichen die Lebensmittel mit sich. Die verzehrte Portion und Ration aber wird gewissenhaft fortgelegt und muß neu ersetzt werden. Der Ersatz kann indessen auch durch die Ernte des Landes geschehen, welches zum Kriegstheater dient. Der neue, von dem französischen Revolutionsheere zuerst im großen Stile erprobte Gedanke, den Krieg durch den Krieg zu ernähren, hat in Venturinis Kriegsspiel also schon einige Aufnahme gefunden. Auch dabei aber gilt ein künstliches System. Nur die leeren und trockenen Felder liefern Ertrag, und zwar stehen vom 1. Juli an je achtundvierzig Rationen darauf, die am 1. August geerntet werden dürfen, falls sie nicht inzwischen abfuragiert oder verbrannt sind. Es werden eine Haupt-, einige Provinz- und noch einige unter diesen stehende Amtsstädte bestimmt, welche dem Lieferungs- und Verwaltungsapparat unentbehrlich sind. Die Städte verbrauchen die Vorräte des Feldes, auf dem sie liegen, selbst. Ist eine Provinzstadt in Feindes Hand, so liefern die Amtsstädte, die dazu gehören, nichts. Ist

es die Amtsstadt, so versagen alle zugehörigen Ortschaften. Hat der Feind gewöhnliche Orte besetzt, so wird der Ausfall an Lieferungen nach den Amts- und Provinzstädten herausgerechnet. Ist er gar in die Hauptstadt gedrungen, so gilt das Spiel als verloren. Dringt man aber mit dem nämlichen Zuge auch in die seinige, so sieht man es als „remis“ an. —

Es folgen die Regeln über die Bewegung der Figuren. Zahlen drücken aus, was die einzelnen Truppen zu leisten vermögen. Der einfache Marsch auf der Heerstraße durch ein Feld gilt zwei, in der Diagonale drei, außerhalb der Wege drei bis viereinhalb. Das Standfeld wird mit eins hinzugerechnet und nun kann Infanterie und Feldartillerie bis siebzehn, Kavallerie und reitende Artillerie bis dreiunddreißig, Belagerungsartillerie nur bis neun an ein und demselben Tage marschieren. Ähnlich sind die Marschgrenzen auch für das Fuhrwesen fixiert. Im Winter d. h. vom 1. November bis 1. April werden nur halbe Märsche gemacht. Die Terrainhindernisse sind nur unter bestimmten Bedingungen zu passieren; hingegen ist Venturini generös bezüglich der im Kriege so argen Stockungen, welche durch das Kreuzen zweier Kolonnen entstehen. „Alle Figuren einer Partei können ohne Aufenthalt über- oder vielmehr durcheinander gehen.“ Selbst feindliche Wagen ohne Truppen sperren den Weg nicht, können vielmehr gleich mitgenommen werden.

Höchst eigentümlich ist das Gefecht der Figuren geordnet. Sie schlagen nach Art der Schachfiguren, aber nicht immer, wie diese, mit der gleichen Wirkung. Vielmehr teilt sich dieselbe in drei Abstufungen: Verwunden, Töten, Gefangennehmen. „Das Verwunden ist nichts anderes, als die Tötung der Hälfte der geschlagenen Figur.“ Bei Bestimmung der verschiedenen Arten von Wirkung sind alle nur irgend denkbaren Fälle berücksichtigt. Die Truppenfiguren bilden auf demselben Felde eine Anzahl Treffen hintereinander und dürfen nur treffenweise schlagen. Je nachdem dabei auf der einen Seite die Übermacht oder die Gunst des Terrains ist, wird der Gegner ganz oder halb getötet oder gar gefangen genommen. Die halbtoten Truppen können mit neuem Leben auferstehen. „Setzt man ein verwundetes Korps, auf einer freien Heerstraße hinunter, in dem nächsten Zuge den man thut in die Hauptstadt, so ist dasselbe den nächsten 1. Mai wieder vollständig, wenn es bis dahin die Hauptstadt nicht verläßt.“ Weiter heißt es jedoch: „Läßt sich zu dieser Versetzung der verwundeten Figuren in die Hauptstadt keine freie Heerstraße benutzen, so müssen die Figuren auf ihren Plätzen stehen bleiben, und dann sind sie halbtot.“ Gefangene können unter besonderen Umständen fortgeführt werden und dienen im nächsten Feldzuge verräterischerweise dem Feinde. Eine unsägliche Mühe hat der Erfinder sich gegeben, um die Kraft des Choks der Infanterie und Kavallerie, des Feuers der Infanterie und Artillerie je nach den Umständen zu berechnen. Auch die Zerstörung von leblosen Dingen, Städten, Häusern, Barrikaden, Mauern, Wällen wird ähnlich mit sinnverwirrender Pedanterie normiert. Was die Truppen bei Herstellung von Deckungen und Hindernissen leisten können, steht im voraus fest, z. B. „Will man einen Paß verschanzen, so kann ein Bataillon hier so viel ausrichten, wie eine Brigade im freien Felde.“

Sehr oft wird durch die Regelmanie der Wirklichkeit geradezu ins Gesicht geschlagen. „Nur Kavallerie kann über ein Gewässer hinweg chokieren, wenn das Gewässer nämlich ein Bach ist, wo sie indessen nur verwundet," schreibt Venturini, während die Kavallerie gerade diejenige Waffe ist, welche durch Bäche und Gräben am ehesten aufgehalten wird. Selten begegnen wir gesunden Grundsätzen, wie dem folgenden: „Beim Entwurfe eines Angriffs muß man erst die ganze Masse der sich einander unterstützenden feindlichen Korps und die wirksamste Art der Kombination ihrer Streitkräfte berechnen, und womöglich schnell mit einer entscheidenden Übermacht gegen einen der äußersten Flügel anrücken."

Dem Geiste der damaligen Zeit entsprechend fand das „Neue Kriegsspiel" viele Bewunderer und Venturini ist gewiß in dem Glauben gestorben, etwas Bedeutendes geleistet zu haben. Thatsächlich ist sein Kriegsspiel eine bloße Spielerei, die nur deshalb einigen Wert für uns hat, weil die Entstehung des heutigen Kriegsspieles auf jenes zurückgreift.

Der preußische Kriegs- und Domänenrat von Reißwitz in Breslau nämlich, ein Zeitgenosse Venturinis, hatte sich gleichfalls im Anfange dieses Jahrhunderts mit dem Kriegsspiel beschäftigt und seine Neigung auf den Sohn, Premierleutnant von Reißwitz in der Gardeartillerie, vererbt. Dieser letztere ist der Schöpfer des heutigen Kriegsspiels, und ihm gebührt der Ruhm, die dem Ganzen zu Grunde liegende gesunde Idee für die Armee nutzbar gemacht zu haben. In der Person des damaligen Prinzen Wilhelm, unsres jetzigen Kaisers, fand Leutnant von Reißwitz einem hohen Gönner und eifrigen Förderer, welcher die Aufmerksamkeit König Friedrich Wilhelms III und des Feldmarschalls von Müffling auf den jungen Offizier lenkte. 1824 gab der letztere ein Buch über das Kriegsspiel heraus, und dieses wurde durch allerhöchste Kabinettsordre förmlich in der Armee eingeführt. Die neue Erfindung erregte allgemeines und gerechtes Aufsehen. Viele fremde Gäste wollten Kenntnis von den Regeln des Spiels gewinnen, unter ihnen Marschall Marmont, welcher auf einer Reise nach Petersburg die preußische Hauptstadt berührte, und der damalige Großfürst, spätere Kaiser Nikolaus. Der Letztere kam 1825 sogar nach Berlin und kommandierte in einer Partie, welche auf dem Plane der Gegend zwischen Oder und Elbe gespielt und durch eine Schlacht bei Bautzen entschieden wurde, gegen den Prinzen Wilhelm. Dem Erfinder ist die Berühmtheit, welche er rasch erlangt, nicht zum Glück ausgeschlagen; er verfiel infolge einer vermeintlichen dienstlichen Zurücksetzung in Trübsinn und hat sich 1827 erschossen.

Im Laufe der Zeit hat das Kriegsspiel von Reißwitz' mancherlei Veränderungen erfahren. Seine Anweisungen, deren zahlreiche und verwickelte Regeln den Entschluß und die freie Bewegung in manchen Punkten über Gebühr einengten, sind vielfach erweitert, umgebildet, beseitigt, und Männer, deren Namen einen guten Klang in der militärisch-litterarischen Welt haben, wie von Trotha, von Tschischwitz, Meckel, und namentlich von Verdy haben ihre Feder dem weiteren Ausbau des nützlichen Kriegsspieles dienstbar gemacht.

Im allgemeinen wird beim Kriegsspiel ein kolorierter Plan in dem großen Maßstabe von 1:8000 benutzt. Den einzelnen Spielern dient dabei die General-

stabskarte zur Übersicht und zur Erläuterung. Am meisten in Gebrauch sind Pläne der schlesischen Schlachtfelder, der Schlachten von Königgrätz und bei Metz.

Ein kleineres Spiel, wie es die Offiziere eines Bataillons oder einzelner Eskadrons unter sich ausfechten wollten, würde etwa folgenden Verlauf nehmen.

Eine angemessene Zeit, Stunden oder Tage vor der allgemeinen Zusammenkunft zum Spiel übergibt der „Vertraute“, in der Regel einer der älteren Offiziere, den beiden feindlichen Kommandierenden die Generalidee und den Auftrag. Soweit dies nötig fassen die Letzteren ihre Absichten in einem schriftlichen Befehle zusammen, sonst kommandieren sie „aus dem Sattel.“ Dies Letztere hat aber sein Mißliches und der Kommandierende wird besser nach genauem Studium der Karte und der durch die Idee ihm mitgeteilten Kriegslage in großen Zügen seine Aufgabe schon vor Beginn des Spieles zurechtgelegt haben, so daß nur die durch des Feindes Handlungsweise bedingten einzelnen Maßregeln an Ort und Stelle aus dem Stegreif zu treffen und seinem allgemeinen Plane anzupassen bleiben.

Zum Spiele selbst versammelt sich das ganze Offizierkorps. Jedem Kommandierenden werden soviel andre Offiziere als Truppenführer zugesellt, wie nötig erscheinen, um den einzelnen kriegerischen Körpern ein selbständiges Kommando zu sichern. Die nicht am Spiele beteiligten Kameraden bleiben fortwährend im Zimmer und können mit dem Vertrauten die beiderseitigen Schachzüge ununterbrochen verfolgen, dagegen verweilt zur Zeit wenn die Partei, welche „am Zuge“ ist, dem Vertrauten ihre Absichten mitteilt, der Feind im Nebenzimmer.

Nach der Ordre de bataille, der Nachweisung über Stärke und Zusammensetzung der Truppen, erhält jeder Kommandierende die erforderliche Zahl von Pions, kleinen Bleistückchen, zugeteilt, welche nach den Parteien rot und blau angestrichen, nach den einzelnen Waffengattungen, der Stärke und Formation der Truppen verschieden bezeichnet sind.

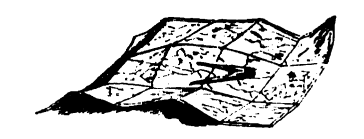
Der blaue Verteidiger bezeichnet mit den Pions auf dem Plan die Stellung seiner Truppen. Diese wird dann mit einem Bogen Papier soweit verdeckt, daß der mit seinen Unterführern den Saal betretende Angreifer nur das sieht, was er auch in Wirklichkeit auf dem Terrain erblicken müßte. Er formiert darauf seine roten Steine zum Vormarsch. Der Blaue trifft Gegenmaßregeln, der Rote rückt weiter vor, bis die Feinde zum Ernstgefecht auf einander stoßen.

Jeder Zug umschließt den Zeitraum von zwei Minuten, und mit genauer Zirkelabmessung werden die marschierenden Truppen unter Zugrundelegung der bekannten Marschgeschwindigkeiten auf dem Plane vorwärts geschoben. Ist ein Unterführer räumlich so weit von seinem Hauptkorps entfernt, daß die direkte Befehlserteilung von Mund zu Mund aufhört, so erhält er den nötig gewordenen schriftlichen Befehl durch Vermittelung des Vertrauten genau nach so viel Minuten, wie der Reiter Zeit gebrauchen würde, um zu ihm zu gelangen. Dazu ist nötig, daß Kommandierende und Unterführer ihren Aufenthaltsort, der sich in den kriegerischen Verhältnissen in den meisten Fällen von selbst ergibt, immer genau angeben. Der Kommandierende erteilt seine mündlichen und schriftlichen Befehle nur in dem Umfange wie dies in Wirklichkeit möglich, und muß es den Unterführern überlassen, ihm durch die Detailausführung in die Hand zu arbeiten.

Das eigentliche Gefecht spielt sich in gleicher Weise zugweise ab. Die Entscheidung über Sieg und Niederlage ist dem Würfel überlassen. Wenn dadurch von vornherein dem trügerischen Kriegsglück, „sa sacrée majesté le hasard“, wie König Friedrich der Große es nennt, ein weiter Spielraum offen gelassen scheint, so sind verschiedene Tabellen bestimmt, die Chancen der einen oder der andern Partei, wie sie durch numerisches Übergewicht oder andre günstige Umstände bedingt werden, in Verbindung mit den Würfeln zum Ausdruck zu bringen.

Der Vertraute überwacht das Spiel, hindert Verstöße gegen allgemeine militärische Grundbegriffe, wenn im allgemeinen den Kommandierenden auch alle Freiheit des Handelns bleibt, und bringt in einer Endbesprechung den Verlauf der gegenseitigen Operationen zur Anschauung.

Das Kriegsspiel nimmt berechtigter Weise unter den Friedensübungen der Offiziere jetzt eine hervorragende Stelle ein. Nicht nur in kleinen abgelegenen Garnisonen wird es mit Eifer betrieben, sondern die höchsten Kreise der Armee nehmen teil daran. Oft versammelt der Chef des Generalstabes in den Provinzhauptstädten Offiziere aller Waffen aus dem Bereiche des Armeekorps zu einem derartigen Spiele, und auch die Offiziere des großen Generalstabes schließen häufig zu einem Kriegsspiele zusammen. Bei derartigen Zusammenkünften werden die Ziele weiter gesteckt. Es handelt sich nicht mehr um kleinere Abteilungen, Kompanieen, höchstens Bataillone, sondern um die Führung ganzer Divisionen, Armeekorps und Armeen. Da werden größere Vorarbeiten nötig, die vom Oberbefehlshaber einer Armee von einer halben Million Soldaten erlassenen Befehle und Direktiven durchlaufen den ganzen Instanzengang bis zu den größeren taktischen Einheiten, den Divisionen, herab, die verwendeten Pläne weisen einen kleineren Maßstab auf, häufig fallen die Pions, fast immer die Würfel fort, und die Entscheidung wird nach sorgsamer Abwägung aller Gründe und Gegengründe vom Vertrauten getroffen, der sich zu diesem Zwecke in den meisten Fällen mit Untervertrauten umgibt. Die Entscheidungen sind diktatorisch, leiden keinen Widerspruch, selbst dann nicht, wenn, wie dies bei einem Kriegsspiel des großen Generalstabes vorgekommen ist, der französische, das heißt der westliche Oberbefehlshaber den östlichen Feinden in der „Kesselschlacht“ bei Falkenberg eine völlige Revanche für Sedan bereitet.





Das Eisenbahnregiment.

Was hat denn das Eisenbahnregiment, was haben die Männer mit Spitzhacke und Spaten mit dem großen Generalstabe zu thun? frägt mancher verwunderte Leser. Und in der That kann es auf den ersten Blick scheinen, als wenn die preußische Kriegsleitung, indem sie die neugebildete Eisenbahntruppe in allen technisch-dienstlichen Verhältnissen dem Chef des Generalstabes unterstellte, von der systematischen und peinlich genauen Gliederung abgegangen wäre, welche im Rahmen der ganzen Organisation jedem einzelnen Truppenteile seinen bestimmten Platz anweist. Nach seinen dienstlichen Aufgaben würde das Eisenbahnregiment zweifellos zu den Genietruppen zählen, die Eigenart seiner Verwendung im Kriege aber macht es wünschenswert, daß der obersten Kriegsleitung die direkte Verfügung gewahrt bleibt.

Ein moderner Militärschriftsteller hat irgendwo gesagt, daß die Eisenbahnen zu Lebensadern der Armee, die Telegraphenlinien zu Nervensträngen des Kriegsorganismus sich gestaltet haben. Dieser Vergleich ist sehr zutreffend. An die Stelle der trotz aller Eile und trotz der für ihre Person mit der Reise verbundenen Entbehrungen, Strapazen und Gefahren nur langsam vorwärts kommenden

Kuriere ist der elektrische Funke getreten. Der Telegraph trägt mit der Geschwindigkeit des Blitzes die Befehle des Oberfeldherrn zu allen, auch den entferntesten Heeresabteilungen, überbringt die Meldungen der letzteren, und gestattet auch den unmittelbaren raschen Verkehr mit der Heimat, mit dem zum Schutze des eignen Herdes zurückgebliebenen Kriegern, mit den Ersatzabteilungen und den Kriegsvorräten aller Art. Anderseits bildet das Bahnwesen nicht nur eine wesentliche Grundbedingung für die rasche Mobilmachung des Heeres, wie für den geordneten strategischen Aufmarsch an der bedrohten Grenze, sondern die einzelnen Linien vermitteln auch den gesamten Verkehr nach vor- und rückwärts, bringen Kranke und Verwundete aus der ersten Linie an ruhigere, gesunde Plätze, und führen den kämpfenden Truppen den so notwendigen Ersatz an neuen Streitern, an Schießbedarf, an Ausrüstungsgegenständen und an Mundvorrat zu. Die Erhaltung und der regelmäßige Betrieb der im eignen Machtbereich liegenden Eisenbahnen und Telegraphenlinien einerseits, die Zerstörung der in Feindeshand befindlichen Anlagen anderseits ist deshalb zu einer wichtigen kriegerischen Aufgabe geworden. Beiden Zwecken dienen die Eisenbahntruppen. Der Besitz der Bahnen wird dabei als von solcher Bedeutung angesehen, daß nach den im deutschen Heere geltenden Vorschriften eine feindliche Linie dauernd nur auf Anordnung aus dem Großen Hauptquartier unterbrochen werden darf, da nur an leitender Stelle übersehen werden kann, ob der voraussichtliche Verlauf der Operationen nicht uns selbst über kurz oder lang zu Herren dieser Ader machen wird.

Dem nüchtern praktischen Sinn unsrer angelsächsischen Stammesgenossen jenseits des Ozeans blieb es vorbehalten, zum erstenmale besondere Feldeisenbahnkorps aufzustellen. In der Stunde der Gefahr flammte der schlummernde Trieb kriegerischer Tüchtigkeit in den Yankees mächtig auf. Das Volk, welches von dem Soldaten den Begriff des Söldners nicht zu trennen vermag und welches sonst seinen Ruhm vorzugsweise im rastlosen Erwerb irdischer Güter sucht und findet, wußte bei Ausbruch der Sezession im wahren Sinn des Worts Armeen aus der Erde zu stampfen, die in kurzer Zeit einen hohen Grad von Kriegstüchtigkeit erreichten, große Thaten vollführten und auf einzelnen Gebieten der Kriegskunst geradezu bahnbrechend wirkten. So entstanden unter den Befehlen des geistvollen und energischen Generals Mac Clellan jene Feldeisenbahnkorps, welche bestimmt waren, den Betrieb von Eisenbahnen zu übernehmen, Zerstörungen auszuführen und vom Feinde zerstörte Strecken wieder betriebsfähig zu machen, und die darin vorzügliches leisteten. Die preußische Heeresleitung, welche alle Erscheinungen auf den Gebieten der Kriegswissenschaft und Kriegskunst aufmerksamen Auges verfolgt und immer verstanden hat, mit tiefer Einsicht sich der Zeit anzupassen, ihr wohl gar „mit affenartiger Geschwindigkeit“ vorauszueilen, bildete in glücklichem Anschluß an dieses amerikanische Vorbild schon im Feldzuge von 1866 drei Feldeisenbahnabteilungen. Die Einrichtung bewährte sich und 1871 rückten fünf preußische und eine bayrische Eisenbahnabteilung ins Feld.

Nach dem Kriege, am 19. Mai 1871, wurde durch die Errichtung eines Eisenbahnbataillons in der Stärke von 1 Stabsoffizier, 4 Hauptleuten, 13 Subalternoffizieren, 75 Unteroffizieren und 408 Gemeinen der erste Friedensstamm

für diese Kriegsformationen, und 1876 durch Aufstellung eines zweiten Bataillons in früherer Stärke das Eisenbahnregiment in seinem jetzigen Bestande geschaffen.

Die Offiziere der neuen Truppe wurden zunächst dem Ingenieurkorps, später auch der Infanterie entnommen, und zum Ersatz der Mannschaften in erster Linie kräftige, intelligente Professionisten und Bahnarbeiter bestimmt.

Die Übungen des Eisenbahnregiments erstrecken sich auf alle Arbeiten, welche für die Zerstörung von Bahnen und Telegraphen, für die Herstellung zerstörter Linien oder für den Neubau einer Feldeisenbahn, und die Errichtung eines Feldtelegraphen nötig werden können. Rasch arbeiten und doch sicher und fest konstruieren, ist die Losung. Diese Aufgabe kann nur gelöst werden durch die straffe Ordnung des militärischen Dienstes, durch richtige Arbeitsteilung, durch die Gewöhnung der Mannschaft an die andauernde, regelmäßige Arbeit und durch Schärfung ihres Intellekts.

Im Winter ist es tot und still auf dem unmittelbar westlich der Berlin-Anhalter und Berlin-Dresdener Eisenbahn, kurz vor der Einfahrt in den Bahnhof der Reichshauptstadt gelegenen Übungsetablissement des Eisenbahnregiments. Die Gerüste und Geräte sind in den Depots aufgestapelt, die Übungsbauten abgebrochen; unter mächtigen Dächern lagern die Vorräte an Holz und Eisen zu späterer Verwendung. Doch die Truppe feiert während dieser Zeit nicht. Der Rekrut erhält die nötige militärische Schulung, lernt seinen Körper tragen und gebrauchen, gewöhnt sich an Gehorsam und Disziplin und gewinnt Verständnis für die Handhabung des Gewehrs. Denn wenn der Soldat des Eisenbahnregiments auch so wenig wie derjenige des Pionierbataillons in erster Linie dazu berufen ist, an den Kämpfen und Siegen des Heeres unmittelbar teilzunehmen, so bedarf er doch der todbringenden Waffe und der nötigen Kenntnis zu ihrer Handhabung, um unter Umständen sich und seine Arbeit vor feindlichem Angriffe zu schützen. Die älteren Mannschaften und die Unteroffiziere des Regiments werden während des Winters im regelmäßigen Unterrichte, welcher sich über allgemein wissenschaftliche Gegenstände so gut wie über die notwendigen technischen Fächer erstreckt, für die sichere und gewandte Ausführung ihres Dienstes vorbereitet und in dem bereits Erlernten gefestigt.

Im März, wenn die Chefs ihre Kompanieen in den reglementarischen Bewegungen und Exerzitien ausgebildet und dem Regimentskommandeur „vorgestellt“ haben, beginnen die Übungsarbeiten im Freien, welche der Truppe den eigentümlichen Stempel aufdrücken. Der emsige Depotverwalter ist wohl täglich in Schnee und Eis hinausgewandert, um sich zu überzeugen, daß diebische Hände die mancherlei auf dem Platze überwinternden Materialien nicht berührt haben, aber er hat Holz und Eisen nicht vor den zerstörenden Einflüssen der Witterung zu schützen vermocht. Der „Präses der Übungskommission“ schreibt bei seiner ersten Frühjahrsmusterung denn auch schweren Herzens hier ein verrostetes Werkzeug, dort ein verfaultes Holz auf das Verlustkonto. Wenn alles ersetzt, der Platz gesäubert, geebnet und nach einem festen Plane für die mannigfachen Arbeiten eingeteilt ist, erscheinen eines schönen Tages sämtliche acht Kompanieen in voller Stärke zum Beginn der Sommerübungen.

Jede marschiert, mit den nötigen Werkzeugen und Ausrüstungsstücken versehen, auf einen bestimmten Teil des Platzes, um alsbald mit vollem Eifer in die ihr überwiesene Thätigkeit einzutreten.

Hier wird eine Telegraphenlinie errichtet. Eine ganze Reihe der nötigen Stämme ist bereits aufgerichtet und geschlossene Trupps tragen weitere Stangen und den Draht herzu. Von Isolator zu Isolator spannt sich derselbe bald über eine tüchtige Strecke Weges und schon richtet der leitende Offizier die transportable Station mit Morseapparat und Elementen ein, welche zum Schluß der Übung ein Scherzwort an das Ende der Leitung tragen und dadurch die Betriebsfähigkeit der Linie beweisen wird.

Dort gähnt ein tiefer und breiter Schacht dem Beschauer entgegen. Der von seiner Sohle vorgetriebene Stollen ist mit schwerem Gebälk ausgebaut, und in solchen Dimensionen angelegt, um jeden Eisenbahnwaggon durchzulassen. Täglich wird der Tunnel weiter geführt. Beim spärlichen Schein des Grubenlichts schwingen wackere Männer unermüdlich den schweren Fäustel, andre Soldaten rollen auf den rasch gelegten Geleisen den geförderten Boden zum Schacht zurück, von wo eine sinnreiche Hebevorrichtung ihn weiter an das Tageslicht bringt. Zimmerleute bearbeiten das zum Einbau nötige Holz, eine bewegliche Schmiede liefert Klammern und Krampen, und fortwährend wandert im Austausch gegen das ankommende Erdreich das Baumaterial in den Tunnel zurück.

An dritter Stelle werden allerlei Erdarbeiten ausgeführt, Verkleidungen und Wasserdurchlässe hergestellt, Faschinen gebunden, Körbe und Hürden geflochten, Luftziegel geformt und dergleichen mehr. Ein kleines Gebäude in der Nähe wird mit scheuen Blicken betrachtet. Dort im chemischen Laboratorium werden die verhängnisvollen Dynamitpatronen gefüllt, wird Schießbaumwolle getrocknet und vorgerichtet. Dann werden die Wirkungen der Sprengmittel an Ort und Stelle erprobt. Das kurze in einer Grube befindliche Stück Schienengeleise dient als Versuchsobjekt. Die Patrone, von der Größe einer geballten Faust, wird gelegt, auf das entsprechende Signal treten die Mannschaften in ihre Deckungen, ein schwacher Knall ertönt und die Schienen sind derartig verbogen, aufgerissen, zerschmettert, daß ein des Weges kommender Zug unfehlbar entgleisen und die Linie für Stunden unfahrbar machen würde.

Weiterhin findet die Übung im „Oberbau“ statt, im Vorstrecken des eigentlichen Geleises auf dem vorher hergestellten und mit Kies überschütteten Bahnplanum. Die rasche Fertigstellung einer neuen oder einer unterbrochenen Bahnlinie kann für die gesamte Kriegführung von den weitesttragenden Folgen begleitet sein. Je wichtiger dieser Dienstzweig also erscheint, desto mehr müssen die Mannschaften im Frieden durch vielfache Übung „eingearbeitet“ werden. Hier ist so recht der Ort, die Arbeit streng militärisch zu organisieren. Die Thätigkeit der einzelnen Abteilungen, der Schienen- und Schwellenträger, wie der Mannschaften, welche in taktmäßigen Schlägen die Befestigungsnägel eintreiben, greift denn auch fast exerziermäßig genau in einander. Kaum ist die Schwelle von der Tetenkolonne gelegt und die Schienen darüber vorgestreckt, so sind auch schon die kleinen Wagen zur Hand, welche die weiteren Materialien aus dem Depot nach-



Das Eisenbahnregiment beim Eisenbahnoberbau.

führen. Andere Kolonnen, welche der Abteilung an der Spitze folgen, stellen den Bau zur Benutzung fertig. Dabei werden die verschiedensten Schienenarten und Schwellenkonstruktionen neben einander zu einer fahrbaren Strecke verarbeitet. Dies ist von besonderer Wichtigkeit, da das Eisenbahnregiment oft in die Lage kommen kann, mit jeder Art von Material arbeiten zu müssen. Die bis auf die kleinste Einzelheit durchdachte Organisation dieses Dienstes macht es möglich, daß nicht selten eine einzige Kolonne in den täglichen Arbeitsstunden bis zu einem Kilometer Geleise fertig stellt, eine erstaunliche Leistung!

Den Übungen im Oberbau schließen sich die Arbeiten für die Bahnhofseinrichtungen an. Da gibt es Weichen verschiedenster Konstruktion einzubauen, provisorische Feldweichen anzulegen, und mit dem einfachsten Behelfsmaterial schadhafte Wasserkräne, Drehscheiben und Schiebebühnen zum sofortigen Gebrauch wieder herzustellen, an Stelle zerstörter massiver Gebäude leichte und doch haltbare Holzbauten aufzuführen und was dergleichen provisorische Arbeiten mehr sein mögen.

Vorbei an einigen, mit Nivellierungsarbeiten beschäftigten Offizieren, vorbei an Mannschaften, welche allerlei Arbeiten für die Bequemlichkeit biwakierender oder lagernder Truppen, wie beispielsweise verschiedene Systeme von Kochherden, ausführen — welche übrigens ohne Ausnahme alle nicht viel taugen, weil sie dem Rauch nicht durch einen Schornstein Abzug nach oben verschaffen, — geht es zu der großen Brückengrube, an deren verschiedenen ausgemauerten Spannweiten die Kriegsbrücken der Truppe erprobt werden, vom leichten Steg für einzelne Fußgänger bis zur festen Brücke, welche die schwersten Lasten trägt. Einzelne Abteilungen arbeiten am Einbau, während andre Kolonnen die Hölzer herrichten

und herantragen zu den Übungsbauten, welche bald als Sprengwerk, bald als einfache Bockbrücke, bald als hölzerne Gitterbrücke hergestellt werden.

Für die regelmäßige Übung im Bahnbetrieb ist eine besondere Militäreisenbahn bestimmt. Sie läuft in der Länge von 45 km von Berlin bis Zossen parallel der Berlin-Dresdener Bahn und zweigt sich von der letztgenannten Station über das durch seine Gipsbrüche und Salzlager bekannte Sperenberg nach dem Schießplatze auf der Kummersdorfer Heide ab, welcher vorzugsweise von den Prüfungskommissionen der Artillerie und der Marine zu Versuchen mit Neuerungen und Erfindungen auf dem Gebiete der Geschütztechnik benutzt wird. Auf diesem letzteren Teil der Strecke ist die Bahn nicht lediglich für Militärzwecke reserviert, sondern dient auch dem Post-, Personen- und Güterverkehr im allgemeinen, und ist deshalb in den Verband deutscher Eisenbahnen aufgenommen.

Neben dem Übungsplatze des Regiments bei Berlin erhebt sich das Stationsgebäude. Dort befinden sich auch die Reparaturwerkstätten, in denen der Dienst ausschließlich von Offizieren und Mannschaften der Truppe versehen wird, die Lokomotiv- und Wagenschuppen und das Depot, welches die Geräte, Werkzeuge und Wagen für die verschiedenen Kriegsformationen des Regiments enthält.

Die Direktion der Militärbahn besteht aus dem Kommandeur des Regiments, einem Stabsoffizier und zwei Subalternoffizieren. Der gesamte Betrieb wird durch eine Betriebskompanie geleitet, welche zu diesem Zweck aus den acht Kompanieen des Regiments zusammengestellt ist. Als Maschinenführer fungiert ein Unteroffizier, Pioniere arbeiten als Bremser und Schaffner. Alle Einzelheiten des vielgestaltigen Mechanismus greifen klar und bestimmt ineinander, Reibungen, Verkehrsstockungen, Unsicherheit im Betrieb sind ausgeschlossen und manche unter den kleineren deutschen Bahnverwaltungen könnte sich ein Muster an dieser straff militärisch geregelten Betriebsführung nehmen.

Für die Sicherheit und militärische Ordnung auf der Strecke steht, gleichsam als Betriebsinspektor, der Betriebsoffizier du jour ein. Bahnmeister und Bahnwärter sind Unteroffiziere und Mannschaften, zu den nötig werdenden Arbeiten auf der Strecke werden Arbeitertrupps von den Kompanieen gestellt, kurz, auch die ganze Bahnunterhaltung und Bewegung ist ein für allemal Sache des Regiments.

Zuweilen wird der tägliche Dienstbetrieb des Eisenbahnregiments durch größere Übungen unterbrochen, welche nach Art der Feldmanöver bei andern Truppen gleichsam als Probe auf das Exempel zeigen sollen, wie Offiziere und Mannschaften das Erlernte unter gegebenen schwierigen Verhältnissen praktisch zu verwerten wissen. Dann ruft das Alarmsignal das ganze Regiment unter die Waffen. Der Kommandeur richtet den Marsch nach dem größeren, in stark hügeligem Terrain in der Nähe der Dresdener Bahn gelegenen zweiten Übungsplatze. Hier wartet eine schwere Aufgabe der Truppe, die unter Wahrung völlig kriegsmäßiger Verhältnisse, unter Aussetzen von Vorposten, und Sicherung nach jeder Richtung in kürzester Frist zu Ende geführt werden muß. Da gilt es die höchste Anspannung, in Tag- und Nachtschichten eingeteilt, oft bei elektrischem Licht, arbeiten die Mannschaften nach den rasch getroffenen Dispositionen der

Offiziere, und wie durch Zauberhände geschaffen wächst hier ein langgestreckter Viadukt, dort eine künstliche Brückenkonstruktion, an jener Stelle wieder ein zum Wasserreservoir bestimmter Turmbau oder ein Damm aus der Erde empor. Solche Parforcetage bringen zwar saure Arbeit, aber sie bethätigen die Tüchtigkeit der Truppe und bilden im Rückblick auf die Leistung auch den Stolz der Mannschaften.

Die preußische Heeresverwaltung weiß überall das, was sie unternimmt, praktisch anzufassen und gedeihlich zu gestalten. Das Eisenbahnregiment hat sich denn auch während der kurzen Zeit seines Bestehens bereits einen besonders vorteilhaften Ruf erworben. Häufig wird seine Hilfe von privater Seite zu den verschiedensten Arbeiten in Anspruch genommen, zum Umlegen von Schornsteinen, welche den Einsturz drohen, zum Sprengen von Eis, namentlich aber von den Eisenbahnverwaltungen zum Ausbau des deutschen Bahnnetzes. So haben die Mannschaften des Eisenbahnregiments in den Jahren 1872—1873 auf verschiedenen Bahnen 65 km Geleise neu gebaut und zwölf Bahnhöfe teils neu angelegt, teils erweitert. Im ganzen sind durch solche abkommandierte Abteilungen, welche dabei unter den Befehlen ihrer Offiziere bleiben, aber eine Geldzulage von den Zivilbehörden erhalten, etwa 300 km Oberbau in den verschiedensten Teilen des Reichs gelegt, und 1876 hat ein Detachement auf der Strecke Berlin-Dresden an Stelle der eingestürzten steinernen Brücke über die Dahme bei Station Ukro binnen drei Tagen eine provisorische Holzbrücke gebaut, welche, soweit unsre Kenntnis reicht, noch jetzt steht und allen Anforderungen des Bahnbetriebes gerecht geworden ist.

Wie die Militärbahn vorzugsweise den Zwecken der Heeresverwaltung dient, so ist auch ein lediglich militärischer Telegraphendienst in der Reichshauptstadt eingerichtet.

Die Kasernements der verschiedenen Regimenter, aus denen die starke Garnison sich zusammensetzt, und die zahlreichen andern militärischen Anstalten und Gebäude liegen über das jetzt 60,6 Quadratkilometer, also beträchtlich mehr als eine Quadratmeile umfassende Gebiet des zur Weltstadt angeschwollenen Berlin derartig zerstreut, daß es aus dienstlichen, wie manchen andern Gründen der öffentlichen Sicherheit geboten schien, sie alle unter einander und mit einer Zentralstelle durch einen eignen Telegraphen in Verbindung zu setzen.

Das ist denn auch in ausgedehntem Maße geschehen, so daß gegebenenfalls nicht nur die Garnison rasch alarmiert und durch telegraphische Befehle der höheren Militärbehörden an bestimmten Punkten und Örtlichkeiten zusammengezogen werden kann, sondern auch unter Zuhilfenahme des Haupttelegraphenamtes die Heranziehung von Truppen aus andern Orten ermöglicht wird. Als Mittelpunkt des ganzen Militärtelegraphensystems in Berlin dient eine in der Hauptwache etablierte Haupt- und Zentralstation. Von dieser führen direkte Leitungen nach dem Kriegsministerium in der Wilhelmstraße und dem Polizeipräsidium am Molkenmarkt und außerdem ziehen von hier aus zwei große Züge oder Schleifen einen weitgedehnten Verbindungsweg. Die erste derselben verfolgt die Linie von der Hauptwache über das Generalkommando des Gardekorps, die

Gardefeldartilleriekaserne, die Kaserne des zweiten Garderegiments zu Fuß, die Kasernements der Gardefüsiliere, des zweiten Gardeulanenregiments, die Artilleriekaserne in der Kruppstraße, das Generalstabsgebäude am Königsplatze, das Potsdamer Thor, das Generalkommando des dritten Armeekorps, die Ingenieurschule und zurück zum Ausgangspunkt. An jeder der bezeichneten Örtlichkeiten befindet sich eine Station und ebenso an folgenden Punkten des zweiten Zuges, nämlich der Kaserne des Kaiser Alexander Gardegrenadierregiments, der Gardeschützenkaserne, den Kasernements des dritten Garderegiments, des Kaiser Franz Regiments, der Gardekürassiere, der ersten Gardedragoner, und dem Militärarrestgebäude.

Von der Gardeulanenkaserne zweigt sich ein Verbindungsdraht nach dem Artillerieschießplatz und dem Laboratorium bei Tegel ab, ebenso von der Station am Potsdamer Thore nach dem Militärbahnhof, der Kaserne des Eisenbahnregiments und dem Garnisonlazarett bei Tempelhof. Das Kriegsministerium hat direkte Verbindung mit dem Generalstabsgebäude und außerdem laufen besondere Stränge vom Kriegsministerium, dem Generalstabsgebäude und dem Generalkommando des dritten Armeekorps nach dem kaiserlichen Haupttelegraphenamte, Jägerstraße 43. Die im Palais des allerhöchsten Kriegsherrn eingerichtete Station wird nach Schloß Babelsberg verlegt, so lange der Kaiser dort Aufenthalt nimmt. Diese Station spricht direkt mit allen Militärstationen in Berlin und steht über das Haupttelegraphenamt mit sämtlichen Telegraphenämtern des Deutschen Reichs in Verbindung. Die Linie Polizeipräsidium—Haupttelegraphenamt vervollständigt das so gezogene Netz.

Die sämtlichen Leitungen sind einen Meter tief in den Boden versenkt und bestehen aus gußeisernen Röhren, deren einzelne Teile durch verbleite Muffen mit einander verbunden sind. Sie umschließen das eigentliche Kabel, dessen vier bis sieben Kupferdrähte gegenseitig durch Guttapercha isoliert, mit einer Hanflage zu gemeinsamem Bündel umsponnen und gegen äußere Beschädigung durch einen Mantel von Eisendraht geschützt sind. Böswillige Beschädigung des Telegraphennetzes ist nicht ausgeschlossen, wird aber selbst in aufgeregten Zeiten bei der vortrefflichen Organisation und der steten Aufmerksamkeit aller Sicherheitsorgane nur in den seltensten Fällen gelingen. Ebenso kommen Betriebsstörungen, welche auf andre Ursachen zurückzuführen sind, im allgemeinen selten vor, erfordern indes in jedem einzelnen Falle gründliche Untersuchung und zeitraubende Arbeit zu ihrer Beseitigung. Ein besonderer Telegraphenbeamter, der sogenannte Leitungsrevisor, erscheint mit Meßbatterie und Differentialgalvanometer, durchschneidet die Kabelleitung an den Lötstellen, welche sich in den streckenweise unter dem Straßenpflaster angelegten Untersuchungsstationen befinden, und grenzt damit die fehlerhafte Stelle ein, um nach genauer Feststellung derselben das beschädigte Stück des Kabels durch ein neues zu ersetzen.

Die Zentralstation auf der Hauptwache besitzt derartige Vorrichtungen, um jeder Station der einen Schleife mit jeder beliebigen Station des andern Zuges die direkte Unterredung zu ermöglichen, welche auf dem Kontrollapparate der Hauptwache mitgelesen werden kann. Ähnlich ist die Station im Generalstabs-

gebäude eingerichtet, während die übrigen Stationen nur mit einfachen Morse-apparaten versehen sind.

Die Militärstationen haben vollen Tages- und Nachtdienst. Nur die Station im Generalstabsgebäude schließt um sechs Uhr nachmittags und zu dieser Zeit werden die Apparate der übrigen Stationen „auf Wecker“ gestellt, um den Militär-telegraphisten, welcher während vierundzwanzig Stunden seinen Posten nicht verläßt und auf der Station schläft, erforderlichenfalls auch während der Nacht zu seiner Arbeit herbeizurufen.

Den Dienst auf den Militärtelegraphenstationen versehen Unteroffiziere und Mannschaften, welche in einem Unterrichtskursus von sechs Monaten zu diesem Dienste systematisch vorbereitet sind. Neben ihrer eigentlichen Beschäftigung können sie gegen angemessene Geldentschädigung zur Hilfeleistung auf dem Haupttelegraphen-amte, aber nur auf diesem herangezogen werden, finden Verwendung bei den Manövern des Gardekorps und erhalten weitere Schulung während der praktischen Übungen im Feldtelegraphenbau. Die Militärtelegraphisten werden bei ihren Regimentern über den Etat geführt und sind den Befehlen eines Stabsoffiziers vom Ingenieurkorps als Inspekteur der Militärtelegraphie Berlins unterstellt, welcher letztere für den geregelten Dienstbetrieb auf den einzelnen Stationen verantwortlich ist.

In allerneuester Zeit hat ein militäraeronautisches Detachement auf dem Ostbahnhofe bei Berlin seine Arbeiten begonnen, deren an dieser Stelle gedacht werden muß, weil die Leitung der Übungen einem Offizier des Eisenbahnregiments übertragen ist. Demselben stehen drei andre Offiziere, die als Mitglieder des Deutschen Vereins zur Beförderung der Luftschiffahrt mit den Fragen der aero-nautischen Technik wohl vertraut sind, und ein Luftschiffer von Fach zur Seite, dessen reiche Erfahrungen auf diesem Gebiete manchen Vorteil für die Versuche im Gefolge haben wird. Schon 1784 ist durch den preußischen Ingenieuroffizier Hayne in seiner zu Berlin erschienenen Schrift: Versuch über die neu erfundene Luftschiffmaschine des Herrn von Montgolfier, ein vollständiges System der Militärluftschiffahrt entwickelt, und es hat somit gerade hundert Jahre gedauert, bis diese Anregung der Verwirklichung entgegen geführt wurde. Damals blieb sie in Deutschland ohne jeden Erfolg. In Frankreich hatte zu gleicher Zeit Girond de Vilette vorgeschlagen, Ballons im Kriege zu Rekognoszierungszwecken zu benutzen, und bereits 1793 machte der Kommandant des belagerten Condé, General Chanzel, einen praktischen Versuch in dieser Richtung. Ein Jahr später trat die Militär-Aeronautenschule zu Meudon ins Leben, die sich während der Revolutionszeit bewährte, und die bei ihrer Neubelebung während der Belagerung von Paris 1870/71 den Ausgangspunkt bildete für jene großartigen Unter-nehmungen, welche durch die Luft eine Verbindung der eingeschlossenen Stadt mit der Außenwelt herstellen wollten. Man will jetzt in Meudon sogar das Problem des lenkbaren Luftballons gelöst haben.

Im letzten französischen Kriege nahm auch die deutsche Armee einen Anlauf, die Luftschiffahrt ihren Zwecken dienstbar zu machen, allerdings mit geringem Erfolge. In seiner Geschichte der militärischen Luftschiffahrt schreibt von Hagen,

welcher aus amtlichen Quellen schöpfen durfte, hierüber folgendes: Anfang September 1870 wurden in Köln zwei Luftschifferdetachements, jedes 20 Mann stark, mobil gemacht. Dieselben standen unter dem Kommando des Ingenieurs Premierleutnant Josten, welchem der bekannte englische Aeronaut Coxwell und der Litterat Dr. Mahler beigegeben waren. Coxwell hatte auch die beiden Ballons für die Truppen geliefert und in der Zeit vom 31. August bis 5. September in der Zentralwerkstatt der Rheinischen Eisenbahn zu Nippes bei Köln die Mannschaften für den Ballondienst ausgebildet. Es wurde bestimmt, daß die neuformierte Truppe zunächst vor Straßburg in Thätigkeit treten sollte, und die Detachements rückten daher am 8. September nach Bischweiler ab, um dort in Gegenwart eines Generalstabsoffiziers noch einige Übungsfahrten vorzunehmen, die befriedigend ausfielen. Infolge dessen ließ das Oberkommando der Belagerungsarmee die Detachements am 17. September nach Suffelweilersheim bei Straßburg abrücken, wo in einer Ziegelei Quartier genommen wurde. Da vor Straßburg kein Leuchtgas vorhanden, der Versuch aber, einen Ballon aufgebläht zu transportieren, mißlang, so mußte man schließlich zu einer Füllung mit Schwefelwasserstoff seine Zuflucht nehmen. Am 24. September erfolgte die erste Auffahrt des Ballon; an zwei 350 Meter langen Seilen gehalten, stieg er bis zur Höhe von 115 Meter, wurde hierauf vom Winde nach der Festung zu getrieben und so hin und her geworfen, daß eine genaue Rekognoszierung der überdies in Pulverdampf eingehüllten Festungswerke kaum möglich war. Der Beobachtende konnte aber wenigstens sehen, daß die Citadelle ein Trümmerhaufen war. Zwei weitere Versuche am selben Tage hatten gleichfalls wenig Erfolg. Beim Versuch, den Ballon gefüllt zu erhalten, zerriß derselbe und die ganze Gasfüllung ging verloren. Eine zweite Füllung sollte eben vorgenommen werden, als am 27. September Straßburg kapitulierte. Die Detachements erhielten hierauf Befehl, zur Zernierungsarmee vor Paris, und zwar ins große Hauptquartier nach Versailles zu gehen. Eine ganze Reihe ungünstiger Umstände sollten hier den Detachements ein baldiges Ende bereiten. Vor allem war das erforderliche Füllgas nicht zu beschaffen, da es den Gasanstalten vor Paris an Steinkohlen fehlte. Sodann drohte die von der zunehmenden Kälte spröde gewordene Hülle des Ballons brüchig zu werden, ferner stand man jetzt feindlichen Geschossen von ungemeiner Tragweite gegenüber, so daß man die Auffahrtspunkte zu weit von der Stadt entfernt hätte wählen müssen, um noch mit Erfolg rekognoszieren zu können, und endlich fehlte es in der Umgegend von Paris nirgends an geeigneten Punkten auf Anhöhen und hohen Gebäuden, um die Stellungen und Bewegungen der Feinde in aller Ruhe und Sicherheit zu observieren. Die beiden Detachements wurden daher vor Paris wieder aufgelöst.

Wenn Deutschland mit der Bildung der militäraeronautischen Detachements auch noch nicht in die Reihe derjenigen Staaten getreten ist, die ständige Luftschifferkompanieen unter ihren technischen Truppen zählen, so gelten die in Berlin angestellten Versuche doch augenscheinlich der Erörterung der Frage, ob die Aufstellung eines besonderen Aeronautenkorps nötig erscheint. Die Entscheidung können wir getrost in die Hände der Heeresverwaltung legen.

Zur Beförderung militärischer Depeschen aus oder nach belagerten Festungen soll in ganz systematischer Weise jetzt auch der Instinkt der Tauben ausgenutzt werden. Die betriebsamen Chinesen mit ihrer vieltausendjährigen Kultur haben es schon seit langer Zeit verstanden, den klugen Vogel als Boten für weite Entfernungen auszunutzen. Sie befestigen an den Flugfedern kleine, ganz leichte Glocken von besonders hellem, scharfen Klang, deren Ton um so schriller erklingt, je rascher der Träger der drohenden Verfolgung durch den Raubvogel zu entgehen bestrebt ist, und dem hungernden Geier einen solchen Schrecken einflößen soll, daß er von der Beute abläßt. Man sagt, daß das einfache Mittel seinen Zweck vortrefflich erfüllt, mit dem gefiederten Boten auch das wichtige Schriftstück vom Untergange zu retten. Die Vorrichtung ist seit einigen Jahren auch nach unserm Weltteil verpflanzt, und der Militärtaubenschlag des jardin d'acclimatation in Paris unterwirft ihre Benutzung eingehenden Versuchen. Möglicherweise werden auch auf den für den Militärdienst eingerichteten deutschen Brieftaubenstationen zu Metz, Köln, Mainz, Straßburg i. E., Würzburg, Thorn und Posen ähnliche Versuche angestellt. Diese Stationen sind durchschnittlich mit je 200 Tauben bevölkert, die aus der Zuchtanstalt in Köln entnommen werden.





Die Kadettenhäuser in Lichterfelde.

Militärerziehungswesen.

Das Kadettenkorps.

Als die oberste und entscheidende Behörde in allen Angelegenheiten, die mit der wissenschaftlichen Vorbildung zum Offizier für alle in das Heer eintretenden jungen Männer zusammenhängen, nimmt die Generalinspektion des Militärerziehungs- und Bildungswesens mit dem Sitze in Berlin eine Stellung von großer Bedeutung ein und der Offizier, welcher hier als Generalinspekteur seines Amtes waltet, übt einen durchgreifenden Einfluß auf den geistigen Standpunkt des gesamten Offizierkorps.

Zu dem Geschäftsbereich dieser Generalinspektion zählen außer der Ober-Militär-Studien-Kommission und der Ober-Militär-Examinations-Kommission, zwei auf kaiserlichen Befehl zusammentretenden Behörden, deren Mitglieder sich aus höheren Offizieren zusammensetzen und deren Wirkungskreis mit ihrem Titel zusammenfällt, vor allem die Inspektion der Kriegsschulen und das Kadettenkorps.

Die Anfänge des letzteren reichen zurück bis in die Zeiten des großen Kurfürsten, welcher derartige Anstalten in Kolberg, Magdeburg und Berlin mit einem Gesamtbestande von achtzig Kadetten begründete. Sämtliche Fürsten des Hohenzollernhauses haben dann ihre Aufmerksamkeit der zeitgemäßen Weiterentwickelung dieses jungen Instituts zugewendet. König Friedrich Wilhelm I verschmolz am

1. September 1717 die beiden Kadettenhäuser in Kolberg und Magdeburg mit dem Berliner zu einer einzigen Anstalt. Er wies dem Kadettenhause den alten Hetzgarten an. Zum Chef der 110 Kadetten zählenden Kompanie wurde Kronprinz Friedrich, der nachmalige große König, ernannt. Bald erweiterte der König das Korps zu vier Kompanieen mit 236 Zöglingen. Über die Einrichtung im Hetzgarten berichtet ein Augenzeuge: „Hölzerne Wendeltreppen führten damals hinauf zu dunklen winkligen Räumen. Dann öffnete man die Thür zu einem langen mit Mauersteinen gepflasterten Gemach. Die Fenster waren niedrig und mit kleinen runden Scheiben versehen. Ein gewaltiger schwarzer Kachelofen stand in der Ecke, aber mehr als ein fragwürdiger Zierat wie zum Nutzen; denn die Stube erhielt täglich nur eine einzige Tracht Holz. Auch bei strengster Winterkälte wurde wochentags erst des Abends nach Beendigung des Unterrichts, am Sonntag nach Beendigung des Gottesdienstes geheizt. Je zwei Kadetten schliefen zusammen in einem Bette. Alle hatten einen Tisch, eine Bank und einen Wasserkrug gemeinsam. An hölzernen Nägeln hingen Gewehre und Patrontaschen. Dieser spartanischen Wohnungsausstattung glich die ganze Lebensweise.“ Friedrich der Große errichtete Kadettenhäuser in Stolpe, in Kulm und, in Verbindung mit dem großen Militärwaisenhause, ein drittes in Potsdam, während sein Nachfolger auf dem Throne eine weitere derartige Anstalt in Kalisch hinzutreten ließ. Dieser letztere Ort wurde, ebenso wie Kulm, im Frieden von Tilsit abgetreten, doch waren die Kadetten vorher in die Anstalten nach Berlin und Stolpe übergeführt. Im Jahre 1811 wurde das Kadettenhaus in Stolpe aufgelöst, nach dem Pariser Frieden dagegen Kulm wieder eingerichtet. Augenblicklich besteht das königlich preußische Kadettenkorps unter der Oberleitung eines Generalmajors als Kommandeurs aus sechs Voranstalten zu Kulm, Potsdam, Wahlstatt, Bensberg, Ploen und Oranienstein, und der Hauptkadettenanstalt zu Lichterfelde bei Berlin. Die erstgenannten „Kadettenhäuser“ sind bestimmt zur Aufnahme von Zöglingen im Alter von zehn bis fünfzehn Jahren und umfassen die Lehrklassen Sexta, Quinta, Quarta, Unter- und Obertertia. Soweit es die Raumverhältnisse gestatten, kann ein Teil der Obertertianer bereits nach Lichterfelde überwiesen werden. Dies geschieht mit sämtlichen Kadetten, welche die Obertertia absolviert und nun in der Zentralanstalt die Untersekunda bis Oberprima der Realschule erster Ordnung durchzumachen haben. Nach der allerhöchsten Kabinettsordre vom 18. Januar 1877 ist nämlich der Lehrplan des Kadettenkorps mit demjenigen einer solchen Realschule in Übereinstimmung gebracht, und dürfen Abänderungen nur insoweit erfolgen, als sie durch die besonderen Aufgaben des Kadettenkorps und die Interessen der Armee für einzelne Lehrfächer erforderlich werden. Diese neueste Umformung in bezug auf das geistige Maß des Lehr- und Lernpensums ist nicht mit einem Schlage ins Leben getreten, sondern hat sich allmählich, von unten beginnend, mit dem Turnus der Studienjahre vollzogen. Sie ist 1884 beendigt, so daß in diesem Jahre die Oberprima eröffnet worden ist, und im Frühjahr 1885 die Zöglinge zum erstenmale das Abiturientenexamen absolvieren können. Die alte Einrichtung der Selekta bleibt auch während des neuen Lehrplanes bestehen. In dieser finden die nach wissenschaftlicher Leistung und ihrem

Gesamtverhalten besten Kadetten Aufnahme, genießen während eines Jahres den Fachunterricht einer Kriegsschule und verlassen das Kadettenkorps als Offiziere.

Der Übertritt der Kadetten zur Armee, alljährlich im Frühjahr, vollzieht sich nach den neuesten Bestimmungen unter folgenden verschiedenen Voraussetzungen. Wer vor dem 1. April des laufenden Jahres sein siebzehntes Lebensjahr vollendet, dabei die Obersekunda zur Zufriedenheit durchlaufen hat und die erforderliche körperliche Entwickelung besitzt, wird zur Portepeefähnrichsprüfung zugelassen und, falls er dieselbe besteht, einem Truppenteile als charakterisierter Portepeefähnrich überwiesen oder in die Selekta versetzt. Die übrigen Besucher der Obersekunda treten in die Unterprima über, soweit sie die wissenschaftliche Reife erlangt haben, und ihnen schließen sich auch ältere und körperlich kräftigere Kadetten an, sofern deren Angehörige den ferneren Verbleib derselben im Korps erbitten. Dies letztere kann aus dem Grunde geschehen, um den Jüngling bis zur Ableistung des Abiturientenexamens auf der Schule zu belassen, der dadurch die Möglichkeit erringt, auf Grund seines Reifezeugnisses eine ganze Reihe bürgerlicher Berufszweige mit Aussicht auf Erfolg zu ergreifen, wenn irgend welche Verhältnisse ihm die weitere militärische Laufbahn verschließen. Dabei mag noch darauf hingewiesen werden, daß der einjährige Besuch der Untersekunda des Kadettenkorps den Bestimmungen der Ersatzordnung gemäß zum Nachweis der wissenschaftlichen Befähigung für den Dienst als Einjährig-Freiwilliger genügt.

Diejenigen Zöglinge des Korps, welche nach dem Besuche der Unterprima die Reife für Oberprima erlangt haben, treten je nach dem Ausfall der Portepeefähnrichsprüfung und nach ihrer Gesamtführung als patentierte oder charakterisierte Portepeefähnriche in die Armee über, können in der Selekta Aufnahme finden, oder werden nach eignem und dem Wunsche der Angehörigen in die Oberprima, eventuell unter Ernennung zu Portepeeunteroffizieren, versetzt. In diesem letzteren Falle soll neben der wissenschaftlichen auch die militärische Ausbildung der Kadetten thunlichst gefördert und den Angehörigen nötigenfalls besondere Berücksichtigung in bezug auf die Pensionszahlung, wie die Gewährung von Equipierungsbeihilfen zu teil werden.

Nach bestandenem Abiturientenexamen endlich werden die Oberprimaner zu wirklichen Portepeefähnrichen befördert und gleichzeitig einer Kriegsschule überwiesen. Sie erhalten bei ihrem demnächstigen Aufrücken zum Offizier ein Patent vom Tage der Versetzung in die Armee, wenn sie die Offiziersprüfung mit dem Prädikate „gut“ bestehen.

Der hauptsächlichste Zweck des Kadettenkorps gipfelt ausgesprochenermaßen in der Aufgabe, eine Pflanzstätte für das Offizierkorps des Heeres zu sein. In dieser Richtung bewegt sich demgemäß neben der gründlichen wissenschaftlichen Fortbildung vorherrschend die Erziehung, und das größtenteils aus Offizierssöhnen bestehende Material der Zöglinge ist dafür so empfänglich wie nur denkbar. Schon in der Kinderstube impft sich dem Knaben gewissermaßen das Gefühl königstreuer Gesinnung, die Notwendigkeit unbedingten Gehorsams, strikter Unterordnung und strenger Pflichterfüllung ein, und sein schönster Traum besteht in der Gewinnung von Epauletten und Degen. Der heranwachsende Jüngling wird

durch Lehre und Beispiel in solchen Anschauungen gefestigt und lernt sie mit steigender Intelligenz von immer höherem Gesichtspunkte auffassen, um ihre freudige Ausführung dann in den ernsten Kämpfen des Lebens zu bethätigen. Jeder Kenner der Armee und ihrer inneren Verhältnisse stimmt freudig ein in das hohe Lob, welches dem deutschen Offizierkorps in jeder Richtung gezollt wird, und muß zugeben, daß ein gutes Teil von dem inneren Zusammenhange desselben und dem unverbrüchlichen Festhalten an altererbter Tradition auf den Einfluß der „Kadetten“ unter den Offizieren zurückzuführen ist. Das Kadettenkorps ist somit seiner Aufgabe stets in vollem Maße gerecht geworden und hat dem Staate außer vielen pflichtgetreuen und diensteifrigen Soldaten eine Zahl hervorragender und befähigter Heerführer geliefert. In den Feldzügen von 1864 und 1866 haben an 3000 Offiziere, 1870 und 71 nicht weniger als 90 Generale, 591 Stabsoffiziere, 738 Hauptleute und Rittmeister, 1842 Leutnants, in Summa 3261 Offiziere in den Reihen der Armee gestanden, welche aus dem Kadettenkorps hervorgegangen sind. Von den letzteren starben mehr als zehn Prozent, nämlich 341 auf den französischen Schlachtfeldern den Tod für das Vaterland; 38 erlagen den Strapazen, 624 wurden verwundet; 41 erwarben den Orden pour le mérite. 391 das eiserne Kreuz 1. Klasse, 2610 das eiserne Kreuz 2. Klasse. Die Anstalt wird hoffentlich auch fernerhin im stande bleiben ihrer schönen Aufgabe gerecht zu werden, wenn sich eine stets größere Verhältnisse annehmende Schwierigkeit in dieser Beziehung auch nicht verkennen läßt. Diese entspringt dem Umstande, daß die Zahl der jährlich aus dem Kadettenkorps in die Reihen der Armee übertretenden jungen Leute bei der Ausdehnung der jetzigen Armee nicht annähernd hinreicht, um die vorhandenen Lücken auch nur zur Hälfte zu decken, so daß mit der Zeit in immer größerem Umfange diejenigen Elemente des Offizierkorps die Mehrzahl bilden werden, welche nicht im Kadettenkorps gebildet worden sind. — Der Kaiser hat die Bestimmung über Aufnahme von Zöglingen in das Kadettenkorps, wie den Übertritt derselben zu den verschiedenen Waffen und Truppenteilen eigner Prüfung und Entscheidung vorbehalten.

Der 1. Mai bezeichnet in jährlicher Wiederkehr einen wichtigen Zeitabschnitt für die Armee und manche ihr nahestehende Kreise. Nachdem im Monate vorher durch allerhöchste Kabinettsordre die Verteilung der jungen Leute, welche das Kadettenkorps verlassen, je nachdem sie den wissenschaftlichen und allgemeinen Anforderungen in mehr oder minder hohem Grade entsprochen haben, als Sekondeleutnants, Portepeefähnriche oder Gemeine zu den verschiedenen Regimentern stattgefunden hat, rücken an diesem Tage die Obertertianer der Voranstalten nach der Sekunda der Hauptanstalt Lichterfelde auf, und es beginnt die Aufnahmeprüfung in das „Korps“ für die Schar der Expektanten, welche sich einfinden, um die durch den Austritt der älteren in die Armee vakant gewordenen Plätze einzunehmen.

Einer großen Zahl von Offizieren ist es gar nicht möglich, ihren Söhnen in den kleinen Garnisonstädten eine derartig vortreffliche Bildung angedeihen zu lassen, wie das Kadettenkorps sie bietet, eine Bildung und Erziehung, welche auch bei den Versetzungen des Vaters in ungestörter Kontinuität ihren Fortgang nimmt. Fast an keinem Orte ist ein Vater im stande, seinen Söhnen eine an-

nähernd so gleichmäßige, aus derselben Gesellschaftsklasse hervorgegangene, in denselben Anschauungen und Gesinnungen herangewachsene Spielgenossenschaft zu geben und ihnen eine solche Freiheit der körperlichen Bewegung zu ermöglichen, wie dies auf den weiten Spielplätzen der Voranstalten geschieht, welche in der ländlichen Abgeschiedenheit kleiner Orte sich befinden. Die Resultate des Korps sind denn auch nach diesen Richtungen hin überraschend günstig und wie einerseits die dort im zarten Knabenalter geschlossenen Freundschaften häufig zum Anhaltspunkte für das ganze Leben werden, so gedeihen und kräftigen sich die Knaben bei der harten regelmäßigen Lebensweise und der einfachen, gesunden Kost von Jahr zu Jahr zusehends. Müssen die Vorteile, welche den Knaben aus solchen Verhältnissen erwachsen, Vorteile, welche über die Kreise der Armee hinaus erkannt und gewürdigt werden, den Eltern den schweren Entschluß erleichtern, die weitere Erziehung schon frühzeitig aus der Hand zu geben und fremder Obhut anzuvertrauen, so liegt ein weiteres, nicht zu unterschätzendes Moment, welches den Vätern und namentlich den Offizieren, die neben dem Diensteinkommen im Durchschnitt nur auf den spärlichen Zinsengenuß eines kargen Vermögens angewiesen sind, die Aufnahme ihrer Söhne in das Kadettenkorps so begehrenswert erscheinen läßt, in der wirtschaftlichen Beihilfe, welche indirekt damit verbunden ist. Das Kadettenkorps gewährt nämlich nicht nur sogenannten Pensionären Aufnahme, deren Pensionssatz nach jetzigen Verhältnissen auch noch niedrig genug auf 780 Mark im Jahre berechnet ist und nur für Ausländer, deren Aufnahme überhaupt auf Ausnahmefälle beschränkt bleibt, auf 1500 Mark steigt, sondern besteht zum überwiegenden Teile aus den „etatsmäßigen, königlichen“ Stellen, über deren Besetzung Se. Majestät der Kaiser verfügt. Diese sind zunächst für die Söhne von Offizieren bestimmt, welche vor dem Feinde geblieben oder verstorben sind, und sollen ihre Wohlthat dann auch auf die Söhne aktiver und inaktiver Offiziere überhaupt, wie unter besondern Bedingungen auf die Söhne lang und treu gedienter Unteroffiziere und die Söhne von Zivilpersonen erstrecken, welche durch Handlungen, die mit persönlicher Gefahr verbunden waren, dem Vaterlande besondere Dienste zu leisten im stande gewesen sind. In früherer Zeit bezogen sich diese Bestimmungen selbstverständlich nur auf Preußen, sie sind jetzt aber auch auf Württemberg und auf diejenigen Kontingente des deutschen Heeres ausgedehnt, welche unter preußischer Verwaltung stehen. Während für die Söhne gänzlich unbemittelter Eltern eine Anzahl Freistellen besteht, beträgt die Erziehungsbeihilfe, welche der Vater in den etatsmäßigen Stellen nach der Höhe seines Einkommens und der Zahl der Söhne, welche sich bereits im Korps befinden, jährlich zu entrichten hat, in den verschiedenen Abstufungen 90, 180, 300, oder 450 Mark, wogegen sich die Leistungen der Anstalt auf den vollen Unterhalt, die Bekleidung, Erziehung und den Unterricht der Zöglinge mit Einschluß sämtlicher Lehrmittel erstrecken.

Der Andrang zu diesen etatsmäßigen Stellen ist naturgemäß ein sehr großer, die Expektantenliste infolge dessen sehr lang und um mit Bestimmtheit darauf rechnen zu können, seine im Frühjahr 1872 gebornen Zwillingssöhne noch vor deren vollendetem fünfzehnten Lebensjahre, mit welchem Alter die Aufnahmefähigkeit

erlischt, in das Korps eintreten zu sehen, entschloß sich der Major Born, welcher als Invalide seine Familie standesgemäß zu ernähren und den zahlreichen Kindern die beste Erziehung zu geben sich bestrebte, dieselben schon zwischen dem achten und neunten Lebensjahre als dem frühesten erlaubten Termine vorschriftsmäßig beim Kommandeur des Kadettenkorps anzumelden. Mit der rasch eintreffenden Nachricht von der Einfügung der Knaben in die Expektantenliste erfolgte die Aufforderung, die Vermögensverhältnisse auf besonderm Fragebogen genau und unter der Verpflichtung der Wahrhaftigkeit der Angaben zu spezifizieren. Januar und Februar des folgenden Jahres verstrichen ohne weitere Mitteilung und schon glaubte die Familie, da die Einberufungen in den ersten Wochen nach Neujahr zu geschehen pflegen, nicht mehr an die Möglichkeit, die Söhne schon in der Sexta Aufnahme finden zu sehen, als das anfangs April eintreffende Dienstschreiben zu nicht geringer Überraschung die Benachrichtigung brachte, daß Se. Majestät den Eintritt der angemeldeten Knaben zum diesjährigen 1. Mai in die nächstgelegene Voranstalt gegen Zahlung eines bestimmten der mäßigen Erziehungsbeiträge, welcher dem Haushalte des Offiziers namhafte Ersparungen in Aussicht stellte, genehmigt habe. Mit der dankbaren Freude, den wohlerwogenen Entschluß so bald der Ausführung entgegenreifen zu sehen, mischte sich denn doch das nur zu erklärliche schmerzliche Gefühl der bevorstehenden Trennung, und namentlich dem treuen Mutterherzen wollte der Abschied von den Lieblingen gar zu schwer dünken. Während der Vater in der Zwischenzeit sich der praktischen Seite der Frage widmete, durch einen oberen Militärarzt ein Urteil über die Gesundheit der Knaben einholte und mit dem bisherigen Klassenlehrer Rücksprache über das bevorstehende Examen pflog, Dinge, die nicht zu übersehen sind, da im Fall der einberufene Knabe den Ansprüchen an einen gesunden Organismus und die nötige Vorbildung nicht genügt, das Kadettenkorps denselben zurückweisen muß und selbst die sonst übliche Reisevergütung nicht gewährt, wandte die sorgsame Mutter sich mehr der allerdings sehr einfachen Ausrüstung der Knaben zu, die außer den kleinen Gegenständen der Toilette und einzelnen Utensilien, unter denen Taschenmesser, Klopfpeitsche und die weißen Handschuhe in den Augen der Knaben selbst natürlich eine Hauptrolle spielten, lediglich aus einem Paar Stiefeln und je einem Stück der nötigen Leibwäsche zu bestehen hat.

Unter steigender Aufregung innerhalb der glücklichen Familie, deren Knaben als die ersten Kinder nunmehr das Haus verlassen sollten, nahte der wichtige Tag. Bald führte der Eisenbahnzug Vater und Söhne in rascher Fahrt nach der Bahnstation, von welcher aus ein einspänniges gemietetes Gefährt auf staubiger Chaussee langsam dem abseits der großen Verkehrsstraße gelegenen alten Benediktinerkloster zurollte, in dessen weiten Räumen sich jetzt die muntere Knabenschar tummelt.

Für die Kadetten bilden die Tage der jährlichen Aufnahme frischer Zöglinge ein hohes Fest, an denen sie selbst keine Klasse haben und deshalb größere Freiheit genießen als gewöhnlich. Jeder mit neuen „Stiften" in dem nur aus wenigen Häusern bestehenden Dorfe ankommende Wagen wird von vielen jugendlichen Augen beobachtet und die Insassen mit der Sicherheit des in fester Position

befindlichen Übergewichts kritisiert. Das einzige Wirtshaus, dessen tönender Titel „Zum weißen Schwan“ wohl seiner minimalen Leistungsfähigkeit wegen im Kadettenjargon seit vielen, vielen Jahren, wenn auch mit Unrecht, boshaft in die „schwarze Ente“ umgemodelt ist, trifft für solche Tage zwar die umfassendsten Vorbereitungen, vermag aber den Ansturm der vielen „Kadettenväter“ und ihrer hoffnungsvollen „Stifte“ kaum zu genügen, denn die Zahl der einberufenen Expektanten erreicht oft in den einzelnen Voranstalten die Höhe von 60 bis 70 jugendlicher Persönlichkeiten, deren Ankunft sich allerdings auf mehrere hinter einander folgende Tage verteilt. Deshalb finden sich alter Tradition gemäß auch die Besitzer der übrigen Häuser willig, für diese Zeit Gäste zu empfangen und der mit den Verhältnissen vertraute Offizier, wahrscheinlich selbst ein früherer Wahlstätter, pflegt schon wochenlang vorher sein Quartier beim Schlosser oder Apotheker zu bestellen, um eines Unterkommens sicher zu sein. Offiziere und Beamte der Anstalt sind von der größten Zuvorkommenheit und einzelne verständige und wohlinstruierte Kadetten versehen mit freundlicher Beflissenheit das Amt, die Ankömmlinge zurechtzuweisen und zu führen. Heute noch vollzieht sich der erste Akt für die aufzunehmenden Knaben, indem der urbane Stabsarzt des Instituts, bekannt durch die liebevolle Sorgsamkeit, welche er im Verein mit seiner Gattin den Kadetten angedeihen läßt, die in Krankheitsfällen seiner besonderen Obhut im Lazarett anvertraut sind, ihren körperlichen Zustand einer genauen Prüfung unterzieht. Während dann die Knaben früh das primitive Lager aufsuchen, um sich von den Anstrengungen der Reise und den neuen Eindrücken, die ihrer hier warteten, zu erholen und im gesunden Schlafe der Jugend Frische und Stärkung für das in den Vormittagsstunden des folgenden Tages stattfindende Examen zu gewinnen, suchen die „Kadettenväter“, welcher Begriff sich auf sämtliche Herren ausdehnt, unter deren Obhut die Knaben hierher gelangten, das im schön gewölbten Raume einfach aber gediegen eingerichtete Offizierskasino auf, welches mit liebenswürdiger Bereitwilligkeit den Besuchern geöffnet ist. Hier entwickelt sich ein angenehmer Verkehr, denn viele dieser „Väter“, erneuern alte Bekanntschaft oder knüpfen neue Beziehungen, und manche Nachricht aus der weiten Welt dringt hierher, wenn deutsche Beamte aus fernen Landen, wie dies nicht selten der Fall, herzugereist sind, um ihren Söhnen im Kadettenkorps die beste Erziehung zu geben.

Der folgende Morgen vereinigt Angehörige und Expektanten im Turnsaale der Anstalt zu den Vorbereitungen für die eigentliche Prüfung. Es ist eine zahlreiche Versammlung geworden; neben den „Vätern“ mehrere Damen, welche, fast sämtlich in Schwarz gekleidet, wohl den Ernährer der Familie beweinen und nun selbst den verwaisten Knaben seiner neuen Erziehungsstätte zuführen. Nach wenigen Stunden ist die Prüfung beendet, aber das Resultat wird erst am Nachmittage verkündet, und man zieht sich zum einfachen Mittagsmahle in die „Ente“, pardon! wollte sagen, in den „Schwan“ zurück, gefolgt von einer je nach der persönlichen Bekanntschaft größeren oder geringeren Zahl von Kadetten, denen diese Einladung eine lang ersehnte Abwechselung in dem täglichen Einerlei bietet und die mit dem sprichwörtlichen „Kadettenmagen“ geradezu unglaubliche Quanti-

täten des gewissen Reisauflaufs vertilgen, welcher bei diesem Diner nicht fehlen darf.

Endlich naht die entscheidende Stunde; in banger Erwartung harren die Angehörigen, in froher Zuversicht die Knaben, welche bereits Freundschaften geschlossen haben und denen namentlich der Spielplatz mit seinen Turn- und Springapparaten unter den schattigen Bäumen gar zu gut gefällt, wieder im Turnsaale des Urteils, welches die Lehrerkonferenz sich inzwischen über die Examinanden gebildet hat. Ein Knabe nach dem andern, welcher die Prüfung bestanden, wird vorgerufen und sofort einer der beiden Kompanieen zugeteilt. Die Väter begeben sich zu dem Rendanten, um vorgeschriebenermaßen die erste halbjährige Rate ihres Erziehungsbeitrages pränumerando zu bezahlen und die Knaben, welche sich in diesem Momente aus hoffnungsvollen „Stiften“ zu wohlberechtigten „Schnappsäcken“ umgewandelt haben, unterziehen sich der Metamorphose ihrer Einkleidung. Diese ist in kurzer Zeit beendet, und nach Verlauf von kaum einer halben Stunde eilt der äußerlich ganz veränderte Knabe zum erstenmal in des Königs Rock dem glücklichen Vater jubelnd in die Arme. Noch einmal vor seiner Abreise, welche auf den späteren Nachmittag festgesetzt ist, versammelt



dieser seine vom Mittagessen her bekannte Kolonne zum Abschiedskaffee, bei welchem der auf hochgehäuften Tellern servierte „Streuselkuchen“ als ein sehr beliebtes „Kadettenfutter“ die Hauptrolle spielt, dessen etwaige Restbestände, „weil doch einmal bezahlt“, sorgsam in Papier verpackt und in die Anstalt hinübergeführt werden.

So ist in froher kindlicher Lust die Stunde der Trennung herangekommen. Es ist ein schwerer Moment, wenn der Vater sich jetzt unter liebevollen Ermahnungen und ungesprochenen, aber heißen Segenswünschen vom Kinde trennt, welches unter dem heiteren Eindrucke neuer Verhältnisse sich des Ernstes desselben gar nicht bewußt wird, sondern freudig dem Vater den Abschiedskuß auf die Wange drückt und wahrscheinlich erst beim Erwachen am nächsten Morgen das Vaterhaus und dessen traute Gewohnheiten — und dann um so schwerer — vermissen wird. Doch dieser erste Schmerz im jugendlichen Leben wird vorübergehen und alle Vorbedingungen scheinen sich zu vereinigen, um aus dem heiteren Knaben einen tüchtigen Mann heranreifen zu lassen.

Nicht immer wickeln sich die Verhältnisse bei der Aufnahme neuer Zöglinge so glatt und den Wünschen der Beteiligten entsprechend ab. Mit der Neuorganisation des Korps halten die Anforderungen gleichen Schritt, welche an die Vor-

bildung der Expektanten gestellt werden, und wenn diese auch das Maß der für eine Realschule bestimmten nicht überschreiten, so ist es bei dem großen Andrange neuer Zöglinge nur zu erklärlich, daß mit Strenge und einer gewissen Starrheit an der strikten Erfüllung dieses Pensums festgehalten wird. So kommt es, daß in den letzten Jahren die Zahl derjenigen Expektanten sich erheblich, bei einzelnen Anstalten bis zu 40 % der Einberufenen gesteigert hat, welche entweder in einer niedrigeren Klasse Aufnahme finden, als die, für welche sie kandidierten, oder ganz zurückgewiesen werden müssen. Wenn diese Strenge zum Wohle des Ganzen geboten sein mag und im Interesse des Kadettenkorps, welches bestrebt ist, in seinen Erfolgen andern bewährten pädagogischen Anstalten ebenbürtig zur Seite zu stehen, gewiß nur heilsam wirkt, so sehen infolge davon doch zahlreiche Familien sich nicht allein in ihren schönsten Hoffnungen und liebsten Erwartungen getäuscht, sondern vielleicht der Möglichkeit beraubt, ihren Söhnen nun die wünschenswerte Erziehung geben zu lassen. Wie dann bei der Verkündigung des Prüfungsresultates die bittern Thränen der durchgefallenen Knaben und die langen Gesichter der Väter einen trüben Schatten auf die gehobene Stimmung der Glücklichen fallen lassen, so ist in den meisten Fällen der verzweiflungsvolle Aufschrei einer mittellosen Witwe von geradezu erschütternder Wirkung, welche mit der Abweisung ihres Sohnes die letzte Hoffnung schwinden sieht, denselben für die Laufbahn des früh verstorbenen Vaters oder überhaupt nur für die bisherige gesellschaftliche Sphäre zu erziehen.

Nur ganz ausnahmsweise würde in solchem Falle ein Gnadengesuch an den Kaiser von Erfolg sein und es bleibt den enttäuschten Eltern meistens nichts weiter übrig, als den Gedanken zur Erziehung des Sohnes im Kadettenkorps ganz fallen zu lassen, oder die abermalige Eintragung des Schlingels in die Expektantenliste nachzusuchen.

Die Gebrüder Born hatten Glück gehabt. Sie wurden beide der 1. Kompanie überwiesen und in dieser wieder derselben Brigade zugeteilt, bekamen zwei nachbarliche Spinde auf Stube No. 6, in denen rasch die geringen Habseligkeiten untergebracht waren, und auch ihre Betten im großen Kompanieschlafsaal standen unmittelbar neben einander. Müde streckten sie sich abends in den einfachen, und ach! so harten Betten aus, um nach wirren Träumen am andern Morgen dem ganzen Ernste und der ganzen Schwere eines neuen Verhältnisses gegenüber zu stehen.

Leben und Treiben in der Voranstalt.

Kaum hat der Trommelwirbel sie aus dem schönsten Morgenschlummer aufgeschreckt und verwundert wandern die Augen im Kreise herum, zu sehen, wo man sich denn eigentlich befindet, da tönt schon die scharfe Stimme des gestern zu dieser Würde emporgestiegenen Stubenältesten an ihr Ohr: „Fix, Schnappsäcke, heraus aus dem Bett mit den Faulpelzen.“ Es geht hinunter in den gemeinsamen Waschsaal. „Hemd herunter,“ heißt es da, „hier gibt es keine Katzen-

wäsche, höchstens Katzenköppe," und der Witz wird im Chor belacht. Vor Kälte, Scham und Angst zitternd nehmen die Neulinge, welche wohl zur Reinlichkeit erzogen, aber ein derartiges summarisches Verfahren doch nicht gewohnt sind, nun mit entblößtem Oberkörper die tägliche Reinigung vor. Das Frühstück, statt des kräftigen heißen Kaffees, den die Mutter daheim immer selbst einzuschenken und zu süßen pflegte, ein lauer „Mehlpamps mit Bulken", will gar nicht schmecken. Überhaupt treten zahlreiche Schattenseiten des neuen Lebens gleich am ersten Tage in abschreckender Deutlichkeit hervor. Zwar ist es in der Klasse — der Kadett besucht keine Schule, sondern geht in die Klasse — nicht viel anders, wie daheim in der Bürgerschule, man muß dort wie hier lernen und aufmerksam sein. Im übrigen wird aber dem Schnappsack von den älteren Jungen von vornherein die eigne Richtigkeit gebührend klar gemacht.

„Schnappsack, putz mir die Knöpfe," und der Rock des Stubenältesten fliegt ihm an den Kopf, oder „Schnappsack, steh gerade, sei nicht ein solcher Schlappier," ruft ein vorübereilender, größerer Kadett dem unglückseligen Neuling zu, der ganz stramm sich zu halten vermeint, und paff! setzt es aus reinem Übermut eine Schelle. Dabei ist es streng verpönt, sich zu wehren, noch ärger, „zu petzen", bei den Lehrern und Erziehern sich über die ungerechte Vergewaltigung zu beschweren. Das richtige Gefühl von der Notwendigkeit, solche knabenhafte Streiche unter sich auszumachen, Härte, selbst Ungerechtigkeiten zu ertragen und sich dadurch zu Ehre und Ansehen unter den Genossen aufzuschwingen, ist so tief in die Überzeugung der ganzen kleinen Schar eingedrungen, daß es der Androhung fürchterlicher Strafen, wie Stubenprügel, Klassenprügel oder gar Korpsprügel — der Kadett sagt Schmiere oder Schwung statt Prügel — gar nicht bedarf, um solche Anzeigen zu verhindern. Sehr selten erfährt der Erzieher trotz großer Aufmerksamkeit etwas von diesen Dingen, oder kommt ihnen doch nicht auf den Grund. Nur in den Fällen, wo die Ausschreitungen, und das sind sie immer, zur rohen gemeinen Quälerei der jüngeren und schwächeren Knaben ausarten, ist es geboten, mit ganzer Strenge einzuschreiten. Das geschieht aber auch, und der geradezu pöbelhafte Mißbrauch des körperlichen Übergewichts, von dem man sich vor zwanzig Jahren erzählte, scheint glücklicherweise im Kadettenkorps gänzlich ausgerottet zu sein. Wenigstens erklärten die Born auf Befragen alle gegenteiligen Behauptungen für „kommune Schnurren".

Im übrigen schadet ein bißchen Raufen nichts, und wird, so lange es lebhafte Jungen gibt, nirgends, auch nicht im Kadettenkorps aus der Welt geschafft werden. Mit der Zeit gestaltet der Amboß sich außerdem zum Hammer, der Knabe, welcher bei seinem Eintritt innerlich am meisten über sein Geschick geseufzt hat, gewinnt im zweiten Jahre als Brotsack, oder später als wirklicher Kadett eine ganz andre Anschauung von der Sache und wird zum schrecklichsten Peiniger, oder wie er sich ausdrückt, zum strammsten Vorgesetzten der jüngeren. Im ganzen aber wird auf diese Weise das Holz gehärtet, aus dem der König später ordentliche Offiziere schnitzen kann.

Die nach der Uhr genau geregelte Lebensweise, der stete Aufenthalt in frischer Luft, Turnen und Freiübungen stählen und kräftigen den jugendlichen

Körper auf überraschende Weise, und als die beiden Born, welche auch in der Klasse ihre Schuldigkeit thaten und eine gute Zensur vorweisen konnten, während der Hundstage, stolz „auf Soldatenbillet“ reisend, zum erstenmal auf Urlaub — Ferien lautet nicht kommentmäßig — in das Elternhaus zurückkehrten, war wohl die gegenseitige Freude groß, aber Vater, Mutter und namentlich die Schwestern standen den beiden derben Burschen zuerst fast als Fremdlinge gegenüber.


Kadetten der Voranstalt.

So groß waren sie geworden! so stark! so hübsch und manierlich hielten und bewegten sie sich! Auch die Ausdrucksweise schien gänzlich verändert, der heimische Dialekt hatte sich verwischt und in der Aussprache war bereits der angehende Gardeleutnant nicht zu verkennen. Die Jungen hießen Friedrich und Wilhelm, wurden scherzweise im elterlichen Hause oft Max und Moritz genannt, hatten sich früher selbst so, oder auch Flick und Flock gerufen, aber alle diese Bezeichnungen und Liebesnamen schienen gänzlich aus ihrem Gedächtnis verwischt.

„Junge, wo hast du denn die neuen Handschuhe gelassen? Schon wieder verloren?“

„Nein, Papa, die hab' ich Born I geborgt.“

Born I und Born II. Nur so kannten sich die künftigen Marschälle in soldatisch präziser Redeweise noch, und es klang wirklich hochkomisch, wenn Born I um ein Buch ersucht, oder Born II von dem „älteren“ würdevoll ermahnt wurde, ja die zweite Garnitur recht in acht zu nehmen und sich vor der Meldung bei Sr. Exzellenz dem Herrn Stadtkommandanten besonders gut abzubürsten. Auch in den Erzählungen herrschte ein eigentümlicher Jargon vor. Der Kadett von Krenen war zwar ein so unangenehmer Stubenältester, daß Born II in seiner Hilflosigkeit vor der ungerechten Härte desselben sich sogar einmal beschwerdeführend an den Vater gewendet, allerdings die Bitte um dessen Einmischung andern Tages sofort wieder zurückgezogen hatte, aber er war dabei „doll schneidig“, der Herr Leutnant Fischer war „doll gut“ zu Born I, denn er erlaubte ihm fast täglich den Verbrauch einer bestimmten Kleinigkeit vom Taschengelde zu Obst, und das Essen im Korps war „doll schlecht“. Für die letztere Behauptung wurde der Beweis der Wahrheit mit entschiedenem Erfolge angetreten. Die Kadettenmägen waren schier unergründlich und man hätte aus dem Appetit der Jungen, „Gefräßigkeit“ sagten die Schwestern, den Schluß ziehen können, als ob sie ein ganzes Vierteljahr nicht satt geworden seien. Dem widersprach allerdings das frische,

blühende Aussehen. Das alte Kadettenlied, welches die Jungen wütend machen konnte:

> Kadett, Kadett, Kaldaunenschlucker,
> Trinken Kaffee ohne Zucker,
> Rote Kragen
> Nichts im Magen,
> Goldne Tressen
> Nichts zu fressen —

hat nur in seinem ersten Teile recht. Einfach und einförmig, wie das ganze Leben, ist auch das Essen im Korps, aber für gesunde, gute und genügende Kost sorgen Offiziere und Ärzte. Allerdings schmecken den Leckermäulern Mutters auserlesene Bissen besser.

Die Ferien waren zwar „doll lange“, aber sie neigten sich doch mit erschreckender Geschwindigkeit ihrem Ende zu. Dieses Mal wurde der Abschied von den Fleischtöpfen Ägyptens den Knaben schwerer, als bei der Aufnahme in das Korps, aber sie hielten sich tapfer, wie es guten Soldaten geziemt. Mutter und Schwestern hatten für zahlreiche, kleine Andenken in Form von „Fressalien“ gesorgt und auch versprochen, zu allen möglichen und unmöglichen Geburtstagen in der Familie ungezählte Kisten mit Kuchen und Obst zu schicken. Sendungen zu andern Zeiten und mit konsistenteren Genüssen sind verpönt.

Die Rückreise zum Korps — Haus oder gar Voranstalt sind in den Augen der Kadetten durchaus unzutreffende Bezeichnungen — nach dem ersten Urlaube pflegt meistens in recht wehmütiger Stimmung angetreten zu werden. Von Station zu Station mehrt sich aber die Zahl der das gleiche Ziel verfolgenden Knaben. Man begrüßt sich, tauscht Erzählungen von allen den erlebten Herrlichkeiten aus, versucht sogar vielleicht, oft mit einem durchaus nicht beabsichtigten Erfolge, eine der im Korps streng verbotenen Zigarren, teilt gegenseitig von den mitgebrachten Eßwaren aus, die eigentlich zu einem in den nächsten Tagen abzuhaltenden „Stubenfraß“ bestimmt sind, und als der schrille Ton der Pfeife die Ankunft am Bestimmungsorte verkündet, hat die „Forschigkeit“ über den Trübsinn bei sämtlichen Knaben längst wieder die Oberhand gewonnen. Noch eine Stunde Fahrt in den mit Gästen vollgestopften, unbequemen Fuhrwerken, dann heben sich vom Horizont des Abendhimmels die Konturen der ehrwürdigen alten Abtei ab, Hauptmann und Leutnant empfangen die Rückkehrenden zur Meldung, und mit der gewohnten Umgebung ist auch die stramme Zucht zurückgekehrt.

Das langweilige, aber so gesunde Einerlei des Lebens im Korps wird nur zuweilen unterbrochen, wenn ein Strafgericht ergeht über solche Burschen, welche unter einander zu „rüpelhaft“ geworden, oder die in ihrem Übermute gegen einen oder den andern Lehrer zu weit gegangen sind. Der richtige Kadett sieht unter sämtlichen Zivilisten höchstens den eignen Vater für vollgültig an und betrachtet seine Lehrer im schwarzen Rock als geschworene Feinde. Man darf nicht glauben, daß Streiche, welche kleine, äußerliche Schwächen des Lehrers verspotten oder ausbeuten, Streiche, wie sie an andern Unterrichtsanstalten jahraus, jahrein vor-

kommen, durch die Disziplin des Korps vermieden würden. Keineswegs. Die Jungen sind ganz raffiniert in der Erfindung von Bosheiten, und ein Lehrer, welcher bei besonders kleinem Körperbau den herausfordernden Namen Sperling führt, oder Schuster heißt, und dabei vielleicht keine recht angenehme Art des Verkehrs hat, möchte zuweilen aus der Haut fahren über die unzähligen Neckereien. Aber sie wissen als gute Pädagogen, daß man nicht jedes Wort auf die Goldwage legen darf, daß jugendliches Feuer sich austoben muß, und lassen den übermütigen Knaben, trotz der strengen Ordnung, Luft bis zu einer bestimmten, ziemlich weit gesteckten Grenze.

Als Merkzeichen für die Zeitrechnung dienen dem Kadetten die verschiedenen Ferien, in deren Erwartung schon wochenlang vorher ein eigner Kalender vorbereitet ist, dessen einzelne Tage mit peinlicher Genauigkeit während der täglichen Arbeitsstunden dick durchstrichen werden. Neben diesen großen Ereignissen spielen Feierlichkeiten, die zu Königs Geburtstag, am Sedantage oder Stiftungsfeste veranstaltet werden, im Leben des Kadetten eine Hauptrolle. Morgens ertönen die Böller zu Ehren des Tages; bei Tisch gibt es Braten, selbst, wenn auch tüchtig verdünnten, Wein, und enthusiastisch stimmen die jugendlichen Kehlen ein in das vom Kommandeur auf den Kaiser ausgebrachte Hoch; nachher finden kleine Vorstellungen statt, welche die Erzieher mit einzelnen besonders begabten Kadetten einstudiert haben, oder es ist wohl gar Ball. Da wird die „nasse Sechs“ besonders zierlich gedreht, ein Knabe hilft dem andern den Scheitel trotz der struppigen widerspenstigen Wirbelhaare bis in den Nacken ziehen, die Stiefel sind glänzend schwarz poliert und die Handschuhe blendend weiß. Zum Tanze erscheinen die Damen der Offiziere, und häufig schließen sich andre jüngere Mädchen, Verwandte und Bekannte der Kadetten aus der nächsten Umgebung an. Das gibt ein Vergnügen! Die Heiterkeit erreicht aber den Gipfel, wenn die Frau Kommandeuse, eine stattliche Matrone, dem „Korpskleinsten“, welcher kaum 127 Zentimeter mißt, eine Tour gestattet.

Rasch verfliegt die Zeit, wenn sie den unzufriedenen Herzen der Knaben auch manchmal still zu stehen scheint. Es dauert nicht lange, so sind die fünf Jahre in der Voranstalt „durchgeoxt“, und der inzwischen zum schlanken Jüngling aufgeschossene Tertianer dampft eines schönen Tages mit den Genossen hinüber in die Hauptanstalt nach Lichterfelde.

Die Hauptanstalt.

Das erstaunte Auge des neuen Ankömmlings glaubt nicht ein einzelnes Etablissement, sondern eine ganze kleine Stadt vor sich zu haben, wenn er sich den großartigen Bauten der Zentralanstalt nähert. Über den stolzen Fronten erheben sich die zahlreichen Dächer der verschiedenen Pavillons, Flügel und andern Gebäude. Das Ganze überragt die von vier kleinen Rundtürmen umstandene Basilikenkuppel, welche auf ihrer Spitze die Figur des Erzengel Michael mit Schild und Schwert trägt.

Die achtzehn verschiedenen Baulichkeiten umschließen eine Fläche von annähernd 72 preußischen Morgen. Sie bilden ein längliches Viereck, dessen Hauptfront nach Süden gerichtet ist. Die Längsseiten haben eine Ausdehnung von 700 Schritt, die Ost- und Westseite sind je 300 Schritt lang, vorn ist das ganze Areal durch Eisengitter, nach rückwärts durch eine Mauer abgeschlossen.

Am 1. Juli 1878 ist die neugebaute Anstalt der Verwaltung des Korps übergeben worden und am 15. August desselben Jahres wurden seine Räume zum erstenmal durch die jugendlichen Scharen bevölkert, welche bis dahin in dem Berliner Kadettenhause an der Neuen Friedrichstraße untergebracht gewesen waren. Friedrich der Große hatte den Grundstein des letzteren, welches er „Martis et Minervae alumnis“ widmete, in feierlicher Weise am 3. April 1776 gelegt. Als die vorhandenen 260 Kadetten das neue Haus bezogen hatten, wurde der alte Hetzgarten abgebrochen. Das Lehrpensum der Zöglinge unter König Friedrich Wilhelm I bestand in Exerzieren, Wachdienst, Fechten, Tanzen, Schreiben, Rechnen, Religion, Französisch und Fortifikation. Friedrich der Große schon ließ den Kadetten Unterricht erteilen, wie in den besten Schulen des Landes. Nach den Befreiungskriegen blieb die etatsmäßige Zahl der Kadetten auf 240 stehen. Es kamen jetzt jedoch Pensionäre hinzu, die auf eigne Kosten in der Anstalt erzogen wurden. Dadurch stieg die Zahl der Zöglinge auf 325, ist im Laufe der Zeit auf 450 und bis zum Jahre 1878 auf 700 angewachsen. Schon im Jahre 1817 faßte König Friedrich Wilhelm III. als es bei dem steten Wachstum Berlins in der Stadt bedenklich an Raum zu mangeln begann, den Plan ins Auge, das Kadettenkorps nach Köpenick überzusiedeln, mußte sich dann aber damit begnügen, wenigstens einige Grundstücke für ein besonderes Lehrgebäude, für Turn-, Tummel- und Spielplätze anzukaufen. Im Laufe der Zeit war die Anstalt in der Neuen Friedrichstraße durch Hinterhäuser und Fabrikanlagen aber derartig umklammert und eingeengt, daß die Verlegung in eine frischere, gesundere Luft zur dringenden Notwendigkeit wurde. Die Lage des Korps in Lichterfelde ist glücklich gewählt. Weite Strecken unbebauten Landes, auf denen gerade Straßen allerdings bereits sorgsam abgesteckt sind, dehnen sich um die Anstalt aus, und es kann lange Zeit dauern, ehe eine geschlossene Häuserreihe bis an das Korps heranrückt. Dabei sind zwei Bahnhöfe, der Potsdamer und der Anhalter, selbst zu Fuß in einer Viertelstunde zu erreichen und die Verbindung mit der Reichshauptstadt ist daher trotz der größeren Entfernung eben so leicht, wie von einem der entlegeneren Stadtteile des eigentlichen Berlin aus. Besondern Vorteil gewährt die Nähe des Teltower Sees, welcher die Anlage einer Schwimm- und Badeanstalt gestattet hat.

Jede der beiden langen Seiten des mächtigen Gebäudevierecks wird der Hauptsache nach durch zwei dreistöckige Kasernen gebildet, welche, für je zwei Kompanieen berechnet, im ganzen acht Kompanieen mit 800 bis 1000 Kadetten Unterkunft gewähren. Inmitten der Hauptfront erhebt sich das Direktorialgebäude mit der Kirche, zwischen den Kasernen der Nordfront das Lehrgebäude. Auf den schmalen Seiten sind die äußeren Flügel der Kasernen durch Säulenhallen mit einander verbunden. Außerhalb der letzteren, versteckt in Garten-

anlagen, liegt im Osten die Villa für den Kommandeur, im Westen das Wohnhaus für die Beamten der Anstalt. Hinter der Nordfront, aber innerhalb der das ganze Grundstück umgebenden Mauer befinden sich außer dem Ökonomiegebäude das Wasch- und Schlachthaus, Turnhallen, Reitbahn mit Stallungen, Isolierbaracken und eine Leichenhalle. Das Korps besitzt eigne Gas- und Wasserleitung. Der Turm der letzteren steht außerhalb der Umfassungsmauern.

Über dem Hauptportal der Südfront stehen die Bronzestatuen der vier Könige, welche am meisten für die Anstalt gethan haben: Friedrich Wilhelm I, Friedrich II, Friedrich Wilhelm III, Wilhelm I. Über ihren Köpfen läuft die Inschrift her: Erbaut unter Kaiser Wilhelm, König von Preußen 1878. Durch die große Eingangsthür betritt man die Vorhalle, an deren Wänden die sechs marmornen Heldengestalten aus dem siebenjährigen Kriege: Zieten, Seydlitz, Schwerin, der alte Dessauer, Winterfeld und Keith, ihren Platz gefunden haben, welche früher den Zietenplatz in Berlin schmückten. Eine Wandtafel verewigt die Worte, mit welchen Kaiser Wilhelm die Hammerschläge zur Grundsteinlegung begleitete:

Der Jugend zur Bildung
Der Armee zum Heile
MDCCCLXXIII.

Eine Treppe führt geradeaus zu der von dunklen Marmorsäulen getragenen, einfach aber würdig geschmückten Kirche, seitwärts in weitläufige Zimmerreihen, welche den beiden Bataillonskommandeuren, mehreren Lehrern und Angestellten des Korps als Wohnung dienen.

Bei allen Baulichkeiten von Lichterfelde, hauptsächlich aber bei der Anlage der vier Kasernen ist darauf Bedacht genommen, Licht, Luft und genügenden Raum zu schaffen. Erst in zweiter Linie ist auch die äußere Schönheit berücksichtigt. Im Erdgeschoß jeder Kaserne liegen die Offizierwohnungen, fünf bis sechs Zimmer für den Verheirateten, deren zwei für den Ledigen. Breite steinerne Treppen stellen die Verbindung mit den oberen Stockwerken her, deren jedes eine Kompanie aufnimmt. Für je sechs Kadetten sind dort zwei einfach getünchte, aber sehr hohe und helle Zimmer als Schlaf- und Arbeitsgemach vereinigt und völlig abgeschlossen. Das einfache Mobiliar besteht für das erstere aus eisernen Bettstellen, sechs Holzstühlen, gemeinsamem Schrank und Waschtisch. Im Arbeitszimmer stehen ein großer Arbeitstisch, sechs Spinde und ebensoviel Rohrstühle. Kompanieversammlungssäle, Fechtsäle, Badelokale, Zimmer für Privatunterricht, Montierungskammern, Revierkrankensaal, Handwerksstätten und Bibliothekzimmer vervollständigen das „Revier“ jeder Kompanie.

Die Front des Unterrichtsgebäudes ist mit Medaillonbildern von Scharnhorst, Moltke und Roon geschmückt. Außer dem Offizierkasino finden sich in diesem Hause 37 Lehrklassen, das physikalische Kabinett, die Korpsbibliothek, Gesang- und Zeichensäle und in einem besonderen Flügel die Aula. Dieser prachtvolle, in künstlerischer Ausführung hergestellte Raum der letzteren birgt in seinem Innern die restaurierten Bildnisse sämtlicher brandenburgisch-preußischen Feld-

marschälle, welche ihm den Namen des Feldmarschallsaales gegeben haben, Porträts preußischer Könige und von Mitgliedern des preußischen Königshauses, und die Marmorbüsten der in den letzten Feldzügen gefallenen Generale. Hier wird auch der bei Waterloo erbeutete Degen Napoleons I aufbewahrt.

Im Ökonomiegebäude ist der für 880 Kadetten berechnete große Speisesaal, welcher 165 Fuß in der Länge und 55 Fuß in der Breite mißt, besonders sehenswert. Wände und Decke sind mit brauner Holztäfelung bekleidet und mit zahlreichen Ölgemälden geschmückt; Gipsmodelle von dem Standbilde Friedrich Wilhelms III und von denen der neuen Wache in Berlin gegenüber aufgestellten der Generale York, Gneisenau, Bülow von Dennewitz und Scharnhorst haben hier eine Stätte gefunden. Neben dem Saale befinden sich die Anrichtzimmer, welche durch schwere Fahrstühle mit den Küchen im Souterrain verbunden sind.

Der Hof der Anstalt zerfällt in drei Teile. In der Mitte liegt der Paradeplatz, westlich davon der Exerzierplatz, östlich der Erholungsplatz. Auf diesen blickt der mächtige Flensburger Löwe herab, ein Siegeszeichen von 1864. Sein Sockel trägt die Inschrift: Idstedt, den 25. Juni 1850.

In der Hauptanstalt hält mit der wissenschaftlichen Ausbildung eine regelmäßige militärische Unterweisung gleichen Schritt. In den Voranstalten sind



Kadett der Hauptanstalt.

zwar durch Freiübungen und die ersten Grundbegriffe von soldatischer Haltung und Bewegung die „Glieder in die gehörige Positur" gebracht, der sogenannte Felddienst hat sich aber im wesentlichen auf Spaziergänge beschränkt, auf denen eine Partei die Stellung der andern aufsuchte und nach Knabenart zum Angriff

vorging, oder indem zur Winterszeit mächtige Schneeberge erbaut und diese dann in zuweilen buchstäblich blutigem Handgemenge genommen wurden. Nur die Tertianer hatten schon die Jägerbüchse in die Hand bekommen. In Lichterfelde wird nach den in der Armee gültigen Vorschriften exerziert, geturnt, gefochten, Scheibe geschossen und geritten. Letztere Übung ist allgemein beliebt, wenn der Reitlehrer den ängstlichen Anfänger auch zuweilen mitleidig fragen mag, „ob das Pferd denn nächst der Wanze ihm wirklich das unangenehmste Tier sei.“

Sonntags geht es in großen Scharen mit der elektrischen Bahn nach Bahnhof Lichterfelde und von da nach Berlin. Hauptsache für jeden Kadett ist es, sich ein oder mehrere Häuser zu verschaffen, wohin er „auf Urlaub“ gehen kann. Verwandte und Bekannte der Eltern sind mit Vergnügen zum Empfang der jungen Herren bereit und stellen über ihren guten Willen in dieser Beziehung auch schriftliche Urkunden aus, wo aber auch der geringste Anhaltspunkt für eine zu erlangende Einladung fehlt, weiß der „Schlauberger“ doch oft Mittel und Wege zu finden, um seine Sonntage mit möglichster Regelmäßigkeit auf dem Pflaster der Großstadt zu verbringen.

Zu besonders hohen Festtagen gestalten sich gelegentliche Besuche und Besichtigungen, durch welche der Kaiser seine Fürsorge für das Kadettenkorps und dessen Zöglinge bethätigt.

Als der Ausdruck des eingehenden und besondern Interesses, welches der allerhöchste Kriegsherr an dem Wirken und Ergehen der Anstalt nimmt, erscheint aber die sich jährlich wiederholende persönliche Vorstellung derjenigen Kadetten, welche demnächst in die Armee versetzt werden sollen.

Gegen Mittag pflegt ein Extrazug die angehenden Krieger, fast dreihundert an der Zahl, selbstverständlich angethan mit den besten Paradesachen und glühend vor freudiger Erwartung, von Lichterfelde nach der Reichshauptstadt hinüber zu bringen. Berlin ist mit den militärischen Einrichtungen und Gewohnheiten so innig verwachsen, daß wohl jeder einzelne Residenzler die Bestimmung des Zuges jugendlicher Gestalten kennt, welcher sich, nach den acht Kompanieen gegliedert, vom Bahnhofe zum kaiserlichen Palais begibt. Dort wird in den weiten Räumen des sogenannten Adlersaales Aufstellung genommen; die hundert Selektaner am rechten Flügel; die Bataillonskommandeure, die Kompaniechefs und der Pagengouverneur vor der Front. Der Kommandeur der Hauptkadettenanstalt kommandiert die Aufstellung und außer dem Chef des Militärkabinetts finden sich, dem militärischen Gebrauche folgend, auch die direkten Vorgesetzten, der Kommandeur des Kadettenkorps und der Generalinspekteur der militärischen Bildungsanstalten ein.

Pünktlichkeit ist die Höflichkeit der Könige, lautet ein altes Sprichwort, welches der deutsche Kaiser zu einer Grundregel seines Thuns erhoben zu haben scheint. Mit dem Schlage der Uhr öffnen sich die Flügelthüren, um den hohen Herrn hereinzulassen. Derselbe trägt gewöhnlich die Uniform des Kadettenkorps, nimmt zunächst den Rapport aus der Hand des Obersten entgegen und schreitet dann langsam die Front der Kadetten entlang.

Der Kommandeur nennt bei dieser Gelegenheit den Namen jedes einzelnen und der Kaiser richtet einige Worte an denselben, so gewissermaßen die persönliche

Bekanntschaft und Beziehung mit dem zukünftigen Offizier anknüpfend. Die Leibpagen und manche Söhne von Generalen und andern hohen Offizieren haben in dem bewunderungswerten Gedächtnisse des kaiserlichen Herrn schon ihre Stelle gefunden, die Frage nach der Herkunft und dem Elternhause mancher andern bezeichnet diese als die nachgelassenen Söhne von Vätern, welche auf blutigem Schlachtfelde dem Könige und dem Vaterlande den Tribut treuer hingebender Pflichterfüllung mit dem Leben gezahlt haben, und das Auge des Kriegsherrn ruht mit verdoppeltem Wohlwollen auf diesen Waisen, welche bereit sind, in die Fußstapfen der Ahnen zu treten.

Zum Schluß tritt der Kaiser vor die Front der versammelten Kadetten, um in kurzer markiger Ansprache sie zu entlassen.

Ein Augenblick von hoher Bedeutung für jeden einzelnen hat damit sein Ende erreicht. Zum erstenmal ist es dem angehenden Offizier vergönnt gewesen, Auge in Auge dem Kriegsherrn gegenüberzustehen und direkte Rede und Gegenrede mit ihm zu tauschen, zum erstenmal hat er neben den huldvollen Worten persönlichen Interesses die ernste Mahnung zur Ehre und Pflicht aus solchem Munde vernommen. Wohl mag bei einzelnen der äußere Eindruck dieser Begegnung sich mehr oder weniger rasch verwischen, deren Bedeutsamkeit sich doch dem innersten Bewußtsein eines jeden tief eingeprägt hat. Vielleicht kleiden die Kadetten in den folgenden Freistunden dieses Tages nicht sämtlich die bewegenden Gedanken in die gleichen Worte, wenn auch der Sinn dieser Gedanken sich bei allen ohne Ausnahme zusammenfassen läßt in den Jubelruf:

Hoch lebe, und lange unser Kaiser Wilhelm!

Als „eine Pflanzstätte des altpreußischen Geistes der Treue gegen den Kaiser und König, der Liebe zum Vaterlande, des Gehorsams und des Pflichtgefühls, zum Segen für die Armee und dadurch für das Vaterland“, hat Kaiser Wilhelm die neue Anstalt in der Stiftungsurkunde vom 1. September 1873 geweiht. Möge das Kadettenkorps dieser seiner Bestimmung in ihrer ganzen Tragweite, wie bisher, so auch für künftige Zeiten sich fortwährend bewußt bleiben!

Die Kriegsschulen.

Im Jahre 1810 wurden seitens des preußischen Kriegsministeriums in Berlin, Königsberg und Breslau Kriegsschulen eingerichtet, welche gleicher Weise der Heranbildung junger Leute zu Offizieren und der weiteren kriegswissenschaftlichen Fortbildung von Offizieren dienen sollten. Die Schwierigkeit, beiden an und für sich so sehr verschiedenen Zwecken gerecht zu werden, trat bald zu Tage. Deshalb ward für die Fortbildung von Offizieren schon 1816 die eine Allgemeine Kriegsschule in Berlin ausgeschieden, welche sich im Laufe der Zeit zur heutigen Kriegsakademie entwickelt hat, während für die Heranbildung zu Offizieren Brigadeschulen bestimmt wurden. Diese erhielten später die Bezeichnung Divisionsschulen und wurden endlich unter späterer Erweiterung für das ganze Deutsche Reich wieder Kriegsschulen genannt.

Als Schöpfer der Kriegsschulen in ihrem jetzigen Bestande ist der inzwischen am 10. Februar 1876 verstorbene General von Peucker anzusehen. Derselbe beseitigte mit großem Erfolge die erheblichen Mängel der Divisionsschulen, indem er die bestehenden neun Lehranstalten zunächst zu drei größeren, aber dafür mit Lehrmitteln und Lehrkräften desto reicher ausgestatteten zusammenzog. Die Direktoren wurden dem Generalstabe, die Militärlehrer grundsätzlich der Zahl solcher Offiziere entnommen, welche die Kriegsakademie mit Erfolg besucht hatten, und um diesen wissenschaftlich und praktisch besonders gut vorgebildeten Männern die Möglichkeit einer Einwirkung zu geben, die sich über einen längeren Zeitraum und eine größere Zahl von Schülern erstreckte, wurde die Dauer des Kommandos auf drei bis fünf Jahre angenommen. Die konsequente Durchführung der applikatorischen Lehrmethode war bestimmt, das Wissen der Schüler zu vertiefen, ihre Leistungen zu verbessern, während körperliche Übungen, Exerzieren, Turnen, Fechten, Reiten, Schießen die Entwickelung des Körpers fördern wie ihre spätere dienstliche Brauchbarkeit erhöhen, die Unterbringung in Kasernen aber den militärischen und kameradschaftlichen Geist pflegen, gleichzeitig auch den Inspektionsoffizieren die Überwachung des sittlichen Lebenswandels der Zöglinge erleichtern sollte.

Den beiden ersten neuen am 1. Oktober 1859 eröffneten Kriegsschulen zu Potsdam und Erfurt, traten am 1. Oktober 1860 diejenige in Neisse, im März 1863 die von Engers hinzu. Nach der durch die wachsende Ausdehnung des Staates bedingten Vergrößerung der Armee wurden am 1. Mai 1867 noch die Kriegsschulen zu Hannover und Kassel, im August 1871 die zu Anklam und im März des folgenden Jahres die von Metz errichtet. Für die nächste Zeit ist die Verlegung der Kriegsschule von Erfurt nach Glogau in Aussicht genommen. In diesen preußischen Militärbildungsanstalten finden auch Offiziersaspiranten der sächsischen und württembergischen Armee Aufnahme und zu ihnen werden anderseits auch Offiziere der genannten Truppen als Lehrer und Inspektionsoffiziere kommandiert.

Um den gesamten Kriegsschulen einen gemeinsamen geistigen Mittelpunkt zu geben, wurden sie zunächst der Generalinspektion des Militär-Erziehungs- und Bildungswesens unterstellt. Mit dem 29. Dezember 1874 ist jedoch durch die Inspektion der Kriegsschulen ein Mittelglied geschaffen. Der Chef der letztgenannten Behörde, ein im Range des Brigadekommandeurs stehender Offizier, überwacht die Handhabung des Unterrichts, den gesamten Dienstbetrieb, und die Disziplin auf den Kriegsschulen, wirkt mit bei der Besetzung der Lehrer und Aufsichtsoffiziere, beruft die Schüler ein und überzeugt sich durch jährlich vorzunehmende Besichtigungen von dem ganzen Zustande der Anstalten.

Sämtliche Offiziersaspiranten aller Waffen, mit alleiniger Ausnahme solcher, welche bei guter Führung mindestens ein Jahr auf deutschen Universitäten studiert haben, sind zum Besuche der Kriegsschulen verpflichtet. Außer von solchen Schülern, welche nach den neueren Bestimmungen von der Oberprima des Kadettenkorps der Kriegsschule direkt überwiesen werden sollen, wird für den Besuch als Vorbedingung das Bestehen der Portepeefähnrich-Prüfung und eine fünfmonatliche aktive Dienstzeit beim Truppenteil gefordert, so daß die jungen Leute mit den

Dienstverrichtungen des gemeinen Mannes durchaus, mit denjenigen des Unteroffiziers wenigstens der Hauptsache nach vertraut sind.

Der einen Zeitraum von neun bis zehn Monaten umfassende Kursus beginnt auf drei Kriegsschulen am 1. März jeden Jahres, bei den übrigen am 1. Oktober. Der wissenschaftliche Unterricht erstreckt sich auf Grundlage der bestehenden Vorschriften über Taktik, Waffenlehre, Befestigungskunst, Terrainlehre, Zeichnen, militärisches Aufnehmen, Dienstkenntnis und dienstlichen Geschäftsstil, und wird unterstützt durch taktische Übungen im Terrain, Aufnehmen, Besichtigung der Werke einer Festung, Beiwohnung von Artillerieschießübungen und dergleichen. Daneben läuft praktische Ausbildung im Exerzieren, in der Gymnastik, im Reiten, Schießen und im Instruieren von Mannschaften.

Am Ende jeden Vierteljahres wird eine schriftliche und mündliche Prüfung gefordert und zum Schluß des Kursus das Offiziersexamen vor Mitgliedern der Ober-Examinationskommission abgelegt.





Die Infanterie.

Allgemeines.

Dann eingeschwenkt und grade
In Schlachtfront vorwärts drauf,
Hurra! Die Wachparade
Sie zieht im Sturmschritt auf.
Mit Spiel und Trommelschlage,
Im Takt: „So leben wir,
So leben wir alle Tage,
Im Feld wie im Quartier!" —

Als ging durch alle Glieder
Der Front ein eisern Niet,
Tritt sie vernichtend nieder
In Staub, was nicht entflieht;
Der Schrecken fegt die Bahnen,
Wo sie im Heerschritt naht,
Der Sieg rauscht in den Fahnen
Der stürmenden Wachparad'.

(„Männer und Thaten" von Fedor v. Köppen.)

Die Wachparade des kleinen Marquis von Brandenburg hatte man in verächtlichem Scherzwort am französischen Hofe die Armee Friedrichs II. einst genannt, nicht allein der geringen Zahl der Truppen wegen, sondern indem man hohnvoll die eiserne Disziplin und Subordination dieser wenigen Soldaten, die stets wiederholten, genauen Übungen, den strammen, exakten Drill belächelte. Aber Preußens großer König betrachtete das starre Formenwesen, wie seine zahlreichen Feinde zu ihrem Schaden bald genug erkennen sollten, nicht als Selbstzweck, sondern als das richtige Mittel, die Truppe zu einer hohen Kriegstüchtigkeit heranzubilden, und verstand der toten Form jenen Geist des Gehorsams, der Hingebung und des freudigen Opfermuts einzuflößen, welcher auf zahlreichen Schlachtfeldern übermächtige Gegner niederwarf.

Die militärische Form ist seit jenen Tagen mannigfachen Veränderungen unterworfen gewesen, der kriegerische Geist des preußischen, des deutschen Heeres ist derselbe geblieben. Zwar wollte es zu Anfang dieses Jahrhunderts scheinen,

als wenn dem neuerstandenen Kriegsruhme des gewaltigen Kriegsfürsten Napoleon auch die sieggewohnten Soldaten des großen Friedrich für immer unterliegen müßten, und der stolzen Erinnerung an Roßbach konnten unsre Feinde triumphierend ein Jena entgegensetzen. Aber die moralische Kraft der preußischen Armee war in langer Friedenszeit unter der Führung von Epigonen wohl erschlafft, aber nicht gebrochen. Wie ein Phönix aus der Asche, so entstand unter den denkbar ungünstigsten und schwierigsten Verhältnissen ein neues, tapferes Heer, erstanden Führer, welche den preußischen Adler bis in das Herz des feindlichen Landes trugen und dem besiegten Gegner den Frieden in der eignen Hauptstadt diktierten.

Auf den Traditionen aus der Zeit Friedrichs des Großen und den Errungenschaften der Befreiungskriege hat sich unser heutiges Heerwesen, auf dessen Erfolge wir mit hoher Genugthuung zurückblicken können, aufgebaut, wenn auch die Fechtweise in vielen Punkten eine völlig andre geworden ist.

Das Feuergewehr der fridericianischen Armee trug nur auf kurze Entfernungen, kaum einige hundert Schritt. Der Angreifende mußte deshalb dem Feinde nahe auf den Leib rücken, um ihn überhaupt mit der Kugel zu treffen. Um bei dem entstehenden Feuergefecht dann sofort möglichst viele Gewehre nutzbar zu machen und zugleich die Verluste durch feindliches Feuer auf ein möglichst geringes Maß zurückzuführen — Erwägungen, die doppelten Einfluß auf die Entscheidungen des Feldherrn zu einer Zeit ausüben mußten, während welcher die Zahl der Soldaten von der für ihre Anwerbung zur Verfügung stehenden Summe abhing — wurde die Infanterie, zu langen dünnen Linien gegliedert, meistens in zwei Treffen hinter einander aufgestellt. Die einzelnen Soldaten, wenn sie auch nur auf das Kommando ihrer Offiziere feuerten, oder in der festgeschlossenen Linie zum Sturme gegen die feindliche Stellung vorrückten, mußten doch einen hohen Grad militärischer Ausbildung, unbedingten Gehorsam und eine treue Pflichterfüllung besitzen, um im Kugelregen die befohlenen Bewegungen auszuführen, und die entstehenden Lücken immer wieder zu schließen. Wurde das versäumt, so stürzte sich die Reiterei des Gegners vernichtend auf die wankenden Glieder.

Das System der levée en masse, der Aushebung sämtlicher diensttüchtigen Mannschaften für den Kriegsdienst, welches die französische Republik eingeführt hatte, verschaffte dem Konsul und späteren Kaiser Soldaten in großer Zahl, die aber namentlich in der ersten Zeit nicht gehörig soldatisch geschult und nicht genügend in der Hand der Führer waren, um zu dünnen Linien im Sinne der damaligen Taktik auseinandergezogen werden zu können. Napoleon ballte sie deshalb in dichte Kolonnen zusammen, welche unter dem deckenden Feuer vorgeschobener Tirailleurs gleich einem Keile in die feindlichen Reihen getrieben wurden. Im Haufen glich die geringere kriegerische Tüchtigkeit des Einzelnen sich aus und die Verluste in den vorderen Reihen wurden sofort durch die Hinterleute ersetzt.

Hatte Friedrich der Große mit der Lineartaktik seine Schlachten gewonnen, so gelang es nun der napoleonischen Kolonnentaktik, alle Gegner niederzurennen. Zahlreiche Kriegskünstler wollten das Geheimmittel des sicheren Sieges deshalb in dieser Form gefunden haben. Sie übersahen, daß im Kriege die Form zur Neben-

sache herabsinkt, daß auf dem Schlachtfelde so gut, wie bei den meisten andern Dingen des menschlichen Lebens, nur der lebendige, frische, überwältigende Geist Erfolge erringen kann; sie übersahen vor allen Dingen, daß eine gewisse taktische Form nie für alle Zeiten, sondern immer nur unter Berücksichtigung der gesamten augenblicklichen Heeresverhältnisse die beste genannt werden kann.

Die numerische Stärke der heutigen Heere hat eine Schlachtordnung in langgezogenen dünnen Linien zur Unmöglichkeit gemacht, und das weittragende Gewehr, dessen mechanische Einrichtungen außerdem häufigeres Schießen, besseres Zielen und Treffen gestatten, als unsre Vorfahren für möglich gehalten hätten, fügt dem vorrückenden Feinde schon auf große Entfernungen namhafte Verluste zu. Drängen die Verhältnisse damit einmal zu einer Gliederung des Heeres nach der Tiefe, so wird zugleich die Wahl von taktischen Formen zur Notwendigkeit, welche die Wirkung des feindlichen Massenfeuers möglichst abzuschwächen im stande sind. Auf Grundlage derartiger Erwägungen hat sich die heutige Fechtweise der Infanterie entwickelt.

Dem Feinde tritt auch heute im Feuergefecht zunächst eine dünne Reihe von Streitern entgegen, doch nicht die eng zusammengedrängte, scharf gerichtete Linie, in welcher die Grenadiere Friedrichs des Großen zum Sturm schritten. Die moderne Schützenlinie zieht die Leute weit auseinander, um jedem einzelnen Kämpfer die freieste Bewegung zur ausgiebigen Handhabung seiner Waffe zu gestatten und ihm zugleich die Möglichkeit zu wahren, gegen die feindlichen Kugeln von allen Deckungen, welche das Terrain bietet, Gebrauch zu machen. Jede vorgehende Kompanie hält einen Teil ihrer Stärke zurück, der sich als Soutien möglichst gedeckt aufstellt, um bei starken Verlusten in der Feuerlinie das Gleichgewicht wieder herzustellen. Die Schützenlinie bildet also eine der Bodenfiguration sich eng anschließende, mehr oder weniger gewundene Linie, und dahinter befinden sich kleine Abteilungen zum „Nähren“ des Gefechts. Die Kampfesleitung im dichten Kugelhagel und bei dem Knattern des eignen Schnellfeuers bietet an und für sich schon Schwierigkeiten genug. Diese werden noch erhöht durch viele andre Momente. Die Leute verschiedener Kompanieen und Regimenter kommen durcheinander, zahlreiche Offiziere fallen, Signale und Kommandoworte werden kaum noch gehört, geschweige von den Leuten, deren jeder mit sich selbst genug zu thun hat, verstanden. Die heutige Fechtweise der Infanterie führt ganz naturgemäß zur scheinbar völligen Auflösung der taktischen Verbände. Die hauptsächlichste Aufgabe der Friedensausbildung gipfelt deshalb in der Gewöhnung des Soldaten, sich auch im „zerstreuten Gefecht“ noch als Teil des Ganzen zu fühlen und demgemäß zu handeln, während die Bestrebungen der Taktik sich darauf richten müssen, die „aufgelöste Ordnung“ zu organisieren, Normen aufzustellen, um dem Führer die Möglichkeit zu gewähren, unter allen Umständen den dichten Schützenschwarm als brauchbares Kriegsinstrument in der Hand zu behalten.

Dies letztere wird auf dem Schlachtfelde immer nur bis zu einem bestimmten Grade gelingen, und der kommandierende Offizier sondert deshalb von vornherein einen Teil seiner Truppen als zweites Treffen aus, welches vor dem Einblick, wie gegen das direkte Feuer des Feindes sich möglichst deckt, und durch

Auseinanderziehen in Reihen oder andre Formation die Verluste zu verringern sucht, falls die tödlichen Geschosse in großer Zahl nach seiner Stellung geschleudert werden.

Weiter zurück, außerhalb des feindlichen Feuerbereichs, hat der Höchstkommandierende in dichter Kolonne seine Reserve aufgestellt. Zweites Treffen und Reserve sind bestimmt, mit den Bajonetten den Gegner aus seiner Stellung zu vertreiben, wenn das Feuer der ersten Linie ihn mürbe genug gemacht hat. Auf den gegebenen Befehl stürmen sie vorwärts, mit derselben alles niederwerfenden Wucht, wie die fridericianische Wachparade bei Leuthen, und pflücken neue Lorbeeren zu den alten.

So weist die heutige Infanterietaktik eine große Mannigfaltigkeit von Formen auf, welche aus Linie und Kolonne hervorgegangen sind. Aber wie es nicht oft genug betont werden kann, daß die Form an sich nicht zum Siege führt, sondern daß es dazu vor allem charakterfester und geistvoller Führer bedarf, welche die Form den Verhältnissen anzupassen verstehen, so werden auch die heute gebräuchlichen Formen mit veränderten Verhältnissen wechseln, vielleicht ganz verschwinden, oder sich vervielfältigen, und Sache einer umsichtigen Heeresleitung im Frieden wird es bleiben, in dieser Beziehung der Zeit voraufzumarschieren.

Die Infanterie nimmt der Zahl nach den hervorragendsten Platz in den modernen Heeren ein und ist auch nach der Bedeutung, welche sie in die Wage der Entscheidung wirft, die eigentliche Schlachtenwaffe. Von der Wechselwirkung der drei hauptsächlichsten Truppengattungen, dem gegenseitigen rechtzeitigen Ineinandergreifen im Gefecht, welches zu einem glänzenden Waffenerfolge das Meiste beiträgt, und auf dessen Herbeiführung in den Friedensübungen deshalb besonderer Wert gelegt wird, kann man sich leicht eine Vorstellung machen, wenn die Ausführung, bei welcher Entschluß und Handlung oft zusammenfallen müssen, selbst auf dem Manöverfelde auch nur in seltenen Fällen in die Erscheinung tritt.

Der Reiterei fällt die Aufgabe zu, durch Ausstellung von Vorposten das Heer vor Überraschungen zu sichern und ihm eine ungestörte Ruhe zu ermöglichen. Sie kundschaftet zugleich die feindliche Stellung aus und erstattet darüber Bericht. Die Infanterie beginnt das Feuergefecht, und schafft der nachfolgenden Artillerie Raum zu gesicherter Aufstellung der Geschütze. Diese letzteren senden ihre vernichtenden Geschosse in den Feind. Sie bereiten den entscheidenden Angriff der Infanterie vor, denn dessen bedarf es immer. Man kann einen tüchtigen Gegner nicht aus seiner Stellung hinausschießen, man muß ihn hinauswerfen. Der Sturmlauf gelingt. Auf diesen Augenblick hat die Reiterei, in geschlossener Masse hinter der Feuerlinie versammelt, gewartet, um hervorbrechend den fliehenden Feind durch energische Verfolgung völlig in Auflösung zu bringen. Kann dagegen die Infanterie den Feind nicht verdrängen und weicht geschlagen zurück, so sammelt sie sich wieder unter dem Schutze der Kanonen und die Kavallerie ist bereit, dem Gegner die Ausnutzung des gewonnenen Vorteils zu verbieten.

Mit der veränderten Fechtweise sind auch die Gesichtspunkte andre geworden, von denen man bei der soldatischen Ausbildung des einzelnen Mannes ausgeht.

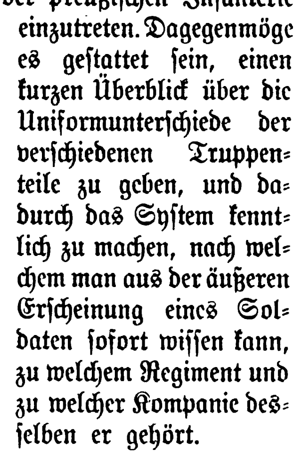
Zwar ist das, was man außerhalb der Armee vielfach den Drill nennt, dasselbe geblieben, insofern darunter das Bestreben des Vorgesetzten verstanden wird, die Leute zu der peinlichsten und pünktlichsten Befolgung der allgemein gültigen Vorschriften, wie des an Ort und Stelle gegebenen Einzelbefehls zu erziehen. Mit vollem Rechte erkennt man innerhalb der preußischen Armee in dieser Gewöhnung zu Ordnung, Reinlichkeit und Gehorsam nicht nur den Kitt, welcher die Mannschaften in außerordentlichen Lagen und in Zeiten der Gefahr an die Befehle ihrer Offiziere bindet, sondern schreibt ihr auch eine erzieherische Bedeutung für das ganze Volk zu. Während dagegen vor hundert Jahren die geworbenen Soldaten vornehmlich durch die Furcht vor strengen, oft grausamen Strafen — sie sollten den Degen ihrer Offiziere mehr fürchten, als die feindliche Kugel — zur Disziplin, zum blinden Gehorsam gezwungen wurden, richtet sich in der heutigen, von humanerem Geiste getragenen Zeit die Thätigkeit der Vorgesetzten neben der Erziehung wesentlich auf die Entwickelung von Körper und Geist der Landessöhne, welche für eine kurze Dienstzeit unter die Fahnen treten. Gehorchen, prompt, rasch, unbedingt gehorchen muß der Soldat von heute so gut, wie der aus dem Heere des großen Friedrich, aber wie Freiübungen und Gymnastik den Jüngling während seiner „drei Jahre" zum starken, sich seiner Kraft bewußten Mann heranreifen lassen, so soll auch sein Intellekt geweckt werden. Indem der Soldat erkennt, aus welchem Grunde dies oder jenes so und nicht anders gemacht wird, lernt er denken, seine Individualität tritt zutage, der Offizier führt nicht nur Maschinen in die Schlacht, und an die Stelle des blinden Gehorsams tritt die Überlegung, auf welche Weise der erhaltene Befehl am besten und am meisten im Sinne des Befehlenden auszuführen ist. In der Art, die Mannschaften eines Truppenteils nicht mehr als eine Gesamtheit zu betrachten, die automatenhaft nach dem Willen des Befehlenden wirkt, sondern den einzelnen zum inneren Verständnis seiner Pflichten heranzubilden, liegt der große Unterschied, der gewaltige Fortschritt in der Ausbildung des Soldaten von sonst und jetzt. Dabei geht es auch heute selbstverständlich nicht immer sehr gemütlich zu. Wo dem großen Ganzen genutzt werden soll, wo Hunderte und Tausende verschiedener Köpfe und Sinne in einer einzigen Richtung bewegt werden sollen, kann man nicht immer und nicht jeden mit Samthandschuhen anfassen. Da gibt es viel Ungeschicklichkeit, Dummheit, in seltenen Fällen gar Trotz und bösen Willen zu überwinden. Manches Donnerwetter wird auch heute noch auf den Exerzierplätzen gehört, manches ungehörige Scheltwort entsprudelt dem „Zaun der Zähne" des eifrigen Lehrers, und harte Strafen werden nötig, um aus der Masse der jährlichen Rekruten binnen verhältnismäßig kurzer Zeit brauchbare Soldaten zu machen. Von vielen Seiten wird die barsche Art des Ausdrucks bei militärischen Übungen angegriffen, man spricht von Mißhandlungen der Untergebenen seitens ihrer Vorgesetzten, ohne hinzuzusetzen, daß solche Ausschreitungen, sobald sie bekannt werden, nach Recht und Gesetz und ohne Ansehen der Person geahndet werden. Schon der Begriff des Soldatenstandes schließt eine gewisse Härte ein, trotz derselben aber lebt der deutsche Soldat während seiner Dienstzeit im allgemeinen besser und genießt eine würdigere Behandlung, als er dies in seinen bürgerlichen Ver-

hältnissen gewohnt ist, nimmt in den weitaus meisten Fällen das Gefühl gehobener Manneswürde, ein selbstbewußtes, festes Auftreten mit in die Heimat zurück und gedenkt mit freudigem Stolze seines Truppenteils und der im Rock des Königs verlebten Zeit.

Stärke der Infanterie und die Uniformunterschiede in der Armee.

Die Infanterie der preußischen Armee und der dieser eng verbundenen Kontingente besteht mit Einschluß des dem 10. Armeekorps zugeteilten Braunschweigischen Infanterieregiments Nr. 92 aus 123 Regimentern und 14 Jäger- bez. Schützenbataillonen. Das ist eine gewaltige Macht, die schon im Frieden 7619 Offiziere und 223 551 Mannschaften in ihren Reihen vereinigt, von denen 7311 Offiziere und 215 725 Mann auf die Infanterie, 308 Offiziere, 7826 Mann auf die Jäger und Schützen entfallen. Hierzu treten noch 209 Landwehr-Bezirkskommandos mit einem Bestande von 225 Offizieren und 3690 Mann, so daß die preußische Infanterie im ganzen 7844 Offiziere und 227 241 Mann stark ist. Davon gehören dem Gardekorps neun Regimenter, das Gardejäger und das Gardeschützenbataillon an.

Die Figur des preußischen Musketiers ist typisch geworden. Jedermann kennt den einreihigen blauen Waffenrock mit rotem Kragen, den schwarzen, messingbeschlagenen, in eine Spitze auslaufenden Helm, den weißen Ledergurt, an dem zur Seite der Hirschfänger herabhängt, den schwergepackten Tornister, den gerollten Mantel, das sicher tragende Gewehr. Es ist deshalb nicht nötig, hier in eine nähere Beschreibung der Bekleidung und Ausrüstung der preußischen Infanterie



einzutreten. Dagegen möge es gestattet sein, einen kurzen Überblick über die Uniformunterschiede der verschiedenen Truppenteile zu geben, und dadurch das System kenntlich zu machen, nach welchem man aus der äußeren Erscheinung eines Soldaten sofort wissen kann, zu welchem Regiment und zu welcher Kompanie desselben er gehört.

Die Grundfarbe der Uniformröcke für die Infanterie ist mit Ausnahme der schwarzen Montur der Braunschwei-



Musketier. Füsilier. Jäger.

ger das dunkle bleu de prusse, Kragen und Ärmelaufschläge sind rot. Die Garderegimenter zeichnen sich durch weiße Litzen auf den Kragen aus. Die äußeren Unterscheidungszeichen der Regimenter bestehen der Hauptsache nach in der verschiedenen Farbe der Achselklappen und in der auf diesen angebrachten Regimentsnummern. Die Regimenter des 1. und 2. Armeekorps haben weiße, die des 3. und 4. rote, das 5. und 6. Korps hat gelbe, das 7. und 8. Korps blaue, das 9. und 10. im allgemeinen wieder weiße, das 11. rote Achselklappen. Bei der Garde führen das 1. Garderegiment zu Fuß, im Jargon häufig mit Emphase das „'Ment" genannt, und das Kaiser-Alexander-Garde-Grenadierregiment weiße, das 2. Garderegiment und „Kaiser Franz" rote, die Gardefüsiliere, das 3. Garderegiment zu Fuß und „Elisabeth" gelbe, endlich das 4. Garderegiment und das 4. Gardegrenadierregiment Königin blaue Achselklappen. Eine Ausnahme von der allgemeinen Regel machen die neuformierten Regimenter 97 bis 99 und 128 bis 132, welche rote Achselklappen, nebenher aber andre kleine Unterscheidungszeichen haben, auf welche hier nicht näher eingegangen zu werden braucht. Die so gebildete Reihenfolge in den Farben findet sich wieder bei den Säbeltrobdeln der Mannschaften, so daß bei den ersten Kompanieen und Eskadrons diese Abzeichen weiß, bei den zweiten rot, den dritten gelb, den vierten blau sind; für die fünften Eskadrons tritt eine grüne Säbelquaste hinzu. Dementsprechend haben die beiden badischen Regimenter Nr. 109 und 110 weiße, das 111. hat rote, 112 gelbe, 113 blaue und 114 grüne Achselklappen, während bei den großherzoglich hessischen Regimentern die Farbenfolge vertauscht ist, so daß das 1. Regiment Nr. 115 rote, Nr. 116 weiße, 117 blaue, 118 gelbe Achselklappen hat. Die Uniformknöpfe der letztgenannten Truppenteile, wie ferner diejenigen des 1. Garderegiments zu Fuß, des Gardefüsilierregiments und der Regimenter Nr. 89 und 90 sind weiß, alle übrigen Infanterietruppenteile haben gelbe Knöpfe.

Die Linienregimenter führen eine durchlaufende Nummer. von 1 bis 99, von 108 bis 118, endlich von 128 bis 132. Durchgängig ist diese Nummer auch bei der Garde auf den Achselklappen angebracht, und nur bei den vier Garde-Grenadierregimentern, den Regimentern Nr. 2, 78, 89, 91, 92, 93, 94, 95, 109, 110 und 115 durch einen Namenszug oder eine Krone ersetzt. Die im Jahre 1881 neu formierten Regimenter Nr. 97, 98, 99, 128 bis 132 werden in der Bezeichnung lediglich durch die Nummern unterschieden, sie heißen beispielsweise: Infanterieregiment Nr. 97; bei den übrigen Linientruppenteilen dagegen macht ihr Titel gleich den Landesteil erkenntlich, aus dem sie ursprünglich sich rekrutieren. So wird das 68. Regiment offiziell genannt: 6. Rheinisches Infanterieregiment Nr. 68. Einzelne Regimenter sind als Leib- bezw. Königsregimenter ausgezeichnet, wie das 8. und 7., bei andern ist eine hervorragende Waffenthat, das Andenken eines bedeutenden Heerführers oder befreundeten Fürsten in ihrem vollständigen Namen verewigt, wie beim Colbergschen Grenadierregiment (2. Pommersches) Nr. 9, beim 4. Brandenburgischen Infanterieregiment Nr. 24 (Großherzog Friedrich Franz II. von Mecklenburg-Schwerin), oder dem 3. Thüringischen Infanterieregiment Nr. 94 (Großherzog von Sachsen). Die Regimenter

Nr. 89 und 90 heißen Großherzoglich Mecklenburgische, diejenigen der 25. Division Großherzoglich Hessische.

Die Regimenter Nr. 1 bis 12, das mecklenburgische Nr. 89 und das 1. badische Nr. 109 führen die Bezeichnung als Grenadiere, die Regimenter Nr. 33 bis 40, das 73., 80., 86. und das mecklenburgische Nr. 90 diejenige als Füsiliere.

Die Füsilierregimenter, ferner die Regimenter 89, 92, die badischen und die großherzoglich hessischen Regimenter tragen schwarzes Lederzeug statt des sonst in der Armee üblichen weißen. Mit demselben schwarzen Lederzeug ist auch das eine der drei Bataillone jedes Regiments als Füsilierbataillon ausgerüstet.

Die Formation von eignen Füsilierregimentern ebenso wie der Füsilierbataillone innerhalb der Regimenter beruht auf der älteren Anschauung, nach welcher die geistig geweckteſten und körperlich gewandtesten Mannschaften besser bewaffnet und für bestimmte Gefechtszwecke, den Schützendienst, den gesamten Felddienst besonders ausgebildet wurden. Jetzt besitzt die ganze Infanterie dasselbe Gewehr und von jedem einzelnen Bataillon der Armee wird die gleiche Gewandtheit in jeder Art von Dienst gefordert.

In fast allen Armeen hat sich aus den Zeiten des großen Napoleon das Bestreben erhalten, für bestimmte kriegerische Aufgaben, welche erhöhte Intelligenz, Leichtigkeit der Bewegung, größere Schießfertigkeit und dergleichen wünschenswert machen, eine ausgesuchte Truppe zu besitzen. Gewiß kann eine solche Elitetruppe unter bestimmten schwierigen Verhältnissen über das Maß des Gewöhnlichen hinausreichende Dienste leisten, anderseits läßt sich die große Schwierigkeit nicht erkennen, welche daraus erwächst, daß sie erfahrungsmäßig in Zeiten der Not und für den Bedarfsfall selten zur Hand ist. Legt trotzdem die Armeeverwaltung mit vollem Rechte Wert auf ihr Vorhandensein, so wird dagegen die Heeresleitung verlangen müssen, daß jede Elitetruppe, unbeschadet ihrer größeren Brauchbarkeit auf irgend einem bestimmten militärischen Gebiete, im Frieden für jede Art von kriegerischer Verwendung in derselben Weise wie das Gros der Armee geschult wird. Beide Forderungen werden bei den preußischen Jägern in hohem Maße erfüllt. Die Schießfertigkeit der Jäger ist eine bedeutende und während einzelne Bataillone in rangierter Feldschlacht, bei Sedan und bei der Belagerung von Paris sich besonders hervorgethan haben, so war es andern vergönnt, in glücklicher und schneidiger Lösung zahlreicher Aufgaben des kleinen Krieges reiche Lorbeeren zu ernten.

Wie die Bezeichnung der Truppe an den Wald gemahnt, so trägt auch die Grundfarbe der Uniform das Grün der Bäume zur Schau. Nur das großherzoglich mecklenburgische Jägerbataillon Nr. 14 hat einen blauen Rock mit lichtgrünen Kragen und Aufschlägen; die Uniform der 11 übrigen Linienbataillone, des Garde-Jägerbataillon und des Gardeschützenbataillon ist hellgrün, Kragen und Aufschläge bei dem letztgenannten Truppenteile schwarz, bei den übrigen rot.

Der Hinweis auf die verschiedene Uniformierung der andern Waffen wird am besten auch gleich an dieser Stelle erledigt.

Die preußischen Kürassiere tragen bekanntlich sämtlich den weißen Koller. Die einzelnen Regimenter werden an verschiedenfarbigen Kragen und Ärmelaufschlägen unterschieden. Diese sind bei dem Regiment der Garde du Korps ziegelrot, bei den Gardekürassieren hellblau, beim 1. oder Leibkürassierregiment schwarz, bei den Königinkürassieren Nr. 2 karmesin, beim 3. Kürassierregiment hellblau, beim 4. rot, dem 5. hellrot, dem 6. dunkelblau, dem 7. gelb, dem 8. grün. Die beiden Garderegimenter sind an dem königlichen Aar kenntlich, welcher die Helme krönt. Die Kürassierregimenter Nr. 1 und 6 führen in den Achselklappen Namenszüge, und zwar das erstere den des Kaisers, das verschlungene, von der Krone überragte W. R., das letztere den des verstorbenen Kaisers Nikolaus von Rußland, dessen Namen das Regiment trägt.

Bei den durchweg hellblauen Dragonern — nur die Uniform der großherzoglich hessischen Regimenter Nr. 23 und 24 macht von dieser Grundfarbe eine Ausnahme — liegen die Unterscheidungszeichen für die einzelnen Regimenter in der Farbe von Kragen, Achselklappe und Ärmelaufschlag und in der Farbe der Knöpfe. Die beiden Gardedragonerregimenter haben ziegelrote Kragen, das 1. gelbe Knöpfe und gelbe Tressen, das zweite beides weiß. Das 1. Dragonerregiment hat ziegelrot, das 2. schwarz, das 3. hellrot, das 4. gelb. Dieselben Farben der Kragen finden sich wieder in den Regimentern 5 bis 8, doch haben die Regimenter Nr. 1, 2, 7 und 8 gelbe, die vier mittleren weiße Knöpfe. Die Regimenter Nr. 9 und 10 haben weiße, Nr. 11 und 12 blutrote Achselklappen, das erstere von den beiden immer gelbe, das zweite weiße Knöpfe. Bei den Regimentern Nr. 13 bis 16 finden sich die Farbenunterschiede der ersten vier Regimenter wieder, doch sind die Kragen hier durch einen weißen Vorstoß kenntlich gemacht, Nr. 13 und 14 haben gelbe, 15 und 16 weiße Knöpfe. Die beiden mecklenburgischen Regimenter Nr. 17 und 18 haben wie die Garderegimenter ziegelrote Kragen, beide mit gelben Tressen. Das oldenburgische Dragonerregiment Nr. 19 hat schwarzen Kragen, weiße Achselklappen mit dem gekrönten Buchstaben A, weiße Knöpfe; die badischen Regimenter Nr. 20, 21, 22 die auszeichnenden Farben rot, gelb, schwarz mit weißen Knöpfen. Die erstgenannte Truppe führt eine Krone auf der Achselklappe, während der schwarze Kragen der Zweiundzwanziger rot umrändert ist. Die hessischen Dragoner Nr. 23 und 24 tragen einen dunkelgrünen Waffenrock, dazu erstere roten mit weißen Tressen besetzten, letztere weißen Kragen, beide Regimenter weiße Knöpfe.

Eine wahre Musterkarte von Farben bilden die Uniformen der siebzehn preußischen Husarenregimenter, denen das braunschweigische mit schwarzem Attila und gelben Schnüren als achtzehntes hier zugezählt werden darf. Die unterscheidenden Merkmale der Uniform bestehen in der Farbe des Attila, den Schnüren desselben, und im Kalpak, dem die Pelzmütze krönenden Tuchlappen. Die Gardehusaren haben ziegelroten Attila mit gelben Schnüren, die Husarenregimenter Nr. 1 und 2 schwarzen Attila mit weißen Schnüren, Nr. 1 roten, Nr. 2 weißen Kalpak, die Zietenhusaren in Rathenow ziegelrot mit weißem Besatz, die 4. braun mit gelb, die Blücherschen Husaren Nr. 5 karmesin mit weiß, die 6. dunkelgrün mit gelb und ziegelrotem Kalpak, die Königshusaren Nr. 7 dunkelblau mit gelb, die 8. blau mit weiß und hellblauem Kalpak, die 9. hellblau mit gelb und hell-

blauem Kalpak, die 10. dunkelgrün mit gelb und karmesinrotem Kalpak, die 11. dunkelgrün mit weiß, die 12. und 13. hellblau mit weiß, erstere mit weißem, letztere mit rotem Kalpak, die 14. dunkelblau mit weiß und rotem Kalpak, die 15. blau mit weiß und gelbem Kalpak, die 16. hellblau mit weiß und gelbem Kalpak.

Die neunzehn preußischen Ulanenregimenter sind sämtlich mit der dunkelblauen Ulanka bekleidet, welche mit einer Brustrabatte in der Farbe des Kragens geschmückt ist. Die Regimenter können unterschieden werden nach der Farbe des Rockkragens, der Knöpfe und des Tuchs in den Epauletten, welches letztere Uniformstück bei dieser Waffe auch von den Mannschaften getragen wird. Von den drei Garderegimentern hat das 1. roten Kragen mit weißen Tressen, weiße, rotumränderte Brustrabatte, weiße Epauletten, das 2. roten Kragen mit gelben Tressen, rote Rabatte, rote Epauletten, das 3. gelb mit weißen Tressen. Die Ulanenregimenter Nr. 1 bis 4 haben rote Kragen, rote Rabatten und gelbe Knöpfe. In den Epauletten erkennt man die Reihenfolge der Farben wieder, wie sie oben bei der Infanterie angegeben ist. Nr. 1 hat weiße, Nr. 2 rote, Nr. 3 gelbe, Nr. 4 blaue Epauletten. Nr. 3 führt den gekrönten Namenszug des verstorbenen Kaisers Alexander II. von Rußland im Wappen. Dieselben Farben kehren in der nämlichen Reihenfolge bei den ganz gleich uniformierten Regimentern Nr. 5—8 wieder, welche zum Unterschiede von den erstgenannten aber weiße Uniformknöpfe haben. Die Regimenter Nr. 9 und 13 haben weiße Kragen, Rabatten und Epauletten, Nr. 14 und 15 dasselbe in rot, Nr. 11 und 15 gelb, Nr. 12 und 16 hellblau. Sie unterscheiden sich wieder dadurch, daß die erstgenannten Truppenteile dieser vier Gruppen gelbe, die zweiten weiße Knöpfe führen.

Der bunten Mannigfaltigkeit der Reiteruniformen gegenüber erscheint der einfache blaue Waffenrock der Artillerie mit dem schwarzen, rotgeränderten Kragen beinahe düster. Nur bei den beiden Feldartillerieregimentern und dem Fußregiment der Garde werden die letzteren durch gelbe Tressen etwas belebt. Im übrigen unterscheidet sich die Feldartillerie von der Fußartillerie durch die Achselklappen, welche bei jener rot, bei dieser weiß sind, und die einzelnen Regimenter durch die auf den Achselklappen angebrachten Nummern, welche bei den preußischen Feldregimentern die Ziffern von 1 bis 11, von 14 bis 28, 30 und 31, bei den Fußregimentern die Ziffern 1 bis 11 und 14 umfassen. Von der Infanterie unterscheidet sich die Artillerie auf den ersten Blick durch den Helm, dessen Spitze in eine Kugel endigt. Eine Besonderheit in der Uniformierung zeigt die 5. (braunschweigische) Batterie des 1. hannöverschen Feldartillerieregiments Nr. 10 in ihren schwarzen Röcken mit gelbem Besatz. —

Gardist ist jeder Pionier
Das zeigt die Litz am Offizier,

sagt ein in Armeekreisen bekannter Knittelvers, bei den Mannschaften ist aber nur das Gardepionierbataillon durch weiße Litzen ausgezeichnet. Die andern Bataillone Nr. 1 bis 11, und Nr. 14 bis 16 tragen blauen Waffenrock, schwarzen Kragen, rote Achselklappen. Die Uniform unterscheidet sich von derjenigen der Artillerie durch weiße Knöpfe und den Helm mit der Spitze.

Die Leibgendarmerie ist kenntlich am grünen Waffenrock, dessen hellblauer rotgeränderter Kragen mit gelben Tressen verziert ist, am roten Tuche in den Epauletten und am Helm von gelbem Metall. Das Feldjägerkorps trägt zum dunkelgrünen Waffenrock roten Kragen mit gelben Tressen, grüne Epauletten; die Schloßgardekompanie dunkelblauen Waffenrock mit rotem, weißgeränderten Kragen. Die Invaliden haben im allgemeinen die Uniform der Linieninfanterie, aber mit weißen Knöpfen, die Kompanien unterscheiden sich durch Verschiedenheiten in den Achselklappen. Die Infanterieuniform des Kadettenkorps ist durch gelbe „Gardelitzen" ausgezeichnet. In den Farben der Achselklappen kehrt die schon früher angedeutete Reihenfolge wieder. Die Hauptanstalt in Lichterfelde hat weiß, Kulm und Ploen weiß, Potsdam und Oranienstein rot, und zwar unterscheiden sich in beiden Gruppen die letztgenannten Anstalten durch gelbgeränderte Ärmelaufschläge von den ersten, Wahlstatt gelb, Bensberg blau.

Die Unteroffizierschulen endlich tragen die völlige Uniform der Linieninfanterie, und werden von einander durch die Farbe der Achselklappen unterschieden. Potsdam und Ettlingen führen weiß, Jülich und Marienwerder rot, Biebrich gelb, Weißenfels blau. Ettlingen und Marienwerder sind am weißen Ärmelpattenvorstoß kenntlich.

Das Mausergewehr.

Seit mit der Erfindung des Schießpulvers und der Einführung von Feuergewehren als Hauptwaffe des Fußvolks dieses letztere zur schlachtentscheidenden Truppe geworden war, haben geschickte Büchsenmacher unausgesetzt ihren Scharfsinn auf die Verbesserung der ursprünglichen Muskete gerichtet, und alle Feldherren von Bedeutung der fortschreitenden Waffentechnik ihre Aufmerksamkeit zugewendet.

Wie die Grundlagen der heutigen preußischen Armee fast in jeder Richtung auf die Organisation von König Friedrich Wilhelm I. zurückzuführen sind, so verdankt das Heerwesen den Anstoß zu hoher Entwickelung überall und auch mit Bezug auf einen wesentlichen Fortschritt in der besseren Ausnutzung der Infanteriefeuerwaffe dem glänzenden kriegerischen Genie des großen Friedrich. Nachdem bereits im Anfange des 17. Jahrhunderts die Patronen bei den Soldatengewehren in Gebrauch gekommen waren, führte 1718 der „alte Dessauer" den eisernen Ladestock bei der preußischen Infanterie ein. Die Erfindung scheint so einfach, daß vielen großen Geistern der Gegenwart ein mitleidiges Lächeln über den geringen Scharfblick unsrer Vorfahren auf den Lippen schweben mag, die nicht schon viel, viel früher auf einen so natürlichen Einfall gekommen sind. Es ist eben nur das Ei des Kolumbus in neuer Gestalt. Thatsächlich hat mit dem eisernen Ladestock, an Stelle des zerbrechlichen hölzernen, nicht allein das Infanteriefeuer, sondern die ganze Infanterietaktik, die Verwendung der Truppe in der Schlacht eine völlige Wandlung durchgemacht. Die Feuergeschwindigkeit nahm in einer Weise zu, daß während man es zur Zeit des dreißigjährigen Krieges noch für eine

große Leistung ansah, wenn im Laufe eines Tages der Musketier sein Gewehr fünf- bis siebenmal abschoß, die preußische Infanterie Friedrichs des Großen, mit der Bajonettflinte viermal in der Minute feuerte. Nach den großen Kriegen jener Zeit erfuhr auch das Soldatengewehr erhebliche Verbesserungen. So erhielt 1773 der Ladestock eine cylindrische Form, wodurch das lästige und zeitraubende Umdrehen desselben beim Laden fortfiel, und in seiner Überzeugung von der hohen Wichtigkeit eines schnellfeuernden Gewehrs lohnte der König dem Leutnant von Freytag 1781 die Erfindung konischer Zündlöcher, welche das Aufschütten von Pulver auf die Pfanne entbehrlich machten, durch die Auszeichnung mit dem blauen Kreuze des Pour le mérite. Bei den späteren Friedensübungen konnten die Preußen innerhalb einer Minute sechsmal schießen und außerdem noch einmal laden.

Nachdem die kriegerische Zeit zu Anfang unsres Jahrhunderts verrauscht war, öffnete sich den Technikern ein weites Feld auf dem Gebiet der Verbesserung der Militärgewehre. Eine solche wurde namentlich in drei Richtungen angestrebt: Sicherheit der Entzündung, denn die bisherige Art des Aufschüttens von losem Pulver führte immer zu zahlreichen Versagern; Vermehrung der Feuergeschwindigkeit und größere Trefffähigkeit. Große Fortschritte in allen diesen Punkten wurden erreicht durch die Einführung der Perkussionszündung mittels Zündhütchen, das Einschneiden von Zügen in den Lauf und die Annahme von Expansionsgeschossen, welche durch die Entzündung der Pulverladung sich ausdehnen und damit gezwungen werden, dem Laufe der Züge zu folgen.

Während aber die sämtlichen europäischen Heere, so sehr sie sich in bezug auf Neueinführung verbesserter Schußwaffen zu überbieten suchten, doch sämtlich den alten Vorderlader beibehielten, ging man in Preußen seinen eignen Weg. Die Annahme des Zündnadelgewehrs als ersten Hinterladegewehrs für die Armee bedeutete abermals einen gewaltigen Fortschritt; es war damit wieder in der kriegerischen Verwendung der Infanterie eine durchgreifende Veränderung angebahnt. Der preußischen Heeresverwaltung, welche es wagte, mit den alten Überlieferungen zu brechen und ein Gewehrsystem dem Kriegsherrn zu empfehlen, dessen Vorzüge noch in keiner Aktion hatten erprobt werden können, muß ein ungewöhnlicher Scharfblick und hoher moralischer Mut zuerkannt werden. Denn der Gegner, selbst in den Reihen des eignen Heeres, waren genug, und namentlich die klugen Leute in den mittelstaatlichen deutschen Armeen schüttelten bedenklich das weise Haupt, oder bespöttelten wohl gar die neueste, übrigens sehr geheim gehaltene Erfindung aus „Beehrlihn“. Der hauptsächliche Einwand gegen den Hinterlader als Soldatengewehr bestand in der Befürchtung, daß die Möglichkeit des raschen Ladens im Gefecht leicht zum „Verschießen“ des Soldaten führen würde, ohne daß man für Munitionsersatz genügend würde sorgen können.

Nach den Erfolgen des Jahres 1866 schlug dann die öffentliche Meinung mit einemmale um. Nun war es neben dem vielberedeten Schulmeister das Gewehr gewesen, welches die glänzenden Siege „verschuldet“ hatte. Diese Behauptung wurde gründlich widerlegt im französischen Kriege. Hier befanden sich die deutschen Truppen dem Chassepot, einer weit überlegenen Waffe, gegenüber,

die das tödliche Blei in unheimlicher Weise schon auf solche Entfernungen hinaus entsandte, daß man den Gegner noch nicht einmal zu erblicken im stande war, und siegten doch. Der Grund mußte also in etwas anderem gesucht werden; er ist auch leicht genug zu finden für jeden, der überhaupt sehen will. Ein kriegsbrauchbares Gewehr soll rasches Laden und scharfes Zielen ermöglichen, hohe Treffsicherheit mit genügender Durchschlagskraft auf große Entfernung verbinden und die sichere Entzündung des Schusses verbürgen. Es ist natürlich, daß eine derartige gute Schußwaffe von nicht zu unterschätzendem Einfluß auf die kriegerischen Erfolge einer Armee ist, hat doch schon der schlachtengewaltige Napoleon I. das Infanteriegewehr „la meilleure machine de la guerre“ genannt, und in neuerer Zeit trat beispielsweise der Wert des besseren Gewehrs im Feldzuge 1866 recht deutlich in die Erscheinung. Die Feuergeschwindigkeit der österreichischen Waffen zum Zündnadelgewehr verhielt sich wie 1 : 4, oder 1 : 5, und dieses Verhältnis läßt sich bei den gegenseitigen Verlusten ziemlich genau wiedererkennen. Immerhin ist dieser Einfluß aber nicht entscheidend. Den Ausschlag im blutigen Ringen wird immer geben der innere moralische Halt der Truppe, der feste Wille zu siegen. Dieser äußert sich im Feuergefecht durch die Feuerdisziplin, welche selbst im Augenblick höchster Erregung und Gefahr dem einzelnen Soldaten verbietet, sein Pulver unnütz zu verknallen, welche ihn lehrt hauszuhalten mit der wertvollen Munition und auch im Kugelregen und im schier undurchdringlichen Pulverrauch auf den Wink und Befehl seines Offiziers selbst da zu achten, wo im dichten Schützenschwarm dessen unmittelbare Einwirkung verloren gegangen ist. Die sorgsame preußische Friedensausbildung hat in dieser Hinsicht Wunder gethan. Dem Geiste, welcher solche Friedensarbeit entsprungen, verdanken wir unsre kriegerischen Erfolge auf den Schlachtfeldern der letzten Jahrzehnte, und wie dieser Geist fortwährend gehegt und gepflegt wird, so dürfen wir auch einem zukünftigen, gerechten Kriege getrost entgegen sehen.

Die großen Verluste an Menschenleben, welche das weittragende, scharfschießende Chassepot unsern Truppen zugefügt hatte, das Übergewicht der französischen Waffe über Zündnadel und andre Gewehre, ließ nach Beendigung des Krieges die Einführung eines mindestens ebenso brauchbaren Gewehrs im deutschen Heere als dringende Notwendigkeit erscheinen.

Unter den der Heeresverwaltung vorgelegten Gewehrsystemen entschied sich diese für das von den Gebrüdern Mauser zu Oberndorff in Württemberg herrührende Modell. In seinen Bemühungen, das Dreysesche Zündnadelgewehr zu verbessern und zu vereinfachen, soll zuerst der Stadtälteste Friedrich in Stettin ein Gewehr konstruiert haben, welches sich in einer Waffensammlung zu Lüttich befindet und als der Vorläufer des Mausergewehrs angesehen werden kann. In Lüttich hat nämlich auch Mauser sein erstes Modell hergestellt, und dieses stimmt mit den Grundprinzipien der Friedrichschen Konstruktion völlig überein. Immerhin hat Mauser selbst aber so wesentliche Änderungen und Verbesserungen an dem ursprünglichen Modell vorgenommen, daß das Gewehr, mit welchem jetzt die gesamte deutsche Infanterie bewaffnet ist, trotzdem daß dasselbe im Laufe der an der Schießschule zu Spandau mit ihm angestellten Versuche noch mehrfache Wandlungen

durchgemacht hat, mit vollem Rechte im Volksmunde die Bezeichnung als Mausergewehr führt. Im dienstlichen Verkehr sagt man einfach Gewehr M. (Modell) 71.

Die Vorzüge des Mausergewehrs werden hauptsächlich gefunden in seiner soliden Konstruktion, der Sicherheit des Laufverschlusses, und der Einfachheit der Ladeweise. Mit diesen Eigenschaften verbindet die Waffe eine sehr flach gespannte „rasante" Flugbahn und große Treffsicherheit noch auf weite Entfernungen.

Gleich dem Zündnadelgewehr zählt auch das Mausergewehr zu der Klasse der Hinterlader mit Cylinderverschluß. Der Durchmesser des Laufs, das „Kaliber", ist bei der jetzigen Waffe geringer als beim Zündnadelgewehr und beträgt nur 11 mm. Der Lauf hat vier gewundene Züge. Die innern Teile des Cylinderschlosses befinden sich in der Hülse. In dieser bewegt sich die cylindrische Kammer und wird mit dem an ihrer rechten Seite befindlichen Hebel, dem Knopf, geöffnet. Sie fällt dabei so weit zurück, daß die Patrone bequem in die zwischen Lauf und Schloß entstandene Öffnung der Hülse gelegt werden kann. Mit dem Zurückziehen der Kammer beginnt, durch eine Vorrichtung im Schloß, die Spannung der Spiralfeder. Diese vollendet sich beim Wiedervorschieben der Kammer. Das Mausergewehr ist also ein Selbstspanner, und hierin liegt neben der leichteren Ladefähigkeit ein großer Fortschritt gegenüber dem Zündnadelgewehr.

Durch das Vorschieben der Kammer wird auch zugleich die Patrone in den Lauf geschoben und dieser letztere durch die genau passende Schlußfläche des Kopfes der Kammer fest verschlossen. Eine unfreiwillige Öffnung des Schlosses wird verhindert, indem die Kammer beim Vorwärtsschieben und Schließen des Laufs zugleich rechts gedreht wird. Die Leitschiene derselben, auf welcher der Knopf sitzt, erhält dadurch Führung in einen Ausschnitt der Hülse, zwischen deren Flächen sie nun fest ruht.

Die Messinghülse der Patrone ist im Innern lackiert. Auf dem hintern Boden befindet sich eine cylindrische Vertiefung, die Zündglocke, zur Aufnahme des Zündhütchens, und darüber ein zweiter Boden, der sich kegelförmig nach der Glocke wendet, der Amboß. Neben diesem sind kleine Zündlöcher durch den zweiten Boden geschlagen. Darüber liegt die Ladung von 5 Gramm Pulver. Diese ist von dem Geschoß, welches in Form eines vorn abgerundeten Cylinders aus Bleiplatten gepreßt ist und 25 Gramm wiegt, durch einen zwischen zwei Kartonblättchen befindlichen Wachspfropf getrennt, der das Durchschlagen von Pulvergasen zwischen Geschoß und Hülse verhindert. Eine Papierumwickelung am hintern Ende des Geschosses befördert das Festhalten in der Hülse und vermindert die Verbleiung und Verschleimung des Rohrs.

Drückt der Schütze am Abzug, so wird die durch das Wiedervorschieben der Kammer vollends gespannte Spiralfeder frei und schnellt einen Schlagbolzen gegen den Boden der Metallpatrone. Der Schlag, welcher einer Kraft von 11 Kilo entspricht, entzündet das Zündhütchen. Durch die oben erwähnten Zündlöcher dringt das Feuer zur Pulverladung und da ein Ausweichen der Pulvergase durch den Verschluß des Laufes verhindert ist, so wendet sich deren ganze Kraft gegen das

Geschoß, welches in die Züge getrieben und durch deren Drall in eine vorwärts drehende Bewegung gesetzt wird.

Die Patronenhülse wird beim Öffnen der Kammer durch eine sinnreiche Vorrichtung, den sogenannten Auszieher, mit nach rückwärts genommen, und während der Mann die neue Patrone ergreift, wirft er einfach durch eine leichte Drehung des Gewehrs die alte heraus. Die teuren Hülsen bleiben übrigens für mehrere Füllungen brauchbar. Sie werden von den Truppenteilen bei den Friedensübungen deshalb sorgfältig gesammelt und an die Munitionsfabriken zurückgesandt.

Die sechs Handgriffe, deren das Zündnadelgewehr zum Abfeuern bedurfte, sind beim Gewehr M. 71 auf die Hälfte vermindert. Öffnen der Kammer, Einlegen der Patrone, Schließen der Kammer.

Diese einfachen und wenigen Manipulationen haben denn auch die Feuergeschwindigkeit bedeutend erhöht. Die geschlossene Truppe kann auf das Kommando des Führers in der Minute bequem sechs bis sieben Salven abgeben. Gewandte Schützen sind im stande, in der gleichen Zeit bis zu vierundzwanzig gezielte Schüsse abzugeben, und bei den minder geübten erreicht die Ziffer immer noch die Hälfte.

Der gebräunte Lauf verhindert das Blenden der Sonnenstrahlen beim Zielen, zu gleichem Zwecke sind die gegen früher wesentlich verbesserten Visiereinrichtungen geschwärzt. Die Tragweite des neuen Gewehrs ist im Vergleich zum Zündnadelgewehr etwa um das Dreifache gestiegen. Man kann jetzt noch auf 1600 Meter zielen, doch treibt das Gewehr sein Geschoß mit einer gewissen Durchschlagskraft 3000 Meter, oder fast eine halbe Meile weit.

Die Länge des Gewehrs beträgt anderthalb Meter, sein Gewicht 4½ Kilo. Damit ist die deutsche Waffe zwar fast ein halbes Pfund schwerer als die Soldatengewehre andrer Heere, aber immer etwas leichter als das Zündnadelgewehr mit aufgestecktem Bajonett. Da das letztere ganz in Wegfall gekommen ist und zum letzten Ansturm das Seitengewehr aufgepflanzt wird, so ist mit der Einführung des Mausergewehrs immerhin eine nicht unerhebliche Erleichterung für den Mann eingetreten.

Augenblicklich ist die gesamte deutsche Linieninfanterie mit dem Gewehr M. 71 ausgerüstet. Über die Einführung derselben Waffe bei der Landwehr ist noch nichts bestimmt. Der Zeitpunkt dazu dürfte davon abhängen, ob bereits eine genügende Zahl von Gewehren in den Arsenalen aufgespeichert ist, und zugleich soweit hinausgeschoben werden, um wenigstens in mehreren Jahrgängen einen Stamm von vollständig mit der Handhabung der Waffe vertrauten Mannschaften zu besitzen.

Die Bewaffnung von Linie und Landwehr erfordert rund eine Million Gewehre. Es ist unschwer einzusehen, daß ein großes Heer aus politischen und militärischen Gründen danach trachten muß, eine als notwendig erkannte Veränderung in der Bewaffnung so rasch als möglich durchzuführen, kann der Staat doch von einem unruhigen Nachbar gerade im gefährlichen Übergangsstadium überfallen werden. Zur Anfertigung der neuen Gewehre wurde deshalb, nachdem seiner Zeit das Modell endgültig festgestellt war, nicht allein die Thätigkeit der

königlichen Gewehrfabriken auf das Höchste angespannt, sondern auch die Privatindustrie des In- und Auslandes in umfassendem Maße herangezogen. Namentlich waren bei der Herstellung der Munition amerikanische und andre Unternehmer mit großartigen Lieferungen beteiligt.

Deutschland besitzt in den verschiedensten Gegenden Waffenfabriken aller Art, deren Ruf weit über die Grenzen unsres Erdteils hinausreicht. Man braucht nur auf das großartige Etablissement von Krupp in Essen, auf Gruson in Buckau bei Magdeburg, auf Sömmerda, von wo das Zündnadelgewehr ausgegangen, auf Suhl im grünen Thüringer Walde hinzuweisen.

Die Waffenfabrikation von Suhl zerfällt in zwei, scharf von einander getrennte Hauptabteilungen, in die Herstellung von Luxuswaffen und in diejenige von Kriegswaffen. Nur die letztere mag hier mit wenigen Worten gestreift werden und auch nur insoweit, als es sich um die „Erzeugung“ von Mausergewehren handelt.

Die preußische Regierung hatte seiner Zeit mit einem Konsortium von drei der größten Fabrikbesitzer in Suhl einen Vertrag geschlossen, kraft dessen die letzteren sich verpflichteten, binnen drei Jahren 150 000 Gewehre mit dem dazu gehörigen bajonettartigen Hirschfänger zu einem Preise von 27 bis 28 Thaler abzuliefern. Der Staat gewährte dabei den Kontrahenten bedeutende Vorschüsse, denn ein derartiges Unternehmen kann nur mit Millionen betrieben werden, wie aus dem Folgenden leicht ersichtlich wird, und in diesem Falle handelte es sich außerdem um Neubeschaffung großartiger Maschinen, technischer Hilfsmittel überhaupt.

Die Stangen von der Länge und Stärke des Gewehrlaufes werden aus den westfälischen Gußstahlwerken bezogen, in eignen Öfen, mit Holzkohlen untermischt, zu großen Haufen auf einander geschichtet und einem mehrtägigen Glühungsprozeß unterworfen. In diesem weichen Zustande werden sie gestaucht, um das Ende des Laufs, welches die Pulverkammer enthält, dicker zu machen, und dann gebohrt. In dem ursprünglichen harten Zustande würde die Stahlstange den Bohrer nicht annehmen. Jetzt aber dringt der durch Wasser oder Dampf getriebene Stahlbohrer durch und infolge der drehenden Bewegung desselben erhält auch der Lauf wieder die nötige Härte. Es wird nun nachgebohrt und nachgefeilt, der hintere Teil, in welchem die Patrone Platz finden soll, besonders genau ausgearbeitet, mit einer eigenen Maschine die Züge eingeschnitten, der fertige Lauf äußerlich rund geschliffen, und dann in einer besondern Anstalt einer Anzahl von Probeschüssen mit starker Pulverladung unterworfen.

Bei dieser Gelegenheit wird jedes Stück, das den geringsten, mit bloßem Auge kaum wahrnehmbaren Riß zeigt, zurückgestellt, die Läufe, welche die Probe bestehen, aber in weitere Behandlung genommen, das Visier aufgelötet, das Ganze gebräunt und poliert, während andre Arbeiter die Teile des Schlosses, den Hirschfänger und den Lauf anfertigen.

Zu diesem letzteren wird Walnußbaumholz verwendet. Dasselbe ist an und für sich schon ziemlich teuer, aber sein Preis steigert sich für den Fabrikanten noch dadurch in sehr erheblichem Maße, daß er es vor der Verarbeitung beinahe zwei Jahre in eignen Trockenhäusern aufbewahren muß, da die geringste Verziehung

den ganzen Schaft unbrauchbar macht. Große Waffenfabriken haben deshalb oft für mehrere hunderttausend Mark Schafthölzer liegen. Die Thätigkeit einer großen Zahl verschiedenster Arbeiter — Schmiede, Schleifer, Feiler, Gießer, Ziseleure, Büchsenschäfter u. s. w. — muß Hand in Hand gehen, bis schließlich das genau gearbeitete Soldatengewehr zur Ablieferung gelangt. Besondere Offiziere, Zeugleutnants, und auch Mannschaften sind in solche Fabriken kommandiert, welche Waffen für den Staat liefern, und kontrollieren durch zahlreiche Revisionen und Superrevisionen die kontraktmäßige, tadellose Arbeit. Jeder Teil eines Gewehrs wird mit einer bestimmten Nummer versehen, beispielsweise 1, aber alle diese einzelnen Teile müssen so peinlich gleichmäßig gearbeitet sein, daß man sie ohne weiteres vertauschen und beispielsweise die Hülse Nr. 1 in das Gewehr Nr. 5000 einfügen kann.

Unter den Militärgewehren der Neuzeit nimmt das Mausergewehr unbestritten eine hohe Stelle ein. Dennoch fragt es sich, ob nicht über kurz oder lang diese vorzügliche Waffe durch eine noch bessere verdrängt werden wird, und es läßt sich nicht verkennen, daß die Repetiergewehrfrage bereits anfängt, brennend zu werden.

Die Bestrebungen zur Herbeiführung eines schnelleren Feuers haben sich schon bald nach dem dreißigjährigen Kriege auch in der Richtung bewegt, Handfeuerwaffen zu konstruieren, aus denen man mehrere Schüsse hintereinander abgeben konnte, ohne neu zu laden. Gewehre mit mehreren Läufen erwiesen sich indes als zu schwer für einen einzelnen Mann, und die „Drehlinge“ mit einem Rohr und einer drehbaren Trommel zur Aufnahme mehrerer Ladungen, fanden ihrer Kostspieligkeit wegen keine allgemeine Verbreitung als Kriegswaffen.

Erst in neuerer Zeit hat Oberst Colt in Amerika eine Verbesserung dieser alten Drehlinge ermöglicht. Seine Revolverbüchsen wurden 1837 in Florida mit Erfolg von den Rangers unter General Harney gegen die Indianer gebraucht und fanden auch im Sezessionskriege Verwendung. Gegen Ende dieses blutigen Kampfes waren, von einer rege entwickelten Waffenindustrie versorgt, überhaupt ganze Korps mit Magazingewehren bewaffnet, während die europäischen Heere, mit alleiniger Ausnahme des preußischen, nur die einfachen Vorderlader kannten. In größerem Maßstabe wurde damals das System Spencer erprobt, welches das Magazin im Kolben hat, eine Reihe von sieben Schuß rasch hintereinander abgeben kann, aber im ganzen den Hinterlader in bezug auf Feuergeschwindigkeit nicht erreicht, da das erneute Füllen des Magazins sehr umständlich ist.

Das Henrygewehr besitzt ein Magazin für neun bis fünfzehn Schuß, welches sich parallel dem Lauf im Vorderschaft befindet. Als erster völlig kriegsbrauchbarer Mehrlader kann das nach dem Verbesserer des letzten Gewehrs genannte Henry-Winchester-Gewehr gelten, bei dem das Füllen des Magazins von hinten geschieht. Dieses Gewehr wurde von den Franzosen 1870—71, wie neuerdings von den Chilenen im Kriege gegen Peru benutzt, ist in seiner mörderischen Wirkung aber namentlich bei der Verteidigung von Plewna durch Osman Pascha hervorgetreten.

Von den Heeren der zivilisierten Staaten ist das der Schweiz mit Vetterlis Repetiergewehr bewaffnet, und seit 1881 hat Norwegen und Schweden das von

Jarmann konstruierte Modell zu einem Mehrlader angenommen. Die Türkei hat nach dem letzten Kriege ihren Vorrat von Repetiergewehren noch bedeutend vermehrt, und die größeren Armeen stellen Versuche mit den verschiedensten Systemen an.

Die meisten der letzteren haben den Nachteil, daß das Füllen des ausgeschossenen Magazins einen verhältnismäßig bedeutenden Zeitaufwand erfordert, weil die Patronen einzeln in das Magazin eingeführt werden müssen. Dadurch sinkt bei einem längeren Feuergefecht die Feuergeschwindigkeit des Mehrladers bis zu der eines neueren Hinterladers herab. Zur Zeit liegen zahlreiche neue Modelle vor, welche diesem Übelstande abhelfen sollen, so das von Krnka, welches in Rußland Eingang gefunden hat, von Loewe, und vom Amerikaner Lee. Dieses letztere scheint vorderhand das vollkommenste zu sein, denn es ermöglicht einen leichtern Ersatz der Patronen im ausgeschossenen Magazin, und läßt die einzelnen Patronen automatisch in das Patronenlager treten. Es kommt dadurch einer Waffe am nächsten, deren Feuer mit derselben Geschwindigkeit so lange zu unterhalten ist, als der Soldat überhaupt Patronen besitzt.

Aus der Kriegsgeschichte sind zahlreiche Beweise dafür zu erbringen, daß mit zunehmender Feuergeschwindigkeit sich auch die Trefferzahl steigert, und viele Versuche haben diese Erfahrung bestätigt. Der mit einem Repetiergewehr bewaffnete Schütze schießt nicht schneller, als sein Gegner mit dem Hinterlader, aber er feuert öfter, wenn beide sich zum Zielen und Abdrücken die gleiche Zeit nehmen. Das Magazingewehr besitzt das Übergewicht der beständigen Feuerbereitschaft und die Möglichkeit, gezielte Schüsse in der denkbar kürzesten Frist rasch hintereinander abzugeben. Dabei kann der Mann mit dem Mehrlader fortgesetzt auf das Ziel sein Augenmerk richten, und deshalb besser sein Treffobjekt heraussuchen, während der andere allerdings rascher zu laden im stande ist.

Der Verlust des Feindes, welcher sich beim Hinterlader über einen größeren Zeitraum verteilt, drängt sich beim Magazingewehr in einen kurzen, aber um so blutigeren Moment zusammen. Sehr bezeichnend sagt Plönnies in dieser Hinsicht:

„Das Umfallen des zehnten Mannes macht auf die übrigen neun Leute schon einen Eindruck, unter dessen Herrschaft nur sehr tüchtige Soldaten ihre Funktionen unbeirrt fortsetzen; eine feuerdreiste Truppe wird sich unter Umständen selbst den vierten oder dritten Mann wegschießen lassen, ohne der Auflösung anheimzufallen, aber dann muß vorausgesetzt werden, daß dieser Verlust sich auf einen längeren Zeitraum und auf verschiedene taktische Ereignisse verteilt; wenn in wenigen Minuten, in ein und derselben Position ein Drittel der Mannschaft bleibt, so ist der Eindruck in der Regel so überwältigend, daß auch tüchtige Soldaten nicht in der Front bleiben."

Wie seiner Zeit beim Zündnadelgewehr wollen die Gegner der Repetierwaffen jetzt gegen ihre Einführung geltend machen, daß sich der Soldat mit ihnen zu rasch verschießt. Man könnte auch hier einfach erwidern, daß diese Schwierigkeit durch die Ausbildung und Disziplinierung der Truppe überwunden werden kann und muß, abgesehen davon aber wird der Unterschied in der Zeit, zu welcher eine Truppe mit Hinterladern und eine solche, welche Magazingewehre führt, sich ver-

schießt, nur wenige Minuten betragen. Beide Gegner würden fast zu gleicher Zeit wehrlos sein.

Eine Kommission von amerikanischen Offizieren hat schon vor mehr als zehn Jahren (1873) die überwiegenden Vorteile der Repetiergewehre für Kriegszwecke sehr richtig erkannt und die Einführung derselben in die Heere lediglich für eine Frage der Zeit erklärt.

Sobald es gelungen ist, ein Gewehr zu konstruieren, welches mit den Leistungen des besten Einladers ein sicher wirkendes Magazin verbindet, gebietet schon die gewöhnlichste Staatsklugheit die Bewaffnung des heimischen Heeres mit einer so überlegenen Waffe.

Selbstverständlich wendet auch die deutsche Heeresverwaltung der Repetiergewehrfrage unausgesetzt große Aufmerksamkeit zu. Verschiedene Gewehrmodelle sind bereits eingehend geprüft, doch entziehen sich die Ergebnisse natürlicherweise der Öffentlichkeit.





Einstellung und Beeidigung.

Mit Beginn des Monats November wird eine gewisse Bewegung in der Garnison bemerkbar; die Maschinerie des militärischen Dienstbetriebes war wohl nicht eingeschlafen, hatte nach der Entlassung der Reserven aber doch einen langsameren Gang eingeschlagen und scheint nun neuen Dampf aufzumachen. Die Offiziere kehren vom Urlaub zurück, das Unteroffizierkorps ist durch neue Ernennungen an Stelle der Ausgeschiedenen ergänzt worden und alles rüstet sich zum bevorstehenden Winterfeldzuge.

Die Fähnrichs — ich bitte tausendmal um Entschuldigung, die Herren sind schon seit acht Tagen Offizier — hantieren mit Reglements, mit Waldersee, Mirus, dem kleinen roten Kavalleristen oder wie die im Regimente gebräuchlichen Instruktionsbücher heißen mögen; sie sollen sich an den nun bald eintreffenden Rekruten die ersten Sporen verdienen. Selbst bis in die Reihen der gesetzten Kompaniechefs dringt die Erregung und Herr v. Habelmann, der immer noch nicht zum „Mottenkommissär“, zum dreizehnten Hauptmann aufrücken will, fühlt ordentlich ein unheimliches Gruseln, wenn er an eine abermalige Wiederholung der „Schinderei und Plackerei“ mit den unglückseligen Rekruten denkt. Hauptmann v. Habelmann weiß ganz gut, daß die Verteilung der einzelnen Rekruten an die verschiedenen Kompanien durch den Regimentskommandeur selbst vorgenommen wird, daß eine Benachteiligung der einen, eine Bevorzugung der andren Kompanie also ganz ausgeschlossen ist, aber im tiefsten Innern kann er einen häßlichen Argwohn doch nicht ganz unterdrücken. Nach seiner Überzeugung bekommt er immer

einen der so begehrenswerten Schneider weniger, als andre Kompanien, trotzdem daß er dem Regiment stets frühzeitig schriftliche Meldung über den gänzlichen Mangel eines solchen nützlichen Subjekts bei seiner Kompanie macht. — „Das Regiment" aber, — dieser unpersönliche Begriff, dem man deshalb mit einer gewissen Schärfe zu Leibe gehen kann, — führt Listen und weiß ganz genau, daß in der Abteilung des alten Querulanten Habelmann drei gelernte Schneider sich befinden, die in durchaus lobenswerter Weise auf seinen Befehl noch drei andre Musketiere zum „Flicken" angelernt haben. Aber selbst wenn Herr v. Habelmann es verschmerzen wollte, daß er bei der Verteilung der Handwerker auf eine oder die andre Weise übervorteilt zu werden pflegt, — „schließlich weiß man sich da selbst zu helfen; man muß nur praktisch sein, nicht wahr Feldwebel?" — so hat er noch andre, ernstere Gründe, mit dem Schicksal — eigentlich meint er mit dem Regiment, — zu grollen. Weiß der T....., wie es zugeht, aber wenn Habelmann die Schar der ihm anvertrauten Lämmer im Kompanierevier mustert, so findet er zu seinem Schrecken hier ganz augenscheinlich alle schmutzigen, verwahrlosten Figuren, alle Krummen und Lahmen auf dem Haufen vereinigt. Das erste würde noch nicht so viel schaden, denn „propper wollen wir die Sackermenter schon kriegen, nicht wahr, Feldwebel?" aber aus diesen schiefen und verwachsenen Lümmels kann doch kein Mensch Soldaten mit gerader aufrechter Haltung ziehen. Stechschritt? ruhig getragener Oberkörper? die pure Unmöglichkeit; und doch muß die fünfte Kompanie auf dem rechten Flügel des zweiten Bataillons in den Augen des Vorgesetzten gleich einen guten Eindruck machen. „Na, wir werden sehen, was sich machen läßt, nicht wahr Feldwebel?"

„Zu Befehl, Herr Hauptmann," tönt es mit hohler Stimme zurück, die Schmerz, Trauer und weiches Mitgefühl für die Leiden des armen Hauptmanns zugleich ausdrücken möchte. Feldwebel Eisenfresser ist seit länger als acht Tagen völlig ungenießbar. Er sieht das schwere Unrecht, welches dem Hauptmann, ihm selbst, der Kompanie, dem ganzen königlichen Dienste wieder geschehen wird, handgreiflich vor Augen, und da er es nicht abwenden, nach oben hin sich auch darüber nicht aussprechen kann, so wütet er wie ein Tyrann in der Kompanie. Keiner kann es ihm jetzt recht machen. Nur daheim, flüstern sich die Musketiere lachend zu, muß er auch jetzt klein beigeben; die gestrengere Gattin des gestrengen Herrn Feldwebels will ihr Haus von diesem „Quarck von Rekruteneinstellung" nicht berührt wissen. Wahrscheinlich hat sie übrigens dieses Mal recht, ob immer, mag in berufener Instanz entschieden werden.

Trüben Auges steht Eisenfresser seinem Hauptmann links zur Seite, als die für das Regiment bestimmten Rekruten jetzt auf dem Kasernenhofe versammelt sind, und schreibt in der abgegriffenen, dicken Ledertasche die Namen der Leute nieder, die der Oberst für die fünfte Kompanie bestimmt. Er empfindet die Zuteilung jedes einzelnen Mannes als eine doppelte persönliche Beleidigung, von seiten des Regiments, denn der Kerl da von der sechsten Kompanie könnte möglicherweise doch besser sein, und von seiten des „krätschbeinigen" Rekruten, der sich zu „seiner" Kompanie „drängelt". Endlich hat die Verteilung ihr Ende erreicht und die schlechte Laune des Feldwebels kann sich unter vier Augen Luft machen:

„Herr Hauptmann! Es ist eine Schande, wir sind wieder am schlechtesten weggekommen.“ Der Hauptmann, in überlegener Würde, nickt schweigend, aber das schließlich hervorgesprudelte: „Na, wir werden sehen, was sich machen läßt, nicht wahr Feldwebel?“ klingt so drohend, daß es den Rekruten manchen sauren Tropfen Schweiß, dem blutjungen Offizier — „Man kriegt auch bloß solche, die noch nichts verstehen, und soll sie dann für andre anlernen“, mit welchem Gedankengange Hauptmann v. Habelmann recht hat, wenn von seiten des Regiments auch in dieser Maßregel keine Zurücksetzung zu erblicken ist, sondern Hochachtung vor seinen erzieherischen Talenten — daß es diesem Offizier viele Mühe und Arbeit kosten wird, um den anspruchsvollen Vorgesetzten zu befriedigen.

Ein militärisches Begleitkommando hat die Rekruten nach Zahl und Namen dem Regimente richtig überwiesen. Da stehen sie nun in dichter Reihe beisammen, diese Hunderte von Männern aus allen Schichten der Bevölkerung. Viele von ihnen haben sich vorher noch nicht mit Augen gesehen und doch wird nun das Band dienstlicher Gemeinschaft sie sämtlich eng umschließen; das kameradschaftliche du tritt an die Stelle einer formvolleren Anrede und die in der Kaserne geschlossenen Bekanntschaften werden oft genug zu engem Freundschaftsbunde für das ganze Leben. Die Schar der Einberufenen bildet in dem Gemisch der verschiedenen Trachten und Gestalten ein lebensvolles, frisches Bild. Neben dem soliden Tuchrock des Kleinstädters erblickt man den Leinwandkittel oder die Wolljacke des Bauernknechts, neben der stutzerhaft geschniegelten Feinheit des Kellners aus der Großstadt den abgerissenen Anzug des vielleicht ohne eigne Schuld Zerlumpten; daneben alle möglichen und unmöglichen Kopfbedeckungen vom spiegelblanken Cylinder bis zum schiefgedrückten Kalabreser, doch bildet die von den jungen angehenden Kriegern vorsorglich beschaffte Soldatenmütze bereits einen bedeutenden Prozentsatz. Die größte Mannigfaltigkeit wird entwickelt in den mitgeführten Gepäckstücken, Koffern, Kasten, Taschen oder Säcken, welche das „eigne Zeug“ der Mannschaften in die Heimat zurückbefördern sollen. Einige Rekruten sind zu besonders guten Feldsoldaten prädestiniert. Sie kennen keine Bedürfnisse, sind von der Verweichlichung unsrer Zivilisation noch nicht angekränkelt und begnügen sich statt alles weiteren Marschgepäcks mit einem Sacktuche, in welcher das vorschriftsmäßig mitzubringende „gute“ Hemd fein säuberlich eingeschlagen ist. Verschieden, wie die Kleidung, ist auch die Haltung und der Gesichtsausdruck. Manche schauen ziemlich gleichgültig darein, andre erscheinen scheu und zaghaft, viele geben sich Mühe, schon jetzt auf die Anrede eines Offiziers gehörig stramm zu stehen, die meisten sehen mit erwartungsvollen Blicken der Zukunft entgegen.

Nachdem der Regimentsarzt den Gesundheitszustand der jungen Soldaten nochmals genau untersucht hat, geht es auf die Kammer zum Einkleiden.

„Gleiche Nummern passen immer“ ist das Motto des Kapitän d'armes, und das erste „Verpassen“ der für den täglichen Gebrauch bestimmten vierten, oder vielleicht gar fünften „Garnitur“ wird nach diesem Grundsatze ziemlich summarisch betrieben. Als der Hauptmann andern Morgens die neuen Kinder „ansieht“, denen in der Zwischenzeit so weit es nötig auch die „Loden“ gehörig verschnitten sind, hat er denn auch allen Grund, mit dieser Art der Einkleidung höchst unzufrieden zu sein.

Die Hose des kleinen Meier ist so lang geraten, daß er fortwährend darauf treten muß, die Rockärmel des Mannes auf dem rechten Flügel reichen kaum über den Ellbogen hinaus und nur, wenn er sich besondere Mühe gibt, kann Nagel wirklich die Mütze gerade auf den etwas dicken Kopf setzen, ohne daß sie bei jeder Bewegung abfällt. Die schreiendsten Mißstände im Anzuge gleichen Feldwebel und Hauptmann sofort aus. Sie sitzen dem faulen Kapitän d'armes überhaupt ordentlich auf dem Dache und sehen namentlich darauf, daß die Leute sämtlich gut passende Stiefel haben, dennoch treten die Anfänger als wahre Karikaturen von Soldaten in das militärische Leben ein, um sich im Laufe weniger Wochen zu schmucken, elastischen, lebensfrohen Burschen umzuwandeln.

Der tiefe Ernst des Soldatenstandes, die Pflichten und Lasten, welche er übernimmt, wenn er das militärische Ehrenkleid anlegt, treten dem jungen Krieger zum erstenmale deutlich vor Augen bei Ableistung des Eides auf die Fahne.

Mit diesem Augenblick tritt der Rekrut unter militärisches Recht, verspricht, in der Stunde der Gefahr mit Gut und Blut einzutreten für König und Vaterland, wird erst Soldat im vollen, besten Sinne des Worts, wenn er „zu Gott dem Allmächtigen und Allwissenden einen leiblichen Eid" schwört: Sr. Majestät dem Könige „in allen und jeden Vorfällen, zu Lande und zu Wasser, in Kriegs- und Friedenszeiten und an welchen Orten es immer sei, getreu und redlich zu dienen, Allerhöchstdero Nutzen und Bestes befördern, Schaden und Nachteil aber abwenden, die mir vorgelesenen Kriegsartikel und die mir erteilten Vorschriften und Befehle genau befolgen" und sich überhaupt so betragen zu wollen, „wie es einem rechtschaffenen, unverzagten, pflicht- und ehrliebenden Soldaten eignet und gebührt."

Von alters her ist die Ablegung des Fahneneides, der Bedeutung des Aktes entsprechend, bei der preußischen Armee, in feierlicher Weise vorgenommen worden. So fordert eine alte Satzung aus dem vorigen Jahrhundert: „Sobald der Creyß geschlossen ist, lässet der Major das Gewehr präsentieren, der Auditeur soll eine kleine Rede halten und die Krieges-Artikel vorlesen; wenn solches geschehen ist, kommandiert der Major: das Gewehr bei den Fuß! Und der Prediger soll ein Gebet thun, und darin Gott um seine Gnade bitten, daß der liebe Gott einen jeden Soldaten vor dem Meyn Eyd bewahren und so regieren wolle, daß ein jeder bey allen Begebenheiten, in Bataille, in Belagerung und in allen Renkontres der Fahne treu bleibe, und bis auf den letzten Bluts-Tropffen der Fahne beystehe, damit der Feind der Fahne sich nicht bemeistern möge; hernach kommandiert der Major: das Gewehr in den linken Arm! und alle Offiziers und Soldaten heben die Finger auf, und schweren zur Fahne."

Zu jener Zeit sollten die „jungen Burschen" nicht eher zur Fahne schwören, bis sie zum heiligen Abendmahle gegangen wären. Das ist nicht mehr gebräuchlich, doch findet auch heute die Vereidigung wenn möglich in der Kirche statt. Die Rekruten werden vorher mit dem Wortlaute und dem Sinn der Kriegsartikel durch gründliche Belehrung bekannt gemacht, und in einer religiösen Ansprache bereitet der Militärprediger die Gemüter auf die feierliche Handlung vor. Das Symbol der Zusammengehörigkeit der Truppe, die Fahne, ist zur Stelle und wenn nur eine kleine Zahl versammelt ist, welche den Eid leistet, so berührt



jeder während des Schwurs den Fahnenstock. Im übrigen erheben die Schwörenden die drei Eidesfinger der rechten Hand und sprechen die vom untersuchungsführenden Offizier vorgesprochene Eidesformel Satz für Satz laut und deutlich nach.

Die Fahne verkörpert gleichsam die Ehre des Truppenteiles, und der Soldat erkennt als höchste Pflicht den Schutz dieses Sinnbildes. Manche Heldenthat steht auf den Blättern deutscher Kriegsgeschichte verzeichnet, die der Rettung der Fahne aus höchster Gefahr galt. Sie alle aufzuführen wäre unmöglich. Deshalb mag nur an eine Episode aus der Schlacht von Jena und Auerstädt erinnert werden, die damals wenig bekannt geworden ist.

Von den südlich Halle auf dem linken Flügel der Saale kämpfenden Truppen des preußischen Korps unter Herzog Eugen von Württemberg konnten einzelne Bataillone nur unter schweren Verlusten sich den Rückzug auf Magdeburg bahnen. Die Junker v. Kleist und v. Platen wurden von ihrer Abteilung versprengt.

Verloren die Schlacht, und endlos die Flucht
Des Heeres auf nächtigen Bahnen! —
Zwei Junker steh'n an der Saale Wacht
Verschlagen mit ihren Fahnen.

Sie harrten aus mit der letzten Schar
In Kampf und Todesbangen,
Nun sind die Fahnen des Schutzes bar,
Die Brüder tot und gefangen.

Doch das echte preußische Kriegerblut wallt in den beiden zum Äußersten entschlossenen jungen Männern:

Und einmal noch rauschet in stolzem Traum
Der Adler hoch in den Lüften,
Sie lösen vom Schaft den Fahnensaum
Und schlingen den Bund um die Hüften.

Und treten zum Rande und reißen sich los:
„Gott sei mit König und Heere!" —
Geborgen liegt in der Saale Schoß
Die preußische Fahnenehre.

Der dramatische Ausgang der stimmungsvollen vaterländischen Ballade:

Wohl stürmet zum Ufer der Feinde Macht
Die Saale bringt düstre Kunde:
Zwei Junker halten getreue Wacht
Tief unten auf kühlem Grunde

hat sich zwar als poetische Freiheit erwiesen. Die beiden Fahnenjunker haben sich gerettet, wie Köppen, der Verfasser des Gedichts, in einer Notiz selbst hinzufügt. Aber das thut der Entschlossenheit, dem Opfermut der beiden kaum den Knabenjahren entwachsenen Jünglinge keinen Eintrag, und aus dem düstern Grau damaliger Zeitverhältnisse leuchten solche Einzelthaten um so heller zu uns herüber.

Welchen Eindruck der Fahneneid auf das empfängliche Gemüt des deutschen Soldaten hervorbringt, wie nachhaltig er dort wirkt, ist auch auf den Schlachtfeldern der Neuzeit hervorgetreten. Unsere Fahnen eilten von Sieg zu Sieg und stets wenn die feindliche Kugel den Träger daniederstreckte, fanden sich zahlreiche Hände bereit, das Palladium den Genossen beim Sturm voranzutragen. Viel tapfere Männer sind auf fränkischem Boden, die Fahne in der Hand, den Ehrentod fürs Vaterland gefallen. Sie ruhen in fremder Erde, aber ihre Namen sind

Der Mitwelt zum Gedächtnis,
Der Nachwelt zur Nachahmung

mit Silberschrift auf eben den Fahnenstöcken verewigt, die sie noch mit der Todeswunde im Herzen hoch in den Lüften geschwungen haben. Von der Treue unsrer Soldaten zu ihrer Fahne nur ein Beispiel aus vielen: Am 2. Dezember 1870 mußte das Füsilierbataillon des Infanterieregiments Nr. 83 bei Orleans vor der feindlichen Übermacht zurückweichen und als es sich wieder sammelte, fehlte die Fahne, welche in den Händen des zum Tode getroffenen Trägers, des Sergeant Franke auf dem Schlachtfeld lag. Füsilier Schaper, obgleich verwundet und sehr ermüdet, eilt wieder vorwärts und es gelingt ihm, die Fahne glücklich zurück zu bringen. Aus der Hand des Kaisers selbst erhielt der brave Soldat, der sich das Eiserne Kreuz 2. Klasse schon bei früherer Gelegenheit verdient hatte, am 28. Februar 1871 zu Versailles das Eiserne Kreuz 1. Klasse.

Eine einzige deutsche Fahne ist in Feindes Hand gefallen! Aber auf welche Weise?

Um General von Manteuffels Marsch zur Umklammerung der Armee Bourbakis vor Störungen durch die Vogesenarmee Garibaldis sicher zu stellen, führte die kleine Abteilung des Generals von Kettler tagelange erbitterte Kämpfe um Dijon. Bei dem am 23. Januar stattfindenden Gefecht beteiligten sich mit der Artillerie und den 11. Dragonern, das 21. und das 61. Regiment. Die Einundzwanziger warfen sich auf das mit Mauern umgebene Dorf Pouilly, nach welchem Ort das Gefecht seinen Namen führt. Sie mußten jedes Haus einzeln stürmen, und besonders hartnäckig wurde das Schloß verteidigt. Endlich war ganz Pouilly nach harter

Arbeit in den Händen der Pommern, aber einzelne Punkte weiter vorwärts, namentlich ein zwischen Pouilly und St. Martin westlich der Chaussee gelegenes massives Fabrikgebäude mit ummauertem Vorhofe, zeigte sich von feindlicher Infanterie stark besetzt. Es dunkelte bereits. Trotzdem gingen die Kompanien des Regiments Nr. 21 auch gegen diese Stellungen vor, kamen bei dem übermächtigen Feuer der Gegner aber etwa 500 Schritt vor dessen Linie zum Halten. Da nahte Unterstützung durch das gleichfalls aus braven Pommern bestehende Schwesterregiment. Das drei Kompanien starke 2. Bataillon des Regiments Nr. 61 drang mit Ungestüm auf die Franzosen ein und trieb deren ausgeschwärmte Tirailleurs bis in die Vorstädte von Dijon zurück. Sein Angriff gegen die erwähnte Fabrik endigte aber in einer etwa 200 Schritt vor derselben befindlichen Sandgrube. Hier vereinigten sich die 6. und 7., mit dem größten Teil der 5. Kompanie. Von drei Seiten erhielten die Einundsechziger dort ein scharfes Feuer. Der Bataillonsführer Hauptmann Kumme und Leutnant Straube an der Spitze der 6. Kompanie wurden verwundet; die 7. Kompanie war bald auf etwa 70 Gewehre zusammengeschmolzen, und nur die 5., welche inzwischen auch vollständig herangezogen war, noch einigermaßen intakt. Premierleutnant Luchs war gleichfalls verwundet und hatte sein Pferd verloren, aber er führte dennoch das Kommando des Bataillons weiter und befahl, während er selbst mit der 6. und 7. Kompanie Front gegen einen etwaigen Flankenangriff des Feindes von St. Martin aus machte, dem Premierleutnant Weise, die Fabrik mit der 5. Kompanie zu nehmen.

In Nebel und Pulverdampf gingen die Braven vor. Ein Kugelregen empfing sie. Sergeant Pionke eilte mit hochgehobener Bataillonsfahne den Stürmenden voran. Nach wenigen Schritten brach er tot zusammen. Neben ihm fiel der führende Offizier verwundet nieder. Sekondeleutnant Schultze ergreift die Fahne und feuert die Leute zu erneuter Anstrengung an. Auch er sinkt, von zwei Kugeln durchbohrt, zu Boden. Mehrere Musketiere nehmen nach und nach die Fahne auf. Die Namen der Helden konnten nicht festgestellt werden, denn alle in der Nähe der Fahne befindlichen Leute erlitten den Tod fürs Vaterland. Der Bataillons-Adjutant Leutnant v. Puttkamer sprengt heran, um im selben Augenblicke vom mörderischen Blei ereilt, zusammenzubrechen. Trotz dieser schweren Verluste dringen die opferfreudigen Soldaten vorwärts, aber — das massive Gebäude hat keinen Eingang, die untere Fensterreihe des zweistöckigen Gebäudes ist etwa in doppelter Mannshöhe vom Boden gelegen — sie müssen zurück! ein niederschmetterndes Wort in dieser Lage. Die meisten erliegen den feindlichen Geschossen und den schwachen Rest der Mannschaft sammelt der Feldwebel in der rückwärtigen Grube.

Hier wird die Fahne vermißt und sofort eilen Freiwillige nach vorn, das Palladium der Ehre zu suchen. Nur einer von ihnen allen, Musketier Schumacher, kehrt zurück; auch dieser verwundet und — ohne die Fahne.

Am andern Morgen ist das einzige Ehrenzeichen, das die deutsche Armee verloren hat, unweit der Fabrik, mit dem Blute seiner Verteidiger getränkt und zerschossen, durch Mannschaften der Brigade Ricciotti Garibaldi unter einem Haufen von Leichen aufgefunden worden!

Der Kampf am 23. Januar hatte der Brigade Kettler nicht weniger als 16 Offiziere und 362 Mann, darunter 20 Vermißte gekostet.

Mit der unheimlichen Schnelligkeit des Gerüchts drang die unheilvolle Kunde von der verlorenen Fahne zu allen Heeresteilen, aber jeder einzelne Soldat hegte zugleich die stolze Zuversicht, daß das Ehrenzeichen nicht unrühmlich verlassen sein könne. Mit der braven Truppe fühlte sich deshalb die ganze Armee hoch beglückt, als die genaue Untersuchung feststellte, daß von irgend einer Schuld bei diesem unglücklichen Vorfalle keine Rede sein könne. Der allerhöchste Kriegsherr verlieh dem Bataillon eine neue Fahne und in den huldvollen Worten der Kabinettsordre lag die schönste Ehrenerklärung für das Bataillon. Dort hieß es: „daß der Verlust eines jener beklagenswerten Ereignisse gewesen sei, die als das Resultat widriger Umstände niemand zum besondern Vorwurf gereichen.“

„Die Fahne ist weder durch einen siegreichen Feind erobert, noch durch eine entmutigte Truppe aufgegeben worden; ihre Stätte unter den Leichen ihrer tapferen Verteidiger ist auf dem Schlachtfelde noch ein ehrendes Zeugnis gewesen für die Truppe, welcher sie vorangeweht hatte, bis die einbrechende Nacht sie den hütenden Blicken entzog.“



Fahnenweihe.

Die Fahne ist das äußere Erkennungszeichen, um das die Truppe sich schart, welches dieser voranflattert in Zeiten der Gefahr wie zu den prächtigen militärischen Schaustellungen des Friedens. Die Fahne hat aber noch eine tiefere, innerlichere Bedeutung. In dem heilig gehaltenen Feldzeichen verkörpert sich gleichsam die allen Mitgliedern des Heeres innewohnenden Treue gegen den König und das Vaterland, sowie das Gefühl gemeinschaftlicher Waffenehre.

Ein feierliches Zeremoniell begleitet deshalb die Fahne überall, und ein „Posten vor der Fahne“ hält fortwährend Wacht über dem Palladium. Der Kaiser selbst läßt es sich nicht nehmen, die Fahnen aller in Berlin stehenden Regimenter im Fahnenzimmer des eignen Palais aufzubewahren, in andern Garnisonen sind die Feldzeichen den ältesten Offizieren am Platz, oder den kommandierenden Offizieren der Truppenteile zur Obhut überwiesen.

Die höhere Bedeutung des Ehrenzeichens, welches als Zeugin des geleisteten Treuschwurs dem Soldaten zum Siege voranweht, wird aber dadurch äußerlich am deutlichsten erkennbar, daß die preußischen Fahnen für ihre Bestimmung vorher feierlich geweiht werden.

Die Grenadierregimenter Kronprinz (Nr. 1), Nr. 2 und Nr. 5 sind im Besitze der ältesten Fahnen; die Mehrzahl der andern ist neuern Datums, haben doch 1861 nach Durchführung der Reorganisation des preußischen Heeres, diesem eigensten Werke des Kaisers Wilhelm, am Jahrestage der Krönung des ersten preußischen Königs vor dem Standbilde Friedrichs des Großen unter den Linden nicht weniger als 142 Fahnen und Standarten die Weihe erhalten. Ihnen schließen sich 73 Fahnen und Standarten der nach den Ereignissen des Jahres 1866 neu gebildeten drei preußischen Armeekorps an, welche am Jahrestage der Schlacht von Königgrätz, am 3. Juli 1867 im Lustgarten zu Potsdam durch den Hofprediger Rogge geweiht wurden.

Noch eine dritte Fahnenweihe konnte während der glorreichen Regierung des Kaisers Wilhelm statt finden, nämlich die der Ehrenzeichen, welche den im Jahre 1881 neu errichteten Truppenteilen, acht Infanterieregimentern, zwei Pionierbataillonen, zwei Artillerieregimentern und einem Eisenbahnbataillon verliehen wurden. Sie wurden geweiht am 29. Mai 1882 zu Potsdam.

Nach alter brandenburgisch-preußischer Sitte geht dem Akte der Weihe die feierliche Nagelung der Fahnen voraus. Außer dem König und der Königin schlagen in der Reihe ihres Rangverhältnisses sämtliche Prinzen und Prinzessinnen des königlichen Hauses, auch wenn sie noch so jung sind, daß sie kaum den Hammer führen können, einen Nagel in jede Fahne. Zum erstenmale hat Kaiser Wilhelm im Jahre 1807 an dieser guten und bedeutungsvollen Sitte teilgenommen, als dem damals neu errichteten Gardebataillon zu Fuß, aus welchem später das 1. Garderegiment zu Fuß hervorgegangen ist, vier neue Fahnen verliehen wurden; und somit hat jetzt die größte Mehrzahl aller preußischen Feldzeichen ihren Kaisernagel aufzuweisen.

Die Nagelung der achtundzwanzig Fahnen für die neu errichteten Truppenteile fand am Pfingstsonntage 1882 im Marmorsaale des Potsdamer Stadtschlosses statt, von dessen Wänden die bildlichen Gestalten aus den Siegeszügen des großen Kurfürsten ernst auf die Feier herabblickten.

Die Fahnen waren horizontal auf Tischen nebeneinander festgelegt, die mit roten, goldgeränderten Samtdecken überkleidet waren. Vor den Tischen standen die Kommandeure der neuen Regimenter, dahinter die Deputationen der Unteroffiziere.

Der Kaiser trug, in sorgsamer Aufrechterhaltung alter Familientraditionen und Gebräuche, zu der feierlichen Handlung die Uniform seines Leibregiments, des Grenadierregiments Nr. 8, welche auch sein Vater bei derartigen Gelegenheiten anzulegen pflegte.

Den Allerhöchsten Kriegsherrn umgab die gesamte königliche Familie und die Generalität.

In kurzen, warm empfundenen, und zum Herzen der Hörer gehenden Worten sprach der Kaiser die Zuversicht aus, daß die neuen Regimenter ihre Fahnen in Ehren halten und mit Blut und Leben verteidigen würden, und schlug dann mit fester sicherer Hand bei jeder einzelnen Fahne den ersten Nagel oben zunächst der Fahnenspitze ein.

Die Weihe und Übergabe der Fahnen erfolgte am folgenden Tage. Der Feldaltar war an der Südseite des neuen Palais in Potsdam unter schattigen Bäumen errichtet und in sinniger Weise durch dieselbe rote Decke mit dem eisernen Kreuz darauf geschmückt, welche zur Bekleidung des Altars in Versailles am 18. Januar 1871, dem ewig denkwürdigen Tage der Kaiserproklamation gedient hatte. Ihm gegenüber nahm in einem drei Seiten umschließenden Karree das Lehrinfanteriebataillon, welches zugleich sein Stiftungsfest beging, Stellung, so daß sich der feierliche Akt in Gegenwart von Vertretern der ganzen Armee vollziehen konnte.

Nachdem der Kaiser, gefolgt von sämtlichen Prinzen und Prinzessinnen, aus den Zimmern Friedrichs des Großen im neuen Palais hervortretend, unter die versammelten Generale und Offiziere getreten war, und das Lehrbataillon mit dem kräftigen: „Guten Morgen, Soldaten!" begrüßt hatte, wurden die neuen Fahnen durch die Leibkompanie des ersten Garderegiments z. F. herangeführt und zu beiden Seiten des Altars aufgestellt.

Die neuen Fahnen zeigen genau wie bei den Ehrenzeichen der älteren Linienregimenter ein quer über das Fahnentuch liegendes, schwarzes, abgestumpftes Kreuz. In der Mitte desselben auf orangefarbigem Grunde erblickt man den von einem Lorbeerkranz umgebenen Königsadler, welcher mit dem linken Fange das Schwert, in dem rechten den Donnerkeil mit Blitzen hält. Über dem königlichen Aar befindet sich auf blauem Grunde mit goldenen Lettern die mahnende Inschrift: Pro Gloria et Patria. Der Namenszug des Kaisers und Königs Wilhelm ist in den Ecken des Tuches und auf der vergoldeten Fahnenspitze angebracht, ebenso bilden brennende Granaten ein auf sämtlichen Fahnen wiederkehrendes

Emblem. Verschieden von den übrigen Fahnen sind nur die der Eisenbahnbataillone, deren Grundfarbe weiß ist ohne das liegende Kreuz.

Die Tambours schlagen an zum Gebet und die gottesdienstliche Handlung nimmt ihren Anfang. Dem greisen Feldprobst D. Thielen, der schon vor mehr als zwanzig Jahren den göttlichen Segen über 142 neue preußische Fahnen sprechen konnte, einen Segen, der auf blutigen Schlachtfeldern seitdem reiche Früchte getragen hat, ist es vergönnt, auch jetzt wieder die Weiherede zu halten. In begeisterten Worten ermahnt er die Träger der neuen Ehrenzeichen, den alten Truppen in ernster Gottesfurcht, in der Treue bis zum Tode, in gehorsamer Zucht nachzueifern und als dann die Spitzen der Fahnen vor dem Altar sich senken, spricht der ehrwürdige, in mehr als fünfzigjährigem Dienst ergraute Feldprobst mit weithin tönender, kräftiger Stimme: „Ich hebe meine Hände segnend empor zu dem, von dem aller Segen kommt, und weihe diese Fahnen kraft meines Amtes, als ein berufener und verordneter Diener des Wortes, zu einem unverletzlichen und hehren Eigentum der Truppenteile, denen sie nach dem Willen des Kaisers und Königs übergeben werden sollen. Ich weihe sie zu Wahrzeichen tapfern Heldenmutes in der Kraft des Herrn, zu heiligen Mahnzeichen der Liebe und Treue bis in den Tod, zu ruhmvollen Panieren der Ehre in Gottesfurcht und Zucht. Der Segen Gottes des Allmächtigen, des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes komme über euch und ruhe auf euch jetzt und immerdar. Amen.“

Die Fahnen schwenken vom Altar ab und stellen sich in einer Reihe der mittleren Front des Vierecks gegenüber auf, die Trommeln wirbeln, die Musik fällt mit einem Tusch ein und mit dreifachem Hurra begrüßt das Bataillon die nunmehr ihrer Bestimmung übergebenen Feldzeichen.

Lustig flattert das noch von keiner feindlichen Kugel durchbohrte Tuch, und farbenglänzend wirft es die Strahlen der Sonne zurück, als bei dem folgenden Parademarsch des Lehrbataillons die Fahnen dieser Truppe vorangetragen werden und dem Kriegsherrn, der sie verliehen, die erste Huldigung bringen.

Die erhebende Feier ist beendet. Sie hat einen tiefen, unauslöschlichen, über den Kreis der unmittelbaren Teilnehmer hinausreichenden Eindruck hinterlassen. „Ich erwarte zuversichtlich, daß die neuen Regimenter und Truppenteile die von Mir ihnen anvertrauten Feldzeichen unverbrüchlich in Ehren halten und allezeit zu ihrem und des ganzen Heeres Ruhme und zum Wohl des Vaterlandes führen werden,“ hat Kaiser Wilhelm in einem auf die Fahnenweihe bezüglichen Erlaß gesagt, und in der ganzen Armee hat sich von neuem der Entschluß gekräftigt, diesem kaiserlichen Mahnworte gemäß immerdar und bis in den Tod zu handeln.

Daß dies in der deutschen Armee bis in die fernsten Zeiten so sein und bleiben möge —

Das walte Gott!

Der Fähnrich.



Von der Fahne zum Fähnrich ist nur ein Gedankenschritt, wenn der letztere mit dem Fahnenträger auch nichts mehr gemein hat als den Namen. In den Zeiten des Landsknechtstums war das anders. Als Fähnlein bezeichnete man damals den Heerhaufen, welcher einer Fahne folgte. Unter den Offizieren dieser Abteilung nahm der Fähnrich eine hervorragende Stellung ein. Er sollte in der Schlacht die mächtige, oft bis zur Erde reichende Fahne der Truppe vorantragen, und mußte, um das „Fähnlein" gut schwingen zu können, ein „Schwuchtlümmel", oder „vierschrötiger Bengel" sein. Anderseits wurde das geheiligte Zeichen, welches den Pikenier und Musketier zu Treue, Gehorsam und Mut verpflichtete, nur einem tapfern und zuverlässigen Manne anvertraut. In späterer Wandlung militärischer Verhältnisse nahm das Fähnlein die Bezeichnung Kompanie an, und die Kompaniefahne wurde kleiner. Als besondere Auszeichnung überantwortete man dann die Fahne den Händen von solchen jungen Edelleuten, welche in die militärische Laufbahn eintraten. Diese Fahnenjunker, oft Jünglinge von vierzehn bis sechzehn Jahren, sind mit regem Ehrgefühl der ihnen gewordenen hohen Aufgabe oft selbst unter den schwierigsten Verhältnissen gerecht geworden und von den zahlreichen Beispielen todesmutigen Opfersinns aus der vaterländischen Kriegsgeschichte ist weiter oben ein Fall auch auf diesen Blättern hervorgehoben worden. Vom rein praktischen Standpunkte aus erschien es aber nicht wünschenswert, das teure Kleinod in derartig schwache und unerfahrene Hände zu legen. Die Kompaniefahnen wurden später abgeschafft, in der deutschen Armee besitzt jetzt erst das Bataillon eine Fahne, und kleinere Flaggen, welche in einigen Armeen noch als Richtungs- oder Signalfahnen geführt werden, tragen nicht den Charakter der Feldzeichen.

Die ehrenvolle Rolle des Fahnenträgers füllt im deutschen Heere ein Unteroffizier von erprobter Führung aus, mit dem fünf andere Unteroffiziere zu Schutz und Trutz des Ehrenzeichens sich verbinden. Diese sechs Männer werden in der militärischen Redeweise als „Fahne" bezeichnet und bilden den in zwei Gliedern formierten Fahnentrupp, welcher in der Mitte des Bataillons seinen Platz findet. Seine drei Rotten werden Fahnenrotten genannt.

Bis zu Anfang dieses Jahrhunderts hieß der jüngste Offizier einer Kompanie bei der Infanterie und den Dragonern Fähnrich, bei den Kürassieren und Husaren

Kornet. Augenblicklich versteht man nach dem allgemeinen Sprachgebrauche unter den Fähnrichen und Junkern des deutschen Heeres die Schar der Offiziersaspiranten, welche bei den Regimentern eingetreten sind. Selbst im Dienste wird der Avantageur, auch wenn er noch „Gemeiner“ oder Gefreiter ist, wohl gelegentlich als Fähnrich angeredet, schriftlich wird der Ausdruck aber erst gebraucht, wenn der junge Mann nach bestandenem Portepeefähnrichexamen und angemessener, im allgemeinen sechsmonatlicher Dienstzeit, durch den Kriegsherrn selbst zu dem Range eines Portepeefähnrichs, das ist die genaue dienstliche Bezeichnung bei allen Waffengattungen, befördert worden ist. Bei dieser Gelegenheit erhält er sein erstes Patent, und mit andächtigem Gefühl liest der Jüngling wieder und wieder die inhaltsschweren Worte:

„Nachdem Se. Königliche Majestät von Preußen, Unser Allergnädigster König und Herr resolviert haben, den Kadetten-Gefreiten Paul Norberg zum Portepeefähnrich im 3. schlesischen Dragonerregiment Nr. 15 in Gnaden zu ernennen und zu bestellen, so thun Allerhöchst Dieselben solches auch hiermit und in Kraft dieses Patents dergestalt: daß Seiner Königlichen Majestät und Dero Königl. Hause derselbe zuvörderst getreu, hold und gehorsam sein, seiner Charge gebührend wahrnehmen, was ihm zu thun und zu verrichten oblieget und aufgetragen wird, bei Tag und bei Nacht, zu Wasser und zu Lande fleißig und treulich ausrichten, bei allen vorfallenden Krieges-Begebenheiten sich tapfer und unverweislich verhalten, übrigens aber auch alle mit dieser Charge verbundenen Prärogative und Gerechtsame genießen solle.“

Ein Gefühl künftiger Größe dämmert in dem Junker auf, und sorgsam verwahrt er das inhaltsvolle Dokument, darüber grübelnd, worin denn eigentlich die versprochenen Prärogative und Gerechtsame bestehen. Vorderhand weiß er sich davon keine rechte Vorstellung zu machen, fühlt sich vielmehr im Kreise der vorgesetzten Offiziere immer noch recht „ungedocken“.

Der angehende Marschall hat im Laufe der letzten Monate bittere Enttäuschungen erfahren. Der glänzende Anblick der Uniformen hatte es dem heranwachsenden Jüngling angethan, welcher das höchste Glück des Lebens erreicht zu haben wähnte, als der widerstrebende alte Kommerzienrat den drängenden Bitten des Sohnes nachgab und den Eintritt in das Heer gestattete. Ein Oberst war bald gefunden, dem die häuslichen und gesellschaftlichen Verhältnisse des jungen Mannes zusagten, der Militärarzt hatte die körperliche Tauglichkeit bezeugt, die Behörde wahrheitsgemäß bescheinigt, daß der junge Norbert noch nicht gerichtlich bestraft und daß nichts Nachteiliges über ihn bekannt geworden sei, die wissenschaftliche Bildung war durch das Abiturium dargethan, und eines schönen Morgens fand das verwöhnte Muttersöhnchen im Stallgange sich einem wenig liebenswürdigen Exerziermeister gegenüber, welcher es in die ersten Anfangsgründe des militärischen Lebens einweihte.

Die glänzenden Epauletten des Offiziers wollen erst in harter Arbeit mühsam errungen werden und aller Anfang ist schwer. Vater und Mutter sind der Ansicht, daß der hellblaue Waffenrock mit den pfirsichblütenen Aufschlägen zu der dunkeln Gesichtsfarbe des jungen Kriegers sehr gut „steht“, beim Exerzieren findet

dieser selbst die Uniform zuerst aber recht unbequem, die Binde unangenehm hoch und steif, die hohen Stiefel schwer und heiß, die Mütze ohne Schirm namentlich dann durchaus nicht ihrem Zweck entsprechend, wenn der griesgrämige Sergeant selbst sich in den Schatten stellt und der Rekrut, ohne mit der Wimper zu zucken, die blendenden Sonnenstrahlen ertragen muß. Als solcher wird der Avantageur im Dienst vollständig behandelt, lernt exerzieren, reiten und die Führung der Waffen wie die Pflichtigen, und rückt erst bei guten Fortschritten im Laufe der Wochen zum Gefreiten und Unteroffizier auf. Der strenge, nicht selten harte Dienst ermüdet anfangs den Körper bis zur Erschlaffung, aber mit der Einkleidung hat sich zugleich eine innere Wandlung des Jünglings vollzogen. Energie und Ehrgefühl sind geweckt. Mit deren Hilfe wird körperliche Schwäche und Mißstimmung überwunden; die militärischen Übungen kräftigen den Körper; die eiserne Zucht und Ordnung, die stete Beaufsichtigung gewöhnen an Gehorsam, Pünktlichkeit und Bescheidenheit. Die Übung dieser letzteren Tugend wird dem Junker auch außer Dienst zur heiligsten Pflicht. Das Offizierkorps hat den Wunsch, daß der neueingetretene Aspirant von vornherein am gemeinschaftlichen Mittagstische in der Offizierspeiseanstalt teil nimmt. Dieser Wunsch ist wie so häufig im militärischen Leben Befehl, strikter Befehl. Der Dienst für den Fähnrich wird so gelegt, daß er Zeit behält, dort pünktlich zu erscheinen, und, wenn er auch nach anstrengenden Übungen noch so gern die müden Glieder auf dem Sofa des kleinen Junggesellenstübchens dehnen möchte,

> Da hilft kein Widerstreben,
> Es muß gepfiffen sein —

denn das Erscheinen am Offiziertisch ist auch Dienst. Hier sitzt er unten an der Tafel, spricht nur, wenn er gefragt wird, und entflieht deshalb unter dem Vorwande, daß er wieder Dienst habe, dem Eßsaale, sobald er irgend kann. Eine ebenso stumme Rolle spielt der Unglückliche abends in der Kneipe. Sobald ein Offizier erscheint, erhebt er sich diensteifrig von seinem Sitze, und diese gymnastische Übung wiederholt sich so oft, daß er am liebsten gleich stehen bleiben möchte. Wie gern würde er irgendwo in stiller einsamer Beschaulichkeit sein kräftiges Beefsteak verzehren, aber die Herren Offiziere wünschen ihn in ihrem Kreise zu sehen. Sie lernen eben spätere Kameraden auf diese Weise am besten und sichersten kennen. Schwerer noch empfindet der Fähnrich, der als halberwachsener Sohn im geselligen Kreise des väterlichen Hauses schon eine gewisse Rolle gespielt hat, das Drückende seiner untergeordneten Stellung in Damengesellschaft. Er hat den Offizierfamilien pflichtschuldig seinen Besuch gemacht und ist bei dieser Gelegenheit eine ganz unverhältnismäßige Zahl der neugestochenen großen Visitenkarten losgeworden. Wahrscheinlich war dabei nicht allein der neckische Zufall im Spiel, sondern der angehende leichte Reitersmann hat mit vieler List solche Zeit gewählt, zu der er die Herrin des Hauses abwesend wußte, um sich das verlegene tête-à-tête zu ersparen. Vielleicht fühlte auch eine oder die andere Dame ein menschliches Rühren mit der täppischen Ungewandtheit des jüngsten Regimentskindes und ließ sich verleugnen. Jedenfalls treten als unausbleibliche, wenn auch noch so sehr verabscheute Folgen dieser Besuche verschiedene Einladungen an den Fähnrich heran.

Der Herr Oberst und Frau bitten auf gedruckter Karte zu „einem Teller Suppe". Da gibt es doch wenigstens ordentlich was zu essen und der Sekt, die Offiziere haben es beim Mittagstisch gesagt, ist immer „famos" kalt. Der Eskadronchef gibt nur Abendgesellschaften, bei denen es sehr steif und förmlich hergehen soll. Überdies gilt „Mandchen", so nennen die sämtlichen Offiziere höchst unpassenderweise mit dem Ehegemahl die Hausfrau des gestrengen Herrn, der sich solche Späße ernstlich verbitten würde, falls er eine Ahnung davon hätte, für geizig und ihre „Kommißthees" sind deshalb keineswegs beliebt. Die Leutnants treffen es bei der Einladung zu solchem „sauren Mopse" häufig sehr unglücklich; sie sind meistens bedauerlicherweise bereits anderweitig versagt. Der Fähnrich aber muß hin, um stumm den dünnen Thee zu schlürfen, stumm das harte „tote Kalb" mit einem Glase „Kutscher" herunterzuspülen, und endlich stumm aber dankbar für den gehabten „sogenannten" Genuß der Dame des Hauses zum Abschied die Hand zu küssen.

Statt der geträumten sorgenlos heitern Stunden gibt es für den Fähnrich Ärger und Langeweile in Hülle und Fülle. Ärger im Dienst, denn die Vorgesetzten lassen nicht mit sich spaßen. Sie nehmen den späteren Offizier mit Fug und Recht doppelt scharf aufs Korn, weil nur der später zu befehlen und die Leistungen der Untergebenen richtig zu beurteilen vermag, wer selbst gehorchen gelernt hat und aus eigner Erfahrung die vielfachen Obliegenheiten des kleinen Dienstes gründlich kennt. Aber wie durch den Umgang mit gebildeten Menschen der äußere Schliff in Haltung und Benehmen sich nach und nach einstellt, so legen die militärischen Übungen mit all ihrem peinlichen Formelkram den Grund zu der künftigen Brauchbarkeit. Norbert macht in beiden Richtungen erfreuliche Fortschritte. Er hat rasch die linkische Blödigkeit abgestreift, ohne seine kindliche Bescheidenheit zu verlieren, und Frau von Brenner, die tonangebende junge Frau eines höheren Offiziers, hat ihn noch kürzlich für einen vielversprechenden, scharmanten jungen Mann erklärt. Anderseits konnte neulich selbst der strenge Rittmeister nicht umhin, beim Exerzieren die Aufmerksamkeit und Gewandtheit des Fähnrichs den übrigen Unteroffizieren zur Nachachtung zu empfehlen. Das war nach so mancher verdienten, halb verdienten und unverdienten Nase eine große Genugthuung und Norbert empfand sie als solche. Wahrscheinlich würden ihn die schmeichelhaften Worte der schönen Dame noch mehr erfreut haben, glücklicherweise für seine Ruhe und Harmlosigkeit aber kamen sie nicht zu seinen Ohren.

Mittlerweile war dann der große Tag herangekommen, an welchem Norbert das schon lange vorher erstandene riesige Offiziersportepee an seinem Säbelgriff befestigen durfte. Der Portepeefähnrich nimmt unter den Unteroffizieren der Eskadron oder Kompanie von diesem Tage ab den Rang zunächst dem Feldwebel ein, und wird bei Ausbruch eines Krieges voraussichtlich sogar als „Offizierdienstthuer" die Stelle des jüngsten Offiziers übernehmen müssen.

Er ist nicht wenig stolz auf seine neue Würde, exerziert mit doppelter Strammheit und thut es als Anweiser im Wettern und Toben bald dem ältesten Drillmeister zuvor. Immerhin ist die königliche Ernennung zum Portepeefähnrich nur ein erster Schritt auf eine hoffentlich recht lange und glänzende Ruhmeslaufbahn



gewesen. Der Fähnrich dürstet nach den Epauletten, und um die glänzenden Halbmonde zu gewinnen, ist der vorherige Besuch der Kriegsschule erforderlich.

„Reisen Sie mit Gott. Halten Sie sich gut, werden Sie mir nicht krank; und kommen Sie mit einem guten Examen wieder!“ ermahnt der Oberst in väterlich ernster Weise den jungen Mann, als endlich die Einberufung nach Neiße erfolgt ist und der Fähnrich sich auf Parole abmeldet, um einer erträumten Freiheit entgegenzureisen. Er hat zwar die besten Vorsätze für sein dienstliches und sittliches Verhalten gefaßt und diese werden durch die freundlichen Abschiedsworte seiner sämtlichen Vorgesetzten noch bestärkt, im allgemeinen aber überwiegt das Gefühl der Freude, für einige Zeit der strengen fortwährenden Aufsicht entrückt zu sein, und die Sorgen und Lasten des menschlichen Daseins — der Fähnrich spricht gern von solchen — mit einer Anzahl gleichaltriger, gleichgestellter Genossen teilen zu können.

Sein Leben auf der Kriegsschule ist zweispaltiger Natur. Im Dienstgebäude herrscht strenge Ordnung und Pünktlichkeit. Da heißt es zu rechter Zeit aufstehen, lernen, arbeiten, aufmerksam sein. Für all diesen Zwang entschädigt der Fähnrich sich in den Stunden, die er außerhalb der Kaserne zubringen darf. Mutter Natur scheint jedem jungen Krieger einen mehr oder minder hohen Grad von Eitelkeit verliehen zu haben. Alles, was davon vorhanden ist, entfaltet sich auf der Kriegsschule zu höchster Blüte und jeder Einzelne sucht den andern durch „Feinheit“ und „patenten“ Anzug zu überbieten. Die Reisenden verschiedener Militäreffektenhandlungen wissen diesen Charakterzug der jungen Helden im Interesse ihres Geschäfts nur zu gut auszubeuten, und bedauerlicherweise werden nicht selten auf der Kriegsschule „Kleiderschulden“

kontrahiert, zu deren Abtragung die „leichtsinnige Fliege“ später jahrelang „krumm liegen muß“.

Dafür gewährt der Fähnrich, wenn er Sonntags auf der Promenade erscheint, aber auch einen imposanten Anblick. Der gestern erst aus Berlin eingetroffene Waffenrock scheint der Chassepotkugel das Durchdringen verwehren zu wollen, so dick ist er wattiert. Aber die auf diese Weise erzielte hohe und breite Brust läßt die schmale Taille noch besser hervortreten, die im Verein mit dem kleinen Fuß den Stolz des Jünglings bildet. Die Lackstiefel müssen deshalb so eng sein, daß man sie nur ohne Strümpfe tragen kann, und verursachen dem eingezwängten Fuße entsetzliche Martern. Die Sporenräder sind groß wie die Thalerstücke und bringen bei jeder Bewegung ein angenehm klirrendes Geräusch hervor; das Beinkleid ist je nach der herrschenden Mode, der selbstverständlich bis zur Übertreibung gefolgt werden muß, nach dem Grundsatze angefertigt: Wenn ich hinein kann, nehme ich sie nicht, oder so weit, daß der Krieger wie in einem Sacke darin verschwindet, und der Säbel hängt am langen Schleppriemen in elegant nachlässiger Weise so weit auf das Pflaster hinab, daß das Portepee fast den Boden berührt.

„Um standesgemäß auftreten und seinem Regiment Ehre machen zu können,“ weiß der Fähnrich in der Regel dem nachsichtigen Vater eine Extrazulage abzuschmeicheln, während er die Kriegsschule besucht, und diese setzt ihn in den Stand, an den freien Abenden eine angenehme, kameradschaftliche Geselligkeit zu pflegen.

Nach dem Umfang ihrer Mittel und gegenseitigem Gefallen finden sich die Fähnriche zu größeren oder kleineren Kreisen in bestimmten Gasthäusern zusammen. Die Kavalleristen haben in dem langgestreckten schmalen Hinterzimmer des Gasthofes „Zum weißen Kreuz“ am Ringe ihre Stammkneipe. Ring heißt in schlesischen Städten der Marktplatz, weil er ringartig das in der Mitte gelegene Rathaus zu umschließen pflegt und „üm a Ring gehen“ bezeichnet im provinziellen Dialekt das zwecklose Umherschlendern des eleganten Bummlers. Der gefällige Kreuzwirt Herr Urban zeichnet sich durch eine staunenerregende Kenntnis der preußischen Rangliste aus, welche so weit geht, daß er fast von jedem Offizier nicht allein das Regiment und die Charge, sondern auch das Datum seines Patents angeben kann. Übrigens gibt es mehrere solcher merkwürdigen Heiligen, die ohne mit der Armee in unmittelbarer Verbindung zu stehen, das Studium der trockenen Rangliste zu ihrer Spezialität erkoren haben. Herr Urban ist in wahrem Sinne des Worts ein Fähnrichsvater, sorgt dafür, daß seine Schutzbefohlenen nicht „abgefaßt“ werden, falls etwas Reglementswidriges geschieht, „pumpt zwar bis in die aschgraue Pechhütte“, läßt es aber zugleich an freundlichen Ermahnungen nicht fehlen, wenn die Rechnung zu hoch anschwellen will. Herr Urban ist deshalb natürlich in Fähnrichskreisen ein hochgeachteter, sehr beliebter Mann, und am besten für sein Verhältnis zu diesen Stammgästen spricht die von ihm gern und oft rühmend hervorgehobene Thatsache, daß er an keinem „seiner“ Fähnriche jemals einen Groschen verloren habe.

Die Kavalleristen haben in der Regel das meiste Geld. Deshalb schließen sich ihnen nur wenige bemittelte Fähnriche andrer Waffen an, denn in der halb-

dunkeln, einer Poterne nicht unähnlichen Kavalleristenkneipe geht es oft genug hoch her. Den Vorsitz und das große Wort führt dort gewöhnlich ein „furchtbar feiner" Kürassier, der durch einen unbändig langen, sorgfältig zugespitzten Nagel am kleinen Finger der linken Hand den bewundernden Neid der Anwesenden erregt.

Fern im Osten auf Remontkommando
Lehrt ihm diese schöne Mode
Einst ein Fähnrich von der Garde.

Das heißt, unser Kürassier hatte sein Vorbild näher gehabt und die Feinheit dem „großen Bruder" abgesehen, der als einer der flottesten Kavaliere „ganz Breslau auf den Kopf stellte". Diesem Matador war der Jüngere in allen Punkten nachzueifern bestrebt, und hatte es schon jetzt in einzelnen Künsten verhältnismäßig weit gebracht. Mancher Flasche Sekt, „aber ganz frappiert, Fritz", wurde der Hals gebrochen, und Herr Urban schüttelte bedenklich den Kopf, wenn zu oft mit dem lustigen:

Baun wir zum Exempel
Einen soliden kleinen Tempel,

die Spielkarten verlangt wurden.

Ohne Zank und Streit kann es bei einer so großen Zahl von jungen Brauseköpfen, wie sie in den engen Räumen einer Kriegsschule vereinigt sind, nicht immer abgehen, und da kommt es denn ab und zu auch zu einer Forderung und zum Duell, welches unter den Augen der Offiziere mit Rappieren ausgefochten wird. Zu den vielen übermütigen Streichen sieht der Kommandeur gern durch die Finger, soweit es eben geht. Nur wenn Klagen und Beschwerden zu häufig werden, oder einzelne Fähnriche sich Dinge zu schulden kommen lassen, die sich mit dem Ehrenkleid des Soldaten nicht vertragen, macht er Gebrauch von seiner Disziplinargewalt, verhängt Arrest, oder schickt den Schuldigen wohl gar zu seinem Regimente zurück. „Geschwenkt!" das ist ein böses Wort, denn der Oberst nimmt einen solchen Fall in der Regel sehr ernst, hält vielleicht gar die Versetzung zu einem andern Regiment für erforderlich, und selbst im besten Falle geht dem Fähnrich ein Jahr verloren, denn er muß noch einmal den vollen Kursus einer Kriegsschule durchmachen.

Glücklich deshalb der, welcher bei aller Lust und allem Übermut auch gehörig gearbeitet hat, die Offizierprüfung mit der genügenden Zahl von „Points" besteht und ein gutes Führungsattest vorzuweisen vermag.

Nach der Rückkehr in die Garnison tritt die Tretmühle des täglichen Dienstes wieder in ihr Recht. Aber der Fähnrich entdeckt zu seiner Freude, daß er in jeder Beziehung dem Offizierkorps jetzt näher gerückt ist. Er fühlt sich deshalb sicherer und unbefangener, so daß im Dienst Chef und Oberst, in der Gesellschaft Frau von Brenner und ihr ganzer Anhang ein immer günstigeres Urteil über ihn fällen.

Es folgt die Wahl. Jeder Offizier des Regiments, vom Jüngsten beginnend, erklärt durch seine Namensunterschrift sich damit einverstanden, den Fähnrich in

die Gemeinschaft des Offizierkorps aufzunehmen, und auf dem Instanzenzuge durch die vorgesetzten Dienststellen geht dieses bedeutungsvolle Aktenstück mit der monatlichen Gesuchsliste in das Kabinett des Kriegsherrn zur Entscheidung.

Der Fähnrich trägt jetzt mit Vorliebe den zweireihigen Interimsrock, — leider immer noch mit Achselklappen — oder, hängt den Paletot über die Schulter, und ist innerlich hoch erfreut, wenn er so für einen wahrhaftigen Offizier gehalten wird. Der Kellner, welcher diensteifrig seinem Rufe mit: „Befehlen Herr Leutnant?" antwortet, kann eines hohen Trinkgeldes versichert sein, und selbst die Schildwache, welche durch die Dämmerung getäuscht, das Gewehr anfaßt, wird für dieses Kapitalverbrechen von dem strengen Vorgesetzten nicht einmal „angeranzt".

Dies ist die Zeit des sprossenden Bartes und der ersten Liebe. Der Fähnrich steht jetzt häufig vor dem Spiegel, eifrig bemüht, die drei Härchen über der Oberlippe mit dem neuesten kosmetischen Mittel „aufzusetzen", in eine Spitze zu vereinigen, oder er liegt schmachtend im Fenster. Dort gegenüber die fleißige Näherin hat es ihm angethan. Sehnsuchtsvoll blickt er zu ihr hinüber. Wenn sie aufschaut, erröten beide bis unter die Haarwurzeln, wenden rasch den Kopf, um das neckische Spiel von neuem zu beginnen, und beide sind glücklich dabei.

Heute geht indes unser Freund keiner dieser beiden Beschäftigungen nach, zwischen denen er sonst seine dienstfreie Zeit gewissenhaft einzuteilen pflegte. Er ist entsetzlich müde von der Marschübung heimgekehrt und reckt und streckt die langen Glieder auf dem harten Sofa, als ihn ein schwerer Schritt auf der Treppe aus seinem Halbschlummer aufschreckt. Das kann nur der Überbringer eines Befehls sein, denn der Bursche verhält sich fein still und ruhig. Schon tritt auch die Regimentsordonnanz ins Zimmer. Was kann los sein? hat der Fähnrich irgend ein Versehen auf dem Gewissen, welches zu Ohren des Obersten gekommen sein könnte? Dieses Mal ist die Angst umsonst, ja sie verwandelt sich in die höchste Freude. Jetzt können Epauletten und Schärpe aus dem Schubfache hervorgeholt werden, wo sie, vor jedem neugierigen Auge sorgsam gehütet, schon seit Wochen verwahrt sind, denn hurra! hier steht es schwarz auf weiß:

Der Portepeefähnrich Norbert ist zum Sekondeleutnant ernannt.

„Das soll eine Bowle werden, von der noch die nachwachsenden Geschlechter erzählen!"

Der Fähnrich ist Offizier. Er hat sein nächstes Ziel erreicht, aber die glücklichsten Zeiten seiner ganzen Laufbahn liegen hinter ihm. Wie dem weiblichen Backfisch die blöde Naivetät so reizend zu Gesicht steht, so wird auch die unbefangene Natürlichkeit des künftigen Feldherrn von aller Welt nachsichtig beurteilt, und manche „Fähnrichstreiche" werden selbst von solchen Leuten noch verziehen, die den junkerlichen Übermut des Offiziers nur zu gern brandmarken und an den Pranger stellen. Der Fähnrich hatte lediglich zu gehorchen, der junge Offizier soll mit einemmale selbst befehlen, mit seinen Anordnungen Verantwortung übernehmen, statt beaufsichtigt zu werden, andre anleiten, belehren und sein eignes Thun und Treiben mit Rücksicht auf den Stand selbst regeln und kontrollieren. Der ganze Ernst des Lebens tritt an ihn heran, ein Ernst, der oft genug zu einem schweren

Kampf um das Dasein sich gestaltet. Hoffentlich wird auch unser Freund mit der Mehrzahl seiner Kameraden diesen Kampf siegreich bestehen und sich noch als General mit Freuden der frischen, fröhlichen Fähnrichszeit erinnern.

Ausbildung.

Die Taktik der neueren Kriege hat gegenüber den mörderischen Wirkungen des modernen Hinterladers schon auf bedeutende Entfernungen die durchgehende Anwendung des Schützenfeuers in einer Formation zur gebieterischen Notwendigkeit gemacht, die man treffenderweise als „aufgelöste Ordnung" insofern bezeichnet hat, als in der That nicht allein die Befehlsführung inmitten des dichten Schwarmes der aus verschiedenen Truppenteilen gemischten Schützen, sondern auch die Rückkehr zur ursprünglichen Ordnung ganz besonderen Schwierigkeiten unterworfen ist. Wie an die Fähigkeiten des Offiziers, so stellt deshalb die heutige Kriegführung auch besonders hohe und stets wachsende Ansprüche an die geistige und körperliche Leistungsfähigkeit des einzelnen Mannes. Der vorbereitenden Friedensarbeit fällt die Aufgabe zu, nicht allein die körperlichen Geschicklichkeiten, sondern auch das geistige Leben des zur Fahne einberufenen Soldaten zu wecken, zu fördern, zu erhöhen. Das ist um so wichtiger, als die Erfolge der deutschen Heere zum großen Teile auf dieser ernsten Friedensarbeit, auf der Sorgfalt beruhen, mit der alle Zweige des Dienstes unablässig behandelt werden.

Zur Ausbildung der Mannschaften genügt heute nicht mehr der stramme „Massendrill", welcher sie lehrt, lautlos und im strengsten Gehorsam selbst unter den schwierigsten Verhältnissen und angesichts drohender Todesgefahr das gegebene Kommandowort auszuführen, wie dies vor hundert Jahren der Fall war. Zwar bildet der unbedingte Gehorsam für alle Befehle der Vorgesetzten noch heute die Grundlage der gesamten Disziplin, auf der die kriegerischen Erfolge sich aufbauen, und in richtiger Erkenntnis dieses Axioms weiß man auf deutschen Exerzierplätzen die militärische Genauigkeit selbst in den scheinbar unbedeutendsten Einzelheiten des Dienstes mit einer Sorgfalt einzuimpfen, welche in andern Armeen unbekannt ist. Allein neben dieser Gewöhnung zum zweifellosen, selbstverständlichen, gewissermaßen blinden Gehorsam, bildet nach den heutigen Anschauungen die sorgsame Entwickelung der Fähigkeiten eines jeden Soldaten nach seiner Eigenart einen zweiten, mindestens gleich wichtigen Bestandteil der militärischen Erziehung.

Das Wort des großen Königs:

> Soignez les détails
> Ils ne sont pas sans gloire.
> C'est là le premier pas
> Qui mène à la gloire

hat sich in der preußischen Armee zu einem Fundamentalsatze verkörpert, und wenn in langen Friedensjahren auch einzelne pedantische Drillmeister den eigentlichen Gamaschendienst zur Hauptsache erheben und als Selbstzweck behandeln wollten,

so hat der gesunde, der echt kriegerische Geist des Heeres über solche Ausschreitungen doch stets die Oberhand behalten. Der Zweck der Friedensarbeit gipfelt in der Ausbildung des Soldaten für den Krieg, und der sorgsame Detaildienst bildet dazu lediglich ein Mittel, wenn auch ein besonders wichtiges.

Übrigens versteht der wirkliche Feldherr den genialen Gedankenflug sehr gut zu vereinen mit einer richtigen Wertschätzung der ermüdenden Formalitäten des kleinen Dienstes. Das bezeugen die Namen verschiedener hervorragender Generale, das beweist am schlagendsten der große König selbst. Die angeborene Soldatenpassion Friedrichs II war durch die Erziehung noch in hohem Maße weiter entwickelt. Aber sein Militäreifer richtete sich keineswegs lediglich auf die großen Angelegenheiten des Krieges, sondern ganz ebenso auf die kleinen Einzelheiten des alltäglichen Dienstes; Friedrich der Große hat das Sponton selbst geschwungen, seine Kadetten und später die Leibkompanie des Infanterieregiments v. Gersdorff mit großer Vorliebe persönlich gedrillt, und sich auch nach dem schweren Konflikt mit seinem königlichen Vater während des Aufenthalts in Rheinsberg um alle Details bei seinem Regimente gekümmert. So ist noch ein ausführlicher Bericht des Kronprinzen an König Friedrich Wilhelm II vorhanden, in welchem ersterer um die Erlaubnis bittet, das Schulterlitzchen der Leute, welches über den Taschenriemen geknöpft wurde und diesen festhielt, derart wenden lassen zu dürfen, daß das Rot nach oben käme, weil das besser aussähe. Viele solche Kleinigkeiten beschäftigten den großen Feldherrn damals, und auch als Kriegsherr hat er mit großem Ernste stets die peinlichste Genauigkeit im innern Dienst gefordert.

Die Ausbildung der Mannschaft in allen Zweigen des Dienstes erfolgt bei der Kürze der zur Verfügung stehenden Zeit nach einem auf langjähriger Erfahrung begründeten System. Das mit der Einstellung des Rekruten beginnende Jahr ist in gewisse Perioden geteilt. Man beginnt mit den leichtesten Aufgaben und geht nach und nach zu Größerem, Schwererem über. Gründliche Anweisung und stete Wiederholung sollen dazu führen, daß jedem Einzelnen die vorgetragenen Lehren wirklich in Fleisch und Blut übergehen.

Als Ausgangspunkt für die jetzt bestehenden Vorschriften zur Ausbildung der Mannschaft bei der Infanterie kann man das Reglement Friedrichs des Großen betrachten, dessen vollständiger Titel lautete: Reglement Vor die Königlich Preußische Infanterie. Worin enthalten die Evolutions, das Manual und die Chargirung, Und Wie der Dienst im Felde und in der Garnison geschehen soll, Auch Wornach die sämtliche Officiers sich sonst zu verhalten haben. Desgleichen Wie viel Tractament bezahlet und davon abgezogen wird, auch wie die Mundirung gemachet werden soll. Ordnung halber In XII Theile, ein jeder Theil in gewisse Tituls, ein jeder Titul in gewisse Articles abgefaßet. — Gegeben und gedruckt Berlin den 1. Juni 1743.

„Es muß zuforderst," so lehrt dieses Reglement, „wohl darauf gesehen werden, daß, so offt ein Kerl im Gewehr und absonderlich auf dem Exercier-Platz ist, er sich ein gutes Air gebe. Das erste im Exerciren muß sein, einen Kerl zu dressiren und ihm das Air von einem Soldaten beyzubringen, daß der Bauer heraus kommt; Wozu gehöret, daß einem Kerl gelernet wird:

Wie er den Kopf halten soll, nemlich denselben nicht hengen lasse, die Augen nicht niederschlage, sondern unter dem Gewehr mit geradem Kopff nach der rechten Hand und im Vorbey marchiren einem in die Augen sehe.

Daß ein Kerl steiff auf den Füßen und nicht mit gebogenen Knien marchire, die Spitzen vom Fuß auswärts und die Zehen nieder setze.

Daß ein Kerl den Leib gerade in die Höhe halte, nicht hinterwärts überhange, und den Bauch voraus stecke, sondern die Brust wohl vorbiege und den Rücken nur einziehe.

Wenn ein Kerl nicht allezeit so im Gewehre stehet, so muß er corrigiret und es ihm besser gelernet werden."

Und in bezug auf das Marschieren heißt es:

„Die Kerls müssen sich im Marchiren ein gutes Air geben, den Kopff und Augen nach der rechten Hand haben, wenn sie einen Offizier vorbey marchiren selbigen wohl in die Augen sehen, den Leib gerade halten, nehmlich nicht ducke-näckigt gehen, allezeit die Füße mit steiffen Knien zugleich heben, nicht mit den Füßen stampffen, die Spitzen von den Füßen auswärts und niedrig setzen, Schulter an Schulter mit gerader Front geschlossen seyn, das Gewehr wohl tragen und den Bügel am Leibe andrücken, daß das Gewehr sich nicht rühren kann, und die rechte Hand unbeweglich an der rechten Seite herunter hangen laßen. Wenn ein Kerl nicht so marchiret, stecket der Bauer darin und alle Officiers sollen sich Mühe geben einen jeden Kerl auch einen jeden Unter-Offizier das Marchiren recht zu lernen, wie oben ermahnet. Die Commandeurs sollen scharf darauf halten, daß die Leute wohl marchiren lernen."

Großer Wert wird namentlich auf das Tragen des Gewehrs gelegt. Articel IV des II. Teils, welcher das Manual enthält, d. h. alles, was sich auf die Gewehrgriffe bezieht, sagt darüber:

„Das schönste im gantzen Exerciren und Marchiren ist, wenn ein Kerl sein Gewehr gut träget und Seine Königliche Majestät wollen sich hierinnen an die Obristen und Commandeurs der Regimenter und sämtliche Staabs-Officiers halten, wenn ihre Regimenter und Bataillons nicht das Gewehr gut tragen werden."

Hier findet sich der direkte Hinweis auf einen schwerwiegenden Punkt, dem das Heer zum guten Teile seine Größe, das deutsche Offizierkorps hauptsächlich die hervorragende Stellung verdankt, welche es noch heute einnimmt. Das ist die Verantwortlichkeit eines jeden Offiziers innerhalb seines Befehlsbereichs. Der deutsche Offizier bekleidet keine Sinekure, sondern erkennt in seiner Ernennung eine Auszeichnung, die ihm hohe Pflichten auferlegt. Es erfordert harte, unausgesetzte Arbeit, um die untergebene Truppe nach den bestehenden Vorschriften kriegsgemäß heranzubilden, denn, so befiehlt schon Friedrich der Große, „der Capitaine soll sich nicht auf seine Officiers verlassen, sondern der Capitaine muß vor seine Compagnie repondiren, sich selber alle mögliche Mühe geben die Compagnie in Ordre zu bringen, auch beständig darinnen zu erhalten und seine Officiers bei der Compagnie müssen ihm nur helfen." Aber aus der vollen Verantwortlichkeit, die er in dieser Richtung seinem Kriegsherrn und den Vorgesetzten gegenüber übernimmt, entwickelten sich die ersten Vorbedingungen für einen guten Soldaten und Führer,

die nur von den Rücksichten auf Recht und Pflicht beeinflußte Selbständigkeit des Charakters, der freie Blick für die großen militärischen Verhältnisse.

Vor hundert Jahren wurde der Soldat dressiert, jetzt bildet man ihn aus. Der in diesen beiden Ausdrücken zutage tretende Gegensatz kennzeichnet am besten die Verschiedenheit der Aufgaben. Wenn aber der Exerziermeister von heute seine Ziele weiter steckt, so verfährt er dabei immer nach den durch Friedrich den Großen festgestellten Grundsätzen. „Die Capitaines müssen, wenn sie neue Kerls in die Compagnie bekommen selbigen zum Theil durch die Officiers von der Compagnie das Exerciren lernen lassen und müssen sich auf die Unter-Officiers nicht so sehr verlassen, wie wohl der Capitaine auch durch gute Unter-Officiers und gute Bursche die neuen Kerls exerciren lassen kann und absonderlich muß ein Kerl bey einem guten Cameraden ins Quartier geleget werden, welcher ihn bisweilen exerciren und so zu sagen mit erziehen helffen muß."

„Ein neuer Kerl muß in 6 Wochen nicht auf die Wacht ziehen oder andere Dienste thun in solcher Zeit selbiger wenigstens exerciren lernen muß, daß er Dienst thun kann und es muß einem neuen Kerl, damit er nicht gleich in Anfang verdrießlich und furchtsam gemachet werde, sondern Lust und Liebe zum Dienst bekommen möge, alles durch gütige Vorstellungen, sonder Schelten und Schmählen gelernet, auch muß der neue Kerl mit Exerciren nicht auf einmahl so stark angegriffen viel weniger mit Schlägen und dergleichen übel tractiret werden, absonderlich wenn es ein einfältiger und unteutscher Kerl ist."

„Damit ein neuer Kerl gleichsam im Spielen das Exerciren lerne und wenigstens bald aus dem gröbsten gebracht werde, muß der Officier, Unter-Officier oder Camerad, welcher dem Kerl das Exerciren lernen soll, ihm zuförderst lernen, wie er sonder Gewehr den Leib, Kopff und Füße halten, marchiren und seine Wendung machen muß. Hernach wie er das Gewehr praesentiren, beym Fuß nehmen, strecken und wieder schultern muß. Hernach wie er die Wendungen im Praesentiren und mit geschultertem Gewehr machen muß. Wenn ein Kerl auf solche Art die Hand-Griffe im Kopffe hat, hernach ihm die Chargirung auf gleichmäßige Art eines nach dem andern gelernet werden muß."

„Denn es einer der vornehmsten Fehler ist, wenn einem Kerl das gantze Exerciren auf einmahl gewiesen wird, welches ein neuer Kerl ohnmöglich begreifen kann, sondern wenn er das letzte lernet, vergisset er wieder das erste, und wenn er das erste wieder lernet, vergisset er wieder das letzte."

Der soldatische Unterricht des Rekruten beginnt damit, daß ihm eine freie, straffe Haltung und ein lebendiger, elastischer Gang beigebracht wird. Das ist sehr wichtig, denn nur ein Mann, welcher völlig Herr seines Körpers ist, kann den Anforderungen des militärischen Dienstes entsprechen. Die Aufgabe scheint auch sehr einfach gelöst werden zu können, erfordert in der That aber große Arbeit, viel Zeit und Geduld, denn die Mehrzahl der jungen Soldaten ist wohl an mehr oder minder schwere Arbeit gewöhnt, welche aber je nach der Lebensstellung lediglich eine oder die andere Muskelpartie stark entwickelt hat. Nur wenige Auserwählte unter der Schar der Rekruten sind schlank und schön gewachsen, haben eine gerade natürliche Haltung, verstehen „ihre Knochen zu

brauchen", und ihnen machen die soldatischen Übungen von vornherein wenig oder gar keine Beschwerde. Der Mehrzahl aber muß das verloren gegangene körperliche Gleichgewicht erst wieder gegeben werden, um sie zur Erfüllung ihres Dienstes tüchtig zu machen; das kostet viel Schweiß, und manches Ächzen und Stöhnen, aber es ist für den Mann über die militärischen Zwecke hinaus heilsam und dienlich, es kräftigt und stärkt seinen ganzen Organismus auch für den späteren bürgerlichen Beruf. Als wirksamstes Hilfsmittel hierzu dienen die Freiübungen, eine Erfindung der Neuzeit, die derartig zusammengestellt sind, um nach und nach alle einzelnen Muskeln des Körpers gelenkig zu machen. Da heißt es wohl:

„Rumpf vorwärts beugen", ist gar schwer
Im engen Waffenrocke,
Viel leichter dreht der Instrukteur
Am Schnurrbart seine Locke,

aber der Unteroffizier hat alle diese Übungen einst auch von Grund aus erlernt und verdankt seine selbstbewußte Haltung zum großen Teil dem dadurch gewonnenen Gefühl der eignen überlegenen Kraft.

Die Ausbildung der Rekruten ist die beste Grundlage für ein eingehendes Verständnis aller den kleinen Dienst berührenden Fragen. Der Offizier, welcher seine Laufbahn deshalb mit der Leitung dieses Dienstzweiges beginnt, thut dabei zugleich einen tiefen Einblick in das innere Wesen des gesamten Heeresdienstes. Er lernt die Bedürfnisse, das Fühlen und Denken des gemeinen Mannes kennen und verstehen, lernt mit ihm umgehen, ihn an der rechten Stelle anpacken, und gewinnt durch die ihm „bei den Rekruten" gewährte Selbständigkeit und eigne Verantwortlichkeit Lust und Liebe zum Dienste, lernt selbst Gewissenhaftigkeit, Pünktlichkeit, Genauigkeit in den kleinsten Dingen. In älterer Zeit war es Sitte, dem Offizier im ersten Jahre seiner Dienstzeit nur einzelne, in der Regel drei Rekruten anzuvertrauen, die er persönlich bis zu ihrer Einstellung in die Kompanie „abzurichten" hatte, wie der österreichische, nicht der deutsche Ausdruck lautet. Neuerdings ist dieser Gebrauch wohl allenthalben geschwunden. Unsre Zeit erfordert die höchste Anspannung aller Kräfte und so muß auch der jüngste Leutnant die sämtlichen Rekruten der Kompanie „übernehmen", der Unerfahrene muß sehen, wie er durchkommt, er muß im Lehren lernen.

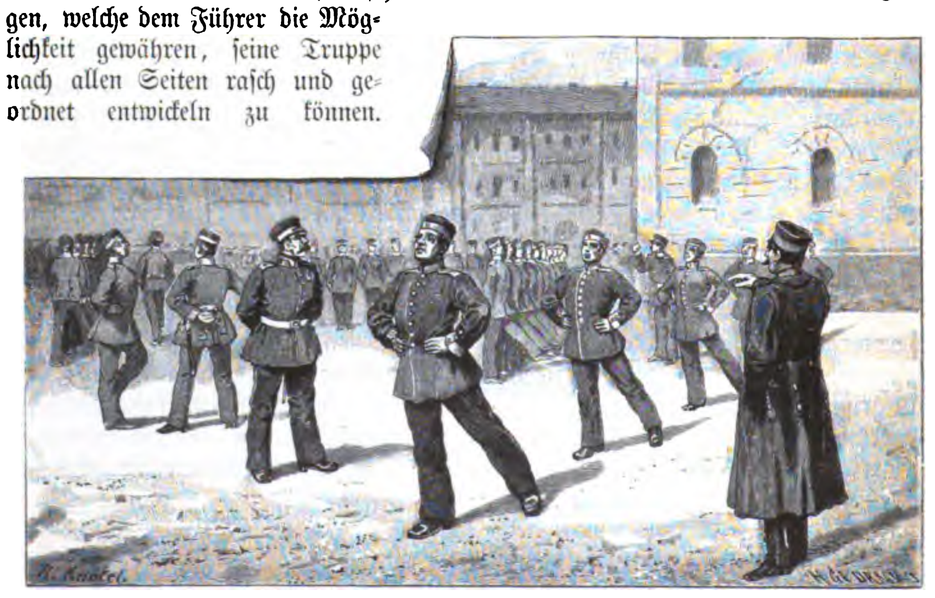
Tüchtige Unteroffiziere stehen ihm dabei zur Seite. Stellung, Haltung, langsamer Schritt, Gewehrgriffe, Wendungen, Richtung und Fühlung im Gliede! Wer vermöchte alle die Dinge auch nur annähernd aufzuzählen, die da auf dem Kasernenhofe gelehrt, gepredigt, wiederholt und abermals wiederholt werden. Der militärische Eifer verleitet die Instruktoren oft genug, mit heillosen Kraftausdrücken die erlahmende Energie ihrer Schüler wieder aufzufrischen, und in dem Bestreben, sich recht deutlich und allgemein verständlich auszudrücken, kommen oft die wunderlichsten Redewendungen zutage.

„Was Fühlung ist, das will ich euch
Mal deutlich explizieren;
Sie dürfen an dem rechten Arm
Den Nebenmann nicht spüren."

Derartige Anomalien, wie die hier in einen Knittelvers gebrachte kann man nicht selten hören, und man möchte meinen, daß dem angehenden Soldaten das Verständnis für so viele Dinge, von denen er bislang keine Ahnung gehabt hat, dadurch doppelt schwer fallen würde. Aber er versteht und begreift schließlich doch, und wenn mit der wiedererwachenden Natur die Rekrutenvorstellung abgehalten wird, ist der Mann in bezug auf seine persönliche Haltung bereits „aus dem Gröbsten herausgearbeitet“ und lernt sich in den folgenden Übungen dann als Glied des Ganzen fühlen.

Der Hauptmann rangiert die Kompanie. „Die Compagnien sollen allezeit rangiret sein, damit ein jeder Kerl sein Glied, Vorder-Mann und Neben-Mann wissen, auch sich selbst rangiren kann.“ Die größten Leute sollten in das erste Glied, die folgenden in das dritte Glied, und die kleinsten in das zweite Glied gestellt werden, um sie zu verstecken und sie als die Schwächsten im Nahkampfe am wenigsten dem Feinde auszusetzen. Die Glieder sollten „von der rechten nach der linken, nach den Schultern und Köpfen rangiret werden.“ Das heutige Reglement verlangt, daß die größten Leute vorzugsweise das erste Glied bilden und daß die Glieder in sich vom rechten zum linken Flügel nach der Größe geordnet sein sollen. Fast alle Kompanien rangieren aber, trotzdem daß das Reglement dies keineswegs vorschreibt, die kleinsten Leute noch immer in das zweite Glied, obgleich dies weder schön aussieht, noch nach der ganzen Art des Truppengebrauchs mehr recht praktisch erscheint.

Das Exerzieren der geschlossenen Kompanie erstreckt sich über die sogenannte Kompanieschule, die reglementarisch vorgeschriebenen Übungen, Formation der Kolonne und Aufmarsch in die Linie, über alle die Grundbewegungen, welche dem Führer die Möglichkeit gewähren, seine Truppe nach allen Seiten rasch und geordnet entwickeln zu können.



Langsamer Schritt.

Später schließen die vier Kompanien zum Bataillon zusammen, und endlich exerziert der Kommandeur sein Regiment. Je größer die übende Truppe wird, desto mehr tritt der Charakter des reglementarischen Exerzierens zurück und in desto höherem Grade nähern sich die Übungen der Darstellung eines Gefechtsmoments. Die kleinen Übungen, Griffe, Wendungen und dergl. nehmen dabei immer weniger Zeit in Anspruch, werden aber stets einmal wiederholt und dann in der peinlichsten Genauigkeit gefordert. Das Exerzieren „kostet Knochen", wie jener alte Unteroffizier meinte. Er wollte damit ausdrücken, daß nur durch stete Wiederholung und durch die schärfste Anspannung des einzelnen Mannes die Truppe das Ziel der Kriegstüchtigkeit erreichen kann. In der deutschen Armee nimmt man eben alles ernst, und so geht das Exerzieren nicht ohne manches Donnerwetter ab; oft werden die Leute vor dem Abtreten noch einmal „aufgerichtet", indem man sie mit angefaßtem Gewehr eine kurze Zeit in gerader, streng reglementsmäßiger Haltung stehen, oder sie einzeln im langsamen Schritt vorbeidefilieren läßt; oder es müssen gar ernste Strafen gegen einzelne nachlässige und schlaffe Leute verhängt werden. Dann heißt es: „Feldwebel notieren Sie den Schlingel", und

> Wir sitzen im Arrestlokal
> Wegen schlappen Exerzieren
> Und können uns bei kargem Mahl
> Vierundzwanzig Stunden amüsieren

dürfen solche Unglückswürmer dann auf der harten Pritsche von sich sagen.

Mit besonderem Eifer wird selbstverständlich die Chargierung betrieben, die pünktliche Abgabe des Feuers auf Kommando, dann die Bildung der Tirailleurketten, die Bewegungen mit denselben und, da das heutige Feuergefecht ganz wesentlich von den Schützenlinien geführt wird, die Befestigung einer strengen Feuerdisziplin. Bei allen Friedensübungen der Infanterie ist aber stets der Grundsatz festzuhalten, daß auch das mörderische Feuer unsrer heutigen Präzisionswaffen nicht im stande ist, einen tüchtigen Feind aus seiner Stellung zu vertreiben, es bedarf dazu des Angriffs mit der blanken Waffe, des Kampfes Mann gegen Mann. Auch in dieser Beziehung fußen wir auf den Vorschriften des großen Königs. „Attaquez donc toujours", rief er seinen Generalen von der Kavallerie wie von der Infanterie wieder und wieder zu und sein Reglement befiehlt: „6 Bataillonsfeuer müssen genug sein, um den Feind in Confusion zu bringen und muß der Commandeur von den Bataillons commandiren: ‚Bursche, mit dem Bajonett hinein!' so läuft der Feind fort."

„Es muß ein jeder Officier, Unter-Officier und Gemeiner sich die feste Impression machen, daß es in der Action weiter auf nichts ankomme, als wie den Feind zu zwingen, von dem Platz, wo er steht, zu weichen; deshalb die ganze Gewinnung der Bataille darauf ankommt, daß man nicht sonder Ordre still stehet, sondern ordentlich und geschlossen gegen den Feind avanciret und chargiret. Und weilen die Stärcke der Leute und die gute Ordnung die Preußische Infanterie unüberwindlich machet, so muß den Leuten wohl imprimiret werden, daß, wenn der Feind wider alles Vermuthen stehen bleiben sollte, ihr sicherster und gewissester

Vortheil wäre, mit gefällten Bajonets in selbigen herein zu drängen, alsdann der König davor repondiret, daß keiner wieder stechen wird."

Das ist das Grundgesetz König Friedrichs des Großen für die Verwendung seiner Infanterie und in diesem Geiste soll und wird die Truppe immer handeln, wenn auch die taktischen Formen im Laufe der Zeit noch so vielen Veränderungen unterworfen werden.

Eingehende Instruktion über alle Zweige des Dienstes schärft zunächst die geistige Regsamkeit des Mannes und führt ihn ein in alle seine Obliegenheiten. Die applikatorische Lehrmethode kommt hier in ihrem vollen Umfange zur Geltung, namentlich wo es sich um die Erlernung des Wachdienstes, und des so unendlich wichtigen Felddienstes handelt. Ein Unteroffizier nimmt die ihm zugewiesenen Mannschaften, formiert eine Wache, stellt drei, vier Posten im Umkreise weniger Schritte aus, um diese dann zu instruieren, zu kontrollieren und nach kurzer Frist durch neue Mannschaften in vorschriftsmäßiger Weise ablösen zu lassen. Anfangs klingt das „Rrrrraus" des Postens vor dem Gewehre etwas heiser und schüchtern, nach und nach aber werden die Stimmen klarer und auch die Honneurs, die der Sergeant sich bei seinem Rundgange erweisen läßt, und bei denen er wechselweise den Herrn Oberst, den Hauptmann du jour, den Feldwebel, die Ablösung, oder gar, was sehr schwer ist, „einen militärischen Leichenzug" darstellt, gehen bald so gut, daß die Rekruten auf ihrer ersten Wache gewiß keinen Fehler machen werden.

Ganz besondere Sorgfalt wird selbstverständlich der genauen Kenntnis des Gewehrs, seiner Konstruktion, Handhabung und der Ausbildung im Schießen zugewendet, und zu den andern mannigfachen Dienstzweigen ist im Laufe der Jahrzehnte eine ganz systematische Ausbildung des Körpers durch die verschiedenen Zweige der Gymnastik, wie durch das Fechten hinzugetreten. Das Letztere verfolgt außerdem noch den Zweck, dem Manne Vertrauen zu seiner Waffe im Nahegefecht einzuflößen, mag diese nun im Gewehr mit dem tödlichen Bajonett darauf, oder im scharfgeschliffenen Säbel der Kavallerie bestehen.

Die deutsche Jugend in ihrer Allgemeinheit treibt mit besonderer Vorliebe gymnastische Übungen und auch die jungen Soldaten finden großen Gefallen daran, im ehrgeizigen Streben beim Voltigieren am Pferde oder Sprungkasten, wie beim Springen am Sprunggestell und den Übungen am Querbaum es einander zuvor zu thun. Hier sind Anlagen und Fortschritte sehr verschieden.

> Was einem manchmal leicht gelingt,
> Der andre niemals fertig bringt;
> So hüpft der Heinrich wie ein Hase,
> Und Christian fällt auf die Nase.

Doch alle geben sich redliche Mühe und mancher Schweißtropfen rinnt trotz des Drillichanzuges während dieses Dienstes, der gewöhnlich in den Nachmittagsstunden abgehalten wird, von den Stirnen der eifrigen Burschen herab, während ein teilnehmendes und kritisches Publikum gern die Barrieren umsteht, die den Übungsplatz abschließen.

Die Handhabung des Gewehrs zum Bajonettfechten erfordert ziemliche Kraft und ein nicht geringes Maß von Geschicklichkeit. Die Ausbildung erfolgt auch hier stufenweise, beginnt mit der Stellung, den einzelnen Stößen, Deckungen und Paraden, schreitet dann vor zur Gegenüberstellung zweier Glieder, welche auf Kommando Stöße und Gegenstöße ausführen und gipfelt im Einzelkampfe der kräftigsten und gewandtesten Leute.

Die auf ausrangierten Gewehren festgeschweißten Bajonette werden vorn abgeplattet und erhalten einen mit Leder überzogenen tüchtigen Wergknopf, um die Gewalt der Stöße abzuschwächen, die trotzdem manchmal noch empfindlich genug treffen. Der Kopf der Fechter wird durch große Haubenmasken, Brust und Unterleib durch lederne Schürzen geschützt, und dicke gepolsterte Stulpenhandschuhe vervollständigen die Rüstung für den „Gang."

Alles ist Leben und Bewegung bei diesen Übungen. Die leitenden Unteroffiziere, der Mehrzahl nach markige Gestalten, welche das schwere Gewehr wie eine Feder zu handhaben verstehen, nehmen selbst den lebhaftesten Anteil an dem Verlaufe und dem Ausgange eines jeden Übungskampfes. Glücklich ist es dem einen, in sich zusammengekauert abwartenden Kämpen gelungen, einen energischen Ausfall seines Gegners zu parieren. „Nachstoßen" ruft der Sergeant, selbst ganz aufgeregt; aber auch der Fechter hat den richtigen Moment erkannt, mit langgestrecktem Stoß trifft er den Gegner, dessen Halt am Gewehre durch die scharfe Parade etwas gelockert ist, mitten auf die Brust und entscheidet damit den Waffengang zu seinen Gunsten.

Bei dem Antreten zu jedem Dienste werden die Mannschaften von ihren Vorgesetzten in bezug auf Reinlichkeit und ordentlichen Anzug genau nachgesehen. „Propper und adrett" heißt die alte preußische Soldatenlosung, die auf allen Kasernenhöfen und Exerzierplätzen täglich und stündlich gepredigt und geübt wird. Zum durchschlagendsten Ausdruck gelangt sie aber, wenn der Hauptmann in bestimmten Zwischenräumen, der Regel nach wöchentlich einmal, Appell ansetzt. Das ist jedesmal ein mit banger Furcht erwarteter Moment, denn Hauptmann und Feldwebel haben gar scharfe Augen, sehen manchmal Staub und Schmutz, wo überhaupt keiner vorhanden ist, und wenn der erstere zum Schluß sein kleines, nur zu wohl bekanntes Notizbuch herausholt, zittert selbst das stärkste Soldatenherz. Denn dort auf jenen Blättern finden sich neben den größeren Vergehen einzelner Leute genau alle die kleinen Unregelmäßigkeiten verzeichnet, die im Laufe der Woche vorgefallen sind; der Tag der Abrechnung ist gekommen. Der Hauptmann vergißt nichts und voll böser Ahnung sieht mancher der drohenden Entscheidung entgegen, die ihm, wenn nicht härtere Strafen, vielleicht eine Strafwache, dreimaliges Antreten in komplettem Anzuge oder gar Urlaubsbeschränkung für den morgigen Sonntag bringt.

Der sogenannte kleine Dienst, welcher im Appell gipfelt, erzieht die Truppe so recht eigentlich zur Ordnung, Pünktlichkeit, Sauberkeit und Gewissenhaftigkeit. Bei diesen Gelegenheiten wird die Kleidung, der körperliche Zustand, die Lebensweise der Leute genau erforscht; hier wird mancher Rekrut erst zum Menschen gemacht, wie jeder Kenner deutscher Armeeverhältnisse bezeugen kann. Die vielfach

als Pedanterie verschriene Thätigkeit des kleinen Dienstes, bei welcher die Vorgesetzten Gelegenheit finden, sich ganz eingehend mit ihren Leuten, mit deren Denken und Fühlen, deren Wünschen und Hoffen bekannt zu machen, während diese letzteren hier wieder die gründlichste Kontrolle erfahren, ist im Gegenteil eine besonders heilsam wirkende Zucht. Dabei ist der Eifer und die gewissenhafte Pflichterfüllung, mit der deutsche Offiziere sich auch diesem Dienste hingeben, nicht hoch genug anzuschlagen. Zwar gibt der innere Zustand einer Truppe den besten Maßstab ab für den Wert des kommandierenden Offiziers, läßt den sichersten Schluß zu auf die Brauchbarkeit der Truppe in den Stunden der Not und Gefahr, und verständige Vorgesetzte bilden auch ihr Urteil danach. Es gehört aber die tiefe Überzeugung von der Notwendigkeit, besondere Pflichttreue und große Energie dazu, um im steten Einerlei des täglichen kleinen Dienstes nicht doch schließlich zu erlahmen.

Dreimal im Monate, am 1., 10. und 20. schreitet der Soldat mit einer gewissen Befriedigung zum Appell. Da erhält er im voraus für die folgende Dekade sein Traktament.

Die Schweden, die haben verflucht schlechtes Geld,
Wer weiß ob der Österreicher besseres hält.
Mit Pomade bezahlt den Franzosen sein König,
Wir kriegens alle Woche bei Heller und Pfennig.
Potz Mohren, Blitz und Kreuzelement
Wer kriegt so prompt wie der Preuße sein Traktament!

Diese Pünktlichkeit bei der Erfüllung eingegangener Verpflichtungen gegen den geworbenen Soldaten, von dem das preußische Soldatenlied „Fridericus Rex unser König und Herr“ singt, war schon unter Friedrich Wilhelm I eingebürgert; sie führte dem großen Sohne nicht nur die Söldlinge zu, sondern fesselte sie auch in den Reihen des preußischen Heeres.

Die Armeeverhältnisse haben sich geändert, der Landessohn tritt an Stelle des geworbenen Fremdlings ein mit Leib und Leben zur Verteidigung der höchsten Güter seines Vaterlandes. Er bedarf nicht des klingenden Lohnes, um treu zu seiner Fahne zu stehen. Darum hat aber die Pünktlichkeit nicht abgenommen. Von oben herab wird dem Soldaten auch jetzt das Beispiel der Gewissenhaftigkeit und Ordnungsliebe gegeben. Der Füsilier bekommt nach wie vor seine Löhnung bei Heller und Pfennig. Nur wird sie nicht mehr wöchentlich, sondern alle zehn Tage ausbezahlt, und diese Zahlungsfrist ist auch im Felde unter den schwierigsten Verhältnissen genau inne gehalten worden.

Der Kompaniechef hält der Regel nach den Löhnungsappell selbst ab. Der Feldwebel hat kurz vorher in Begleitung eines Offiziers das Geld aus der Bataillonskasse empfangen. Die Kompanie steht in zwei Gliedern, wird durch Abzählen zu zweien eingeteilt, auf Kommando machen die Nummern 1 linksum, die Nummern 2 rechtsum, und so bilden sich kleine Gruppen von 4 Mann. An einen derselben zahlt der die Front heruntergehende Feldwebel die Löhnung für die Gruppe aus. Die Teilung muß sogleich an Ort und Stelle geschehen. Der anwesende Offizier fragt, ob noch irgend jemand eine Forderung an Geld, Brot, an Montie-

rungsstücken oder dergleichen zu haben meint, und jeder Soldat ist befugt, eine derartige Forderung geltend zu machen, deren Berechtigung dann sofort untersucht wird. Dann ist der Appell beendet und jeder eilt schnellen Schrittes davon, seine Schätze in der auf bloßem Leibe um den Hals getragenen Brusttasche zu bergen.

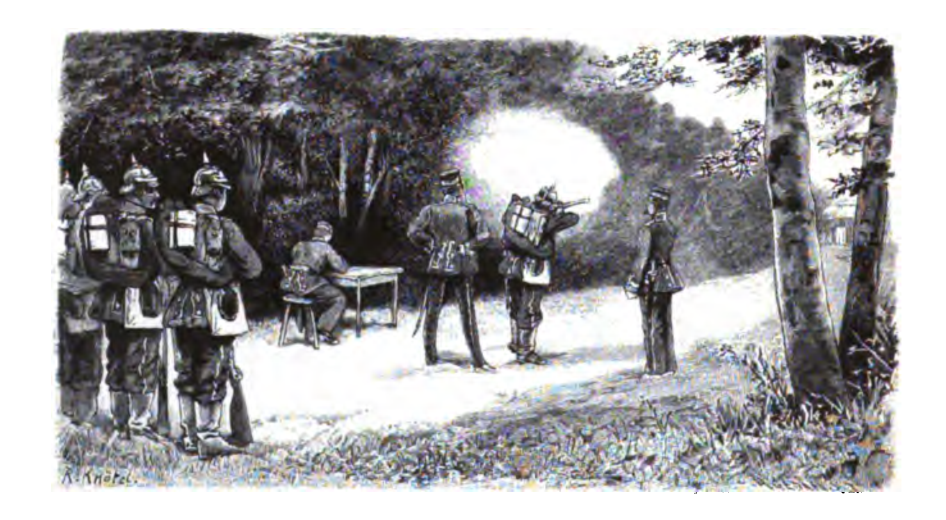
Doch was schlägt, als wir den Kasernenhof mit seinen zahlreichen lebendigen Bildern verlassen, für ein Meer falscher, falscherer und falschester Töne an unser Ohr? Dort abseits vom Wege üben Trommler und Pfeifer des Bataillons. Es gehört die ganze Geduld, die Energie und Konsequenz eines preußischen Unteroffiziers und Bataillonstambours dazu, diesen ungelenken Rekruten die Geheimnisse des Taktes, den unmusikalischen Bauerjungen die Grundbegriffe der Harmonie beizubringen. Aus Mitleid für die Kasernenbewohner — denn das Durcheinander dumpfer Mißtöne, wie es Anfänger auf der Trommel hervorbringen, können selbst Soldatenohren nicht vertragen — hat man ein eigenes Instrument, den Trommelbock, erfunden. Der bleibt stumm, selbst wenn der angehende Trommler ihn aus Leibeskräften bearbeitet und erst, wenn der letztere so in der Handhabung der Schlegel die nötige Gelenkigkeit in den Armmuskeln erlangt, und das sogenannte Trommelfieber überwunden hat, gibt man ihm die wirkliche Trommel in die Hand.

Langsam, sehr langsam entwickelt sich aus dem Gewirr von Tönen der erstrebte Gleichklang. Der Wirbel wird runder und voller, und selbst die Hornbläser, welche für ihren Dienst zum großen Teile nichts mitbringen als eine für guten „Ansatz“ geeignete Form des Mundes, erlangen mit der Zeit die Zufriedenheit des gestrengen Lehrherrn. Endlich wagt sich sogar der Adjutant, zu dessen besonderm Befehlsbereich die Tambours gehören, hinaus und kann dem Herrn Major die Meldung machen, daß bei der nächsten Parade die Trommelstöcke genau gleich hochgehoben sein, und die Signalhörner oder Querpfeifen, „wie ein Mann“ emporfliegen werden. Stolz marschieren dann die Trommler und Pfeifer dem Regiment weit voran, flink und fest rühren sie die Schlegel, und geben so den Takt an, in dem die ganze Truppe ihnen folgt.

Es ist ein eigenes Ding um die kriegerische Musik. Wie beleben die im Gleichtakt erklingenden Töne der Trommel den Soldaten nach langem ermüdendem Marsche, wie durchzuckt ihn der Mut und die Kampfeslust, wenn der wirbelnde Trommelschlag zum Sturme ruft.

In noch höherem Grade übt eine volle harmonische Musik ihren Einfluß auf das Gemüt des Soldaten aus. Das hat man in der preußischen Armee wohl erkannt und der Instrumentierung, wie der künstlerischen Fortbildung der Militärmusikkorps warme Fürsorge gewidmet. Männer wie Wieprecht und Piefke, die nicht allein als brave Soldaten galten, sondern auch in der Künstlerwelt eines hohen Ansehens sich erfreuten, haben redlich und mit Erfolg das ihrige gethan, um die preußische Militärmusik dem hohen künstlerischen Standpunkte zuzuführen, den sie jetzt einnimmt. Würdig reiht sich den älteren preußischen Kriegsmärschen, dem „Hohenfriedberger“ und dem „Torgauer,“ der Piefkesche Düppeler Sturmmarsch an. Seine Weise ist gefühlt, lebendig empfunden, denn Piefke nahm als ein echter Sohn seiner märkischen Heimat, als tapferer Mann an diesem

Ehrentage teil, der zuerst nach langer Friedenszeit dem Ruhmeskranze preußischer Waffen ein neues Reis hinzufügte. Oft haben die frischen Klänge unserer Musik die ermüdeten Krieger zur besseren Ertragung schwerer Strapazen ermuntert; stolz folgen ihnen die Bataillone, wenn es gilt, im scharfgerichteten Parademarsch bei dem hehren Kriegsfürsten vorbei zu defilieren; erhebend, sänftigend, klärend aber wirkt es selbst auf den rohesten Mann, wenn abends nach gewonnenem Siege die feierlichen Töne über das blutige Schlachtfeld verhallen: Nun danket alle Gott.



Vor der Scheibe.

„Aufgelöste Ordnung" ist das Losungswort der heutigen Infanterietaktik geworden. In den langen Schützenlinien, zu denen die Abteilungen sich auflösen, verliert der Offizier leicht die direkte Einwirkung auf seine Leute, und diese letzteren, in weit höherem Grade sich selbst überlassen und weniger beaufsichtigt, als dies in der geschlossenen Truppe der Fall ist, können sich den Befehlen und Winken der Vorgesetzten in Rauch und Pulverdampf, in den vielen kleinen Deckungen des Terrains unschwer entziehen. Namentlich ist dies der Fall, wenn Mannschaften verschiedener Truppenteile sich in der Schützenlinie unter einander mischen, die dann nicht einmal alle Befehlshaber persönlich kennen. Die vielfachen Gefechts-

übungen im Frieden mit größeren oder kleineren Gefechtskörpern bezwecken deshalb nicht allein, der Truppe Unterricht in der Anwendung der verschiedenen Gefechtsformen zu geben, und die Intelligenz des einzelnen Mannes als eines selbstthätig denkenden Gliedes in der Gemeinschaft zu fördern, sondern wollen ebenso sehr die eiserne Feuerdisziplin zur Gewohnheit erheben, die auch in der anscheinenden Unordnung des Schützenschwarms unausgesetzte Aufmerksamkeit auf den leitenden Offizier und Gehorsam gegen dessen Anordnungen selbst unter den schwierigsten Verhältnissen zum unverbrüchlichen Gesetz erhebt.

Bei dieser modernen Feuertaktik ist die sorgsame Ausbildung des einzelnen Mannes im Schießen in weit höherem Maße einer der wichtigsten Zweige mühevoller Friedensarbeit geworden, als dies zur Zeit Friedrichs des Großen oder auch noch später je der Fall gewesen.

Der Rekrut bekommt sein Gewehr, das er anfangs mit scheuer Ehrfurcht betrachtet, bald nach der Einstellung in die Hand, ohne doch natürlich sofort mit der Waffe auf den Scheibenstand zu treten. Wie bei allen militärischen Unterweisungen geht vielmehr auch hier eine sehr systematische, schrittweise vorgehende Vorbildung voraus. Vorschriftsmäßiges Laden und Anschlagen des Gewehrs machen den Anfang, dann folgen Zielübungen, vielfach unter Benutzung besondrer Zielgewehre, mit Auflegen auf dem Sandsack oder Einschrauben in die Zielmaschine, um dem Anfänger das „Kanten“ des Gewehrs und mancherlei andre Fehler mit ihren Folgen, wie anderseits den Unterschied von feinem, grobem und gestrichenem „Korn“ so recht ad oculos zu demonstrieren. Eine gewisse Aufregung bemächtigt sich unverkennbar des jungen Soldaten, wenn er zum erstenmal das mit der „Platzpatrone“ geladene Gewehr ergreift. Zwar ist er bereits ein guter Zieler, aber dennoch wird es ihm heute schwer, im langsam regelmäßigen Abziehen zuerst den „Druckpunkt“ zu finden, und dann ruhig loszudrücken. Er zwinkert mit den Augen, oder „reißt“ mit einem Ruck ab, so daß das Gewehr völlig aus der Lage kommt und das Geschoß in irgend welcher Richtung davonfliegen, aber gewiß nicht das Ziel treffen würde. Da heißt es denn abermals Mühe, Arbeit, Wiederholung, bis die Feuerscheu sich gibt, und falls das gleiche Fieber sich später nochmals wiederholen sollte, wenn das todbringende Blei im Laufe sitzt und durch eine Fingerbewegung entsendet werden soll, so weiß der Lehrer auch hier Rat. Der Schütze bekommt zuweilen, ohne es zu wissen, statt des geladenen ein ungeladenes Gewehr in die Hand und wird durch solche und ähnliche praktische Kunstgriffe bald völlig sicher und mit der Waffe vertraut.

Am Scheibenschießen nehmen außer den Mannschaften auch deren Unterweiser, sämtliche Offiziere und Unteroffiziere regelmäßig teil. Wer den Allerhöchsten Orts in der „Schieß-Instruktion“ genau vorgeschriebenen Bedingungen für die dritte Schießklasse entspricht, welcher alle Soldaten bei ihrem Dienstantritt angehören, rückt in die zweite, und wieder nach Jahresfrist in die erste Schießklasse mit ihren sich fortwährend steigernden Anforderungen auf, während den „Avancierten“, welche zwei Jahre hinter einander die Bedingungen der ersten Schießklasse absolviert haben, durch den Regimentskommandeur besondre Aufgaben gestellt werden können. Schießprämien in Geld und Schützenabzeichen wecken den Ehrgeiz

der Leute und die genau und sorgsam geführten Schießbücher geben Kunde von den Resultaten, wie die einzelnen Truppenteile sie erzielt haben. Die regimenterweis zusammengestellten Schießberichte gelangen dann später bis an den Allerhöchsten Kriegsherrn, und diese Thatsache allein würde schon hinreichen, den Beweis von der hohen Wichtigkeit zu erbringen, der dem Schießdienst beigelegt werden muß.

Im ganzen erhält jeder Infanterist jährlich 130 scharfe Patronen und es gilt für deren Gebrauch als allgemeine Regel, daß der Schütze an einem Schießtage deren wenigstens fünf, und, um nicht abgespannt zu werden, höchstens zehn verfeuert.

Das „Schulschießen", welches wiederum in eine Vorübung und eine Hauptübung zerfällt, übernimmt die eigentliche Schießausbildung des Mannes. Diese Schießübungen sollen vorschriftsmäßig möglichst bald nach der Einstellung der Rekruten beginnen. Anstrengende Übungen dürfen dem Scheibenschießen niemals vorhergehen und ebenso muß bei der Ansetzung des Dienstes in Betracht gezogen werden, daß ungünstige Witterung, namentlich für die erste Anleitung der Rekruten von nachteiligem Einfluß ist. Dagegen darf kein Truppenteil den Mannschaften beim Scheibenschießen Erleichterungen gewähren, welche die kriegsmäßige Ausbildung derselben beeinträchtigen könnten, um scheinbar bessere Erfolge, höhere Trefferprozente zu erzielen. Namentlich sollen keine andern, als die vorgeschriebenen Marken an den Scheiben angebracht, ferner keine Schießhütten oder Zelte aufgerichtet werden. Der Mann muß lernen, sich mit der verschiedenen Beleuchtung auf Visier und Korn abzufinden.

Das Scheibenschießen geschieht stets unter Aufsicht eines Offiziers, ja meistens wird der Kompaniechef selbst gegenwärtig sein. Bei jedem einzelnen Schusse wird Stellung und Haltung des Mannes, die Lage des Gewehrs, das ruhige Abkommen genau kontrolliert und besprochen, oft muß er das Gewehr wieder absetzen, um ruhiger zu werden, und nach abgegebenem Schusse melden, in welcher Gegend der Scheibe derselbe seiner Ansicht nach „sitzt".

Beim Schulschießen lernt der Soldat auf verschiedene, genau abgesteckte und auch ihm bekannte Entfernungen zunächst am Auflagegestell, dann freihändig, schließlich völlig feldmarschmäßig ajustiert im Liegen, Knieen, Sitzen und hinter Deckungen Schutz suchend die Scheiben treffen, welche nach Maßgabe seines Könnens wechseln. Die deutsche Infanterie schießt nach der Strichscheibe, welche 180 Zentimeter hoch, 120 Zentimeter breit und in der Mitte mit einem 12 Zentimeter breiten senkrechten schwarzen Striche versehen ist; der Infanteriescheibe, welche der vorigen gleicht, nur daß zu beiden Seiten des Mittelstrichs die halbe Mannsbreite mit 20 Zentimeter abgesetzt ist; der 180 Zentimeter hohen, 40 Zentimeter breiten Figurscheibe, die das kolorierte Bild eines Infanteristen zeigt, und nach deren Abarten: der Kopf-, Brust-, Rumpf und Kniescheibe; endlich der Sektionsscheibe. Die letztere ist 180 Zentimeter hoch, 240 Zentimeter breit und in blaue und weiße Streifen geteilt. Im Gegensatze hierzu soll das „gefechtsmäßige Schießen" ihn gewöhnen, selbständig die bisher gewonnene Fertigkeit im gegebenen Falle zur Anwendung zu bringen. So findet das „Einzelschießen" auf unbekannte, oft wechselnde Entfernungen statt,

und das „Abteilungsschießen" legt den Grund zu der so wichtigen und notwendigen Feuerdisziplin, übt die Abteilung in der Durchführung der verschiedenen Aufgaben und Phasen des modernen Feuergefechts und fördert die Offiziere nach ihren verschiedenen Dienststellungen in der gefechtsmäßigen Leitung des Feuers.

Besondre „Belehrungsschießen" dienen dazu, die Leistungsfähigkeit des einzelnen Gewehrs, die Wirkung des Abteilungsfeuers und die Bedingungen zum Ausdruck zu bringen, unter welchen dieselben zur vollen Geltung kommen, und sind bestimmt zur Heranbildung eines sachverständigen, unterrichteten Lehrerpersonals. Bei Anordnung dieser Übungen ist darauf zu sehen, daß möglichst alle auf das Resultat nachteilig einwirkenden Einflüsse ausgeschlossen werden. Sie finden deshalb der Regel nach bei günstiger Witterung statt. Gute Schützen in bequemem Anzuge schießen auf bekannte Entfernungen und legen nötigenfalls das Gewehr dabei auf. Außerdem werden vom Kriegsministerium besondre, geheim zu haltende Aufgaben für das „Prüfungsschießen" gestellt, dessen Resultat den Maßstab für die von der Infanterie gewonnene Schießfertigkeit abgeben und im besondern einen Vergleich zwischen den Leistungen der einzelnen Truppenteile begründen soll.

Das Mausergewehr ist zwar im stande, sein Geschoß bis zu einer Entfernung von 3000 Meter, also fast einer halben deutschen Meile mit einer gewissen Durchschlagskraft zu treiben, doch werden selbstverständlich die Schießübungen, schon der Begrenzung des menschlichen Sehvermögens wegen nicht auf diese Entfernung ausgedehnt. Sie beschränken sich auf die immerhin noch erhebliche weiteste Distanz von 600 Meter, dagegen erteilt die Schießinstruktion Anweisung, unter welchen Umständen und auf welche Ziele deutsche Infanterie ihr Feuer mit Aussicht auf Erfolg noch auf weitere Entfernungen bis zu 1200 Meter richten kann.

Es liegt in der Natur der Sache, daß ausgedehnte Einrichtungen getroffen werden müssen, welche den Truppenteilen die Möglichkeit gewähren, die vorgeschriebenen Übungen im Scheibenschießen abzuhalten, und anderseits erfordert das weittragende Gewehr besondre Vorsichtsmaßregeln. Für das gefechtsmäßige Schießen muß das Terrain mit großer Umsicht ausgewählt und zu beiden Seiten der Schußlinie auf 400 Meter durch geeignete Vorkehrungen gesichert werden. Das Schulschießen der Leute dagegen findet auf besondern Scheibenständen statt. Für ein alleinstehendes Infanteriebataillon sind drei Schießstände von 600, 400 und 300 Meter Länge erforderlich, und mit der Stärke der Garnison wächst dieses Bedürfnis natürlich ganz erheblich. Bei der Anlage solcher Schießstände ist darauf Rücksicht zu nehmen, daß auf die Gesamtschußweite des Gewehrs, also auf 3000 Meter in der Schußrichtung, und ebenso auf 500—600 Meter seitwärts derselben keine Ortschaften oder Gehöfte liegen, auch öffentliche Wege, Eisenbahnen oder Flußläufe dürfen sich innerhalb dieses Rayons nur dann befinden, wenn die Terraingestaltung ihnen ausreichende Deckung gewährt.

Gleich wichtig wie diese nach außen gerichteten Schutzvorkehrungen, welche sich auch auf die Anlage selbst, auf die Höhe und Stärke der Kugelfänge ausdehnen, sind die Maßnahmen, welche darauf hinzielen, Unglücksfälle bei den die Scheibe bedienenden Mannschaften zu verhüten. In dieser Beziehung sind genaue Vorschriften erlassen, zwischen den nebeneinanderliegenden Scheibenständen

müssen Traversen aufgeworfen, und die Anzeigerdeckungen mit einer starken Erdbeschüttung versehen werden. In den letzten Jahren hat man mit der Einführung ganz neuer Schießstände den Anfang gemacht, bei denen der Scheibenzeiger seine Deckung überhaupt nicht verläßt. Von dieser letztern aus übersieht der dort kommandierte Unteroffizier oder Gefreite durch einen Spiegel die ganze Schußbahn. Wenn der Schuß gefallen ist, wird die Scheibe, welche sich auf einem Zugwagen bewegt, in die Deckung hineingezogen, der Schuß markiert und später verklebt. Eine mit den bezüglichen Buchstaben, Ziffern und Zeichen versehene Zeigertafel wird seitwärts aus der Zielerhütte gesteckt, um dem Schießenden Meldung von dem Treffer zu machen, die Scheibe wieder vorgeschoben und mit einem Markierholz die Stelle bezeichnet, wo der Schuß sitzt.

Das Verkleben, Anzeigen und Markieren geschieht also stets, ohne daß die Anzeiger ihre Deckung verlassen; die Scheibe ist den Schießenden grundsätzlich nur dann sichtbar, wenn alle Arbeiter in der Deckung sind; und alle Zeichen mit Flaggen oder dergleichen fallen fort.

Hierdurch wird nicht allein die größtmögliche Sicherheit beim Schießen erreicht, sondern man braucht zu dem Geschäfte des Scheibenweisens weniger Leute als früher, die Anstrengung für diese Leute verringert sich erheblich und das Schießen geht bedeutend schneller, als wenn die Anzeiger bei jedem Schuß hin- und zurücklaufen müssen.

Der ganze Dienstbetrieb schließt natürlich ein fehlerhaftes Anzeigen gänzlich aus. Der Soldat bei der Scheibe kann nicht mehr, wie das in längst vergangenen Tagen wohl vorgekommen sein soll, für den guten Freund, aber schlechten Schützen einen hohen Treffer ansagen. Dazu ist die Aufsicht zu genau und die drohende Strafe zu streng. Jeder Mann muß auch hier ausbaden, was er sich einbrockt, der Ungeschickte muß Tag für Tag den langen, staubigen Weg nach dem Scheibenstande hinaus trollen, und muß schießen, schießen, schießen, nicht bis er schwarz wird, sondern bis er sich bessert. Der deutsche Militärdienst kennt in dieser Beziehung kein Erbarmen, unerbittlich wird eine bestimmte Durchschnittsleistung von einem jeden auch vor der Scheibe gefordert, und er mag alle seine Kräfte bis zum Äußersten anspannen, um diesem Verlangen gerecht zu werden.

Auf Wache!

Der enge Marktplatz der kleinen Garnisonstadt liegt in nächtlicher Einsamkeit und tiefer Dunkelheit da. Bis nach Bargfeld ist die Erfindung des Leuchtgases noch nicht gedrungen, und knarrend bewegen sich die altfränkischen Öllaternen an den über die Straße gespannten Ketten. Aber sie sind nicht angezündet, weil Mondschein im Kalender steht, und das Auge vermag deshalb die herrschende Finsternis kaum zu durchdringen. Mit gleichmäßigem Schritte geht der Posten vor der Hauptwache, welche sich im Erdgeschoß des Rathauses befindet, auf und ab. Das ist das einzige Geräusch, welches die Stille der Nacht unterbricht.

Da hebt die Kirchenuhr zum Schlage aus, der Turmwächter erscheint auf seiner Galerie, um nach allen vier Himmelsrichtungen zu verkünden, daß es ein Uhr nach Mitternacht sei, und —

„Rrrrrrauaus“ gellt es mit der ganzen Kraft einer jugendlichen Lunge über den Platz.

Die Wache tritt ins Gewehr.

„Ablösung vor.“

Der alte Posten teilt dem verschlafenen Kameraden, welcher jetzt für zwei Stunden seinen Platz einnimmt, mit, daß nichts Neues passiert ist.

„Kehrt! Abtreten!“

Die kleine Stadt sinkt in ihre Ruhe zurück, und an Stelle von Schmidt beginnt Meyer im Auf- und Abwandeln über das Wohl der Garnison zu wachen.

Als die Wachmannschaft mit gewohnter affenartiger Geschwindigkeit auf den ersten Ruf des Postens sich in Reih und Glied stellte, hatte gegenüber im Gasthof zum Kreuz ein Fenster geklirrt, war dann aber sofort wieder geschlossen worden. Dies Geräusch war niemand von der Wachmannschaft entgangen, denn dort in jenem Zimmer schlief der neuernannte Regimentskommandeur, welcher erst am vergangenen Abend eingetroffen war.

„Gottlob,“ murmelt der Wachthabende in den Bart, „es ist alles fix gegangen,“ und Schmidt ist besonders stolz auf seine helle Stimme und den langgezogenen Ruf. Er hat seinem Instrukteur entschieden Ehre gemacht. Gewiß wird der Oberst andern Tages seine Freude darüber aussprechen, daß in dem vortrefflichen Regiment, welches die Gnade Seiner Majestät jetzt seiner Führung anvertraut hat, auch der Wachdienst mit solcher Gründlichkeit betrieben wird. Aber bald soll der arme Schmidt aus allen seinen Himmeln fallen. Der gestrenge Herr hat das „durchaus unangemessene, widerwärtig laute Schreien“ der Posten mit gerunzelter Stirne gemißbilligt. Er ist nervös, der neue Herr Oberst, kann nicht schlafen und verbittet sich ein für alle Mal jedes unmotivierte Geräusch, das seine Ruhe stören kann. In Bargfeld wird also von nun an die Wache sanft und leise herausgerufen, und alle Instruktoren sind bemüht, den harten Schädeln ihrer Schutzbefohlenen diese neue Wendung in der Kriegskunst möglichst schleunig begreiflich zu machen.

Der Soldat zieht nicht gerne auf Wache. Der Obliegenheiten gibt es viele, der Anstrengungen genug und die Strafen für Wachvergehen sind unangenehm hart. Zwar verschlägt es dem jungen Menschen nicht viel, daß er vierundzwanzig Stunden nicht aus den Kleidern kommt, und schließlich schläft — oder schnarcht es sich vielmehr für eine Nacht auf der harten Holzpritsche auch nicht so ganz schlecht, vorausgesetzt, daß man müde ist, und das ist der Soldat immer gehörig. Aber man darf in der Wachstube auch nicht einmal das Seitengewehr ablegen und muß den Helm entweder auf dem Kopfe, oder doch fortwährend so nahe zur Hand haben, um auf den ersten Ton eines Rufes hinauszustürzen, muß fortwährend propper, blank, adrett sein, denn der Befehl König Friedrich Wilhelm I:

„Die Capitaines und übrige Officiers von den Compagnien müssen die Wacht Parades wohl revidiren, damit die Leute recht propres sind und keinem was fehle, als wenn Seine Königl. Majestät gegenwärtig wären" —
gilt auch noch heute und wird verzweifelt streng gehandhabt. Dann kommt noch die Schinderei auf Posten dazu. Soll der Kerl zwei Stunden in Regen und Sonnenschein, in Hitze und Kälte auf- und abmarschieren, schwitzend, daß ihm die hellen Tropfen die heiße Stirn herunterlaufen, oder frierend zum Erbarmen, denn der Wachmantel, die Ohrenklappen und die Filzschuhe sind „für die Katz", wenn es ordentlich schneit und stürmt. Dabei darf er nicht sprechen, nicht rauchen, nicht singen, — ja was darf ein Posten überhaupt? aufmerken, nichts als aufmerken, auf den Dienst passen. Und wozu? —

Im Festungsgraben Schildwach' steh'n
Das thut mir grad' noch fehlen
Da ist — ich kann das nicht versteh'n
Doch wahrlich nichts zu stehlen —

meint gähnend Grenadier Fuchs, und Hinz und Kunz, und Müller und Meier, und noch viele andre Kameraden stimmen ihm bei. Sie lägen alle viel lieber im warmen Bette, als unnützerweise hier „herumzustaken," oder möchten wenigstens gern nach Nachtwächterart im Schilderhäuschen, wenn auch nur im Stehen, einen kleinen, ganz kleinen Nicker machen. Aber wenn die Disziplin auch noch nicht genugsam in Fleisch und Blut übergegangen ist, um solche frevelhaften Gelüste zu unterdrücken, wenn das Pflichtgefühl auch vor der Müdigkeit und Faulheit oft genug verstummen würde, so hält die heilsame Furcht vor Strafe doch in den meisten Fällen den Soldaten von dem Kapitalvergehen des „Schlafens auf Posten" zurück. Es ist zehn gegen eins zu wetten, daß durch den Rondeoffizier, durch Patrouillen oder Vorgesetzte, die immer zu ungelegener Zeit allenthalben zu erscheinen pflegen, die Dienstwidrigkeit entdeckt wird, und „Standrecht", „vierzehn Tage streng" bilden denn doch eine zu bedrohliche Aussicht.

Der Wachdienst wird im deutschen Heere, wie jeder andre Dienst, dessen Bedeutung für den Krieg vielleicht in höherem Maße und mehr auf den ersten Blick in die Augen springt, mit großer Genauigkeit und Pünktlichkeit gehandhabt. Und das ist gut. Selbst wenn der Wachdienst nur dazu dienen sollte, den Soldaten an strikten Gehorsam zu gewöhnen, so würde er ein treffliches Mittel zur straffen Disziplinierung der Truppe bilden. Aber wie in Friedenszeiten Wachen und Posten zur Aufrechterhaltung von Ruhe und Ordnung das ihrige beitragen, so wird der Wachdienst anderseits dem Manne zur Vorschule für sein Verhalten vor dem Feinde, wenn von seiner Aufmerksamkeit auf Vorposten die Ruhe und Sicherheit der Truppe und vielleicht manches Menschenleben abhängt.

Unter den Heeren des vorigen Jahrhunderts, welche zum größten Teile aus Geworbenen, darunter vielen Ausländern, bestanden, waren im Krieg und Frieden die Desertionen so zahlreich, daß in Lagern und auf Märschen, sogar beim Ausrücken zum Exerzieren ein genau vorgeschriebener Sicherheitsdienst zu deren Verhinderung organisiert war. Besonders sorgfältig wurde ein starker Wachdienst in den Garnisonen eingerichtet und das war um so nötiger, als die Mannschaften

meistens in Bürgerquartieren untergebracht waren. Alle Thore der Stadt wurden mit Einbruch der Nacht geschlossen und waren mit ständigen Wachen besetzt. Wenn ein Soldat aus der Garnison fortlief, wurden Steckbriefe erlassen, auf allen Straßen Patrouillen zu Fuß und zu Pferde abgeschickt, welche die Bevölkerung der umliegenden Ortschaften durch Läuten der Sturmglocken alarmierten und mit Hilfe der Einwohner die Gehölze und Brüche absuchten. Kein Soldat durfte die Garnison auf Kommando oder Urlaub weiter als eine Viertelmeile im Umkreise verlassen ohne einen mit dem Regimentssiegel versehenen Paß, und jedermann war berechtigt, sich von einem außerhalb der Stadt betroffenen Soldaten diesen Paß vorzeigen zu lassen. Der Kompaniechef hatte für den eingefangenen Deserteur eine Prämie von zwölf Thalern zu bezahlen und der Regimentskommandeur war für die richtige Abführung dieser Summe verantwortlich gemacht; das Reglement aber schrieb vor, ausländische Soldaten, welche wieder ergriffen wurden, und einheimische ohne alle Gnade aufzuhängen.

Aus jener harten und strengen Zeit haben sich einzelne Vorschriften erhalten und finden ihren Platz noch in dem Zeremoniell des heutigen Wachdienstes. Dahin gehört die tägliche Ausgabe der Parole, welche nur da zu sein scheint, um leise von einem Ohr in das andre geflüstert und später auf den Meldungen von der Wache vergessen zu werden.

Man hört sie an und gibt sie weg,
Und weiter hat es keinen Zweck.

Dabei mag eines andern Gebrauches Erwähnung geschehen, den das Reglement von 1743 vorschreibt, und dessen Schilderung wir der interessanten Arbeit eines beliebten Militärschriftstellers entlehnen. Zum Kontrollieren des Patrouillenganges befanden sich nämlich auf allen Wachen sogenannte Patrouillenstöcke, welche sämtlich dem auf der Hauptwache deponierten vollkommen glichen. Wurde nun von der Hauptwache eine Patrouille ausgesandt, so bekam sie den Stock mit und der erste Wachhabende, zu dem sie kam, mußte diesen und zugleich seinen Stock mit einem Strich versehen, dergestalt, daß die Striche auf beiden nebeneinander gehaltenen Stöcken genau zusammen stimmten. Auf diese Weise machte der Stock in den Händen der verschiedenen Patrouillen die Runde über alle Wachen, bis er endlich wieder auf der Hauptwache ankam. Am andern Morgen mußten von sämtlichen Wachen die Patrouillenstöcke auf die Kommandantur geschickt werden, wo man durch Vergleichen der verschiedenen Stöcke mit dem der Hauptwache den Patrouillengang revidieren konnte. Viele, vielleicht die meisten Unteroffiziere konnten damals gar nicht, oder doch nur sehr unvollständig schreiben, so daß sich in der Einführung dieser Patrouillenstöcke ein sehr praktisches Aushilfsmittel zur Aufsicht bot, wenn unsrer schriftgelehrten Zeit dasselbe auch komisch genug erscheint.

Unter Friedrich Wilhelm I wurden beispielsweise in Berlin, welches etwa 8500 Einwohner zählte, zwei und dreißig Wachen bezogen, darunter fünf, die von Kapitäns kommandiert waren, drei und zwanzig Offizierswachen, von denen die am Molkenmarkt 1728 aufgehoben wurde, und vier Unteroffizierwachen. Im ganzen waren mit Einschluß der Rondeoffiziere täglich 7 Kapitäns, 37 Leutnants, 83 Unteroffiziere, 50 Spielleute und 920 Mann für den gewöhnlichen Wachdienst erforderlich.

Die Notwendigkeit der steten Bewachung der Mannschaften ist mit der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht fortgefallen, und man hat trotz seiner Bedeutung als Ausbildungsmittel in disziplinarer Hinsicht den Garnisonwachdienst verhältnismäßig sehr stark eingeschränkt, um mehr Zeit für die Ausbildung der nur kurze Zeit dienenden Leute im Schießen, im Felddienst und in der Gymnastik zu gewinnen. In der Reichshauptstadt bestehen augenblicklich trotz der auf bald anderthalb Millionen angewachsenen Bevölkerung und trotz der bedeutenden räumlichen Ausdehnung nur sechzehn Wachen, von denen die Schloßwache und die sogenannte Königswache von Offizieren kommandiert werden. Die Gesamtstärke der für den Garnisonwachdienst bestimmten Mannschaften beträgt 2 Offiziere, 13 Unteroffiziere, 7 Spielleute und ungefähr 350 Mann. Die sechzehn Wachen stellen insgesamt vier und achtzig Sicherheitsposten und neun Ehrenposten. Außerdem beanspruchen die Kasernen- und Scheibenwachen noch etwa 150 Mann.

Auch der Offizier rechnet die Wache nicht zu den Annehmlichkeiten des Lebens. Einsam herrscht er in dem schlecht ausgestatteten, halbdunkeln Zimmer. Fiskus, der sparsame, oder geizige je nach der subjektiven Auffassung desjenigen, der das Epitheton ornans gebraucht, erkennt womöglich schon in dem alten, steiflehnigen, harten und gebrechlichen Ledersofa einen verweichlichenden Luxus, und der von Kameraden gestiftete Lehnstuhl winkt wohl verlockend genug, kann mit Muße aber nur in den späteren Abend- und Nachtstunden ausgenutzt werden, da tagsüber die Pflicht zu oft ruft. Auch ist die Schärpe zu eng und der Kragen zu hoch und steif, um wirklich bequem sitzen zu können. Abends wird es allerdings lustiger in der Wachstube. Dann kommen häufig die Kameraden; der Wachhabende macht als Hausherr die Honneurs, eine Bowle wird gebraut, vielleicht gar ein kleines Jeu gemacht, bis ein Gast nach dem andern sich empfiehlt — sich drückt heißt es mit dem terminus technicus, — und auch der Wachoffizier es sich für die Nacht bequem macht, so gut es eben gehen will.





Felddienst.

Leutnant Braun kommandierte seine erste Felddienstübung. Er sollte unter bestimmten kriegerischen Annahmen eine Feldwache aussetzen. Der junge Offizier, welcher erst seit wenigen Tagen die Epauletten trug, handelte dabei nach allen Regeln der Kriegskunst.

Er marschierte mit den notwendigen Sicherheitsmaßregeln, mit Spitze, Vorhut und Seitenpatrouillen bis ungefähr an den Ort, wo die Feldwache voraussichtlich Aufstellung finden mußte und wenn er keinen Feind auf seinem Wege fand, so war das nicht etwa Schuld seiner mangelhaften Anordnungen. Diese waren musterhaft, aber eine feindliche Abteilung überhaupt gar nicht vorhanden.

Nachdem Leutnant Braun seine Mannschaften gedeckt aufgestellt und vor überraschenden Angriffen gesichert hatte, schritt er zur Ausstellung der Posten. Zwar kannte er von den Übungen, die er als Gemeiner und als Fähnrich mitgemacht hatte, die Umgebung der kleinen Garnison, — Terrain sagt der gebildete Militär — „wie seine Tasche“, aber es galt, sich vor den Leuten ein Ansehen zu geben, und so wurde denn vom rechten Flügel der demnächstigen Aufstellung angefangen, das vorliegende Gelände ganz systematisch abpatrouilliert und die drei notwendig werdenden Posten unter Zuhilfenahme der Generalstabskarte eingehend mit dem Lauf der Wege und Flüsse, wie mit den Namen der Dörfer und andern Örtlichkeiten bekannt gemacht. Die Musketiere kannten

diese Sachen bereits ganz genau, denn wer nicht aus der Gegend gebürtig war, der hatte doch während seiner Dienstzeit irgend eine „Bikenntschaft“ unter den Dorfschönen, welche allwöchentlich Butter, Milch, Eier und Gemüse zur Stadt auf den „Marcht“ brachten, angeknüpft, und dort das Gebäude unter dem Berge, das sich nach den Auseinandersetzungen des Herrn Leutnants nach Lage und Bauart so vorzüglich zur ernsten Verteidigung einrichten ließ, war ja das Wirtshaus mit dem großen Saal, in welchem sie Sonntags im Tanze oft genug herumgestampft hatten. Das Haus hätten sie gern besetzt, und bis zum letzten Blutstropfen verteidigt, denn schmucke Mädchen kredenzten dort Bier und Schnaps, von dem der gemütliche Wirt stets eine angemessene Quantität in „vorzüglicher“ Güte auf Lager hielt.

Doch verrieten die ernsten gleichmäßigen Mienen der Soldaten nichts von diesen reglementswidrigen Gedanken, nichts von den süßen oder lustigen Erinnerungen, die sich, wie allbekannt, für einen oder den andern Kameraden an die Örtlichkeiten knüpften, welche jetzt kriegerisch zu überwachen waren. Im Gefühle seiner Würde und in seinem „Biereifer“ würde der junge Offizier auch nicht schlecht dareingewettert haben, wenn er hätte ahnen können, welchen Nebengedanken sich die „Windhunde von Kerls“ bei seinen ernsten Worten hingaben. So fühlte er sich durch die eigne militärische Leistung sehr gehoben, überblickte von dem Hügel, auf dem Posten Nr. 3 seinen Platz gefunden hatte, noch einmal mit zufriedenem Lächeln seine Maßregeln und stieg dann zu der Landstraße hinunter, um auf dieser nach rückwärts gehend hinter dem einsamen Gehöft seine Feldwache „einzulogieren.“ Sie war dort gegen feindliche Einsicht gedeckt, konnte einen Angriff aufhalten, und hatte dabei immer einen gesicherten Rückzug.

Leutnant Braun war nicht wenig stolz in dem Gefühle, alle Rücksichten, die der „kleine Jacobi“ bei Aufstellung von Vorposten verlangt, gehörig erwogen und beachtet zu haben. Aber das Selbstgefühl des eiteln jungen Mannes sollte einen bösen Stoß erleiden.

„Herr Leitnambt! Hier hört aber en Dubbelposten her.“ Mit diesen Worten redete ihn der erzürnte Chausseewärter an, bei dessen Häuschen Posten Nr. 2 aufgestellt war. Vorstell war früher Sergeant im Bataillon gewesen, dem jetzt der Offizier angehörte, und sprach wohl ehrerbietig mit der Mütze in der Hand, aber in dem Gefühle der Kränkung, daß die Bewachung seiner strategisch wichtigen Wohnung nur einem einzelnen Manne anvertraut war, doch eifrig und laut.

Das ging unserm Freunde denn doch über den Spaß; wie konnte der Mann sich unterstehen, ihn, den Offizier im Dienst, überhaupt anzureden, und ihm in seine militärischen Anordnungen auf solche unerhörte Art hereinzukolken, noch dazu in Gegenwart des Postens und der Begleitmannschaften. Das mußte ja die Autorität des neugebackenen Leutnants von vornherein und für alle Zeiten untergraben. Er begann deshalb seinem Zorne in wenig parlamentarischen Worten gegen den „Dämlack“ von einem alten Unteroffizier Luft zu machen, und wer weiß, was für Wirkungen und Unannehmlichkeiten aus diesem an und für sich so unschuldigen Zwischenfalle noch erwachsen wären, wenn in diesem Augenblicke nicht der Schimmel des Hauptmanns auf der Bildfläche erschienen wäre.

Natürlich kam das Pferd nicht allein, sondern trug, wie das die Pflicht eines ordentlichen Reitpferdes erheischt, geduldig und treu seinen Herrn auf dem breiten Rücken, aber schon die weiße Farbe des Tieres, welche zuerst durch das Gebüsch schimmerte, übte eine beruhigende Wirkung auf den hitzigen Offizier aus.

Hatte dieser die wichtige Lehre von der Ökonomie der Kräfte im Kriege in die Praxis übertragen wollen, oder gemeint, mit einer neuen Art von Postenstellung seinen Vorgesetzten zu überraschen, oder hatte er einfach einen „Blonder" gemacht, wer wollte das entscheiden. Jedenfalls bekam er einen tüchtigen roten Kopf, als der ruhige, verständige Kapitän — der alte Landesvater wurde er seiner vorzeitig ergrauten Haare wegen sehr respektwidrig von den jüngeren Kameraden genannt — ihm nun wohlwollend auseinandersetzte, daß man gut thue, der Regel nach überhaupt nur Doppelposten auszustellen, daß aber an einer wichtigen Kommunikation, also hier an der Chaussee, unbedingt ein Doppelposten stehen müsse, damit der eine Mann „melden gehen" könne, während der andre weiter beobachten müsse.

Ob an diese dienstliche Belehrung sich noch eine vertrauliche, kameradschaftliche Ermahnung mit Bezug auf den Gebrauch von Schimpfwörtern im allgemeinen und im besondern geknüpft hat, vermögen wir nicht zu sagen. Der alte Landesvater war in dieser Hinsicht sehr gefürchtet, denn er verstand es wie kein zweiter im Bataillon, auf die dienstliche und außerdienstliche Haltung der Offiziere einzuwirken, und den jungen Herren namentlich die nicht immer gern gehörte Wahrheit wieder und wieder in das Gedächtnis zurückzurufen, daß sie mit den schönen Vorrechten ihrer Stellung auch schwerwiegende Pflichten übernommen hätten.

Jedenfalls erhielt Vorstell dieses Mal seinen Doppelposten und hat ihn wahrscheinlich noch oft mit Genugthuung vor seinem Häuschen gesehen, denn Kapitän Landesvater, wie auch wir ihn nennen wollen, war etwas bequem, entwarf nicht gern neue Felddienstaufgaben und unter seinem Vorrate spielte eben die Vorpostenaufstellung eine Hauptrolle, an der Braun sich die Sporen verdient hatte.

Inzwischen hat sich vieles geändert. Der alte Landesvater und der ingrimmige Vorstell sind längst tot, die Chausseeeinnehmerhäuschen stehen verödet, oder dienen doch andern Zwecken, vor allen Dingen aber durchweht die Übungen des jetzigen deutschen Heeres ein frischerer, lebendigerer Zug, als er in der oben erzählten kleinen Episode zum Vorschein kommt. Sie spielt vor mehr als dreißig Jahren in einer kleinen mittelstaatlichen Armee, die aufgehört hat zu bestehen.

Neben den großen Schlachttagen, welche im Vergleich zu der Dauer eines Feldzuges doch immer nur einen geringen Bruchteil bilden können, folgen sich in ununterbrochener Reihenfolge die täglichen Obliegenheiten des sogenannten kleinen Krieges. Diese können bestehen in der Aussetzung von Vorposten zur Sicherung der ruhenden Armee, in der Abteilung von Avant- oder Arrieregarden, denen die Aufgabe zufällt, das im Marsche befindliche Hauptkorps gegen feindliche Angriffe zu schützen, in Rekognoszierungen, Überfällen, Hinterhalten, in der Ausführung und Deckung von Requisitionen und Furagierungen, in zahlreichen weiteren Aufträgen zu bestimmten Zwecken. Unter den Begriff des Felddienstes fallen alle Friedensübungen, welche bestimmt sind, die Truppen für diese Verrichtungen des

kleinen Krieges zu schulen. Schon aus der Menge derselben im Felde läßt sich ihre Wichtigkeit für die Friedensausbildung folgern. Diese Wichtigkeit wird noch ungleich dadurch erhöht, daß die geistigen Kräfte des Soldaten hierbei auf den möglichst hohen Standpunkt gebracht werden müssen, denn von dem Mute, der Entschlossenheit, der Geistesgegenwart und Thatkraft des Einzelnen, und von seiner intellektuellen Auffassung der Verhältnisse kann unter Umständen viel abhängen.

Naturgemäß ist in allen deutschen Armeen von jeher großer Wert auf die Ausbildung der Truppen im Felddienst gelegt, ohne daß doch immer die Sache am rechten Ende angepackt wäre. Im preußischen Heere dagegen hat man schon früh erkannt, daß bei Felddienstübungen Offiziere und Mannschaften gewöhnt werden müssen, die kriegerischen Verhältnisse richtig zu erfassen und das Gesehene in mündlicher oder schriftlicher Meldung wiederzugeben. Auf eine Meldung, oder auf die aus einer Zahl von Meldungen gezogenen Folgerungen hin faßt der Feldherr seine Entschlüsse. Damit ist die Wichtigkeit eines geordneten Meldewesens von vornherein begründet. Man kann aber nur lernen, Thatsächliches zu melden, kurz, präzis, und doch erschöpfend zu melden, wenn man geübt wird, die betreffenden Verhältnisse unter der Voraussetzung einer ganz bestimmten kriegerischen Lage auch wirklich mit Augen zu sehen. Deshalb rücken zu den Felddienstübungen stets zwei feindliche Parteien aus, die gegen einander operieren, nachdem die reglementarischen Formen, ihre Terminologie und Bedeutung den Mannschaften in der Instruktionsstunde fest eingeprägt und auf dem Kasernenhofe zur unmittelbaren Anschauung gebracht ist. Die Stärke der Abteilungen bis zu ganzen Kompanieen und Schwadronen wird der dienstlichen Stellung des kommandierenden Offiziers angepaßt. Je größer sie sind, desto mehr finden die Mannschaften und die Unterführer Gelegenheit, das Erlernte ihrem Standpunkt gemäß im Rahmen des Ganzen anzuwenden, in jedem einzelnen Falle die Form dem Wesen der Sache anzupassen.

Im großen und ganzen hat sich der Felddienst mit zwei Hauptaufgaben zu beschäftigen, mit den Maßregeln zur Sicherung der eignen Truppen und mit der Erkundung von Verhältnissen, welche sich auf das Terrain, den Feind oder auch auf andre bestimmte Punkte erstrecken können. Die Sicherung und Deckung der Armee erfordert ein gewisses Maß innerer Widerstandskraft; sie fällt deshalb vorzugsweise der Infanterie zu. Zum Kundschafterdienste dagegen gehört Schnelligkeit, Bewegung, weites Ausgreifen; das ist Sache der Reiterei. Jene Aufgabe ist wesentlich defensiver, diese offensiver Natur. Beide aber sind in der Praxis nicht zu trennen, sie greifen fortwährend in einander über, und wie nach der vorstehenden Auseinandersetzung zur wirksamen und erfolgreichen Führung des kleinen Krieges eine Vereinigung von Infanterie und Kavallerie wünschenswert erscheint, so kommt doch jede dieser beiden Waffen oft in die Lage, auf sich allein angewiesen nicht nur die nötigen Sicherheitsmaßregeln zu ergreifen, sondern auch selbst zu rekognoszieren und aufzuklären.

Die durchaus verschiedene Fechtweise der Infanterie und Reiterei kommt schon bei den Felddienstaufgaben zum Ausdruck. Für die letzte Waffe können sie sich über weitere Entfernungen erstrecken. Die Lösung strebt immer eine rasche

Überwindung von Terrainschwierigkeiten an und sucht Gefechte zu vermeiden. Bei dem Felddienst der Infanterie dagegen handelt es sich fast immer um die Wahl und Besetzung eines Terrainabschnittes, um die zweckmäßige Ausnutzung der Feuerwirkung in dem unvermeidlichen Kampfe.

Die Aufgaben selbst, welche immer von einem Offizier gestellt werden, der im Range höher steht, als die Übenden, werden in Form einer General- und Spezialidee erteilt. Oft genügt auch ein einfacher Auftrag. Sie müssen kurz und klar sein, alles Nötige, aber nichts Überflüssiges enthalten. Auf Grund der Aufgabe entwirft der Übende seine Disposition. Der deutsche Offizier soll sich dabei stets die Frage vorlegen, ob er seinen Auftrag nicht in offensiver Weise lösen kann. Was man auch über den Wert der Verteidigung sagen mag, ein kühner Angriff behält stets seinen schwer wiegenden militärischen Vorteil, und wenn der moralische Eindruck, den er hervorruft, bei den Friedensübungen auch nicht zum Ausdruck gelangt, so ist der Wert der Initiative im Felde doch so bedeutend, daß man nur gezwungen darauf verzichten sollte. Was aber unter kriegerischen Verhältnissen das Angemessene, das soll bei den Friedensübungen gerade zur Geltung und zum Ausdruck kommen. Mag er nun aber angreifen, oder in gut gewählter Stellung den Feind erwarten wollen, immer muß der Kommandierende seine Abteilung möglichst zusammen und in der Hand behalten. Unnötige Entsendungen, schon bei größeren Truppenmassen bedenklich, führen bei kleineren zu einer unheilvollen Zersplitterung.

Ist der Offizier mit sich über seine Handlungsweise im Reinen, so teilt er das Wesentliche über seine Absichten dem Detaschement mit, damit jeder Untergebene im stande ist, unter Umständen im Sinne des Kommandierenden selbständig in den Gang der Handlung einzugreifen. Während des Gefechts wählt der letztere seinen Standpunkt derart, um alles übersehen zu können. Ruhe und Festigkeit drücken sich in seinem ganzen Auftreten aus, denn eine übergroße Beweglichkeit des Führers ruft häufig eine verhängnisvolle Unruhe bei der Truppe hervor. Jedes Kommando wird laut, scharf, klingend gegeben und mit Sorgfalt darüber gewacht, daß die Bewegung der Truppe stramm, exakt wie auf dem Paradefeld ausgeführt wird. Im übrigen werden Befehle nicht schon von weitem aufgeregt den Betreffenden zugeschrieen, sondern ruhig, abgemessen, von Mund zu Ohr sprechend erteilt. Nichts wirkt verhängnisvoller, als übereilte Befehle, die dann abgeändert, widerrufen werden und die größte Verwirrung hervorbringen. Hat man eine Stellung besetzt, so werden durch einzelne Leute im Vorterrain bestimmte Entfernungen markiert, etwa 270, 400 und 700 Meter, um damit einen sichern Anhaltspunkt für das Feuer zu gewinnen, und dann beginnt man sofort mit Verteidigungseinrichtungen, dem Aufwerfen von Schützengräben, Errichtung von Barrikaden, Arbeiten, welche der Natur der Sache nach im Frieden meistens nicht wirklich ausgeführt werden, zu denen aber die Leute einzuteilen und in deren Ausführung sie zu unterweisen sind. Das Hauptaugenmerk hat der Führer einer kleinen Infanterieabteilung auf die Feuerleitung zu richten. Auf die wirksamste Gewehrschußweite, also auf 400 Meter und darunter, wird das Schützenfeuer seine Wirkung nicht verfehlen. Man behält dasselbe in der Hand dadurch, daß

jeder Schütze nur die durch Kommando ihm bezeichnete Anzahl von Patronen verschießen darf, und bedient sich des Salvenfeuers nur bei starken Schützenlinien, wenn durch den vor der Front lagernden dichten Pulverdampf das Zielen erschwert und hierdurch die Treffwirkung wesentlich beeinträchtigt wird. Auch auf Entfernungen zwischen 400 und 700 Meter wird das Schützenfeuer angewandt in der Defensive gegen vordringende Schützenschwärme oder deren Soutiens, beim eignen Vorgehen durch einen Teil der Schützen, um den Feind in Aufregung zu bringen und sich nicht in aller Ruhe tot schießen zu lassen. Besondre Wirkungen darf man sich unter diesen Umständen nicht versprechen und über 700 Meter wird gar nicht gefeuert. Auf solche Entfernungen und bis zu 1200 Meter soll überhaupt von der deutschen Infanterie nur gegen breite Ziele, Batterien und größere geschlossene Truppenabteilungen das Feuer aufgenommen werden, die bei den kleinen Felddienstaufgaben selten oder nie vorkommen.

Die Übungen der Reiterei mit ihrer raschen Beweglichkeit, ihrem Erscheinen an entfernten Orten und plötzlichem Verschwinden bieten dem einzelnen vielfach Gelegenheit, schon im Frieden einen „Koup“ auszuführen und man soll ihn wegen übermäßiger Bravour nicht schelten, denn nur aus der sorgsamen Pflege des sprudelnden Reitergeistes erwachsen später kühne und überraschende Thaten. Bei den „Fußpatschern“ ist das anders. Zwar hat neulich der Musketier Zobel auf Schleichpatrouille den „Pommer“ gehabt, ganz unversehens im Holze die Gretel zu treffen, seinen Schatz von der letzten Kirmeß, und konnte sich deshalb bei wegelang einen Schmatz erobern, und ein andres Mal haben die verflixten Bengels, der Kroll und der Lude wahrhaftig den Posten von der dritten Kompanie in der Abenddämmerung angeführt. Der Schafskopf hat ihnen Feldgeschrei und Losung verraten, weil er meinte, sie gehörten zu seiner Partei, im allgemeinen aber verlaufen die Felddienstübungen der Infanterie, wenn auch lehrreich, ziemlich langweilig und eintönig. Doch keine Regel ohne Ausnahme; ab und zu dient denn doch irgend ein unbedeutender Zwischenfall zu allgemeiner Belustigung und zuweilen heißt es dabei mit Recht: Wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein.

Major von Szarombowski hatte seit kurzer Zeit das Kommando des in einer kleinen Stadt detaschierten Füsilierbataillons vom Infanterieregiment Nr. 167 übernommen. Der jugendfrische, „forsche“, elegante Stabsoffizier betrachtete, wenn auch völlig mit Unrecht, seine Versetzung vom Großen Generalstabe zu dem Linienregimente als eine Art von Verbannung. Um sich über den quälenden Mißmut ob dieser vermeinten Zurücksetzung hinwegzuhelfen und zugleich seinen drängenden Thatendurst zu befriedigen, beschloß unser Major, sein Bataillon wenigstens „auf den Damm“ zu bringen, und sich dasselbe ordentlich „in die Hand zu stellen“. Obgleich dem neuen Kommandeur von den Vorgesetzten der Zustand der Truppe als ein vortrefflicher bezeichnet worden war, so entdeckte er, anfangs zu eigner Überraschung, doch täglich Mängel, Dienstwidrigkeiten, „Schlappheiten“, deren Abstellung keine Minute Zeit hinausgeschoben werden durfte, und elendete deshalb alle Menschen von den Kompaniechefs herab bis zu den Trommelschlägern von früh morgens bis in die Nacht hinein mit Befehlen, Instruktionen, Revisionen, freundschaftlichen Ratschlägen und dienstlichen Forderungen bis auf das Blut.

Seine Hauptforce bestand aber im Felddienst, der seiner Meinung nach arg vernachlässigt worden war, und die sich bis zum Übermaß wiederholenden Aufgaben hingen den Offizieren nach dem Ausdruck eines vorwitzigen Jüngsten schon „lang zum Halse heraus.“

Morgen sollten die beiden ältesten Kapitäns des Bataillons mit ihren Kompanien einmal wieder gegen einander üben.

Die Generalidee lautete: Ein Nordkorps ist mit seinen Spitzen auf der Chaussee bis Altendorf gelangt. Die Vortruppen eines in der Gegend von Blumenau stehenden Südkorps halten die Linie des Rissebaches. In den beiden Aufträgen wurde einerseits die Aussetzung von Vorposten angeordnet und andererseits dem betreffenden Offizier befohlen, sich in den Besitz der Brücken über den Rissebach zu setzen.

Die Übung sollte am 16. Juli vor sich gehen, die Abteilungen aber schon am Abend des vorhergehenden Tages ihre Stellungen einnehmen. So schlug der Major zwei Fliegen mit einer Klappe, übte seine Offiziere und rüttelte durch das nächtliche Biwak den alten Schlendrian einmal ordentlich auf, wie er meinte.

Hauptmann Mercks liebte, wie allgemein bekannt war, das Biwakieren nicht sehr; sein Rheumatismus pflegte sich nach einer im Freien verbrachten Nacht in unangenehmer Weise zu melden. Die Brust der behäbigen Gestalt schmückte das eiserne Kreuz erster Klasse. Der damalige Premierleutnant und Kompanieführer hatte in einem der Entscheidungskämpfe des letzten Krieges seine Schützen vor dem rasenden Ansturm der Gallifetschen Reitergeschwader nicht zum Karree zusammen laufen lassen, sondern kühl und besonnen mit dem Schnellfeuer in Linie den Angriff abgewiesen. Durch die höchste kriegerische Auszeichnung war die kühne Unerschrockenheit gelohnt. Major v. Szarombowski besaß nur das eiserne Kreuz zweiter Klasse, obgleich er den Feldzug in einem größeren Stabe mitgemacht hatte. Vielleicht war er deshalb etwas neidisch auf den Hauptmann, vielleicht mißfiel ihm dessen ruhige, überlegte Art, die mit der überstürzenden Beweglichkeit des Vorgesetzten allerdings im grellsten Widerspruche stand, genug, der Major empfand eine ausgesprochene Abneigung gegen den ältesten Offizier seines Bataillons. Nicht daß dieses Gefühl auf die vorurteilsfreie dienstliche Beurteilung von Einfluß gewesen wäre, dazu war Herr v. Szarombowski bei allen seinen Schwächen denn doch zu sehr Ehrenmann, aber eine kleine Unbequemlichkeit gönnte er dem Hauptmann schon, und so mußte dieser ins Biwak ziehen.

Da war der Hauptmann v. Zappel doch ein andrer Mann, ein Mann so recht nach dem Herzen des Majors. Er trug zwar gar keinen Kriegsorden, denn er war fortwährend daheim „beim Schwamm“ gewesen, aber das war in der That nicht seine Schuld. Seine Kompanie hielt der kleine, behende Mann in Atem, wie der Major das Bataillon, steckte von früh bis spät im Dienst, überließ niemand eine Verantwortung, und ging mit glühendem Eifer auf alle Intentionen des Kommandeurs ein. Beide waren Streber und hatten sich in dieser Beziehung gefunden.

Dem Hauptmann v. Zappel war heute die Führung des Nordkorps anvertraut, und sein Dichten und Trachten richtete sich darauf, in schneidiger Offensive den Gegner zu überlisten. Denn Hauptmann v. Zappel rivalisierte etwas mit dem äußerlich so ruhigen, anscheinend persönlich bequemen — faulen, sagten die Freunde — Kameraden, mußte er sich doch selbst eingestehen, daß bei allem Eifer die eigne Kompanie hinter der des andern zurückstand.

Hinter dem Kamme eines langgestreckten Hügels nahm Hauptmann Mercks mit der 1. Kompanie Aufstellung. Der Rissebach floß zwischen sumpfigen Ufern träge vor seiner Front dahin. Im Kriege würde er kein Bewegungshindernis von Bedeutung abgegeben haben, bei Friedensübungen sah man indes in der Regel davon ab, ihn zu durchwaten, schon der Rücksicht auf Stiefel und Kleider wegen. Außerdem dehnten sich bebaute Felder, die nicht betreten werden durften, bis an das Wasser aus, und ein feindlicher Angriff mußte sich deshalb auf die beiden Übergänge richten. Die steinerne Chausseebrücke ließ der Hauptmann durch einen quer vorgeschobenen Düngerwagen verbarrikadieren, so daß die freie Benutzung jeden Augenblick wieder hergestellt werden konnte. Der in der rechten Flanke gelegene, aus wenigen Brettern zusammengeschlagene Steg wurde nur beobachtet.

Gegen Abend erschien der Major, besichtigte die Aufstellung und fragte:

„Wollen Sie in der Nacht etwas unternehmen?“

„Nein, Herr Major.“

„Warum nicht?“

„In Wirklichkeit könnte ich mir dadurch die Vorteile meiner Stellung verscherzen; auch würde ich mit den Kräften meiner Leute geizen.“

„Den jungen Kerls würde es nicht schaden, wenn wir ein kleines Nachtgefecht hätten.“ Und nach einer Pause:

„Also Sie beabsichtigen, die Nacht Ruhe zu halten?“

„Wenn der Herr Major nicht anders befehlen, ja.“

Anscheinend ärgerlich ritt jener davon. Hauptmann Mercks revidierte noch einmal seine Posten, schärfte einige Befehle den Offizieren und Unteroffizieren wiederholt besonders ein und begab sich dann in die von den geschickten Füsilieren für ihn erbaute Strohhütte, brummend und scheltend, daß wegen der Nähe des Feindes das Anzünden eines Feuers verboten war.

Der Hauptmann durfte getrost der Ruhe pflegen, denn seine Schleichpatrouillen hatten ihn über die Stellung des Gegners genau unterrichtet, auf die Wachsamkeit seiner Leute konnte er sich verlassen, und die Lage, ohnehin ja nur ernst durch die Notwendigkeit strenger Pflichterfüllung, hatte dadurch einen humoristischen Anstrich gewonnen, daß der Posten an der Brücke einen Landmann gefangen einbrachte, der sich bei näherer Betrachtung als ein verkleideter Füsilier der feindlichen Kompanie auswies, und der nun, damit er nicht wieder entwischen und über die diesseitigen Maßregeln „plauschen“ könne, unter Hohn und Spott an einen Baum gebunden wurde.

Mehrere Unteroffiziere und Mannschaften hatten das Gespräch zwischen dem Major und ihrem Hauptmann zum Teil gehört, und in der ganzen Kompanie glaubte man aus den Äußerungen des Vorgesetzten auf einen nächtlichen Überfall

schließen zu sollen. Das konnte einen kapitalen Spaß abgeben und jedermann bereitete sich auf denselben vor.

Der größere Teil der Nacht verging ruhig und ohne Störung; die Stille wurde nur unterbrochen durch den gleichmäßigen Schritt der Posten und Patrouillen, durch ihr halblautes Anrufen und das klirrende Geräusch der Waffen.

Endlich, kurz vor Anbruch der Morgendämmerung, zu der Zeit, da der Mensch am festesten schlafen soll, und zu der daher sämtliche militärische Lehrbücher die Ausführung des Überfalls empfehlen, stürzte ein schwerer Gegenstand mit lautem Plumps in das Wasser und eine scharfe, befehlshaberische Stimme schrie zwischen Prusten und Schnauben:

„Zum Donnerwetter, was soll denn das heißen, die Brücke ist ja weg."

In demselben Augenblicke erleuchtete ein bengalisches Licht die Gegend mit hellem Schein, ließ jenseits des Baches die dichten Massen des Feindes erkennen und auf das Kommando:

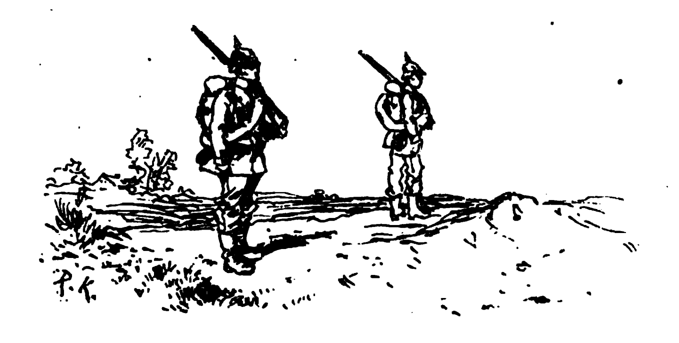
„Fünf Patronen Schnellfeuer"

erhob sich eine dröhnende Füsillade, die von drüben nicht beantwortet wurde.

Ein zweites Licht fand die Wahlstatt leer, der Feind hatte sich unter das schützende Dach des Waldes zurückgezogen.

Die List des Hauptmann Mercks war geglückt. Seine im Walde postierte Patrouille hatte die feindliche Annäherung rechtzeitig entdeckt, und dann die Planken des Steges nach sich gezogen, als sie selbst den Bach passiert hatte, um ihre Meldung abzustatten. Geräuschlos waren die Mannschaften an die vorher bezeichneten Plätze getreten. Der geplante Überfall geriet in einen Hinterhalt. Daß gerade der Herr Major an der Spitze der feindlichen Abteilung marschieren und das kalte Bad nehmen würde, ließ sich nicht voraussehen.

Übrigens hat es ihm nichts geschadet und er hat auch dem Hauptmann die unangenehme Überraschung nicht nachgetragen. Major von Szarombowski lernte vielmehr durch diesen Zwischenfall die anders geartete Natur seines Untergebenen würdigen. Beide Männer schlossen später trotz der Verschiedenheit ihrer Charaktere enge Freundschaft mit einander und haben oft beim Glase Wein das kleine Abenteuer belacht. Das Stichblatt ihrer Witze mußte dann der kleine Zappel und sein zu Wasser gewordener Friedensruhm abgeben.





In der Instruktionsstunde.

Sergeant Püsecke von der 3. Kompanie ist noch ein Unteroffizier von der guten alten Sorte, die leider in der Armee immer mehr ausstirbt. Er ist Soldat mit Leib und Seele, kennt nicht den Wunsch nach einer späteren Zivilanstellung, sondern wird im Militärdienst ausharren, soweit seine Kräfte reichen und dann mit der mageren Pension sein Leben in Ruhe und Beschaulichkeit beschließen. Vielleicht, und das ist sein höchster Ehrgeiz, erhält er dann die Erlaubnis, als verabschiedeter Vizefeldwebel die Uniform des Regiments, mit dem er in Leid und Freud, in Krieg und Frieden so eng verwachsen ist, weiter zu tragen. Das Kreuz, welches ihm der Oberst am Abend jenes denkwürdigen Tages auf die Brust geheftet hat, als Püsecke seinen Kameraden weit voran zuerst in die feindliche Batterie eingedrungen war, dieser schönste Schmuck des Soldaten, würde zwar im Verein mit den Feldzugsmedaillen und dem Belohnungszeichen für untadelhafte Dienste auch den schwarzen Rock des invaliden Kriegers zieren, aber Püsecke möchte gar zu gern sterben in demselben blauen Ehrenkleide, das er im Leben so lange getragen und hochgehalten.

Vorderhand hofft indes der Hauptmann seinen Sergeanten noch manches Jahr zu behalten, und Püsecke selbst denkt auch nicht daran, seinen bescheidenen Wirkungskreis zu verlassen. Die mächtige Figur mit dem dichten Vollbarte trägt jetzt die Fahne des Bataillons und wird dieses Ehrenzeichen gewiß nur im Tode

lassen, wenn der Kaiser und König nochmals sein Volk in den Kampf zu führen gezwungen wird. Püsecke war seiner Zeit beim Lehrbataillon kommandiert, mehrere Litzen kennzeichnen ihn als ausgezeichneten Schützen und ebenso sicher versteht er noch heute seine Waffe beim Bajonettieren zu gebrauchen, wenn auch die „alten Knochen“ bei andern körperlichen Übungen zu seinem Kummer nicht immer mehr so wollen, wie er möchte. Dafür ist Püsecke mit den Jahren ein vortrefflicher Lehrer geworden, der alle die Geschicklichkeiten, die er selbst einst besaß, jetzt den jungen Kameraden meisterhaft beizubringen versteht. Er ist der beste Exerziermeister weit und breit, und wenn die Rekruten der 3. Kompanie trotz des ewigen Wechsels des jüngsten Leutnants jedes Jahr auch in der „Instruktion“ am besten abschneiden, so führt der Hauptmann dieses Resultat gewiß mit vollem Rechte auf die Einwirkung seines alten Püsecke, dieses Juwels von einem Unteroffizier zurück.

Übrigens läßt sich das Sprichwort von dem milden Kern in rauher Schale in vollem Maße auch auf Püsecke anwenden. Die seiner Obhut anvertrauten Rekruten wagen sich nur mit Zittern und Zagen in die Nähe des bärbeißigen Hünen, dessen Kraftausdrücke oft sogar gegen jede Vorschrift in Handgreiflichkeiten überzugehen drohen, lernen aber bald das warme Herz und die große Gutmütigkeit des alten Grobians erkennen und stellen später andern Mannschaften gegenüber mit Stolz ihren Sergeanten als Musterbild soldatischer Männlichkeit hin.

Gestern soll in dem Revier der benachbarten 2. Kompanie etwas Unerhörtes vorgefallen sein. Ein Rekrut, kaum acht Tage eingestellt, ist betrunken in Dienst gekommen. Das scheint doch ein Zeichen von beginnendem Verfall der Disziplin und es müssen Vorpfähle geschlagen werden, daß die 3. Kompanie nicht auch von derartiger Seuche angesteckt wird. Püsecke ruft deshalb schleunigst seine Lämmer zusammen und schließt die Ermahnung zur Ordnung und Nüchternheit mit den mit erhobener Stimme gesprochenen Worten:

„Ich sage euch also, wenn ein einziger verfl . . . Kerl sich besäuft, so schicke ich ihn drei Tage in die Schwemme, daß ihm das Schilf bündelweise aus der Nase wächst.“

Bleicher Schrecken malt sich auf den Gesichtern der so Angedonnerten, und tagelang wagt keiner ein Schnapsglas anzurühren.

Groß ist Püsecke namentlich im theoretischen Unterricht. Er hat die vorhandenen Instruktionsbücher, welche das Hauptsächlichste von dem, was dem Soldaten in seiner Dienstzeit gelehrt werden muß, nach Fragen und Antworten übersichtlich zusammenstellen, der Reihe nach gelesen und durchprobiert. Aber keines genügt ihm, und gestützt auf die jahrelange eigne Erfahrung hat er in seiner ungelenken Handschrift ein eignes Kompendium entworfen. Dieses wird seinen Vorträgen zu grunde gelegt und der Hauptmann läßt den alten Praktikus gewähren, obgleich er selbst ebensowenig wie irgend ein andrer Mensch je einen Blick in dieses sorgsam behütete Schriftstück gethan hat. Niemand weiß deshalb auch, ob die Redeblüten und stilvollen Wendungen, welche in Püseckes Instruktionsstunde oft genug mit unterlaufen, augenblickliche Gedankenauswüchse sind, oder ob sie schon vorher überlegt und vorbereitet waren.

Wenn er beim Beginn des jährlichen Unterrichtskursus zum erstenmale in die Kasernenstube tritt und auf Bänken und Schemeln seine Schüler hat Platz nehmen heißen, hält Püsecke gewöhnlich eine kurze Antrittsrede:

„Vor allen Dingen muß man bei der Instruktion auf drei Dinge aufpassen. Erstens: daß man die Frage behält; zweitens: muß man überhaupt aufpassen und drittens soll man nicht zerstreut sein oder gar seine Gedanken wo anders haben. Deshalb — mit einer nicht mißzuverstehenden Handbewegung — wenn ihr nicht aufpaßt, — dann paßt mal auf!"

Und sie passen auf, passen auf, daß ihnen der Kopf raucht von all den Dingen und Redewendungen, an die sie nie gedacht, von denen sie vorher nie gehört haben.

Zuerst beschäftigt man sich mit der Haltung des Soldaten und mit seinem Anzuge. Besondre Aufmerksamkeit soll der Mann dabei auf die Art und Weise verwenden, wie er die Mütze aufsetzt. „Denn", erklärt Püsecke, „der Soldat soll die Mütze nicht auf einem Ohr tragen, wie'n Tischlergeselle, er soll sie auch nicht nach hinten setzen, wie'n Mauschel, auch nicht über die Nase ziehn, wie'n Boomaffe, sondern er soll die Mütze tragen, wie ihm der Kopf gewachsen ist."

Sehr anschaulich pflegt der ergraute Unteroffizier den heranzubildenden Soldaten ihr Verhalten beim Exerzieren auf das gegebene Kommando zu schildern:

„Kerrrls, wir kommen jetzt zur Bajonettattacke. Wenn ich also Marsch — Marsch! kommandiere, dann läuft alles peu à peu wie ein Donnerwetter vorwärts und schreit hurra!"

Auch bei dieser Gelegenheit verbindet er gern die Aufforderung zu strikter Aufmerksamkeit mit einigen allgemeinen Bemerkungen:

„Wenn ein Kommando gegeben wird und es wird nicht richtig ausgeführt, so kann ich mir nur drei Ursachen denken. Die einen thun es aus Dummheit; die will ich mir merken; die andern thun es aus Nachlässigkeit, die will ich mir auch merken; und dann gibt's noch welche, die es aus Niederträchtigkeit thun, — die will ich mir aufschreiben."

Langsam geht es vorwärts mit der Instruktion und man könnte einen Band füllen mit der Wiedergabe aller wunderlichen Fragen, der schafsdämlichen Antworten, und der seltsamen Korrektur, die Püsecke den letzteren manchmal angedeihen läßt.

Man weiß nicht, was mehr zu bewundern ist, das Talent des Lehrers, welcher es fertig bringt, in der kurzen Zeit weniger Monate zahlreichen Rekruten wenigstens die Grundgedanken auf verschiedenen Gebieten des militärischen Wissens und Könnens geläufig zu machen, oder die Findigkeit der letzteren, welche verstehen, aus dem Ballast von umschreibenden Redensarten, dem Wust von Donnerwettern und Himmelsakkermentern das Wesen der Sache zu entziffern und zu begreifen. Püsecke kann auch in diesem Jahre mit berechtigtem Stolze auf seine pädagogischen Erfolge zurückblicken. Die Vorinstruktion ist glücklich abgelaufen und am Vorabend der Besichtigung schärft der Lehrer den Rekruten nochmals mit

einigen kraftvollen Worten die größte Aufmerksamkeit für den kommenden großen Augenblick ein:

„Wer bis jetzt noch nichts gelernt hat, dem mag seine Dummheit zu Bette leuchten. Morgen aber ist Inspizierung! Reißt euch um Gotteswillen zusammen, sonst dezimiere ich jeden einzelnen, — mehr kann ich nicht thun. Abtreten.“ —

Ob die Rekruten nun unter dem Eindruck dieser Drohung Besondres geleistet, oder ob sie in der That 'was Ordentliches gelernt hatten, kann unentschieden bleiben. Der anwesende Herr Brigadekommandeur neigte sich der letztern Ansicht zu, belobte die militärische Präzision, das Klipp Klapp von Frage und Antwort, und glaubte zu seiner Freude noch ausdrücklich hervorheben zu sollen, daß dieser Abteilung der Lehrstoff nicht nur mechanisch eingetrichtert sei, sondern daß die Leute augenscheinlich volles Verständnis für das Erlernte gewonnen hätten. Trotz dieses auszeichnenden Lobes war Püsecke nicht voll befriedigt, denn einmal während der Inspizierung hatten sämtliche anwesende Offiziere mit Einschluß des gewöhnlich so ernsten Generals laut aufgelacht. Das ging so zu.

„Schulze“, hatte Püsecke gefragt, „wer hat das Pulver erfunden?“

„Der Herr Major von Michalowski.“

„Falsch, Schulze. Unser Herr Major hat das Pulver nicht erfunden.“

Püsecke grübelte noch lange darüber nach, weshalb die Herren wohl so übermäßig gelacht haben mochten, ist aber einer unverbürgten Nachricht zufolge nie hinter den eigentlichen Grund gekommen.

Der theoretische Unterricht des deutschen Soldaten ist so oft in Wort und Bild zum Gegenstand humoristischer, oft sogar satirischer Darstellung gewählt, daß man vielfach geneigt ist, seine wirkliche Bedeutung für die kriegerische Ausbildung nur gering anzuschlagen.

Alle militärischen Friedensübungen verfolgen den einen Hauptzweck, Soldaten und Führer jeden Grades für ihre Thätigkeit im Felde vorzubereiten. Unter ihnen nimmt der theoretische Unterricht, die sogenannte Instruktion, eine hervorragende Stelle ein. Einmal will sie dem Soldaten auf dem Wege der Gedächtnisarbeit eine gewisse Summe positiver Kenntnisse einflößen, deren er zur Ausübung des Waffenhandwerks bedarf. Dann aber verfolgt sie den weit wichtigeren Zweck, durch die mündliche, persönliche Einwirkung eines gebildeten Mannes, des Offiziers, die Menge der auf einem tieferen Bildungsgrade stehenden Soldaten zu einer höheren Auffassung ihres Berufs zu erheben, ihre Denkkraft zu fördern, sie geistig zu heben. Das geschieht durch Eingehen in die Denk- und Sprachweise des Mannes, durch möglichste Zuhilfenahme des Anschauungsunterrichts, durch die Entwickelung von Vaterlandsliebe, Königstreue und andrer sittlicher Begriffe.

Die Instruktion darf nicht zum Selbstzweck herabsinken oder gar nur als Vorbereitung für eine „schöne Produktion“ am Tage der Besichtigung betrachtet werden. Jeder Lehrer, sei er Offizier oder Unteroffizier, soll sich vielmehr bemühen, durch Lehre und Beispiele den zahlreichen Schülern klar zu machen, daß es noch etwas Höheres im Soldatenleben gibt, als das Einerlei des täglichen

Dienstes. Dann erst nimmt der Instrukteur an seiner Stelle wirklich teil an der Erziehung der Nation, dann darf er aber auch den Wert seiner Thätigkeit im Frieden getrost auf gleiche Stufe stellen mit den errungenen kriegerischen Lorbeern.

Das Lehrbataillon.

Der preußische Soldat verbindet mit dem Begriff des Lehrbataillons den Gedanken an das Schrippenfest. Bei dieser Gelegenheit treten die Mannschaften des Bataillons als Gäste ihres Kriegsherrn in unmittelbaren Verkehr mit dem Kaiser und jeder einzelne, an den der hohe Herr vielleicht einige freundliche Worte gerichtet hat, trägt die stolze Erinnerung daran als einen patriotischen Schatz zurück in die Heimat, um durch die Schilderung dieses Augenblicks Kinder und Kindeskinder zu erfreuen und in ihnen von neuem die Liebe und Verehrung für das angestammte Fürstenhaus zu festigen.

Woher die Bezeichnung stammt? Von den eigentümlich geformten, langen Broten, die der Berliner Volksmund Schrippe getauft hat, und welche beim Mahle auf jedem Gedeck prangen. Offiziell und dienstlich wird das jährliche Schrippenfest als Stiftungsfest des Lehrbataillons bezeichnet.

Das im Jahre 1819 durch König Friedrich Wilhelm III ins Leben gerufene preußische Lehr-Infanteriebataillon verfolgt den Zweck, eine Norm zu bilden für die gleichmäßige Ausbildung aller über das Reich zerstreuten Truppenteile in sämtlichen Zweigen des Dienstes. Das Lehrbataillon zerfällt deshalb in einen Stamm und die nur für die Sommermonate zusammentretende eigentliche Truppe. Jener hat die Stärke von 4 Offizieren, 16 Unteroffizieren, 8 Spielleuten und 112 Gemeinen; diese wird gebildet aus Offizieren und Mannschaften, welche nach einer gewissen Reihenfolge von den Armeekorps Nr. 1 bis 15 zu einem Kursus kommandiert werden. Der Stab des Bataillons, Kommandeur, Adjutant und Unterpersonal, wird vom Gardekorps gestellt und in allen dienstlichen Angelegenheiten ist die Truppe an die Befehle der 1. Garde-Infanteriebrigade gewiesen. Die Sommerübungen des Lehrbataillons, bei welchen dasselbe in einer Stärke von 22 Offizieren, 56 Unteroffizieren und 664 Gemeinen zusammentritt, währen vom 15. April bis Ende September. Danach kehrt der größte Teil der kommandierten Offiziere und Mannschaften zu ihren Regimentern zurück, um als Lehrer das in Potsdam Erlernte nun zum Nutzen des königlichen Dienstes zu verwerten, und nur der Winterstamm bleibt zurück.

Lediglich die besten und zuverlässigsten Soldaten, von deren Thätigkeit ihr Regiment sich nach der Rückkehr wirklichen Vorteil versprechen kann, werden zum Lehrbataillon kommandiert. Die Entsendung dorthin ist eine Ehre und die betreffenden Mannschaften werden auch äußerlich durch eine Schnur an den Schulterklappen ausgezeichnet.

Der Dienst wird womöglich noch straffer gehandhabt, als dies bei den Armeetruppenteilen der Fall ist. Der für seine Stellung besonders ausgewählte Bataillonskommandeur ist scharf und genau, kennt die Bestimmungen bis zum Tittelchen auf dem i, und hält mit Strenge und Konsequenz darauf, daß bei allen

Übungen genau nach den Reglements verfahren wird. Nur so kann das Lehrbataillon grundlegend dahin wirken, daß die allerhöchsten Vorschriften überall richtig verstanden werden und gleichmäßig zur Ausführung gelangen. Preußens Könige haben von jeher dem Waffenhandwerke ihre Aufmerksamkeit zugewendet. Das Lehrbataillon als Zentralstelle für die Schulung der Infanterie erfreut sich deshalb besonders des Wohlwollens des Monarchen, und sein Interesse für dessen Aufgaben und Arbeiten bekundet sich auch dadurch, daß das Bataillon gleichsam unter seinen Augen in den sogenannten Kommuns des Neuen Palais in Potsdam untergebracht ist.

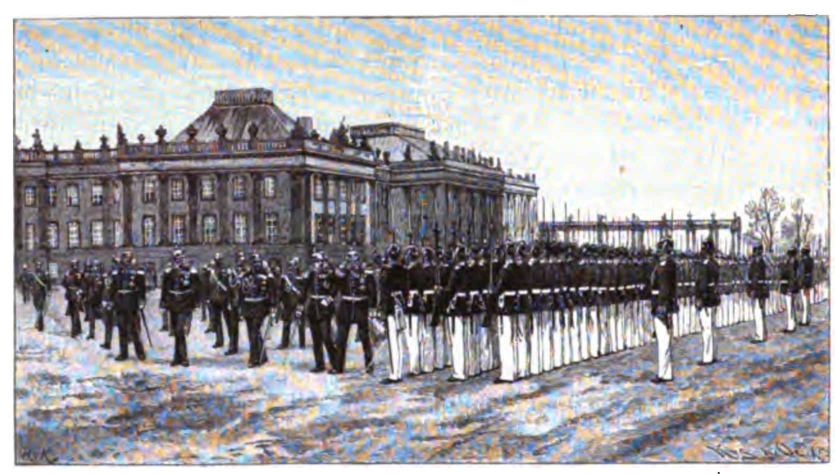
Am 3. Juni findet das Stiftungsfest statt, zu dem der Kaiser, die königlichen Prinzen und sonstige in Berlin anwesende Fürstlichkeiten, die gesamte Generalität, die direkten Vorgesetzten des Bataillons und zahlreiche andre Offiziere erscheinen. Die Feier wird eingeleitet durch einen einfachen, aus Chorgesang und Liturgie bestehenden, meist im Freien abgehaltenen Gottesdienst. Darauf nimmt der Kaiser die Parade über das Bataillon ab und nun endlich — beginnt das eigentliche Schrippenfest.

Die Mannschaften setzen die Gewehre zusammen, hängen die Säbel ab und verteilen sich an den unter den Kolonnaden aufgestellten Tafeln. Die Säulengänge sind schon tags zuvor mit Blumen, Flaggen und Wappen reich geschmückt. Unter den letztern befinden sich die Wappenschilder aller ehemaliger Kommandeure des Bataillons, und erinnern an zahlreiche bekannte und bewährte Namen, deren Träger auf blutigem Schlachtfelde Ruhm und Ehre erworben, oft genug auch die treue Pflichterfüllung mit dem Tode besiegelt haben. Nach alter Sitte gibt es außer dem Brote, dem das Gastmahl seinen Namen verdankt, Sauerbraten mit Milchreis und Pflaumen, für je zwei Mann eine Flasche Wein und Bier nach Gefallen. Es wird tüchtig eingehauen und auch das von kaiserlicher Huld gespendete Getränk scheint den Gästen zu munden.

Höher aber als den leiblichen Genuß schätzen die jungen Soldaten den Augenblick, wenn der Kaiser mit seiner Umgebung die Runde durch die Reihen der Tische macht, um hier und dort durch ein herablassendes Wort, ein gnädiges Neigen des Hauptes, einen freundlichen Wink mit den Augen einen der Männer zu beglücken, die bereit sind, jeden Augenblick Blut und Leben für ihren Kriegsherrn zu lassen.

Unter der Rotunde zwischen den Kolonnaden ist ein Büffet mit denselben Speisen aufgestellt, welche den Mannschaften gereicht werden. Dorthin, wo die Offiziere des Bataillons die Wirte machen, begibt sich der Kaiser. Die sämtlichen Musikkorps der großen Garnison sind an verschiedenen Plätzen aufgestellt. Sie fallen mit einem schmetternden Tusch ein und Hunderte von kräftigen Männerstimmen jubeln dem Kaiser entgegen, als dieser ein Glas ergreift und es nach kurzer kerniger Ansprache auf das Wohl der Armee leert. Atemlos lauscht dann jeder den Worten des ältesten Generals und bei den Klängen des: „Heil Dir im Siegerkranz“ hallt zurück von den Wänden des Palastes der begeisterte Ruf:

„Hoch lebe und lange unser Kaiser und König. Hoch! Hoch! Hoch!“



Prinz Wilhelm führt dem Kaiser sein Bataillon des 1. Garderegiments z. F. vor. Lustgarten des k. Stadtschlosses zu Potsdam.

Beim 1. Garderegiment z. F.

Wer in Deutschland hätte nicht schon gehört von dem Regimente der „langen Kerls“, jener Riesengarde, die mit dem Andenken an König Friedrich Wilhelm I unlösbar verknüpft ist!

So lange die Welt besteht, möchte man sagen, jedenfalls aber so lange es Heere gegeben hat, seit der makedonischen Leibwache Alexanders des Großen und den Prätorianern der römischen Kaiser, haben kriegerische Könige und fürstliche Feldherren es geliebt, sich mit Garden zu umgeben, ausgewählten Truppen, denen der persönliche Schutz des Herrn anvertraut war, und die bei öffentlichen Gelegenheiten im prunkhaften Aufzuge der Größe und dem Glanze des Herrschers den äußern Ausdruck verliehen.

Nach dem Beispiel des französischen Ludwig besaß auch Friedrich I von Preußen eine eigne Leibgarde, während sein Nachfolger sich mit dem Königsregimente der langen Kerls begnügte. Bekanntlich löste Friedrich II unmittelbar nach der feierlichen Beisetzung des königlichen Vaters diese Truppe auf und erhob das von ihm als Kronprinz befehligte Regiment zur neuen Garde. Dagegen errichtete er voll Pietät gegen seinen Vater von den kriegstüchtigen Mannschaften unter den langen Kerlen bei diesem Regiment ein Grenadier-Gardebataillon, welches später die Bezeichnung als Erstes Bataillon Leibgarde erhielt, und aus dem dann mit der Zeit das jetzt bestehende 1. Garderegiment zu Fuß hervorgegangen ist. Mittelbar ist

dieser letztgenannte Truppenteil also als eine Fortsetzung des Leibregiments Friedrich Wilhelms I mit seinen langen Kerls anzusehen.

Friedrich Wilhelm I war im allgemeinen bis an die Grenze des Geizes sparsam und dabei ein vorzüglicher militärischer Organisator. Er allein, und das kann nicht oft genug wiederholt werden, hat den Grund gelegt, auf dem das deutsche Heerwesen unsrer Zeit sich aufbaut. Dabei mag ganz beiläufig auch darauf hingewiesen werden, wie der Ausdruck Kerl sich in der preußischen Armee bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Vielfach ist behauptet worden, daß die Bezeichnung der Soldaten als Kerls auf einer Nichtachtung der Persönlichkeit beruhe und auf eine brutale, wegwerfende Behandlung schließen lasse. Das ist aber keineswegs der Fall. Zwar soll nicht geleugnet werden, daß der „dumme“ und der „faule Kerl“ unter den Kraftausdrücken der erzürnten Vorgesetzten eine bedeutende Rolle spielen; auf der andern Seite gilt die Bezeichnung als „verfluchter Kerl“ bei Kameraden und Höhergestellten, wie auch außerhalb der Armee häufig als eine Anerkennung bewiesener Findigkeit; als bestes Lob aus dem Munde des gestrengen Chefs wird der „brave, ordentliche Kerl“ empfunden, und im Augenblicke der Gefahr verfehlt das kurze, kernige „Kerls, jetzt gilt's, jetzt nehmt euch zusammen“ des deutschen Offiziers nie seine Wirkung.

König Friedrich Wilhelm I war sparsam, er war mit Bewußtsein sparsam, und sagte wohl von sich selber: „Ich weiß es wohl, in Wien und Dresden nennen sie mich einen Pfennigklauber und Pedanten, aber meinen Enkeln wird es zu gute kommen.“ Derselbe Herr artete aber nicht nur zum Verschwender aus, wenn es sich um die Anwerbung eines Riesen handelte, sondern gestattete auch seinen Werbern alle möglichen Ungesetzlichkeiten, Härten, selbst Grausamkeiten gegen hochgewachsene Männer jeden Standes und Landes, um die Reihen des Leibregiments vollzählig zu erhalten. Besonders dankbar war der König dem russischen Zaren Peter, der ihm öfters besonders lange Menschen zum Geschenk machte. Im übrigen trieben die Werbeoffiziere mit unerhörter Kühnheit eine förmliche Menschenjagd. Friedliche Einwohner wurden in ihren Häusern und Betten überfallen, oder mit List zur Annahme des Handgeldes überredet, gewaltsam fortgeschleppt und über die Grenze in Sicherheit gebracht. In dem noch heute bestehenden Exerzierhause zu Potsdam, welchem der Volksmund die Bezeichnung als langer Stall gegeben hat, fanden sich denn auch die heterogensten Elemente zusammen. Dort sanken sie unter der Fuchtel des Exerziermeisters in gemeinsamer gleicher Kleidung zu einer Art von Automaten herab, die in untadelhafter Haltung und Bewegung mit der Genauigkeit einer Maschine das Exerzitium mit seinen vierundachtzig Gewehrgriffen auszuführen verstanden. Ihre geistigen Fähigkeiten wurden vollkommen durch die Einprägung der zahlreichen Dienstverrichtungen in Anspruch genommen, und sie schwebten in beständiger Furcht vor strenger Strafe, mit der jede geringfügige Versäumnis unerbittlich geahndet wurde. Im langen Stall konnte man den hannoverschen oder mecklenburgischen Bauersohn neben dem schwäbischen Winzer, den polnischen Geistlichen neben dem hamburger Kaufmann, den spanischen Matrosen neben dem holländischen Studenten, Italiener, Schweizer, Deutsche aus allen Teilen des Reichs, selbst Neger und Mulatten in buntem Gemisch erblicken,

und es erscheint ganz zweifellos, daß die Art und Weise, in der die meisten dieser Menschen zwangsweise und gegen ihren Willen zum Kriegsdienste geworben wurden, eine hauptsächliche Ursache des jetzt noch nicht aller Orten überwundenen Hasses und Grolles gewesen ist, die sich seit jener Zeit auch bei manchen Bruderstämmen an den preußischen Namen knüpften.

Mehr als zwölf Millionen Thaler sind damals binnen zwanzig Jahren aus dem armen Preußen an Werbegeldern ins Ausland gewandert; ein riesiger Irländer kostete dem Könige 8500 Thaler, und viele dieser Menschenungeheuer bekamen, um sich satt essen zu können, bis zu zwei Thaler täglicher Löhnung.

König Friedrich Wilhelm war auch ein Organisator und ein praktischer, im wirklichen Leben stehender und unmittelbar aus dem Leben schöpfender Herr. Dennoch artete seine Neigung für das „lange Potsdamer Regiment" zu einer bloßen militärischen Spielerei aus. Die langen Kerls verdanken ihre Berühmtheit lediglich ihrer Körpergröße, sie haben nie eine Schlacht gesehen, und wären dazu auch kaum im stande gewesen, denn viele unter ihnen waren wohl lang und massig, aber keineswegs kriegstüchtig.

Von den kräftigsten und schönsten Leuten, welche aus der ganzen Monarchie als Rekruten in das Gardekorps eintreten, werden auch heute noch die größten dem 1. Garderegiment zu Fuß zugeteilt. Zwar sieht man in der bekannten Uniform desselben nicht mehr solche Riesen, wie beispielsweise der Flügelmann Homann einer war, dem der stattliche König August II. von Sachsen mit ausgestrecktem Arme nicht an den Kopf reichen konnte, oder wie einzelne andre, deren lebensgroße Bildnisse zum Teil jetzt Aufstellung in der Ruhmeshalle gefunden haben, immerhin bringt auch die Neuzeit noch ganz ansehnliche Gestalten hervor. So standen in den dreißiger Jahren zwei Brüder Licht im Regiment, von denen der eine 6' 11" maß, während der andre gar die Größe von vollen 7' erreichte. Auch zwanzig Jahre später hat das Regiment einmal wieder einen Flügelmann von derselben Größe besessen, und noch jetzt kann man unter den Grenadieren verschiedene baumlange Männer bewundern, die größtenteils aus dem Westen der Monarchie, aus Westfalen, Hannover, vom Rhein und neuerdings auch aus den Reichslanden stammen.

Die Größesten der Großen werden zu der am rechten Flügel des Regiments stehenden Leibkompanie vereinigt, deren Chef der Kaiser und König ist. Viele dieser rasch und rank emporgeschossenen jungen Burschen bedürfen übrigens besondrer Schonung und Pflege, um die Anstrengungen des Dienstes zu überwinden, und sich kräftig weiter zu entwickeln. Beides wird ihnen zu teil und der hohe Chef sorgt väterlich für seine blauen Jungen.

Das 1. Garderegiment zu Fuß kann noch heute so recht eigentlich als die Leibwache der preußischen Könige gelten, soweit diese einer solchen überhaupt bedürfen, und trägt in dieser Eigenschaft bei Paraden und prunkhaften militärischen Schaustellungen die hohen Grenadiermützen von Blech, eine Erbschaft der „langen Kerls". Das Regiment beschränkt sich aber nicht auf den Ruhm einer musterhaften Paradetruppe, sondern hat sich bei Groß-Görschen, auf den Feldern von Chlum und den Höhen von St. Privat unvergängliche Lorbeern erworben. Auch

seine Kriegsbrauchbarkeit leuchtet jetzt allen deutschen Truppen voran und seine Tapferkeit ist mit dem Blute zahlreicher Offiziere und Grenadiere besiegelt.

Das Regiment der langen Kerls stand bis zum Jahre 1720 in Brandenburg a. d. Havel. Der König wollte die Truppe aber in seiner unmittelbaren Nähe haben und verlegte das 1. Bataillon des Leibregiments, da Berlin die Aufnahme verweigerte, nach Potsdam. In Ermangelung einer Kaserne wurden die Leute zunächst in Bürgerquartiere gelegt. Aber auch das machte allerlei Schwierigkeiten, denn keiner der achthundert Riesen war kleiner als sechs Fuß, und die ehrsamen Bürger waren auf solche Bettstellen nicht eingerichtet. Um der Potsdamer Einwohnerschaft deshalb eine angemessene Entschädigung für die Einquartierungslasten zu gewähren, ohne die erforderliche Summe auf die Schatulle zu übernehmen, schrieb der König eine jährliche Steuer von 10 000 Thalern für die Kur- und Neumark aus, die unter der Bezeichnung als Bettsteuer auch über hundert Jahre erhoben worden und später in die allgemeinen Servicegelder aufgegangen ist.

Als später auch die beiden andern Bataillone des Leibregiments nach Potsdam gezogen wurden, ergab sich doch ein Mangel an passenden Quartieren. Der König suchte deshalb auf die Erweiterung der Stadt hinzuwirken, und die Besitzer neuer Häuser, für deren Bau ihnen manche Vorteile und Erleichterungen gewährt werden mochten, mußten in denselben Stube und Kammer zur Aufnahme von Soldaten nach ganz bestimmten Vorschriften herrichten. Auch unter Friedrich dem Großen sind die Mannschaften des 1. Bataillons Leibgarde stets bei den Bürgern einquartiert gewesen, und erst 1811 hat das 2. Bataillon des in der Zwischenzeit formierten Regiments Garde zu Fuß in Potsdam eine Kaserne, die sogenannte v. Kunheimsche, bezogen.

Vor hundert Jahren, als die altgedienten angeworbenen Soldaten, nachdem sie einmal „dressiert" waren, nur während der eigentlichen Exerzierzeit und der Herbstmanöver regelmäßig übten und exerzierten, betrieben viele von ihnen neben dem Militärhandwerk noch ein bürgerliches Gewerbe und aus der Einquartierung derselben bei den Bürgern ergaben sich kaum dienstliche Nachteile. Seit aber die jungen pflichtigen Mannschaften in verhältnismäßig sehr kurzer Dienstzeit in ihren unmittelbaren Obliegenheiten unterwiesen, zu Gehorsam, Königstreue und Vaterlandsliebe erzogen werden sollen, seit damit jede Stunde des Tages durch den Dienst vollauf in Anspruch genommen ist, treten die mit einer solchen Einquartierung für die Disziplin und die Ausbildung verbundenen Unzuträglichkeiten in immer verstärktem Maße zu Tage.

In den sechziger Jahren wurde deshalb die unter Friedrich Wilhelm I erbaute Gewehrfabrik, deren Räume durch die Verlegung dieser Anstalt nach Spandau leer standen, zur Kaserne für einen Teil des Regiments umgebaut. Nach und nach sind Erweiterungsbauten hinzugetreten, und jetzt ist für das gesamte Regiment dort eine zweckmäßige Unterkunft geschaffen.

Es ist natürlich, daß der Kriegsherr an dem Zustande seines Garderegiments das denkbar wärmste Interesse nimmt, und den Exerzitien desselben gern und oft beiwohnt. Diese werden nach wie vor in den Übungsräumen und auf denselben Plätzen vorgenommen, wo auch schon die langen Kerls gedrillt wurden, im langen

Stalle, im Lustgarten, auf dem durch die Revuen des großen Königs weltbekannten Bornstedter Felde.

So gehört es seit Jahren zu den Gewohnheiten des Kaisers, am 2. Mai, am Ehrentage von Großgörschen, die Vorstellung der Bataillone des 1. Garderegiments abzunehmen, und mit dem scharfen Blicke des Kenners und Kritikers, der über den großen Aufgaben seiner hohen Stellung die Wichtigkeit der militärischen Einzelheiten nicht vergißt, die Griffe, Wendungen und Marschübungen, die gesamte Bataillonsschule und die Handhabung der Kolonnen, zu verfolgen. Wie dies in der Armee überhaupt üblich, pflegt der Kaiser dann das Offizierkorps des Regiments um sich zu versammeln, sich über die gewonnenen Eindrücke auszusprechen, und im Kreise der Offiziere ein Frühstück im Regimentshause einzunehmen.

Die Offiziere des Leibregiments unter Friedrich Wilhelm I, wie die des Ersten Bataillons Garde, des späteren Regiments Garde zu Fuß und ebenso die des Regiments der Garde du Corps waren tägliche Gäste des Königs und speisten an der sogenannten Adjutantentafel. An Stelle dieser Beköstigung sind später erhebliche Geldzuschüsse getreten, die der Fürst unter dem Namen von Tischgeldern aus seiner Schatulle den Offizieren des 1. Garderegiments zu Fuß und der Garde du Corps gewährt. Damit trat auch an die Offiziere dieser Regimenter das Bedürfnis einer gemeinschaftlichen Speiseanstalt heran. König Friedrich Wilhelm IV machte dem Offizierkorps des 1. Garderegiments zu Fuß gelegentlich seines 50jährigen Dienstjubiläums am 3. Oktober 1857 ein Geschenk von 11000 Thalern. Dafür wurde das ehemals Bischoffswerdersche Haus in der Mauerstraße vom Kronfideikommiß angekauft, welches jetzt seit länger als zehn Jahren völlig schuldenfreies Eigentum des Offizierkorps ist, eine gut eingerichtete und geleitete Speiseanstalt bietet, mit dem dahinter gelegenen schattigen Garten als angenehmer Mittelpunkt für jede Art von Erholung und Geselligkeit dient, und damit dem glücklichen Korps einen Vorzug vor allen andern Regimentern der Armee gewährt.

Der Kaiser verschmäht es nicht, gelegentlich als Gast im Regimentshause zu erscheinen, er nimmt aber auch teil an andern Veranstaltungen der Offiziere, welche ihm schon deshalb besonders nahe stehen, weil sie zum größten Teile selbst wieder Söhne alter Offiziere sind.

Von alters her üben sich die Offiziere des Regiments wöchentlich einmal im Schießen nach der Scheibe. Unter den herrlichen Buchen und Eichen des westlich vor der Stadt hinter dem Terrain von Sanssouci und dem Dorfe Bornstedt gelegenen Katharinenholze befinden sich die Schießstände der Garnison. Hier sind die ersten Versuche mit dem Zündnadelgewehr gemacht, hier hat das Mausergewehr seine Proben bestanden, hier ist ein besondrer Scheibenstand für die Offiziere bestimmt, und hier mitten im Waldesgrün hält alljährlich im August oder September das Offizierkorps des 1. Garderegiments zu Fuß ein Preisschießen, das sogenannte Adlerschießen ab, das sich durch die Beteiligung des Kaisers, der höchsten in Potsdam anwesenden Herrschaften und der zum Regiment gehörigen königlichen Prinzen in der Regel zu einem glänzenden militärischen Sommerfest gestaltet.

Hinter dem Löwendenkmal des 1. Garderegiments unter einer wunderbar schönen Buche befindet sich der Schießstand; die Stelle zum Anschlag ist mit Mosaikplatten ausgelegt. Das Ziel besteht in einer Wildscheibe und dem hoch oben auf der Stange befestigten bunt bemalten, kolossalen Adler mit ausgebreiteten Schwingen. Der Weg, den der Kaiser von der Anfahrt bis zum Schießstande zu nehmen hat, ist durch Laubbogen bezeichnet und mit Flaggen, Wimpeln, Kränzen, Wappen und Geweihen reich geschmückt. Flambeaus und bunte Lampen zur Beleuchtung des Waldes sind in Bereitschaft.

Das ganze Offizierkorps nimmt an dem Schießen teil. Die Schützen, unter ihnen auch hochgestellte frühere Offiziere des Regiments, treten unter dem Kommando des Obersten am Eingange des Scheibenstandes in zwei nach der Größe geordneten Gliedern an. Da gilt nicht Rang noch Stand, der General steht unter dem längeren Leutnant, der Prinz im zweiten Gliede, wenn seine Körperkleinheit ihn dorthin weist. Das Eichenreis an der Mütze deutet an, daß der betreffende Herr bereits an einem Adlerschießen teil genommen hat.

Wenn der Kaiser sich nähert, präsentieren die Offiziere auf Kommando die verschiedenartigen Jagdbüchsen, und die Regimentsmusik fällt mit einem Jägermarsche ein. Der Kriegsherr schreitet grüßend die Front entlang, reicht solchen Offizieren, die ihm persönlich nahe stehen, vielleicht die Hand, kommandiert dann selbst: Gewehr auf Schulter! Gewehr ab! Wegtreten! und das Schießen beginnt.

Zuerst nimmt der kaiserliche Herr selbst die Büchse zur Hand, und erweist sich meistens als sicherer Schütz, dann folgen die Prinzen und Offiziere dem Range nach.

Der Glückliche, nach dessen Schusse der Rumpf des Adlers von der Stange herabfällt, wird als Schützenkönig proklamiert, erhält den ersten Preis aus den Händen des Monarchen, und gewinnt das Recht, bei dem folgenden kurzen Mahle den Trinkspruch auf Kaiser und König, als den Chef des Regiments, auszubringen. Der Kaiser, die Kaiserin und die Prinzen stiften persönlich die ersten Preise, Pokale, Schalen und Humpen, die weiteren Prämien an Jagdtaschen, Revolvern, Krimstechern u. s. w. werden aus der Schießvereinskasse beschafft.

In einiger Entfernung vom Schießstande ist das geräumige Offizierszelt aufgeschlagen. Dorthin begibt sich der Kaiser und nimmt mit den Prinzen und Prinzessinnen, den älteren Offizieren und den Damen an der wohlbesetzten Tafel Platz, während die jüngeren Herren ihr Souper draußen im Stehen verzehren.

„Stoßen wir an, Herr Kollege," scherzt dann der hohe Herr wohl mit dem besten Schützen, bringt selbst ein Hoch auf das Regiment aus und verweilt mit Vorliebe noch eine Zeitlang im Kreise seiner Offiziere, um erst bei Mond- und Fackelschein den zur Heimfahrt bereitstehenden Wagen herbeizuwinken.

In ganz eigenartigen Beziehungen steht das 1. Garderegiment zu Fuß zu der russischen Kolonie Alexandrowska, und wenn diese letztere auch streng genommen innerhalb des Rahmens der deutschen Armee keinen Platz findet, so mag ihrer doch nach den Aufzeichnungen eines Mannes gedacht sein, der die einschlägigen Verhältnisse genau kennt.

Im Jahre 1812 war durch das Yorksche Korps eine Anzahl trefflicher Sänger aus dem russischen Heere in Gefangenschaft geraten, welche Kaiser Alexander später auf Wunsch König Friedrich Wilhelms III demselben überließ, um aus ihnen einen russischen Sängerchor zu bilden, der dem ersten Bataillon des ersten Garderegiments attachiert wurde. Die Sänger erhielten eine dem Regiment ähnliche Bekleidung und folgten demselben auf den Feldzügen 1813, 14 und 15 bis nach Paris. In Biwaks und Kantonnements trug der Sängerchor zur Erheiterung der Offiziere und Soldaten seine eigentümlichen russischen Nationallieder

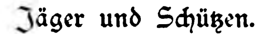


Die russischen Sänger des 1. Garderegiments zu Fuß 1815.

vor, deren ernste fast wilde Melodien die Sänger mit Tamburin, kleinen Glöckchen und Triangel begleiteten. Auch nach den Feldzügen wurden sie gelegentlich verwendet, um bei der königlichen Tafel zu singen, bis sie allmählich, durch Aussterben unvollständig geworden, von dieser Verpflichtung entbunden werden mußten. Zum letztenmale haben sie im Jahre 1830 vor dem Hofe musiziert. Auch ihre Bekleidung änderte sich später; sie erhielten lange grüne Überröcke, die auf den roten Achselklappen mit dem Namen des Kaisers Alexander versehen waren. Als der letztere im Jahre 1825 gestorben war, beschloß Friedrich Wilhelm III, ihm zu Ehren eine russische Kolonie anzulegen, in der jedem der zwölf Sänger, die damals noch von der ursprünglich viel größeren Zahl übrig waren, ein nach russischer Art gebautes Gehöft mit dazu gehörigem Gemüsegarten überwiesen und ein dreizehntes für den mit der Aufsicht betrauten Feldwebel eingerichtet wurde.

Auch eine russische Kapelle wurde in der Nähe der Kolonie am Fuße des Pfingstberges erbaut und neben derselben ein ebenfalls im russischen Stile erbautes Haus für den Aufseher derselben, in welchem sich der König auch ein Theezimmer zu eignem Gebrauche reservierte. So entstand im Norden der Stadt ein vollständig russisches Dorf, dessen von Fachwerk erbaute Häuser den blockhausartigen Eindruck der russischen Bauerwohnungen genau nachahmen. Das dienstliche Verhältnis des Sängerchors zum Regiment hat längst aufgehört, von den jetzigen Bewohnern der Kolonie sind überhaupt die allerwenigsten noch Nachkommen der russischen Sänger, für welche dieselbe ursprünglich erbaut wurde; nur noch in einigen Namen, wie Sabloroff, Anisimoff, Grigorieff lebt das Andenken derselben fort. Aber dem ersten Garderegiment ist die Aufsicht über die Kolonie verblieben, dasselbe ernennt den als Dorfschulzen fungierenden Aufseher und besetzt diese Stelle in der Regel mit einem bewährten Feldwebel des Regiments. Ebenso wird die Mehrzahl der Gehöfte nebst Anwesen jetzt, soweit nicht noch Nachkommen der ursprünglichen russischen Inhaber vorhanden sind, ausgedienten Unteroffizieren oder Spielleuten des Regiments als Invalidenversorgung zur Nutznießung übergeben. Auch auf die russische Kapelle erstreckt sich die Aufsicht des Regiments, sowie namentlich auf die zum Teil sehr kostbaren Altar- und Kirchengeräte, mit denen dieselbe im Laufe der Zeit, meistens durch Geschenke des russischen Hofes, ausgestattet worden ist.





Jäger und Schützen.

Die Jäger verdanken ihren Ursprung einer Zeit, in welcher das Soldatengewehr noch nicht den hohen Grad von Treffsicherheit aufzuweisen hatte, der den modernen Hinterladern innewohnt, und zu der die Gesamtheit der Infanterie noch nicht in solchem Maße in dem Gebrauch der Schußwaffe geübt, auch nicht in der Ausnutzung der Vorteile, welche die Formation des Bodens für den Schützen bietet, so weit vorgeschritten war, wie das heute von jedem einzelnen kriegsbrauchbaren Bataillon gefordert werden muß. Schon die Heere des Altertums wie des Mittelalters kannten Formationen, die hinsichtlich ihrer kriegerischen Verwendung der heutigen Jägertruppe entsprachen, denn wie die griechischen Gymneten und Psilen, die makedonischen Bogenschützen Alexanders des Großen, die römischen Veliten und Antesignanen, so waren auch in späterer Zeit die genuesischen und englischen Bogenschützen, die schweizer und die deutschen Armbrustschützen dazu bestimmt, das Gefecht zu eröffnen und durch ihre hervorragende Geschicklichkeit im Gebrauch der Waffe dem Feinde empfindlichen Abbruch zu thun.

Mit der Erfindung des Feuergewehrs ging der Schützendienst zunächst auf die wenigen mit denselben bewaffneten Mannschaften über, die man im allgemeinen als Freischützen bezeichnete, und als dann später, zu Ende des 15. und zu Anfang des 16. Jahrhunderts die Einführung der Gewehre in den Heeren allgemeiner wurde, versah man Jäger und Schützen mit den inzwischen eingeführten, besser treffenden gezogenen Büchsen.

Die erste deutsche mit der Büchse bewaffnete Jägertruppe wurde drei Kompanien stark während des dreißigjährigen Krieges durch Landgraf Wilhelm von Hessen-

Kassel in das Leben gerufen. Er fand bald Nachahmer und die Namen einzelner solcher ausgezeichneten Truppenkorps, wie beispielsweise das der Holkschen Jäger unter Wallenstein sind allgemein bekannt geworden.

In Brandenburg war bereits 1656 gesetzlich bestimmt, daß die kurfürstlichen Forstbeamten im Kriegsfalle zum Heeresdienst herangezogen werden sollten. In der That hatte der Große Kurfürst 1674 bei jeder Infanteriekompanie eine derartig zusammengesetzte Abteilung Scharfschützen oder Jäger, und während der Belagerung von Bonn 1689 gehörte eine aus Piemontesen angeworbene Jägerkompanie zu den brandenburgischen Truppen.

Später verschwanden die Jäger wieder, bis 1740 Friedrich der Große die erste stehende Jägertruppe schuf. Sie bestand zunächst nur aus 60 Mann, war hauptsächlich aus Böhmen geworben und vornehmlich für den Dienst als Kundschafter, Wegweiser und Kolonnenführer bestimmt. Bei Beginn des zweiten schlesischen Krieges wurde diese Abteilung auf zwei Kompanien zu je 150 Mann vermehrt, in denen nur Jäger und Försterssöhne Aufnahme fanden. Von da ab bestanden die Jäger, neben denen im siebenjährigen Kriege zahlreiche sogenannte Freibataillone auftraten, wenn auch in abwechselnder Stärke, als ein integrierender Teil des preußischen Fußvolks. Im Jahre 1756 befahl der König die Formation eines Bataillons Fußjäger zu 400 Mann, welches vier Jahre später in einem unglücklichen Gefechte bei Charlottenburg von den Russen fast gänzlich aufgerieben und gefangen genommen, aber sofort wieder neu errichtet wurde. 1763 wurde das Bataillon auf zwei Kompanien vermindert, 1773 aber wieder auf fünf Kompanien verstärkt und 1774 aus demselben das Feldjägerregiment zu Fuß in der Stärke von zehn Kompanien gebildet. Der berühmteste Kommandeur desselben war York, der sich hohe Verdienste um dessen Kriegsbrauchbarkeit erwarb und 1806 an der Spitze desselben in den unglücklichen Feldzug rückte. Nach diesem Kriege wurde das Regiment aufgelöst und an seine Stelle traten das Gardejägerbataillon, das ostpreußische Jäger- und das schlesische Schützenbataillon.

Als Preußen sich von jahrelanger Schmach erhob und der König sein Volk zu den Waffen rief, da spielten bei der Organisation des Heeres zu den Freiheitskriegen die freiwilligen Jäger eine Hauptrolle. Wohl war inzwischen das Prinzip der allgemeinen Wehrpflicht im Königreiche verkündet, aber dennoch bestanden anfangs 1813 für die Aushebung zum Militärdienst noch viele Ausnahmen zu gunsten der besitzenden und gebildeten Stände. Um bei der allgemeinen Erhebung auch diesen Teil der Wehrkraft heranzuziehen, ohne ihn unmittelbar in die Linienregimenter einzureihen, welche sich vorzugsweise aus den unteren Schichten des Volkes ergänzten, verfügte eine königliche Verordnung vom 3. Februar 1813 die Bildung freiwilliger Jägerabteilungen zu Fuß und zu Pferde, welche zugleich eine Pflanzstätte für das Linienoffizierkorps bilden sollten.

Jedem Regimente wurde ein solches Jägerdetaschement in der Stärke der Infanteriekompanie, also von 4 Offizieren, 15 Oberjägern, 3 Hornisten oder Trompetern und 182 Jägern beigegeben. Die Uniform der Jäger war dunkelgrün, die Ausrüstung stimmte mit der des betreffenden Regiments überein. Zur ersten Organisation dieser Abteilungen wurden Offiziere und Unteroffiziere von der

Linie kommandiert, später besetzten die Freiwilligen die Stellen der Vorgesetzten durch Wahl aus der eignen Mitte. Die Eintretenden, welche zwischen dem 17. und 24. Lebensjahre sich befinden sollten, konnten sich das Regiment selbst wählen, erhielten den Sold ihres Ranges, hatten sich aber auf eigene Kosten auszurüsten, mit der Büchse zu versehen und beritten zu machen. Die freiwilligen Jäger nahmen auch insofern eine bevorzugte Stellung ein, als sie nicht zum Garnisondienst und zu Arbeitszwecken herangezogen werden durften, und als sie bei späterer Zivilanstellung besonders berücksichtigt werden sollten. Unter der Bedingung, sich selbst auszurüsten, wurde auch den Soldaten der Linienregimenter der Übertritt zu den freiwilligen Jägern gestattet. Demnächst wurde unter dem 9. Februar für die Dauer des Krieges die Aufhebung aller bisher bestandenen Ausnahmen bezüglich der Wehrpflichtigkeit angeordnet und zugleich bestimmt, daß jeder Dienstpflichtige, welcher nicht binnen acht Tagen sich bei den freiwilligen Jägern gemeldet habe, ausgehoben und in die Linie eingestellt werden sollte. Die freiwilligen Jäger, deren Formation im Mai beendet war, haben der Armee einen Zuwachs von 10 000 Streitern zu Fuß und zu Pferde gebracht; sie haben rühmlichen Anteil gehabt an allen Kriegsereignissen; sind bei der Rückkehr Napoleons 1815 noch einmal aufgerufen, und haben sich in solchem Umfange als berufene Führer bewährt, daß nach dem Feldzuge fast der dritte Teil des Offizierkorps in den Regimentern aus ehemaligen Freiwilligen bestand.

Neben den drei bestehenden Jägerbataillonen wurde 1814 das aus Bewohnern der Fürstentümer Neufchatel und Valengin bestehende Gardeschützenbataillon, 1815 das magdeburgische und rheinische Jägerbataillon errichtet. Sechs Jahre später teilte man jedes dieser Bataillone, mit Ausnahme der beiden von der Garde in zwei Abteilungen, um so im stande zu sein, den Armeekorps schon im Frieden eine kleine Jägertruppe zuteilen zu können, und 1848 wurden die so gebildeten Abteilungen auf je vier Kompanien verstärkt.

Augenblicklich bestehen in der preußischen Armee das Gardejäger- und das Gardeschützenbataillon, dessen Ersatz selbstverständlich nicht mehr aus „Neufchatellern“, sondern aus ausgesuchten Mannschaften aus der ganzen Monarchie besteht, ferner die Jägerbataillone 1—11 und Nr. 14. Sie stehen unter dem gemeinsamen Kommando einer Inspektion der Jäger und Schützen. Der Inspekteur, in der Regel ein Generalmajor, überwacht und leitet die gleichmäßige Ausbildung, und dem kommandierenden Generale des Armeekorps steht die Verfügung über die in seinem Befehlsbereich stationierten Jägerbataillone nur zu den taktischen Zwecken der Herbstübungen zu.

Die Jäger gelten mit Recht noch heute für den Typus einer sogenannten leichten Infanterie, der im Gegensatze zur Linie hauptsächlich die Aufgaben des zerstreuten Gefechts und des kleinen Krieges zufallen. Mit der fortschreitenden Verbesserung der Feuerwaffe und der durch ihre mörderische Wirkung bedingten Notwendigkeit, sich im Infanteriekampfe mehr und mehr ausschließlich der aufgelösten Fechtart zu bedienen, haben die Jäger als eine besondre Waffe nicht an eignem kriegerischen Gebrauchswerte abgenommen, doch ist die Masse der Infanterie mehr in die Art derjenigen taktischen Verwendung hineingewachsen, welche

früher den Jägern und Schützen eigentümlich war. Immerhin haben deutsche Jägerbataillone auch noch in den letzten Kriegen hervorragende Leistungen aufzuweisen, und solche Spezialformationen haben abgesehen von ihrer in der Tradition begründeten Bedeutung auch dadurch einen gewissen Friedenswert, daß sie als eine Art großer Musterschule für das Fußvolk dienen können.

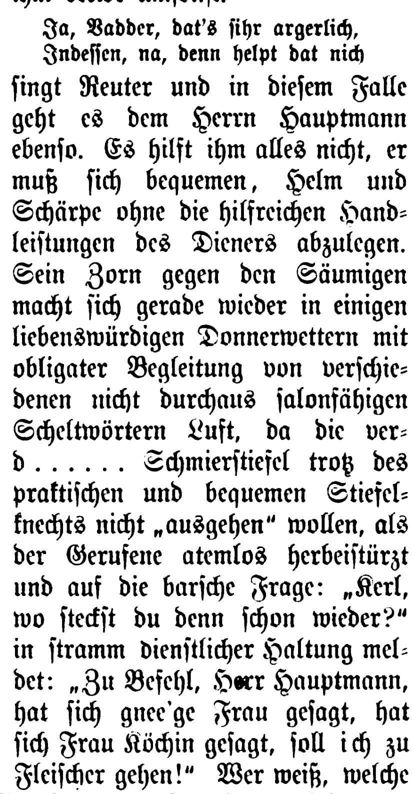
Die Jägerbataillone sind mit einer Büchse nach dem System Mauser bewaffnet, welche kürzer und leichter ist als das Infanteriegewehr. In ihren Reihen vereinigt sich eine große Summe von Intelligenz und körperlicher Leistungsfähigkeit. Zahlreiche Einjährig-Freiwillige treten von ihnen zum reitenden Feldjägerkorps und von da zum höheren Forstdienst über; die Jäger der Klasse A., angehende Forstbeamte, sehen den Militärdienst als Vorschule an, aus dem sie hernach in die Stellungen der königlichen Förster aufrücken, und wenn auch die durch die Ersatzbehörde den Jägerbataillonen zugewiesenen übrigen Mannschaften nicht schon durch den Beruf mit der Handhabung der Waffe vertraut, und nicht notgedrungen besonders unterrichtet oder hervorragend geistig beanlagt sind, so macht dieser Durchschnittsersatz, aus dem die ganze Infanterie sich zusammensetzt, immer nur einen Teil und zwar den weniger guten Teil der bevorzugten Truppe aus. Den Jägern steht zur besseren Ausbildung im Schießen eine größere Patronenzahl zur Verfügung und naturgemäß legen sie auch heute noch einen besondern Wert auf die Erziehung ihrer Mannschaften zur sorgfältigsten Benutzung des Terrains, zu Umsicht und Überlegung bei den Aufgaben des kleinen Krieges, bei der Führung von Patrouillen, zur richtigen Würdigung kriegerischer Verhältnisse, zur Abstattung klarer und genauer Meldungen.

Wie die dem Grün des Waldes entnommene Farbe des Rocks und die Form der Kopfbedeckung den „vornehmern“ Jäger vom gewöhnlichen „Fußpatscher“ unterscheidet, so hat sich aus den Zeiten, in denen die größere kriegerische Brauchbarkeit der ersteren unter bestimmten Verhältnissen über allem Zweifel erhaben war, ein gewisser „Jägertick“ bei der Truppe fortwährend und bis in die neueste Zeit erhalten. In die richtigen Bahnen gelenkt, vermag ein solcher Korpsgeist in Zeiten der Not und Gefahr zu großen Thaten anzuspornen, und unter gewöhnlichen Umständen äußert er sich lediglich in harmlosen Äußerlichkeiten.

Der Unteroffizier der Infanterie heißt vorschriftsmäßig bei den Jägern Oberjäger, der Tornister wird mit weidmännischem Anklange „Dachs“ genannt. Jägeroffiziere bezeichnen aus ähnlichen Gründen häufig den Kasernenhof als „Jägerhof“ und einem, allerdings gänzlich unverbürgten Gerüchte zufolge soll irgendwo in lustiger Gesellschaft einmal beschlossen sein, dem Feldwebel der Jägerkompanie den Titel „Waldwebel“, und dem Capitaine d'armes den als „Waldmeister“ zu verleihen. Wahrscheinlich hat eine Maibowle zu diesem Vorschlage begeistert.

Der Bursche.

„Mareк! — Ma—arek!“ Niemand antwortet dem wiederholten lauten Ruf und mit einem ärgerlichen: „Der Mensch ist aber auch nie da, wenn man ihn braucht,“ fällt die Thür dröhnend ins Schloß. Der Herr Hauptmann ist sehr verstimmt. Bestäubt, ermüdet, hungrig und durstig von einer Felddienstübung zurückgekehrt, will er mit Hilfe seines Burschen in aller Ruhe und Behaglichkeit andre Toilette machen, um dann, fern von den aufreibenden Sorgen des Dienstes im Kreise der Seinen einen angenehmen Abend zu verbringen, aber Marek ist nicht aufzutreiben. Alles Rufen und Klingeln nach ihm bleibt umsonst.



Ja, Vadder, dat's sihr argerlich,
Indessen, na, denn helpt dat nich

singt Reuter und in diesem Falle geht es dem Herrn Hauptmann ebenso. Es hilft ihm alles nicht, er muß sich bequemen, Helm und Schärpe ohne die hilfreichen Handleistungen des Dieners abzulegen. Sein Zorn gegen den Säumigen macht sich gerade wieder in einigen liebenswürdigen Donnerwettern mit obligater Begleitung von verschiedenen nicht durchaus salonfähigen Scheltwörtern Luft, da die verd . . . . . . Schmierstiefel trotz des praktischen und bequemen Stiefelknechts nicht „ausgehen“ wollen, als der Gerufene atemlos herbeistürzt und auf die barsche Frage: „Kerl, wo steckst du denn schon wieder?“ in stramm dienstlicher Haltung meldet: „Zu Befehl, Herr Hauptmann, hat sich gnee'ge Frau gesagt, hat sich Frau Köchin gesagt, soll ich zu Fleischer gehen!“ Wer weiß, welche Weiterungen noch aus dieser an und für sich schwer verständlichen Rede entstanden sein würden, wenn nicht im entscheidenden Moment die liebende Gattin erschienen und den Zorn des Donnergottes rasch durch die Mitteilung zu besänftigen verstanden hätte, daß Marek in ihrem Auftrage durch die Köchin ausgeschickt sei, um für den gestrengen Eheherrn nach der anstrengenden Tagesarbeit

ein Lieblingsgericht zu besorgen. Der Gedanke an „Wiener Schnitzel" und einen Schoppen gut gekühlten Mosel thut Wunder. Die gute Laune ist im Handumdrehen wiedergekehrt und nach einer halben Stunde „sitzen" der gestrenge Herr Hauptmann, der aber jetzt, angethan mit dem bequemen Zivilrock und schmunzelnd im Vorgenuß der seiner wartenden Tafelfreuden, gar nicht mehr so gestrenge ausschaut, mit seiner Gattin am frisch und einladend gedeckten Tische, sicher und gewandt bedient von Marek, der in seiner einfachen Livree mit den spiegelblank geputzten Wappenknöpfen und den schneeweißen Handschuhen einen gar stattlichen Eindruck macht.

Hauptmann von Sodenstern hat erst in späteren Jahren geheiratet und die etwas opulenten Lebensgewohnheiten des Junggesellen mit in die einfachere Häuslichkeit hinübergenommen. Da würden nun manche kleine Eigenheiten und persönlichen Bedürfnisse des Offiziers, dessen steigende Bequemlichkeit mit dem bedenklich wachsenden Taillenumfange gleichen Schritt hielt, recht unangenehm zu kurz gekommen sein, wenn Marek nicht gewesen wäre. Aber Marek konnte alles und that alles. Er war nicht nur ein aufmerksamer Kammerdiener, der die „Sachen" seines Herrn vorsichtig reinigte, sorgsam aufbewahrte und wieder für den Gebrauch bequem zur Hand legte, der die Knöpfchen in das frische Hemd steckte, ohne dessen Plättglanz zu verderben, der mit den beiden Bürsten den Scheitel bis auf den Rockkragen herunter so kunstvoll zurechtlegte, daß nur der Eingeweihte die fortschreitende Lichtung des einst so üppigen Haarwuchses erkennen konnte, sondern er hielt auch Glas, Silber und Porzellan in vortrefflicher Ordnung, ohne mit dem „Meißener Zwiebelmuster" allenthalben anzuecken, er schmückte den Tisch gleich einem königlichen Tafeldecker genau nach den Wünschen der Herrschaft, und „machte Tischbedienung" nach allen Regeln der Kunst. Mareks Verdienste wogen um so schwerer, als seine beiden Vorgänger diesen Anforderungen in keiner Weise genügt hatten, und nach kurzer Zeit in die Kompanie „zurückgetreten" waren. Der eine hatte nicht „putzen" können, und war selbst „sehr dreckig" gewesen, beide hatten eine unübertroffene Geschicklichkeit besessen, die Bratensauce stets zur Hälfte auf das Tischtuch, nicht selten aber gar auf Uniform und Kleid der Herrschaft oder der Gäste zu schütten, und unter den Händen des Letzten hatten Zuckerdose und Butterbüchse sich mit wunderbarer Schnelligkeit zu leeren gepflegt. Nicht daß Wolff, so war sein Name gewesen, gestohlen hätte. Er war im Gegenteil nach seiner eignen und nach der Anschauung der meisten Leute, welche mit ihm auf gleicher Bildungsstufe stehen, vollkommen ehrlich und hätte gewiß nicht eines Groschens Wert veruntreut. Speisen und Getränke dagegen zum sofortigen eignen „Konsum" zu verwenden, galt ihm wie vielen andern wohl als verbotene Frucht, aber nicht als unrecht.

Marek genoß infolge seiner in die Augen springenden Vorzüge und trotzdem daß der polnische Bauernsohn fortwährend mit der deutschen Sprache auf gespanntem Fuße blieb, die Zufriedenheit des Herrn Hauptmann in vollstem Maße. An dieser konnten gelegentliche Ausbrüche eines cholerischen Temperaments, wie der oben geschilderte, nichts ändern und auch der Bursche war seinerseits mit dem Vorgesetzten so „gut eingerichtet", kannte dessen ganzes Wesen so genau, daß die

im Zorn ihm an den Kopf geworfenen „Esel“ und „Kamele“ ihm das Leben weiter nicht verbitterten. Hatte er sich doch auch die Gunst der „Frau Hauptmann“ in hohem Grade erworben. Er war den Kindern „zu gutt“, wie er sich halb verschämt ausdrückte, bastelte für sie, spielte mit ihnen, und alle, Knaben wie Mädchen, erklärten ohne Besinnen Marek für ihren besten Freund. Ebenso war dem hübschen, schlanken, anstelligen und willigen Menschen, der noch dazu von „guten Eltern“ war, die Köchin zugethan, doch darf man wohl mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit annehmen, daß die Gefühle dieser alternden Dame von der Freundschaft in sehr bedenklicher Weise zur Liebe sich zu erwärmen im Begriffe standen. Marek lief und sprang die steile Hintertreppe wieder und wieder herunter, um Wasser, Holz, Kohlen und alle die andern ungezählten Bedürfnisse für den Haushalt herbeizuschleppen, ließ sich von der herrschsüchtigen Brigitte ohne Murren zu Pontius und Pilatus schicken, und galt in den Augen der Hausfrau auch in einem letzten delikaten Punkte als das Muster eines Burschen. Er vertrug sich mit der Köchin, ohne ihrer heißen Liebesbewerbung entgegen zu kommen, wenn er auch als gesunder, allezeit hungriger „junger Kerl“ die vom liebenden Herzen der Dienerin gespendeten „Fettbemmen“ und den doppelt gesüßten Kaffee nicht verschmähte. Ob es der zehn Jahre älteren Köchin mit dem zahnlosen Munde im Laufe der Zeit gelingt, den spröden Burschen doch noch als „Schatz“ zu gewinnen, oder ob die Liebe später in die unangenehme Leidenschaft umschlagen wird, welche mit Eifer sucht, was Leiden schafft, möge dahingestellt bleiben. Jedermann kennt die düstere Wolke, welche über dem Haushalt schwebt, wenn die Köchin die Suppe versalzt und den Braten verbrennen läßt, weil nagende Eifersucht ihr am Herzen frißt; und die traurigen Folgen, wenn der gerechte Zorn des Hausherrn blitzartig einschlägt, um die Luft zu reinigen, dabei aber in den meisten Fällen einen oder den andern Bediensteten vom Schauplatze seiner Thätigkeit fortzuschwemmen. Vor der Hand lebte Marek sein angenehmes, heitres Dasein fort, als dessen einziger schwarzer Punkt ihm der Unmut des Feldwebels erschien. Diese „Mutter der Kompanie“ hatte eine „Pike“ auf den armen Burschen, ohne daß ein stichhaltiger Grund zu dieser Abneigung vorhanden gewesen wäre. Böse Zungen flüsterten sich zu, daß der „Frau Feldwebel“, welche über den bärbeißigen Krieger mit großer Energie den Pantoffel schwang, die Leistungen „ihres“ Burschen nicht genügen sollten. Dieser letztere verstand die schreienden Kinder im unvermeidlichen, höchst elegant aufgeputzten Kinderwagen nicht zu beruhigen, hatte sogar einmal dem jüngsten Sprößling die Flasche gereicht, ohne den gewissen Saugstöpsel ordentlich zu befestigen, so daß die kostbare gezuckerte Milch das ganze Bettchen überschwemmte, und erwies sich auch in der Küche beim Gemüseputzen und Kartoffelschälen wenig gewandt. Was war natürlicher und gerechtfertigter, als daß die Frau Feldwebel, welche doch gewohnt war, den „besten“ Burschen zu haben, ernstlich böse war, daß das scharfe Auge des Hauptmanns gerade den „addretten und proppern“ Mann erkannt und „genommen“ hatte, den sie schon seit seiner Rekrutenzeit zur eignen „Stütze“ ausersehen glaubte.

Hoffen wir, daß das Stillleben im Hause des Hauptmanns, an dem Marek einen wesentlichen, nicht zu unterschätzenden Anteil hat, noch recht lange fortdauert.

Vielleicht entschließt sich der letztere, obgleich er eigentlich zu Hause auch gebraucht wird, dem Wunsche des vorgesetzten Offiziers nachzukommen und „als Bursche zu kapitulieren“, über die gesetzliche Zeit hinaus weiter zu dienen. Denn Marek ist allerdings, wie sein Herr oft und gern betont, eine wahre Perle.

Übrigens darf der Leser aus diesem begeisterten Lobgesange nicht etwa den Schluß ziehen, als ob nun die Mehrzahl der Soldaten, welche den Offizieren zu persönlicher Bedienung beigegeben werden, und von denen die Burschen der berittenen Offiziere gänzlich dienstfrei sind, mit den Verdiensten dieses einen nicht den Vergleich aushielte. Im Gegenteil, nur tritt in kaleidoskopisch wechselnder Form jeder nach seinen Vorzügen und Schwächen und nach den äußeren Verhältnissen des Offiziers, bei dem er „dient“, verschiedenartig in die Erscheinung. In den auf größerem Fuße eingerichteten Häusern der Generale und älteren Stabsoffiziere fungiert der Bursche in der Regel als eleganter Kammerdiener oder doch in voller Livree; in den beschränkteren Haushaltungen manches jüngeren Offiziers macht er sich eben aller Orten nützlich und wird nicht selten mit dem Deckelkorbe am Arme gesehen, der Dame des Hauses auf den Wochenmarkt folgend, oder auch allein bei Bäcker und Krämer die notwendigen Einkäufe besorgend; der Bursche des unverheirateten Offiziers bildet aber geradezu einen unzertrennbaren und wichtigen Teil von dessen Hausstand. Zwar sollen nur völlig ausgebildete und durchaus zuverlässige Leute als Offizierburschen verwandt werden, aber manche Vorgesetzten glauben diese Bestimmung auch dem Geiste nach erfüllt zu haben, wenn sie hier und da einen ungeschickten Tölpel und gutmütigen Schwachkopf dem Leutnant als Burschen überweisen und ihn so aus Reih und Glied loswerden. Da kommen denn neben einzelnen ernsten Unzuträglichkeiten die mancherlei Dummheiten zutage, welche von unsern humoristischen Künstlern in Schrift und Zeichnung immer wieder dem dankbaren Publikum vorgeführt werden.

„Leutnant, steh auf; mußt du ex'zieren gehen,“ weckt in der That ein wohlmeinender neuer Bursche den müden Schläfer, nachdem er den Pferden vorher die für den ganzen Tag bestimmte Ration in einem Futter „geschüttet“ hat; der Leutnantsbursche hält sich in bester Absicht oft genug verpflichtet, die „schwarze“ Wäsche des Offiziers noch einige Tage „nachzutragen“, um der Waschfrau die Arbeit und den Verdienst nicht zu leicht werden zu lassen, ja ein besonders auf den Vorteil seines Herrn erpichter Bursche meldete einst beim Überbringen eines Bouketts, um den Wert desselben in den Augen der Dame zu erhöhen oder um die vermeintlichen bedeutenden Auslagen für den Offizier wieder einzubringen, ganz ernst: „kostet sich auch zwanzig Mark.“ Das und ähnliches sind Ungeschicklichkeiten, die bei öfterer Wiederholung auch den ruhigsten Menschen zur Heftigkeit reizen können, es sind aber alles in allem genommen nur Kleinigkeiten. Im großen und ganzen darf man vielmehr den Offizierburschen die Anerkennung nicht versagen, daß sie mit ihrer Gewöhnung an unbedingten Gehorsam die denkbar willfährigsten, gutmütigsten, gewandtesten Diener bilden. So sieht man denn auch in den Inseratenteilen der Tagesblätter, daß die Nachfrage nach gewesenen Offiziersburschen zu allen möglichen Diensten fortwährend eine große ist, und der Haushalt, welcher durch einen Burschen verwöhnt ist, leidet sehr

unangenehm darunter, wenn er diesen nützlichen, dienenden Geist später entbehren muß.

Nach dieser Schilderung sollte man fast meinen können, daß das Heer der Burschen sich aus einer gequälten, über Gebühr angestrengten Klasse von Menschen zusammensetzen müsse. Das ist aber keineswegs der Fall. Dem Hauptmann oder Rittmeister steht zwar das Recht zu, jeden Mann seiner Truppe als Burschen zu „kommandieren“, aber wie er zu jedem Dienste die Tauglichsten auswählt, so bestimmt er zu Offizierburschen in der Regel nur solche Leute, welche mit Freuden eine Stellung annehmen, die ihnen wohl die Pflichten persönlicher Dienstbarkeit auferlegt, ihnen aber ein etwas ungebundeneres, und infolge des von den Offizieren als ein Ausgleich für ihre Arbeit gewährten regelmäßigen Geldbetrages auch reichlicheres Leben in Aussicht stellt, als der Dienst in der Kompanie dies sonst gestattet.

Unter den Belohnungen, welche dem Soldaten für gutes Verhalten in Aussicht gestellt werden, findet sich auch die Kommandierung als Offizierbursche, und nichts könnte präziser die Stellung der Burschen ihren Kameraden gegenüber ausdrücken. Der „grüne“ Rekrut spricht häufig von dem „Herrn“ Burschen des Herrn Leutnants, und täglich begegnet man Männern in verhältnismäßig freier und angesehener Stellung, die mit Stolz sich rühmen: „Ich war zwei Jahr Bursche beim Herrn Hauptmann X (jetzt ein bekannter General). Der Herr Hauptmann war sehr streng, aber zu einem ordentlichen Kerl war er auch sehr gut. Die gnädige Frau war auch gut, aber sehr genau. Na, sie hatten es auch wohl nicht.“ Die äußere Würde der Offizierburschen innerhalb der hierarchischen militärischen Gliederung pflegt auch dadurch anerkannt zu werden, daß die Unteroffiziere den Burschen und dessen unvermeidliche Braut, die in der Regel schon „was besseres“ ist, zu ihren Festen heranziehen, anderseits kennzeichnet sich das über die Dienstzeit hinausreichende Gefühl der Anhänglichkeit des Burschen an seinen Offizier am deutlichsten durch die gutmütig treuherzige Redeweise, welche alle dem letzteren gehörigen Gegenstände als im gemeinsamen Besitze ansieht. „Unsre Pferde, Herr Leitnambt, sind doch die schönsten in ganze Regiment,“ oder „wollen wir nicht Heu kaufen?“ und ähnliche Reden kann man oft hören. Das lustige Völkchen der Burschen identifiziert sich sogar in solchem Maße mit den Offizieren, daß der Bursche von seinen Genossen stets mit dem Namen oder der Charge des Herrn angeredet zu werden pflegt. „Sieh, der Major reitet wieder die olle Braune in die Schwemme,“ oder „da kömmt ja ooch der lütje Großmann angeschlenkert.“ „Was macht denn dein Oller?“ mit welchem Ausdruck der Herr gemeint ist, wenn der Bursche auch einen Kopf größer und erheblich älter ist, als der blutjunge Offizier.

Der deutsche Soldat und besonders der Bursche besitzt ein feines Gefühl für die kleinen Schwächen seiner Vorgesetzten und versteht zu gelegener Zeit auf gutmütige Weise derselben zu spotten. Das thut aber der strengen militärischen Disziplin keinen Eintrag, der Soldat ordnet sich trotzdem rückhaltlos der geistigen Überlegenheit des Offiziers unter, und das Vertrauen des gemeinen Mannes in die höhere Einsicht des Vorgesetzten wird höchstens noch dadurch verstärkt, daß dieser letztere ihm menschlich näher gerückt wird.



Zum erstenmal auf Wache.

Einjährig-Freiwillig.

Berlin! Berlin! Du großes Jammerthal
Bei dir ist nichts zu finden, als lauter Angst und Qual.
Der Offizier ist hitzig, der Zorn und der ist groß:
Miserabel ist das Leben, das man erfahren muß.

„Ja, das muß wahr sein," seufzt der junge Mann, der in einem hübsch ausgestatteten Wohnzimmer auf einem Sofa ausgestreckt liegt. Er läßt die Hand mit der „Äolsharfe", dem vorzüglichen Blatte, in welchem er den obigen Vers gefunden hat, sinken und starrt melancholisch ins Blaue hinein.

Paul Müller war ein schlank aufgeschossener hübscher Mensch von etwa achtzehn Jahren, der verzogene Liebling seiner Eltern, von denen namentlich die Mutter nicht wenig eitel auf die äußere Erscheinung des Sohnes und seine Gelehrsamkeit war. Böse Leute wollten zwar behaupten, daß Paul hauptsächlich deshalb stets den ersten Platz in allen Klassen erlangt habe, weil aus den reich gefüllten Vorratsräumen des väterlichen Hauses auf merkwürdige Weise häufige und umfangreiche Sendungen von allerlei leiblichen Genüssen ihren Weg in das Haus des Ordinarius, oder genauer ausgedrückt in die Küche der Frau Konrektorin fanden. Doch dem sei, wie ihm wolle. Thatsache ist, daß Paul im Besitz eines vorzüglichen Abgangszeugnisses das Gymnasium mit der Reife für Prima verlassen hatte, um „sein Jahr abzudienen". Er selbst hätte nicht übel Lust gehabt, den Soldatenstand als Lebensberuf zu ergreifen, aber das erklärte Mutter, die das Regiment führte, für zu lebensgefährlich. Dem Sohne des reichen Domänenpächters, des Zuckerbarons, wie seine Neider ihn nannten, und er besaß deren viele, hätten sich nun alle möglichen Vorteile geboten, wenn er hübsch in

der Heimat geblieben und bei Nr. 95 eingetreten wäre. Dort kannte Vater die sämtlichen Offiziere und hätte mit dem Bataillon und der Garnison vielleicht gar die Kompanie für den Sohn aussuchen können; sein Freund, der Hauptmann Moll, würde ihn gewiß mit Vergnügen unter seine Fittiche genommen haben. Aber den Jungen ritt der Teufel. Er wollte durchaus nach Berlin zur „Jarde“, und da Vater und Mutter schon lange gewohnt waren, ihm alles zu Willen zu thun, so setzte er auch diesen Wunsch unschwer durch. Zwar graute der letzteren nach ihrem eignen Ausdruck vor der langen Trennung von dem Zuckersöhnchen, aber Berlin lag ja nicht aus der Welt, war mit dem Schnellzuge in wenig Stunden zu erreichen, und dann übte auch der Name Garde, den sie ohne weiteres in Verbindung brachte mit Vornehmheit und Reichtum, mit wehenden Haarbüschen und goldenen Litzen am Kragen, eine große Anziehungskraft auf das oberflächliche Gemüt der guten Dame aus. Der bloße Gedanke, daß „Paulchen“ später vielleicht einmal Reserveoffizier eines Garderegiments werden könnte, machte sie stolz und sie sprach schon jetzt über die „Kammraden“ von der hohen Nummer nur mit einer gewissen hoheitsvollen Herablassung.

So war denn Paul am letzten September in Berlin eingetroffen, um sich am andern Morgen mit seinen Papieren pünktlich zu melden. Aber schon der Anfang brachte eine Enttäuschung. Er wollte gern zu den Gardefüsilieren, den lustigen „Maikäfern“, aber der Andrang zu diesem Regimente war so groß, daß das Generalkommando die gleichmäßige Verteilung der Einjährigen auf die verschiedenen Truppenteile vornahm. Paul kam zu „Alexander“. Auch ein schönes Regiment, aber doch nicht die Maikäfer, und wenn jemand gewohnt ist, daß alles nach seiner Pfeife tanzt, so fällt es immer schwer, einem Lieblingswunsche zu entsagen, ohne die Möglichkeit, etwas dagegen mit Erfolg zu unternehmen. Bei den Soldaten heißt es einfach gehorchen. Diese bittre Wahrheit erkannte Paul gleich am ersten Tage. Übrigens hütete er sich wohl, seiner Verstimmung Worte zu leihen, denn er merkte bald, daß zwischen den einzelnen Truppen, die sämtlich einen stark entwickelten Korpsgeist besitzen, eine gewisse Rivalität besteht, und daß es ihm hätte teuer zu stehen kommen können, wenn er, einmal bei „Alexander“ eingereiht, s e i n Regiment mit „Franz“ oder einem andern „Rrrement“ überhaupt in Vergleich gezogen hätte.

Der Hauptmann empfing die drei der zweiten Kompanie zugeteilten Opferlämmer nicht unfreundlich, aber doch ziemlich gleichgültig und geschäftsmäßig. Es war bekannt, daß er die Einjährigen nicht liebe. Sie sollten ihm, wie er meinte, immer den Parademarsch und die Besichtigung verderben. Abermals wurde Freund Paul, als er von dieser Anschauung seines jetzigen Vorgesetzten hörte, in der eignen Wertschätzung ein Stückchen kleiner. Hatte er doch bislang immer gemeint, daß die Einjährigen das hervorragend intelligente Element in der Armee bildeten, daß sie deshalb überall mit offenen Armen aufgenommen würden, und mit ganz besondrer Hochachtung und zarter Rücksicht behandelt werden müßten.

Aber es kam noch besser. Zunächst ging es auf die Kompaniekammer.

„Stiebel runter“, herrschte mit rauher Stimme unter seinem buschigen

Schnauzbart hervor der wohlbeleibte Capitaine d'armes die jungen Leute an. Platz zum Sitzen war nicht vorhanden und als das unbequeme Ausziehen der knapp sitzenden „Lackierten" im Stehen seiner Meinung nach nicht rasch genug vor sich ging, hieß es ungeduldig: „Fix, fix, Einjähriger, oder soll ich Ihnen Beine machen."

Die jungen Leute wurden gemessen. „Na, Einjähriger", zu Paul gewendet, „da werden Sie woll uff den rechten Flügel kommen. Dann nehmen Sie sich man düchtig zusammen, dat Sie eenen ordentlichen Flügelmann abjeben. Unser Oller versteht keenen Spaß nich." Angenehme Aussichten.

Dann begann das „Verpassen" der Uniformstücke. „Langen Sie mal eenen Rock Nr. 1 runter for den Jroßen, Piepenbrink." „So, Einjähriger, det wird jehen. Etwas vollständig? schadet nischt. Werden schon rinwachsen. Hier werden wir alle stark. So en funfzehn Minuten Dauerlauf macht de Brust weit un de Taille schlank. Nu de Hosen. Klaftern Sie mal die Arme auseinander. So, de Hose wird ooch passen. Hier is 'ne Binde. Wat? zu hoch? zu steif? Lassen Se sich nich auslachen. Det Zeug sitzt wie anjejossen. Morgen früh neun Uhr wird der Herr Hauptmann Ihnen sehen; also addrett unn propper unn präzis uff den Jlockenschlag, det rate ich Sie. Un nu adjes, meine Herren, un noch eens. Lackbotten werden in Dienst nich jetragen."

Mit des Putzkameraden Hilfe staffierte Paul sich am andern Vormittag einigermaßen heraus. Die Kommißsachen wollten gar nicht sitzen, drückten, kniffen und beengten ihn überall. Doch das gab sich bald, und als der Schneider erst das eigne Zeug abgeliefert hatte, wurde ihm das Tragen der Uniform schon nach wenigen Tagen zur zweiten Natur. Ja es dauerte nicht lange, so ging er unter die Feinen, konnte das Beinkleid nicht eng, und den Rockkragen nicht hoch genug bekommen.

Körperlich indes war unser Freund manchmal so schachmatt, daß er buchstäblich kaum ein Glied bewegen konnte. Die ganze linke Schulter war grün und blau von den ewig wiederholten dummen „Griffen", die Rückenwirbel schmerzten vom Strammstehen, und die fatalen Freiübungen äußerten ihren wohlthätigen Einfluß auf die Entwickelung des Körpers, von dem der Unteroffizier fortwährend predigte, vorderhand lediglich in heillosen Muskelschmerzen.

In einem solchen Zustande körperlicher Abspannung befand sich der Einjährig-Freiwillige Müller II, wie unser Freund im dienstlichen Verkehr hieß, als ihm die oben angezogenen poetischen Zeilen in die Hand kamen. Zum so und so vielstenmale verwünschte er innerlich wieder das Rekrutendrillen als eine wahre Schinderei, und konnte mit dem besten Willen nicht begreifen, wozu denn das alles nützen solle. Denn mit „langsamem Schritt" und „präziser Wendung", mit „genauer Richtung" und „gleichmäßigem Gewehrgriff" würde man doch keinen Feind schlagen wollen. Er hielt eben alles für überlebten Zopf und Gamaschendienst. Aber als er von der Höhe des gebildeten Mannes herab etwas Derartiges seinem täglichen Peiniger, dem Sergeant Wottcke, eines Tages auch nur anzudeuten wagte, kam er bös an. „Herr, sind Sie des Deibels", wetterte der im

Dienste ergraute Soldat und war so ernstlich erzürnt, daß er sogar den angebotenen Versöhnungstrunk in der Kantine rundweg abschlug.

Paul hatte gehofft, mit Hilfe eines großen Portemonnaies, dessen Taschen durch die Güte des Vaters immer wohl gefüllt waren, sich manche Diensterleichterung verschaffen zu können. Zu seinem Befremden schlug der erste Versuch, den er in dieser Richtung unternahm, glänzend fehl. Als er den Feldwebel diplomatisch auszuforschen versuchte, legte ihm der durchaus „nichts nahe“, sondern sah ihn nur mit großen Augen an, und als Müller II endlich verblümt mit einigen Anträgen herausrückte, drehte sich jener einfach um und ließ ihn stehen. Paul dachte darüber nach, ob das Gebot vielleicht zu niedrig gewesen sei, aber er glaubte nicht; der Blick des Feldwebels war zu abweisend gewesen. Auch Wottcke nahm keine Geschenke und außer einem gelegentlichen Glase Bier konnte man nichts an die Unteroffiziere los werden.

Die Einjährigen steckten die Köpfe zusammen. War das nur in ihrem Regiment so, waren die Erzählungen von der gewerbsmäßigen Bestechlichkeit der Unteroffiziere überhaupt Erfindung, oder hatte der neuliche Korpsbefehl, von dem die Zeitungen berichteten, seine Wirkung gethan? Man horchte und fragte. Der reiche Grüter, welcher in Potsdam bei einem Kavallerieregiment stand, schrieb, daß man sich in seiner Schwadron schon einige Erleichterungen verschaffen, namentlich zuweilen den ekligen Stalldienst schwänzen könne. Aber man müsse es sehr vorsichtig anfangen, gelegentlich die Frau Wachtmeister zum Kaffee besuchen und dann einen Zwanzigmarkschein unter der Tasse vergessen. Der Wachtmeister dürfe nie zu Hause sein, denn die Offiziere hätten neuerdings ein besonders scharfes Auge auf derartige Ausschreitungen. Paul und seine Kameraden konnten nicht begreifen, warum? Sie hatten doch das Geld, die Unteroffiziere schlugen sich mit ihrer geringen Löhnung schwer genug durch das Leben, und den dummen Bauernjungen, meinten sie, würde es nicht schaden, wenn sie etwas schärfer herangenommen würden, einmal mehr auf Wache ziehen müßten.

Man kann dem übermütigen Egoismus junger wohlhabender Männer solche Gedanken verzeihen, weiß man doch bestimmt, daß jeder von ihnen, falls er später der Ehre teilhaftig wird, die Epauletten zu tragen, sich längst zu der gegenteiligen Ansicht bekehrt hat. Und in der That wäre nichts geeigneter, den ehrenwerten Stand der Unteroffiziere, auf dessen unantastbarer Rechtlichkeit viel von der inneren Tüchtigkeit der Armee beruht, in den Augen aller Wohlmeinenden tief herabzusetzen; nichts könnte, wenn es zur geduldeten Gewohnheit würde, Disziplin und Subordination tiefer schädigen, als wenn selbst nur bei einzelnen Truppenteilen die Einjährigen diesem oder jenem Unteroffizier Geldgeschenke machten, wohl gar ihm eine stehende Abgabe entrichten müßten, oder wenn jede Diensterleichterung einen gewissen Taxpreis hätte, dessen Höhe und Zahlungsmodus im tiefsten Geheimnis von einem Jahrgang dem andern in das Ohr gezischelt würde. Gegner der Armee haben derartige Beschuldigungen öffentlich ausgesprochen, doch darf man zur Ehre der Unteroffiziere annehmen, daß diese Gerüchte nicht wahr, mindestens sehr übertrieben sind. Es ist nicht mehr als recht und billig, wenn die Pflichtwidrigkeit des Unteroffiziers, der seinen Eid der Treue bricht, indem

er mit Vorbedacht und gegen klingenden Lohn zu gunsten der Einjährigen von der genauen Dienstvorschrift abweicht, mit strengen Strafen geahndet wird. Noch viel schärfer aber ist das Verhalten solcher Freiwilligen zu verurteilen, die trotz des höheren Bildungsgrades, auf den sie sich sonst so viel zu gute zu thun pflegen, auf derartige, beide Teile geradezu entehrende Zumutungen der Unteroffiziere eingehen, oder diese letzteren vielleicht gar zur Verletzung ihrer Pflicht zu bewegen suchen. Jeder Freund des vaterländischen Heeres muß deshalb wünschen und hoffen, daß überall Ausschreitungen in dieser Richtung, wenn sie vereinzelt hier und da vorkommen sollten, ein kurzes Ende bereitet, daß „ein Sticken dabei gesteckt" wird, wie Pauls junger energischer Oberst sich mit einem heimatlichen Provinzialismus auszudrücken liebte.

Wenn das tägliche Exerzieren und die andern körperlichen Übungen unsern Freund gehörig ermüdeten, so war ihm die Instruktionsstunde ein wahrer Greuel. Es kostete seinem geistigen Hochmut überhaupt schon Überwindung, sich von dem Unteroffizier, den er an allgemeiner Bildung so tief unter sich glaubte, unterrichten zu lassen, und die verschiedenen Lehrgegenstände, als da sind: Einteilung der Vorgesetzten, die Kenntnis der Rangabzeichen, Teile des Gewehrs, Ehrenbezeugungen der Untergebenen, schienen ihm kaum würdig, von einem höheren Intellekt mit Ernst behandelt zu werden. Wenn er auf die Frage: Wie erweisen Sie Ihr Honneur? antworten sollte: Gern und freudig, so wollte ihm das nicht über die Zunge; er glaubte eine Unwahrheit zu sagen, und er ärgerte sich, wenn er vor dem neugebackenen Unteroffizier oder dem Trompeter mit Tressen die Hand an die Mütze legen mußte. Aber was war zu machen? Wollte er sich in Gehörweite des Leutnant v. Adlerstein, der allem Dienste der Einjährigen beiwohnte, ohne sich vorderhand viel um sie zu bekümmern, nicht immer wiederholen lassen: „Einjähriger, sind Sie nich so schlapp," oder: „Aber, Einjähriger, schämen Sie sich denn nich vor die ganze Kompanie mit ihrer Dämlichkeit", so mußte er sich „zusammenreißen" und die Augen, wenn auch mit innerem Widerstreben, auf Kommando mit „hörbarem Ruck" rechts und links wenden.

Am meisten verdroß den Einjährigen Müller II die Art, wie in strengem Dienstton jedes kleine Versehen ungebührlich laut, wie er meinte, gerügt, übertrieben und verallgemeinert wurde. Als er Wochen nach seinem Diensteintritt, gewiß und wahrhaftig zum erstenmale, nicht auf die Sekunde präzis zur Stelle war, und im Geschwindschritt zur versammelten Kompanie herantrabte, tönte ihm der grollende Ruf des Feldwebels schon von weitem entgegen: „Dieser Einjährige kommt doch auch immer zu spät." Und er glaubte vor Scham vergehen zu sollen, als der Hauptmann selbst ihn beim Appell ob eines abgerissenen Knopfes anschnauzte: „Herr! Sie sind ja halbnackt."

Einjähriger hier, Einjähriger da, Einjähriger hin, Einjähriger her! Von „junger Herr", oder „Junker", wie die Mädchen, oder gar „gnädiger junger Herr", wie die Knechte auf dem väterlichen Gute ihn wohl genannt hatten, war hier nicht die Rede. Paul kannte kaum seinen Namen noch. An diesen wurde er erinnert durch seinen Putzkameraden, einen bei Hauptmann und Feldwebel sehr wohl angeschriebenen Soldaten, der — horribile dictu — ihm schon wiederholt

als dienstliches Vorbild bezeichnet war. Grenadier Müller war nun allerdings auch ein gutmütiger prächtiger Mensch, der seinen Einjährigen auf einfache Weise mitunter zu trösten suchte, aber putzen that er blitzwenig für denselben, kaum daß er ihm das Wichsen der Stiefel abnahm. „Nee," meint er grinsend, „det müssen Sie allens selbst lernen. Det is doch sehr einfach."

Das Schlimmste bei der Sache war, daß Paul seinen Ärger und sein ganzes Ungemach keiner fühlenden Seele anvertrauen, und beileibe nicht nach Hause schreiben konnte, sondern in sich allein verarbeiten mußte. Denn Mutter, die das Söhnchen ohnedies mit Zittern und Zagen hatte ziehen lassen, und gewohnt war, alles Mögliche und Unmögliche durchzusetzen, Mutter wäre im stande gewesen, ihn, den großen starken Menschen, wegen Schwäche oder Kränklichkeit, oder aus irgend welchem nichtssagenden Grunde zu reklamieren, und solche Schande wollte er sich doch nicht anthun lassen.

So galt es still halten und auf bessere Zeiten hoffen. Eins tröstete unsern Freund. Das ist der phänomenale Appetit und der herrliche Durst, der ihn wahrhaft unglaubliche Quantitäten Bier vertilgen und vertragen ließ. Und wie freute er sich auf den ersten Urlaub! Und wie wollte er bei Muttern erst einhauen! Sonderbar, früher hatte ihm der häusliche Mittagstisch oft nicht besonders geschmeckt, und jetzt beim magern Essen des Restaurant dachte er daran wie an ein lukullisches Mahl.

Ein Glück war es nur, daß er zur Infanterie gegangen war, wo er doch mit Pferdeputzen, mit Sattel und Zaumzeug, oder gar mit der Handhabung der Kanonen nichts zu thun hatte, sondern den müden Leib nach des Tages Last und Hitze bequem zur Ruhe ausstrecken konnte. Und von dieser Freiheit machte er denn auch umfassenden Gebrauch.

Mit der Zeit lernte der Einjährige Müller II die Dinge anders und etwas rosiger anschauen. Nachdem er mit Konsequenz und einer guten Dosis Grobheit von seiten seiner Vorgesetzten erst so weit gebracht war, daß er jeden Befehl ohne Besinnen und möglichst exakt ausführte, hatte er gewonnenes Spiel. In demselben Maße, wie durch regelmäßige Gewöhnung die körperlichen Übungen ihn weniger anstrengten, schwand seine duckmäuserische Verblendung. An die Stelle bornierter geistiger Überhebung trat pflichttreuer Eifer und mehr und mehr lernte Paul verstehen, daß es unmöglich sein würde, die Menge Menschen, aus denen eine Kompanie, ein Regiment, oder gar das ganze Heer besteht, nach einem gemeinsamen Willen zu lenken, wenn jeder einzelne stets fragen dürfte, wie jener spindeldürre Olbermann, ein richtiger Sächser aus der Provinz, neulich gelegentlich einer Felddienstübung: „Aber mei kudester, mei bäster Herr Feldwebel, könnten mer denn den Feind nicht auf der linken Seite backen? Da is Sie der Weg ja viel scheener!"

Als Paul später wirklich seinen Platz auf dem rechten Flügel der Kompanie fand und der sonst ziemlich wortkarge Hauptmann ihn wegen seiner Haltung auf der Frühjahrsparade vor dem Kaiser belobte, da warf er sich noch einmal so stolz in die Brust, und seit er gar am 1. April die Gefreitenknöpfe trug, fühlte er etwas von einem künftigen General in sich. Es ist ein eigen Ding um das

Leben und Treiben im bunten Rock. Nichts wirkt ansteckender als militärisches Fühlen und Denken, als der Begriff der kameradschaftlichen Zusammengehörigkeit, als der soldatische Ehrgeiz, und der Ausspruch des Dichters:

Und wer's zum Korporal erst hat gebracht,
Der steht auf der Leiter zur höchsten Macht

birgt eine tiefe Wahrheit.

Nachdem Wottcke den Einjährigen die ersten Grundbegriffe militärischen Wissens glücklich eingetrichtert hatte, übernahm Herr v. Adlerstein deren weitere theoretische Ausbildung. Da fiel es manchem unter ihnen abermals wie Schuppen von den Augen. Sie hatten den eleganten Offizier mit seinem modisch etwas übertriebenen Anzuge für einen beschränkten Kopf und eitlen Geck gehalten, wie die sogenannten Witzblätter mit viel Behagen den Leutnant darzustellen pflegen. Jetzt mußten sie erkennen, daß, wenn der genannte Herr kleine äußerliche Schwächen besaß, diese seiner innern Tüchtigkeit im Beruf keinen Abbruch thaten. Der hochgebildete Offizier, der mit scharfem Geiste den springenden Punkt in allen Verhältnissen erkannte, der als vortrefflicher Lehrer in seinem Vortrage das Wichtige vom Nebensächlichen klar abhob, der genau wußte, was er wollte, und sich Autorität, Achtung und Liebe ohne irgend welche Anstrengung, lediglich durch die überlegene Art seines Auftretens verschaffte, der selbst beim strikten Befehl und in Augenblicken des Affekts namentlich im Umgange mit den Freiwilligen nie die höfliche Form des Ausdrucks aufgab, imponierte den jungen Herren gewaltig. Bei diesem Unterrichte lernten die Einjährigen den Geist begreifen, der hinter den anfangs so verhaßten starren Formen des militärischen Dienstbetriebs sich verbirgt. Sie verstanden nun, daß die zahllosen kleinen Verrichtungen des täglichen Dienstes, auf deren genaue Erfüllung solcher Wert gelegt wurde, keineswegs Auswüchse einer hölzernen Pedanterie sind, sondern daß sie zur Erziehung des Soldaten nützlich und notwendig, daß jede einzelne von ihnen einen wohlerwogenen Sinn, eine gewisse innere Bedeutung hat und daß sie in ihrer Gesamtheit einen Teil des Kittes bilden, der alle Waffen und Chargen so fest zusammenbindet.

Die Formen muß man streng aufrecht erhalten,
Soll Ordnung die ganze Masse durchwalten.

Mit besondrer Passion betreiben die Einjährigen das Scheibenschießen und den Felddienst, und wissen mit Geschick bei letzterem allerlei Possen und Schabernack zu spielen. Weniger gern zieht man auf Wache, doch pflegt die erste Wache immer mit einem kleinen Gelage verbunden und deshalb im einförmigen Kasernenleben des deutschen Soldaten ein bedeutungsvoller Tag zu sein.

Sergeant Wottcke war Kommandant, als der Einjährige Müller II sich zum erstenmale unter den Mannschaften befand, welche für vierundzwanzig Stunden die Neue Thorwache beziehen sollten, und gestattete alter Tradition gemäß, daß der letztere für ihn und die ganze Wachmannschaft ein „kleines“ Abendbrot zum besten geben dürfe. Das Essen war gut und reichlich, aber bei der Mischung des Getränks hatte Paul nicht auf so ausgepichte Kehlen gerechnet. Wottcke erklärte den dampfenden Punsch mit Kennermiene für zu schwach. Dem war

abzuhelfen und man vertilgte die Bowle nach Art des alten Grogtrinkers, welcher jeden Abend nur ein Glas seines Lieblingsgebräus zu sich nimmt. Doch ist dieses bald zu schwach und erfordert den Nachguß eines Tropfens Arrak, bald zu stark, so daß Wasser herbeigeholt werden muß, bald zu süß und bald zu sauer, und wird auf diese Weise nie leer.

Anfangs ging alles gut. Die Gäste waren bescheiden und langten mit linkischen Gebärden nur auf Zureden zu. Nach dem zweiten Glase aber fingen sie an aufzutauen, mehr aus sich herauszugehen und es dauerte nicht lange, bis die ganze Gesellschaft tobte, schrie, sang, kurz sternhagelvoll war. Selbst Wottcke, der Würdige, welcher seiner Stellung entsprechend abseits an einem besondern Tische saß, hatte eine schwache Stunde; er war nach dem Ausspruche eines soldatischen Kenners „total knüll“. Die Situation war kritisch, denn jeden Augenblick konnte die Ronde erscheinen. Freund Paul hatte sich natürlich nüchtern erhalten, er stand deshalb nicht nur seine eigne „Nr. 1 vor dem Gewehre“ getreulich Posten, sondern übernahm für den gänzlich dienstunfähigen Grenadier Weniger auch noch die „Nr. 3 beim Holzschuppen“. Der visitierende Offizier ließ glücklicherweise die Wache nicht heraustreten, er mochte wohl etwas ahnen und ein Auge zudrücken, immer aber verbrachte unser Einjähriger eine böse Nacht, denn auf seinen Schultern lastete jetzt die moralische Verantwortung, daß die Wache wenigstens äußerlich ihren Obliegenheiten nachkam. Sein Putzkamerad Müller, welcher natürlich auch zum Feste geladen war und all die schönen Dinge herbeigeschleppt hatte, half ihm getreulich dabei, die schlaftrunkenen, angezechten Grenadiere zu wecken, auf Posten zu führen und zu kontrollieren, so daß alles glücklich ablief.

Seit sein Einjähriger sich mehr als Soldat fühlte, war der anstellige manierliche Putzkamerad ein völlig andrer geworden. Er war seiner Zeit gewiß vom Feldwebel angestellt gewesen, bei der ersten Erziehung desselben mitzuwirken, betrachtete sich jetzt, nachdem jener alle Handgriffe gründlich verstand, mehr als dessen Bursche und hielt die Sachen vortrefflich in Ordnung. In ganz ähnlicher Weise veränderte sich die Stellung des Einjährigen der ganzen Kompanie gegenüber. Die Grenadiere hielten sich respektvoller zurück, als anfangs, die Unteroffiziere kehrten nicht mehr lediglich den Vorgesetzten heraus und die Offiziere stellten sich ihm gegenüber außer Dienst mehr und mehr auf den Fuß geselliger Gleichberechtigung.

Dabei war aus dem verzärtelten Jungen ein tüchtiger Mann geworden. Über Schultern und Brust mußte ganz nach der Vorhersage des alten Kapitän d'armes der Waffenrock mehrere Zentimeter weiter gemacht werden; er konnte achtmal Ziehklimmen mit Unter-, Ober- oder Quergriff, machte den Längensprung trotz einem Zirkusklown, bajonettierte, daß er sich dreier Reiter auf einmal hätte erwehren können, und die langen Übungsmärsche mit dem Sandsack im Tornister griffen ihn nicht mehr an, sondern hatten nur den Erfolg, ihn noch hungriger und durstiger zu machen.

Die größte Freude bereitete das lustige Leben während des Manövers, in welchem der Einjährige zum erstenmale eine Vorstellung davon gewann, wie es

im Kriege hergeht. Zwar drückte der gepackte „Affe“ auf die Dauer doch einigermaßen, die Märsche und Anstrengungen waren teilweis bedeutend genug, und oft mußte man auch den gewöhnlichsten Bequemlichkeiten entsagen. So gehörte es keineswegs zu den größten Annehmlichkeiten des Lebens, auf der feuchtwarmen Streu eines Schafstalles mit der ganzen Kompanie die Nacht zuzubringen, und auch in den zuerst so lustigen Biwaks wurde es gegen Tagesanbruch meistens barbarisch kalt. Aber man kam doch herum, lernte Gegenden und Menschen von einem ganz neuen Gesichtspunkte aus kennen, gewann in den Gefechtsübungen Vertrauen zu der Führung der Offiziere, denen man überhaupt näher trat, und Vertrauen in die eigne Kraft, wuchs mit den höher gesteckten Zielen als Mensch, wie als Soldat.

Unter den zahlreichen guten, mittleren und schlechten Quartieren sollte eines, in jeder Beziehung das beste, einen entscheidenden Einfluß auf die fernere Lebensführung des Einjährigen Müller II ausüben. Nach einem langen Marsche war die Kompanie staubig und gehörig müde in dem Marktflecken Gräfenhagen eingerückt. Die Herren Offiziere waren im gräflichen Schlosse, der Einjährige in dem bescheideneren, aber freundlichen und behaglichen Hause des Gutspächters untergebracht. Herr Schilder empfing seine „Einquartierung“ nach Art mancher reich gewordenen Landwirte ziemlich protzig. Er wollte dem einfachen Soldaten wohl das Übergewicht empfinden lassen, das der schwere Geldsack in den Augen vieler verleiht. Als aber Müller die etwas herablassend gegebene Einladung zum Mittagessen höflich, doch kurz ausschlug und erklärte, im „Schloßkeller“ speisen zu wollen, kam die natürliche Gutmütigkeit des behäbigen, wohl arrondierten Herrn zum Durchbruch. Das dürfe der Gast ihm und seiner Frau nicht anthun, wiederholte er wieder und wieder ganz kleinlaut. Sie hätten sich beide so sehr auf die Einquartierung gefreut und würden es bitter empfinden, wenn ihre Gastfreundschaft nun so kurzweg abgelehnt würde.

Jedenfalls besaß Freund Müller nicht den Heroismus, um auch den kühlen Labetrunk zu verweigern, auf den die ausgedörrte Zunge sich im stillen schon längst gespitzt hatte, und als Herr Schilder im Laufe des Gesprächs dann erfuhr, daß sein Gast auch „vom Lande“ sei, kannte seine aufrichtige Freude keine Grenzen und die beiden wurden bald die besten Freunde.

Natürlich blieb die Einquartierung jetzt zu Tisch und that recht daran, denn das Essen war nach Art kräftiger Hausmannskost ausgezeichnet zubereitet und mundete vortrefflich. Der Hausherr, seine gute natürliche Frau und die einzige bildhübsche Tochter bildeten mit dem „wie aus dem Ei gepellten“ Einjährigen eine angenehme partie quarrée. Der letztere war im Laufe der wenigen Monate bereits in seinen militärischen und politischen Anschauungen derart gefestigt, daß er während der langen Sitzung es unternehmen konnte, die wenig korrekten, philisterhaften und sogar etwas fortschrittlich angehauchten Ansichten seines Wirtes über unsre Armee und namentlich über die Gardeoffiziere zu berichtigen. Dabei behielt er indes Zeit genug zu höflichen Aufmerksamkeiten gegen die Damen. Den Beschluß der materiellen Genüsse bildete eine köstliche Pfirsichbowle, die gar kein Ende nehmen wollte. Daß er nicht zu tief in das Glas geschaut,

wußte Müller andern Morgens bestimmt, doch war es ihm keineswegs klar, ob er nicht bis über beide Ohren in Fräulein Ida verliebt war. Indes hatte er geschickt und kühn genug operiert, um diesen Zweifel bald lösen zu können. Denn Herr Schilder, der den Ruf eines vorzüglichen Landwirts genoß und bei näherer Betrachtung überhaupt in jeder Beziehung ein sehr verständiger Mann zu sein schien, wie sein junger Gastfreund im Laufe des Abends feststellte, hatte zugestimmt, ihn nach seiner Entlassung ein Jahr als Volontär aufzunehmen und ihn in die Geheimnisse des Superphosphat, „und wie das Zeug sonst noch heißen mag“ einzuweihen.

Das Offizierexamen fiel für den Einjährig-Freiwilligen Gefreiten Müller II befriedigend aus und bei seiner Entlassung wurden ihm durch Regimentsbefehl die Tressen des Unteroffiziers verliehen.

Ein bedeutungsvolles Jahr für den jungen Mann hatte damit sein Ende erreicht. Im großen und ganzen war es doch eine schöne Zeit gewesen. Ihm bangte ordentlich davor, wieder als „Mistfink“ auf dem Gutshofe herumstolzieren zu müssen, und am liebsten wäre er „dabei geblieben“, wie die Kapitulanten sagen. Beim Eintritte hatte den Jüngling hauptsächlich der äußere Glanz der Uniformen angezogen, und er war nur zu geneigt gewesen, das ganze Getriebe des militärischen Lebens für überflüssig, oder teilweise für Spielerei zu halten. Jetzt dagegen war er erfüllt von tiefem Respekt vor dem gewaltigen Organismus des Heeres, an dem jedes Schräubchen seine Bedeutung hat und seinen Zweck erfüllt; in dem die geringfügigste Einzelheit gebührende Beachtung findet, ohne daß je die großen Gesichtspunkte aus den Augen verloren würden. Voll staunender Bewunderung blickte er zu der machtvollen Gliederung unsres Heerwesens empor und mußte sich sagen, daß er nirgends so geordnete und so sicher begründete Verhältnisse wieder finden könne.

Am Tage vor der Abreise gaben mehrere Einjährige, die zur Entlassung kamen, den Unteroffizieren der Kompanie gemeinschaftlich einen Abschiedsschmaus. Müller, welcher noch vor Jahresfrist dem Soldatenleben so kühl gegenüber gestanden und das Gefühl der Zusammengehörigkeit aller Glieder einer Truppe, die Kameradschaft, den Korpsgeist lächelnd abweisen zu dürfen geglaubt hatte, war tief bewegt, als er nun von den liebgewordenen Verhältnissen, den braven ehrlichen Leuten sich trennen sollte, und noch nie im Leben war ihm etwas so von Herzen gekommen, wie der mit Jubel begrüßte Trinkspruch auf den Kaiser und sein Regiment. Ja! Alexander soll leben! Hoch! Hoch! Hoch!

Nicht allen Einjährigen des Regiments, es waren deren im ganzen achtunddreißig, war es so gut gegangen, wie unserm Freunde. Manche waren überhaupt nicht zum Gefreiten befördert und einer hatte sogar mit Mittelarrest bestraft werden müssen. Verschiedene waren durch das Examen „geplumpst“ oder „gesegelt“, und nur sechzehn hatten das Qualifikationsattest zum Reserveoffizier bekommen.

Man kann es bedauern, wenn die jungen Männer, welche mit der einjährigen Dienstzeit sich das Portepee des Offiziers erringen möchten, dieses ihr Ziel nicht erreichen, im allgemeinen darf man aber getrost annehmen, daß ihnen nur recht

geschieht. Teilweise eignen sich die Einjährig-Freiwilligen ihrer ganzen Persönlichkeit, ihren Lebensanschauungen und ihrer Erziehung nach nicht zum Offizier. Andre wieder können sich in den militärischen Geist nicht finden und doch ist kein Sprichwort so wahr, als das: „Wer befehlen will, muß erst gehorchen lernen.“ Es läßt sich in der That begreifen, daß manche Hauptleute die Einjährigen, wenn auch übertrieben, als unnützen und schädlichen Ballast für den Dienstbetrieb in der Kompanie betrachten und viele Regimentskommandeure würden bei der Auswahl zu Reserveoffizieren noch viel peinlicher zu Werke gehen, wenn nicht die Infanterie deren für den Kriegsfall so viele benötigte. Es mag auf den ersten Blick hart erscheinen, wenn man dem jungen Mann, der nach seinem Bildungsgrade das Recht besitzt, einjährig zu dienen und sich sogar den Truppenteil zu wählen, nicht zugestehen will, daß er bei guter Führung zweifellos Offizier wird. Aber dem Ganzen würde geschadet werden, wenn jeder Einjährige zum Offizier ernannt werden müßte, der zu dieser Stellung nichts weiter mitbringt, als die erlernte Schulweisheit, und selbst einer großen Zahl der einzelnen Persönlichkeiten wäre kaum damit gedient. Um der Überflutung mit Freiwilligen, die immer größere Dimensionen annimmt, einen Riegel vorzuschieben, scheint es nur ein wirksames Mittel zu geben. Die wissenschaftlichen Anforderungen für den einjährigen Dienst sollten höher gespannt werden. Man würde dann weniger, aber brauchbarere Offiziere erhalten, da man im stande wäre, die geringere Anzahl von Freiwilligen sorgsamer und gründlicher auszubilden. Jetzt verführt die Sucht, den Sohn in höhere gesellschaftliche Kreise zu bringen, ihn mit den schwarzweißen Litzen des Einjährigen zu sehen, manchen Vater in bescheidener Lebensstellung, manchen kleinen Handwerker, sich die Bissen vom Munde abzusparen, um den Sohn dann doch nicht glücklicher zu machen.

Die zahlreichen Einjährigen eines Regiments gehören nach ihren Familienverhältnissen zu so durchaus verschiedenen Gesellschaftsklassen, daß an einen wirklich kameradschaftlichen Umgang derselben in den meisten Fällen gar nicht zu denken ist, und die Scheidung, welche innerlich schon während der Dienstzeit bestand, vollzieht sich äußerlich vollständig bei der Entlassung. Einige von ihnen werden später den Offizierdegen tragen, die andern aber trotz des Aufwandes von Geld während der Dienstzeit doch nur die Muskete schleppen. Sie hätten zum großen Teil besser gethan, in des Vaters Werkstatt zu bleiben, brauchbare Menschen in ihrer Sphäre, brave Soldaten in Reih und Glied zu werden. Sie hätten dann viel Geld erspart, manche harte Täuschung nicht erfahren und die meisten unter ihnen würden auch wohl nach zweijährigem Dienst auf Königsurlaub geschickt sein.

Dem gütigen Leser, welcher an dem ferneren Ergehen des jungen Unteroffiziers der Reserve freundlichen Anteil nimmt, mögen folgende Notizen einen Anhalt gewähren. Im Jahre 1884 ist unser Freund zu einer achtwöchentlichen Dienstleistung bei seinem Regiment einberufen. Während dieser Zeit haben die Offiziere ihn ganz in ihren Kreis gezogen und wie man seinem gesellschaftlichen Auftreten hat Gerechtigkeit widerfahren lassen, so sind auch die Vorgesetzten mit dem dienst-

lichen Verhalten des passionierten Soldaten zufrieden gewesen, dessen Zug beim Manöver wiederholt „angenehm aufgefallen“ sein soll.

„Hurra“, beginnt ein vom Vizefeldwebel Müller unterzeichneter Brief an den Vater, welcher die Einverständniserklärung des Obersten dazu mitteilt, daß der Schreiber zum Reserveoffizier des Regiments in Vorschlag gebracht wird. Mittlerweile ist die Wahl von dem Offizierkorps des betreffenden Landwehrbataillons einstimmig erfolgt, und die Vorschlagsliste harrt der Entscheidung im Kabinett des Kaisers.

Irren wir nicht, so wird schon die nächste Rangliste den Namen des Sekondeleutnants Müller (2. Bataillons 95. Landwehrregiments) — ohne den Zusatz II, denn der andre Müller ist unterwegs marode geworden — als jüngsten unter den Reserveoffizieren des Kaiser Alexander-Gardegrenadierregiments Nr. 1 aufführen. Eine Verlobungsanzeige haben wir von dem genannten Herrn indes bislang nicht erhalten.





Die Eltern der Kompanie.

Ein gewöhnliches Menschenkind ist glücklich im Besitze seiner Eltern. Diese soll er achten und lieben, und ist ihnen zu Gehorsam verpflichtet. Der Soldat ist besser, oder vielleicht, wie man es eben nehmen will, auch schlimmer daran. Wenn er Vater und Mutter verläßt, um den Rock des Königs anzuziehen, so braucht er sich darum in der Garnison doch nicht vereinsamt zu fühlen. Er findet in den übrigen Mannschaften der 7. Kompanie kameradschaftliche Genossen, militärische Geschwister und außerdem sogar ein zweites, ein soldatisches Elternpaar, welches vor allen Dingen auf die Kindespflicht des Gehorsams besondern Wert legt, und von dem merkwürdigerweise derjenige Teil, den der Volksmund als die zartere, schwächere Hälfte, als die „Sie“ zu bezeichnen pflegt, meistens nicht nur den knochigeren, gröberen Körperbau und die größere urwüchsige Derbheit besitzt, sondern unter struppigem Schnauzbart auch am grimmigsten von den beiden dreinschaut.

Abgesehen von diesen geringfügigen Äußerlichkeiten können aber der Hauptmann einer Kompanie und sein getreuer Feldwebel ganz wohl mit Vater und

Mutter der Kompanie verglichen werden. Beide begegnen sich in der Liebe, der Sorge und der steten Arbeit für die unter soldatischem Befehle vereinigte Gemeinschaft, wie für deren einzelne Mitglieder, aber während der Vater für die Leitung des Haushaltes nur die allgemeinen Regeln feststellt, der Kapitän seine Anordnungen vom großen Gesichtspunkte aus trifft, so vertieft sein Alter ego sich hausmütterchengleich in die genaue Überwachung und Durchführung aller Einzelheiten, ist sorgsam im kleinen und kennt, wie das einer gehorsamen Hausfrau zukommt, keine höhere Autorität als diejenige des Chefs und Hausherrn.

Streng sind diese Eltern, das muß ihnen der Neid lassen, und mit einer gehörigen Dosis respektabler Grobheit ausgestattet, so daß die „verfl .... Kerls" nur so in der Luft herumfliegen. Das ist bei der großen Zahl der Zöglinge, unter denen neben zahlreichen intelligenten und willigen auch manche faule, ungeschickte, in einzelnen Fällen selbst böswillige Knaben sich befinden, indes kaum zu vermeiden, ja es scheint überhaupt nicht anders zu gehen. Wenigstens ist das „feste Anfassen" der Mannschaften von alters her in der preußischen Armee Sitte und Brauch gewesen und hat zu guten Resultaten geführt. Die Mehrzahl der deutschen Soldaten ist aus ihren häuslichen Verhältnissen überdies nicht an allzu zarte Umgangsformen gewöhnt, und wie ein ordentliches „Donnerwetter" zu rechter Zeit den Respekt in ganz merkwürdiger Weise erhöht, so wird die Güte der Vorgesetzten, die sich in zu großer Nachsicht gegen die kleinen Vergehen und Dienstwidrigkeiten der Untergebenen äußert, von diesen selbst mit geringschätzigem Hohne nur zu oft als „weiße Salbe" gebrandmarkt.

Wie bei den meisten strengen Eltern, so tritt auch in diesem Falle die Furcht der Kinder viel offenkundiger zu Tage, als die Liebe. Die letztere bleibt fast immer latent, dringt erst später zur Erkenntnis durch, wenn die Söhne in der Fremde des Elternhauses gedenken, die früheren Soldaten sich bei schwerer Arbeit der guten Stunden ihrer Dienstzeit erinnern, und unzweideutige Äußerungen dieses Gefühls werden selten laut.

Mögen die Mannschaften über einzelne Dienstbefehle des Hauptmanns, abgesehen von solchen Fällen, wo es sich um besonders verhaßte Arbeiten, wie Hülsenputzen oder Stubenscheuern handelt, auch nicht „räsonnieren", wobei übrigens die Möglichkeit völlig ausgeschlossen bleibt, daß durch das Gegenteil etwa an der unzweifelhaften Befolgung eines Befehls etwas geändert werden könnte, so unterziehen sie doch die ganze Persönlichkeit ihrer Vorgesetzten einer scharfen und meistens sehr treffenden Kritik. Es ist die alte Geschichte von der vox populi. Die Soldaten erkennen rasch und sicher die kleinen Schwächen und Absonderlichkeiten von Offizieren und Unteroffizieren und wissen sie manchmal nicht ohne Erfolg auszubeuten. Dabei ist der „gute Hauptmann" keineswegs immer der beliebteste, während, wenn es von einem andern heißt „dat is een slimmer", diese Bezeichnung viel mehr Achtung als Furcht oder gar Haß hervorruft, vorausgesetzt, daß der Betreffende eine „Persönlichkeit" ist. Der gemeine Mann besitzt ein unglaublich feines Gefühl für den Manneswert seiner Vorgesetzten, der sich mit allen seinen glänzenden Eigenschaften allerdings erst im Felde ganz und voll entfalten wird, aber auch schon im Frieden bei zahlreichen Gelegenheiten

sich bethätigt. So durch die urbane, gleichmäßige Behandlung von Gleichgestellten und Untergebenen, durch entschiedenes Eintreten für Ansichten und Personen gegen Höhere, und in der Führung seiner Truppe beim Manöver und Felddienst. Da heißt es dann stolz und begeistert in den Reihen der Leute: Us Hauptmann ist doch een düchtigen Mann" oder gar „een ganzen Kirl", wenn sie den Chef beim Strafexerzieren der Kompanie auch im Innern noch so oft als „eenen ollen Schinner" verwünscht haben.

Ein hauptsächliches Erfordernis bei der Behandlung von Untergebenen ist die völlige Parteilosigkeit. Streng und gerecht muß die Parole lauten, namentlich auch für den Feldwebel, die rauhe Kompaniemutter. Der letztere steht nach Herkunft und Bildung den Mannschaften näher als die Offiziere, und sein ganzes Thun und Treiben wird deshalb mit doppelt scharfen Blicken überwacht. Wehe ihm, wenn eine reiche Bäuerin zum letzten Pfingstfest, als deren Sohn, der „dreckige" Drunagel eigentlich nicht auf Urlaub gehen sollte, seiner Frau heimlich ein Töpfchen Butter, eine Mandel Eier in die Stadt gebracht, oder wenn der Einjährige gar dem Vorgesetzten selbst ein Geldstück zugesteckt hat, um eine unbequeme Wache zu schwänzen. Solche Dinge weiß im Handumdrehen jeder Mann in der Kompanie und mit der Autorität ist es dann vorbei. Wohl mag unter dem Mantel der scharfen Disziplin äußerlich sich in der Truppe, deren Feldwebel derartigen Bestechungen zugänglich ist, vorderhand wenig ändern, aber mit dem Gefühl der Achtung und des Vertrauens in die untadelige Ehrlichkeit des Mannes, der als nächster Vorgesetzter dem Soldaten viel schaden oder nützen kann, ist auch ein gut Teil des innern Zusammenhanges der Truppe, ihrer militärischen Brauchbarkeit dahin. Deshalb ist es die heiligste Pflicht eines jeden Offiziers, mit aller Sorgfalt namentlich dort über der makellosen Rechtschaffenheit der Unteroffizierkorps zu wachen, wo bestimmte Verhältnisse die Verführung besonders groß, die Gefahr einer verächtlichen Korruption doppelt nahe erscheinen lassen, wie dies beispielsweise in größeren Garnisonen der Fall zu sein pflegt.

Mit der Übernahme einer Kompanie, Batterie oder Eskadron gewinnt der Offizier zum erstenmale einen selbständigen Wirkungskreis. Dem Leutnant wurde von seinem Chef Zeit, Ort und Umfang der Arbeit genau vorgezeichnet, und bei dem regsten Diensteifer vermochte er doch der Sache nicht jenes tiefgehende Interesse abzugewinnen, welches die Freiheit des Schaffens zugleich mit dem Gefühl der Verantwortlichkeit dem Hauptmann einflößt, der Verantwortlichkeit nicht allein in bezug auf die kriegerische Leistungsfähigkeit der ihm anvertrauten Truppe, sondern ebenso sehr hinsichtlich der körperlichen Gesundheit, wie des sittlichen Verhaltens jedes einzelnen Untergebenen, und der Instandhaltung des Materials. In letzterer Beziehung erwachsen dem Rittmeister durch die Dienstpferde, dem Batteriechef durch Pferde, Geschütze und andre Fuhrwerke besonders schwierige Aufgaben.

Nur in angestrengtester körperlicher und geistiger Arbeit kann der Kompaniechef sein Ziel erreichen und bei allen seinen Sorgen und Mühen, den Erfolgen und Enttäuschungen, dem vielfachen Ärger und in einzelnen Augenblicken hoher Freude und Genugthuung, schüttet er, wie der Ehemann der verschwiegenen Gattin, seinem

Feldwebel sein ganzes Herz aus. Dieser wieder dankt das in ihn gesetzte Vertrauen, indem er in der Erfüllung seiner zahlreichen Dienstpflichten völlig aufgeht. Er „sitzt fortwährend in der Kompanie", überwacht, leitet, ordnet an, immer im Geiste seines Vorgesetzten wirkend, führt dabei in musterhafter Ordnung das ganze umfangreiche Listen- und Kassenwesen, taucht mit der behäbigen Figur und dem durchdringenden Blicke, der hinter der unschuldigsten Außenseite fortwährend etwas Böses zu wittern scheint, immer da auf, wo die Soldaten ihn am wenigsten vermuten, scheint weder Nahrung noch Schlaf zu bedürfen, kurz ist ein wahrer Überall und Nirgends.

Heute will das Exerzieren in der geschlossenen Kompanie einmal wieder gar nicht gehen, wahrscheinlich liegt es am Montage. Die „Kerls" denken noch zu viel an den gestrigen Tanz und „fühlen ihre Beine noch zu sehr" von der nächtlichen Anstrengung. Der Hauptmann ist böse, weil Jenny, die Köchin, welche gestern „ihren Sonntag" hatte, über die erlaubte Zeit hinaus fortgeblieben ist — wahrscheinlich war sie mit dem schmucken Berthold auch beim Tanzvergnügen — die Zeit verschlafen hat, so daß der Hausherr ungefrühstückt hat fortgehen müssen, oder doch seinen Kaffee nicht in der gewohnten Behaglichkeit hat schlürfen können.

„Feldwebel, notieren Sie den Münter, der Racker hat wieder keinen Tritt," oder „Feldwebel, der lange Schlacks da auf dem rechten Flügel exerziert eine Stunde nach, ich will dem Kerl lehren, seine faulen Beine ordentlich zu gebrauchen," heißt es deshalb öfter, als sonst bei der 7. Kompanie gebräuchlich, und das Barometer deutet entschieden auf Sturm, als der Hauptmann einen Unteroffizier jetzt sogar mit „Herrrrrr, in des drei Deibels Namen" anschnaubt.

In allen diesen Fällen nimmt der Feldwebel die dickbauchige Brieftasche, die ihn nie verläßt — ein vorlauter Unteroffizier hat sogar behauptet, daß er dieses Attribut seiner Würde mit zu Bett nähme, doch ist das nicht erwiesen — von ihrem Platze auf der Brust, wo sie zwischen den geöffneten Knöpfen des Rocks kokett hervorlugt, und macht auf einem ihrer vielen Blätter ein kabbalistisches, nur ihm verständliches Zeichen. Diese Brieftasche ist der Schrecken sämtlicher Kompaniekinder vom ältesten Sergeanten bis zum letzten Rekruten. Alle Sünden stehen dort auf geheimnisvolle Weise verzeichnet, und diese kommen dem Gedächtnis des Trägers zu rechter Zeit auf höchst unangenehme Art zu Hilfe, während der Feldwebel anderseits seine kurzen Eintragungen nicht mehr zu enträtseln vermag, wenn der Chef vergeben und vergessen will.

Noch gefürchteter fast als der Vater in der ganzen Strenge seiner Disziplinargewalt ist die Kompaniemutter, ist der Feldwebel. Tritt er vor die Front der Kompanie, um jeden Mann einer genauen Besichtigung zu unterwerfen, ehe der Chef naht, so fühlt sich niemand in seiner Haut sicher. Es bedarf nur eines flüchtigen Blicks und der Feldwebel entdeckt, daß der Uniformsknopf, welcher im letzten Augenblick abriß, nicht wieder angenäht, sondern, wenn auch sehr geschickt, so doch „völlig dienstwidrig" mit einem durchgesteckten Schwefelhölzchen nur scheinbar wieder an seiner Stelle befestigt ist. Selbst der „propperste" Mann hat ein gewisses Schuldbewußtsein, denn dieses Auge vermag auch auf dem

spiegelblank geputzten Helmbeschlage noch ein Stäubchen zu entdecken. Der Zorn des Gestrengen kennt aber keine Grenzen, wenn ein Fleck, ein wirklicher richtiger Ölfleck den Alltagsrock verunziert. Hat doch der Hauptmann die schöne vierte Garnitur neulich erst auf Kompanieunkosten mit einem roten Vorstoß neu besetzen lassen. Laien haben in anonymen Zuschriften sich zwar schon beschwerdeführend an den Regimentskommandeur gewandt, weil die 7. Kompanie auf der Straße angeblich in Lumpen einherginge, aber was versteht so ein (verächtliche Gebärde) Zivilist von einer richtigen Ökonomie? Die vierte Garnitur ist noch gut, wird noch bis zur nächsten Musterung getragen und die .... (Epitheton ornans, welches sich auch der andeutungsweisen Wiedergabe entzieht) Kerls sollen und müssen ihr Zeug, wenn es auch alt und geflickt ist, rein halten, sonst wird ihnen ein Kreuzmillionenhimmelhundsjakkermentsdonnerwetter auf den Schädel fahren. Dieser Satan von einem „Öldreckprinzen“ ist aber immer so schmierig, daß man ihn nicht anfassen mag. Niebuhr ist in Wahrheit sehr ordentlich und der heutige Fleck nur dadurch entstanden, daß ein Kind des Feldwebels die Petroleumkanne umgestoßen hat, die jener für die „Frau Feldwebel“ vom Krämer geholt. Eigentlich müßte solche Schandthat „gemeldet“ werden und der Kerl drei Tage brummen, und bloß um den Herrn Hauptmann nicht unnötig zu ärgern, soll das Rindskamel so billig wegkommen, und dreimal mit gepacktem Tornister, feldmarschmäßig beim Feldwebel antreten. Hoffentlich wird er dann die königlichen Montierungsstücke in Zukunft besser schonen.

Ein Feldwebel, der sich so recht mit seinem Kapitän eingelebt hat, wird gerade durch die Eigenschaften, die der letztere am meisten an ihm schätzte, dem Nachfolger manchmal recht unbequem. Macht dieser sich die langjährige Diensterfahrung des alten treugedienten Unteroffiziers auch gern zu nutze und läßt ihn nach seiner Manier schalten, so viel es angeht, so läuft ihm doch zuweilen die Laus über die Leber, wenn er im respektvollsten Diensttone gar zu oft hören muß, wie der frühere Herr Hauptmann v. Glaffey über die meisten dienstlichen Angelegenheiten doch so ganz anders und eigentlich — die resignierte Miene deutet das zur Genüge an, — viel einsichtsvoller geurteilt hat. Stimmen die beiden Eltern aber nicht zusammen, so hat das seine höchst unangenehme Rückwirkung auf den ganzen Dienstbetrieb und im Interesse des Ganzen, wie der Beteiligten ist es in solchem Falle das beste, wenn der Feldwebel sich möglichst bald nach einer guten Zivilstellung umsieht, die dem verdienten Manne nicht fehlen wird.

Falls das Wirken des Feldwebels segensreich werden soll, so muß er eine über die dienstliche Bedeutung weit hinausreichende Vertrauensstellung einnehmen, und die ganze Persönlichkeit dem Hauptmann nach allen Richtungen genehm sein. Deshalb rückt nicht der älteste Unteroffizier in eine vakant gewordene Feldwebelstelle auf, sondern dem Chef, als Vater der Kompanie, steht zur Bestimmung der neuen Mutter die freie Wahl, — nicht unter den Töchtern des Landes, — aber unter den Unteroffizieren des Regiments beziehungsweise des Bataillons zu. Der Hauptmann „nimmt“ sich einen Feldwebel, wenn dessen Bestallung auch vom kommandirenden Generale, beim Gardekorps sogar von S. Majestät selbst ausgeht, den er dann so recht nach eignem Geschmacke „ziehen“ kann, und dabei über-

springt oft ein besonders befähigter, energischer und diensteifriger Mann viele ältere Kameraden.

Der neue Feldwebel lebt sich bald vollständig in die Anschauungen seines Chefs hinein, nimmt gewöhnlich sogar vieles von der Haltung, dem Wesen, der Sprechweise desselben an, so daß beide, wie ein altes Ehepaar, mit den Jahren auch äußerlich einander ähnlicher werden. Der Feldwebel kennt die Absichten und Gedanken des Hauptmanns „aus dem Fundamente“, und seine Bedeutung als Kompaniemutter tritt in das hellste Licht, wenn jener für längere oder kürzere Zeit einmal verhindert ist, seinen Dienst zu versehen. Zwar ist die Kompanie auch dann nicht einmal halb verwaist, denn ein Pflegevater stellt sich ein, doch besitzt dieser häufig die Schwächen eines solchen und die Unsicherheit seiner Position tritt oft genug zu Tage.

Der Feldwebel steht allerdings stramm und in bester Positur auch vor dem Kompanieführer und sein: Zu Befehl, Herr Leutnant! klingt vollkommen so diszipliniert wie dem Chef gegenüber. Der kurze Befehl des letzteren: Feldwebel, morgen früh acht Uhr steht die Kompanie zum Exerzieren auf dem Kasernenhofe bereit, wird während einer solchen Zwischenregierung aber nicht immer gehört, sondern verwandelt sich häufig in die mehr überredende Form: Was meinen Sie, lieber Feldwebel, oder vielleicht selbst, lieber Leonhardt, morgen könnten wir wohl einmal wieder in der Kompanie exerzieren?

Der alte Brummbär erwartet derartige Höflichkeiten auch, und wenn sie einmal für zu lange Zeit fortfallen, so pflegt er die Rechte der wahren Mutter dem Pflegevater wohl in Erinnerung zu bringen durch ein streng dienstliches: Verzeihen der Herr Leutnant! Der Herr Hauptmann halten das gewöhnlich so und so; oder noch eindringlicher: Der Herr Hauptmann haben mir hinterlassen, daß er das Schießen während seines Urlaubs so und so gehandhabt wünscht. Und im Interesse des Ganzen, welches jedem Offizier über die eigne Anschauung geht, wird solchen zarten Andeutungen in der Regel nachgegeben, mag der junge Stellvertreter sich dabei auch den hellen Ärger über die alte Nebelkrähe von Feldwebel verbeißen müssen.

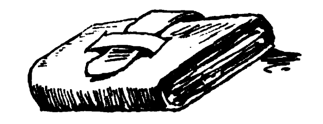
Alle Welt und mit ihr, was in diesem Falle die Hauptsache, auch die Vorgesetzten, ist sich darüber einig, daß die 7. Kompanie eine der besten des Regiments ist. Bei den zahlreichen Vorstellungen und Besichtigungen im Exerzieren, Schießen, Felddienst ist sie immer gut abgeschnitten und die musterhafte innere Ordnung übt eine sichtbare Rückwirkung auf die ganze Haltung der Leute aus. Hauptmann und Feldwebel führen deshalb ein friedliches, wohl an inneren Sorgen reiches, aber doch durch keinen äußern Sturm getrübtes Eheleben, bis im Laufe der Jahre an beide eine Frage herantritt, deren Entscheidung von maßgebenden Einfluß auf die Gestaltung der ferneren Lebensführung wird.

Die hohen Anforderungen, welche an die Kriegsbereitschaft der Truppe, die Ausbildung des einzelnen Mannes und damit an die unausgesetzt anstrengendste Thätigkeit des Hauptmanns gestellt werden müssen, Anforderungen, die sich von Jahr zu Jahr fortwährend steigern, nehmen nicht nur die ganze körperliche und geistige Kraft eines Mannes in Anspruch, sondern sind nur zu sehr geeignet, ihn

vor der Zeit abzunutzen. Deshalb hat die in soldatischen Kreisen oft gehörte Redensart ihre volle Berechtigung, nach welcher nächst der Freude, eine Kompanie zu bekommen, das größte Vergnügen darin besteht, sie wieder los zu werden.

Manche Kompaniechefs büßen ihre Gesundheit ein, andre verlieren durch die stete Beschäftigung mit dem Gamaschendienst, das ewige Zurückkommen auf kleine Äußerlichkeiten den weiten Blick für die höheren Aufgaben der Soldaten. Ihr Geist erlahmt unter dem Einerlei des täglichen Dienstes und die „Majorsecke“ erweist sich ihnen als der Fels, an dem sie Schiffbruch leiden. Nur dem klaren Kopf, dem starken Charakter, der die tausenderlei Unscheinbarkeiten des „Details“ zwar nicht unterschätzt, sie aber in richtiger Würdigung ihres Wertes als Mittel zum Zweck behandelt, kann mit den großen Epauletten sich die Aussicht auf die höchsten kriegerischen Ehren eröffnen.

Was beim Hauptmann die Ausnahme, gestaltet sich bei seiner Ehehälfte zur Regel. Der Feldwebel wird in der Mehrzahl der Fälle bei „des Dienstes ewig gleichgestellter Uhr“ verknöchern. Das schadet aber auch nicht. Der Unteroffizier, dem das Wesen der Sache, der die gesamten militärischen Einrichtungen durchdringende Geist fremd bleibt, hält sich an die Form, findet die Befriedigung seines Ehrgeizes in treuer Erfüllung der zahllosen dienstlichen Kleinigkeiten, und füllt damit seinen Platz in der gewaltigen Kriegsmaschine, die wir Armee nennen, auch ganz und voll aus. Deshalb aber, weil überflüssiges Nachdenken ihm nicht den Geist beschwert, erträgt er länger die körperlichen Strapazen des militärischen Dienstes, und wenn auch die alten Originale mit den Schmerbäuchen und den geradezu unerhörten Redensarten immer seltener werden, so findet man doch noch jetzt Feldwebel und Wachtmeister, die dreißig Jahre und darüber ihrem Könige treu und gewissenhaft gedient haben. Sie sind in Wahrheit mit Ehren grau geworden und niemand versagt solchen Männern die höchste Achtung.





Der Adjutant.

Mit freudestrahlendem Gesicht verläßt Leutnant v. Funck das Haus seines Bataillonskommandeurs. Als vor wenig Stunden die Ordonnanz ihn zu dem gestrengen Herrn entboten hatte, war der junge Offizier doch etwas erschrocken gewesen. Aber er lebte in völlig geordneten Verhältnissen, selbst der Schneider hatte keinen besser zahlenden Kunden, und er war auch zufällig bei verschiedenen kleinen übermütigen Streichen, die von den Kameraden in letzter Zeit verübt waren, nicht beteiligt gewesen. So konnte er mit ruhigem Gewissen dem Vorgesetzten unter die Augen treten. „Der Herr Major lassen bitten in Überrock und Mütze", hatte der Überbringer des Befehls seine Meldung geschlossen, und auch dieser Zusatz trug zur Beruhigung des Gemütes das Seine bei, denn der „Alte" verlangte stets den vollen Dienstanzug, wenn es sich um unliebsame Mitteilungen handelte. Immerhin kommen in den meisten Fällen keine angenehmen Dinge zur Sprache, wenn der kommandierende Offizier einen Untergebenen zu sich rufen läßt, und ein gewisses Herzklopfen beschleicht auch den Mutigsten, wenn er in bester Haltung dem Vorgesetzten gegenübertritt.

Die Unterhaltung hatte nur wenige Minuten gedauert und ganz augenscheinlich dem Leutnant eine große Überraschung, aber eine freudige, bereitet.

Elastischen Schrittes eilt er dahin, und: „Krause", ruft er der Tischordonnanz zu, welche seinen Weg kreuzt; „Krause, ich gebe eine Bowle. Wie viel sind wir denn bei Tisch? Zehn? Richtig. Dann holen Sie eine frische Ananas vom Konditor. Sagen Sie nur, es wäre für mich, und setzen die Bowle an. Zehn Flaschen Zeltinger und zwei Pullen Mousseux. Aber nicht zu süß. Auf die

Flasche höchstens zwei Lot Zucker und lassen Sie ihn am Feuer erst ordentlich zergehen."

Weg war er, und nach wenigen Minuten finden wir ihn in seiner Wohnung wieder, emsig beschäftigt mit der Abfassung eines langen Schreibebriefes an die Eltern. Wir blicken über die Schulter des Briefstellers. Was hat ein Leutnant wohl seinen Eltern mitzuteilen, wenn er außer der Zeit zur Feder greift? Gewiß bildet den Hauptinhalt des Briefes eine Bitte um Geld, um jenen nervus rerum, dessen der junge Offizier fortwährend in noch höherem Maße bedürftig scheint, als andre Menschenkinder. Richtig da steht es: „Ich bitte dich deshalb, lieber Vater, mir möglichst umgehend siebzig Doppelkronen zu schicken."

Ich hatte einst einen flotten Freund, dessen gütige Mutter wenigstens einmal im Jahre eine derartige Epistel erhielt. Dort handelte es sich stets um die Bezahlung dringender Verbindlichkeiten, die mein Freund aus seinem Leutnantsgehalt und dem reichlich bemessenen Zuschusse nicht zu tilgen vermochte, und der zärtliche Sohn stellte seine Forderung immer in Friedrichsd'or, in „Schneppen", wie er sich mit einer verachtungsvollen Gebärde über den schnöden Mammon auszudrücken liebte, von dessen Besitze doch so viel abhängt, damit die Mama ob der hohen Ziffer, welche die Aufsummierung in Thalern ergeben hätte, nicht von vornherein gar zu sehr erschrecken sollte.

Das ist lange her, wie schon die Bezeichnung der Münzsorten ergibt, und hier liegen die Verhältnisse auch anders. Leutnant v. Funck hat sein Soll und Haben erst heute genau aufgerechnet, ehe er zum Major ging. Er hat keine Schulden, braucht also zu einer solchen frommen Täuschung auch nicht seine Zuflucht zu nehmen. Dennoch muß er Geld haben, viel Geld; doch dieses Geld ist zum Ankauf eines Pferdes bestimmt; — Leutnant v. Funck ist ganz unerwartet zum Bataillonsadjutanten ernannt.

Damit ist ein wichtiger Schritt vorwärts gethan auf der an äußern Ehren wie an Sorgen und Entbehrungen gleich reichen und dornenvollen Laufbahn des Offiziers, und der Vater wird, wenn er es irgend vermag, die erbetene Summe um so lieber dem Sohne geben, als der vierbeinige Gefährte das Mittel werden soll zum rascheren Vorwärtskommen, und als mancher ehrenwerte Offizier nur durch den Ankauf des Dienstpferdes, zu dem ihm die baren Mittel fehlten, in jahrelange schwere finanzielle Bedrängnis geraten ist.

Mit der Ernennung zum Adjutanten beginnt eine neue Ära für den jungen Offizier. Das dienstliche Leben gestaltet sich angenehmer und leichter. Während die Kameraden nach den Anordnungen der Kompaniechefs stundenlang im Kommißdienst sich abstrapazieren müssen, erledigt der Adjutant seine laufenden Geschäfte auf dem Büreau in verhältnismäßig kurzer Zeit, und selbst, wenn zu gewissen Perioden, wie beispielsweise bei der jährlichen Neuaufstellung des Mobilmachungsplanes, die Arbeiten sich einmal häufen, bleibt die Einteilung der Zeit ihm selbst überlassen. Der Adjutant tritt bei dem täglichen Vortrage in nähere persönliche Beziehungen zu seinem Kommandeur, dessen Vertrauensmann er werden muß, wenn das gegenseitige Verhältnis ersprießlich für den Dienst wirken soll. Diese Vertrauensstellung führt naturgemäß dazu, daß der Adjutant von den ältern, wie

den jüngern Offizieren einesteils gesucht und umworben, anderseits beneidet und angegriffen wird. Die Kompaniechefs möchten oft genug durch seine Vermittlung einen kleinen dienstlichen Vorteil erlangen, oder beklagen sich bitter über vermeintliche Zurücksetzung ihrer Truppe bei Führung der Listen, bei der Verteilung der Kommandos, und die Leutnants haben den „Tintenspion" wohl ganz gern und erkennen auch seine Brauchbarkeit an, halten seine Ernennung zum Adjutanten, zum „berittenen Feldwebel", wie sie ihn freundschaftlich spottend wohl nennen, aber doch vorzugsweise für einen unverdienten Glücksfall, — für „höllisches Schwein", — und jeder einzelne ist innerlich fest davon überzeugt, daß er selbst einen weit bessern Adjutanten abgegeben hätte und begreift nicht, daß die Wahl des Obersten nicht auf ihn gefallen ist.

Es gehört viel Charakter und Gewandtheit für den jungen Offizier dazu, sich durch genaue Diensterfüllung, durch Fleiß, strenge Unparteilichkeit und dadurch, daß er sich nie einfallen läßt, seinen Kommandeur zu gunsten einzelner Freunde beeinflussen zu wollen, eine von allen Kameraden geachtete Stellung zu erobern und zu sichern. Gelingt ihm dies aber, so ist in den meisten Fällen die Ernennung zum Bataillonsadjutanten nur der erste Schritt aus der „Ochsentour" heraus gewesen, und wie sich sein Gesichtskreis im fortwährenden dienstlichen und persönlichen Verkehr mit älteren erfahrenen Offizieren ganz von selbst erweitert, so gestaltet sich seine Karriere rasch und glänzend. Bald sehen seine Freunde ihn in die Stellungen des Regiments-, des Brigade- und Divisionsadjutanten aufrücken und vielleicht kann der junge Hauptmann schon nach wenig Jahren auf die Frage eines andern Adjutanten: „Bei wem schreiben Sie denn, Herr Kollege?" voll stolzen Selbstgefühls antworten: „Beim Kommandierenden." Oft genug auch bildet die Verwendung in der Adjutantur nur den Vorläufer zur Versetzung in den Generalstab. Die Kenntnis der exakten Listenführung, des ganzen Adjutanturgeschäftes erleichtern dem Truppengeneralstabsoffizier ungemein seinen Dienst, und der Divisionsgeneral wird von vornherein mit erhöhtem Vertrauen ihm entgegenkommen, wenn er die Frage, ob er früher Adjutant gewesen, bejahen kann.

Die Stellung des Adjutanten hat stets etwas vom „Persönlichen" an sich. Das ist auch ganz natürlich. Der Kommandeur kommt ihm mit uneingeschränktem Vertrauen entgegen, bespricht und überlegt mit ihm zahlreiche intime Angelegenheiten, und der junge Offizier erweist sich dafür dem Höhergestellten gern durch die pünktlichste, gewissenhafteste Pflichterfüllung, durch Diskretion und dadurch dankbar, daß er auch in solchen Dingen, die mit dem Dienste nicht in direkter Beziehung stehen, dem ältern Manne gegenüber gefällig und aufmerksam ist. Er hilft die Honneurs des Hauses machen, tanzt auf den Bällen vor, versteht beim Diner den Gästen ihre Plätze anzuweisen, besorgt nach der Gesellschaft den Wagen für die Frau Majorin, die derartige kleine Dienste mit gnädigem Kopfnicken als selbstverständlich und ihr zukommend entgegennimmt, und vereinigt in seiner Person so gut es eben gehen will, die zahlreichen wichtigen Obliegenheiten eines Hofmarschalls und Oberkammerherrn. Die geselligen Talente des neuen Adjutanten finden übrigens in der Garnison allgemeine Anerkennung. Bald geht es

nicht mehr ohne ihn, er ist „Hans in allen Gassen“ und überall „Peter des Plaisirs“.

Was ist die Folge von der Rücksichtnahme, welche die ganze Gesellschaft für die Vorschläge, Wünsche und Anordnungen des Adjutanten hat? Er wird oft eitel, „patent“, vielleicht gar etwas blasiert. Wie ihn die klirrenden Sporen und die über der rechten Achsel getragene Schärpe vor den Kameraden auszeichnen, so glaubt er es diesen nun auch in glanzledernen Stiefeln, in dreiknöpfigen Handschuhen, im eleganten Hosensitz und in der neuesten Mützenform zuvor thun zu müssen. Doch sind das nur Äußerlichkeiten, die den Mann in den Augen dritter vielleicht lächerlicher erscheinen lassen, als wünschenswert, die seine Brauchbarkeit als Soldat aber nicht beeinträchtigen. Im Dienst ist und bleibt der anscheinende Fant ein wahres Muster. Wenn er auch den größten Teil der Nacht durchtanzt hat, so sitzt er in aller Frühe doch schon wieder am Pulte, falls die Arbeit drängt; er kennt die Bestimmungen trotz einem und nie hat der in diesem Punkte etwas „häkelige“ Kommandeur das geringste an seinem Stile, an der knappen, genauen Fassung der Befehle, an ihrem erschöpfenden Inhalte auszusetzen.

Von seiner besten Seite lernen aber Vorgesetzte und Gleichgestellte, lernen Freunde und Neider, lernt die ganze Truppe den Adjutanten im Manöver oder gar im Felde kennen. Die Sorgfalt, welche er stets auf seinen Anzug verwendet, verläßt ihn auch hier nicht, aber was viele in der Garnison als unmännlich, als weibisch bespöttelten, erscheint unter diesen erschwerenden Umständen als ein nachahmenswertes Beispiel. Dabei weiß er mit dem alten Rappen, seinem Leibroß, dessen Hauptarbeit daheim im Tänzeln und Kourbettieren vor den Fenstern der Schönen bestand, denen der Adjutant gerade seine Huldigungen darbrachte, erstaunliche Ritte auszuführen. Roß und Reiter sind Nacht und Tag auf dem Posten. Wenn die Truppe nach langem, ermüdenden Marsche im Kantonnement oder Biwak angekommen ist, und jedermann es sich so behaglich zu machen sucht, wie irgend möglich, so besteigt der Adjutant nach kurzer Rast von neuem sein treues Tier, um dem Hauptquartier die entsprechenden Meldungen zu überbringen und die Befehle für den andern Tag einzuholen. Oft verfehlt er in Dunkelheit, in Sturm und Regen den Weg, kommt zu spät, wird mit unzufriedenem Stirnrunzeln und mit Vorwürfen empfangen, denn es ist auch für den höhern Adjutanten keine angenehme Aufgabe, einen längern Befehl nochmals zu diktieren, und kehrt, ohne in der Zwischenzeit irgend welche leibliche Stärkung zu sich genommen zu haben, spät in der Nacht zu seiner Truppe zurück. Nun wird der Befehl dem Kommandeur vorgelesen, der bezügliche Auszug für die eigne Abteilung entworfen und den Adjutanten oder Feldwebeln in die Feder diktiert. Nach wenigen Stunden Schlaf wird der Marsch fortgesetzt, bei jedem Halt, den die Truppe macht, gleitet der todmüde Adjutant vom Pferde, und, den Kopf auf den Steinhaufen neben der Straße gebettet, schläft er, wie nur die Jugend zu schlafen versteht. Aber der Kommandoruf: „An die Gewehre!“ erweckt ihn blitzesschnell. Klar blicken die Augen, klar ist der Kopf, verständnisvoll empfängt er die Befehle seines Kommandeurs und führt sie in dessen Sinne aus. Nicht selten gibt es weit ausge-

dehnte Rekognoszierungen unter Beschwerden und Gefahren aller Art, oder es gilt, kalten Blutes unter dem heftigen Feuer des Feindes eine Anordnung in der Schützenkette auszuführen, oder gar den Geschossen der eignen Artillerie entgegenzujagen, die mißverständlicherweise ihre Rohre auf die befreundeten Waffen richtet. Überall und unter den schwierigsten Verhältnissen bewährt sich der Adjutant durch Umsicht, Ruhe, Kühnheit, und die nie erschlaffende Arbeitskraft als ein wahrer „Beistand" seines Kommandeurs. Er ist eben ein ganzer Mann, dessen vielseitige Erfahrung und Geschäftskenntnis, dessen praktischer Blick und körperliche wie geistige Gewandtheit ihn gewiß dereinst zu einem tüchtigen Führer heranreifen lassen werden.



Der Oberst.

Oberst v. Brunn ist heute bei Tisch sehr mißgestimmt, doch äußert sich die üble Laune bei ihm nicht in harten Zornesreden, im Poltern und Schelten mit Kindern und Dienstboten. Das freundliche gute Auge des wohlkonservierten Fünfzigers nur blickt ernster, fest schließen sich die Lippen unter dem ergrauenden Schnurrbart aufeinander, und eine tiefe Falte quer über der Stirn gibt Zeugnis von der gewaltigen inneren Erregung.

Gleich nachdem der jüngste Sohn das Dankgebet gesprochen, erhebt sich der Hausherr, ohne wie sonst so gern mit der Kinderschar einige Scherzworte zu wechseln oder in väterlicher Weise sich eingehend nach den Erlebnissen in der Schule zu erkundigen, und begibt sich direkt auf sein Zimmer. Im Stall die „alte Lotte" spitzt vergeblich die Ohren nach dem ihr täglich gebotenen Zuckerstück, der „Pferdebursche" fühlt sich vernachlässigt und er hat doch Kandare und Steigbügel mit der neuen Polierkette gerade heute so spiegelblank geputzt, die Köchin erwartet vergebens einen freundlichen Dank vom „gutten Herrn" für den

am Spieße gedrehten saftigen Braten, Oberst v. Brunn scheint allen seinen kleinen liebenswürdigen Gewohnheiten entsagt zu haben, und das ganze Haus gerät in einen unbehaglichen Zustand der Aufregung und Beklemmung.

„Was mag es nun wieder gegeben haben?“ meint seufzend die Gattin, welche seit fast zwanzig Jahren in Freud und Leid liebend und treu dem bewährten Offizier zur Seite gestanden hat, ohne doch je die dienstlichen Sorgen desselben haben teilen zu können.

„Der Dienst gehört in die Kaserne, nicht in dein Zimmer,“ pflegte der Oberst zu sagen, wenn sie in früherer Zeit ihn beschwor, durch Aussprache und Mitteilung die Last sich zu erleichtern. Jetzt schwieg sie bei solchen Gelegenheiten, hielt häuslichen Ärger vom Manne fern, beobachtete, suchte zu beschwichtigen, zu trösten, abzulenken. „Was mag es nur sein?“ wiederholte sie in halblautem Selbstgespräch. Errötend beugt am andern Fenster die erwachsene Tochter des Hauses den blonden Kopf tiefer über die Nadelarbeit, sie fürchtet, daß die gütige Mutter ihr die quälende Befürchtung von der Stirn ablesen möchte, den Gedanken, der sie heut gar nicht verlassen will: wenn nur der Reinhold nicht wieder dazwischen steckt? Glücklicherweise war ihre Angst unnütz, denn Reinhold, der Regimentsadjutant, war wohl zu übermütigen lustigen Streichen jederzeit bereit, trug sich aber schon zu ernstlich mit Heiratsgedanken, um Dinge zu treiben, die den künftigen Schwiegervater so ernstlich in Harnisch bringen konnten.

Um irgend eine Unannehmlichkeit im Offizierkorps muß es sich indes handeln, denn von andern, den kleinen Dienst in den Kompanien betreffenden Dingen läßt der Oberst, so ernst er sie auch nehmen mag, sich nicht so sehr „aus dem Häuschen bringen.“ Er scheint noch Besuch zu erwarten, denn er hat, wie der geschäftige Diener dem Kammermädchen zuflüstert, auch ganz gegen den sonstigen Gebrauch den Interimsrock mit aufgeknöpften Achselstücken noch nicht mit dem bequemen Hauskleide vertauscht. Das deutet auf Dienst und auf Sturm.

Während die ganze Hausgenossenschaft eifrig bemüht ist, Störung und Lärm zu vermeiden, und, mit Ausnahme immer der tapfern „Frau Oberst“, jeder dem zürnenden Hausherrn gern „zehn Schritt aus dem Wege geht“, lehnt dieser sinnend und brütend im altväterischen Sorgenstuhl. In seiner Lebensführung noch einer „von der alten Sorte“, verachtet der Oberst die Zigarren, und belächelt die „feinen“ Nichtraucher. Aus der langen Meerschaumpfeife bläst er jetzt gewaltige Dampfwolken von sich, aber die Stirn will sich nicht glätten, obgleich das aromatisch duftende Kraut sonst seine beschwichtigende Wirkung selten verfehlt. Der Grund seines Nachdenkens muß sehr ernster Natur sein. In der That kann leicht die Laufbahn, der gute Name, die ganze fernere Existenz zweier hoffnungsvoller junger Männer auf dem Spiele stehen. Heute morgen ist aus der Reichshauptstadt ein Schreiben eingelaufen, unterzeichnet mit einem altadeligen Namen, welches zwei Offiziere wegen einer Geldschuld beim Regimentskommando verklagt. Die Unterschrift, Ton und Inhalt des Briefes sind dem Oberst wohlbekannt. Die erstere rührt von einer jener leider gar nicht so seltenen Persönlichkeiten her, die, selbst früher Offiziere, eine durch bodenlosen Leichtsinn gekennzeichnete Laufbahn damit beschließen, daß sie als gewerbsmäßige Unterhändler andre Offiziere in die

Schlingen wucherischer Geldverleiher treiben. Der Brief sprach von einer gegenseitigen Wechselschuld in solcher Höhe, daß es den unbemittelten Eltern schwer werden mußte, eine derartige Summe aufzutreiben. Aber das war noch nicht einmal das Schlimmste. Durfte der treu meinende Vorgesetzte sicher sein, daß der höchst ehrenwerte Vermittler, welcher wie so oft auch in diesem Falle „nur aus reiner Nächstenliebe und im vollen, leider anscheinend nun getäuschten Vertrauen in die Ehrenhaftigkeit der geldbedürftigen Kameraden“ gehandelt hatte, nicht auch noch im Besitze eines jener so verhängnisvollen Ehrenscheine sich befand, eines Fetzens Papier, mit welchem unüberlegter, sträflicher Übermut wenn nicht die Seele dem Teufel verschreibt, so doch das Palladium des Offiziers, den unbefleckten Schild der Ehre gewissenlosen „Geldgebern“ überantwortet? Drohende Bilder von Kassation und Schande zogen vor den innern Augen des Obersten vorüber, und doch waren die beiden Leutnants, um die es sich hier handelte, zwei so frische, muntre Jungen, so diensteifrig, kameradschaftlich und anderseits wieder so formgewandt und sicher im geselligen Leben, eigentlich seine Lieblinge. Nein! das waren sie nicht. Bevorzugungen des einen Offiziers vor den andern kannte der rechtliche Sinn des Obersten nicht, selbst nicht, wenn, wie in diesem Falle, die Söhne zweier früheren Kriegskameraden dem wohlwollenden alten Herrn, welcher an dem Schicksale aller seiner Untergebenen den herzlichsten Anteil nahm, zur besondern Überwachung von den Vätern warm empfohlen und ihm auch wirklich ans Herz gewachsen waren. Nie hatte er von Geldverlegenheiten derselben gehört, und nun sollten die stolzen Hoffnungen, die er mit den alten Freunden auf sie gesetzt, mit einem Schlage zu Grunde gehen. Wo konnten die soliden Menschen das Geld nur gelassen haben? Halt! In letzter Zeit waren Gerüchte bis zu den Ohren des Obersten gedrungen, welche andeuteten, daß neuerdings die Offiziere eines andern Regiments angefangen hätten, regelmäßig unter sich Hazard zu spielen. Das mußte es sein, wieder stürzte das verd ..... Jeu zwei blühende Leben in das Verderben. Aber das Spiel in der Garnison sollte und mußte ein Ende nehmen, noch heute wollte er mit dem andern Kommandeur sprechen, wenn dessen „streberische“ Anschauungen ihm selbst auch noch so wenig behagten. In diesem Falle wollte Oberst v. Brunn durchaus seinen Willen durchsetzen und einmal gründlich reinen Tisch machen.

Die kleine Standuhr schlug drei. Oberst v. Brunn stellte seine Pfeife fort, knöpfte den Rock bis unter das Kinn zu und erwartete zu seiner vollen Größe aufgerichtet stehenden Fußes die beiden Offiziere, welche er zu sich entboten und die der anmeldende Diener jetzt genau zu der befohlenen Minute in das Zimmer geleitete.

Schmuck genug sahen sie aus, die jungen Krieger, als sie nun vorschriftsmäßig „sich meldeten“. Der vollständige Dienstanzug befand sich in schönster Ordnung, unbefangen anscheinend erwiderten die Offiziere den vorwurfsvollen Blick des Vorgesetzten, wenn auch die flüchtige Röte auf Stirn und Wangen das böse Gewissen verriet.

Was da drinnen verhandelt ist, wird wohl für ewige Zeiten ein Geheimnis unter den drei Beteiligten bleiben. Erleichterten Herzens schieden die Leutnants nach

einer halben Stunde. Sie hatten eine vollständige Beichte abgelegt. Aber auch der Oberst blickte befriedigt. Die Sache war glücklicherweise nicht so gar schlimm, konnte mit Zahlung des Wechsels gänzlich aus der Welt geschafft werden und, meinte er schmunzelnd später zu der Gattin, „unsre Mittel erlauben uns ja, einem alten Kameraden auch einmal einen kleinen Dienst zu erweisen.“ Gern stimmte sie zu, hatte doch ihr „Bär“ zum erstenmal seit ihrer Verheiratung, jetzt, wo es einer notwendigen Hilfe galt, „Dienst“ mit ihr geredet. Auch vom Offizierkorps des Regiments war so das Ärgernis abgewendet, welches stets damit verknüpft ist, wenn einer oder gar mehrere Offiziere plötzlich den Dienst zu verlassen genötigt sind. Daß auch ihm selbst aus diesen Verhältnissen Weiterungen unangenehmer Art hätten entstehen können, daran dachte der wackre, ehrenfeste Mann nicht.



Die beiden Leutnants haben sich den Vorfall zu Herzen genommen und sind später tüchtige, hervorragende Offiziere geworden, der Hauptmann Moder aber, die „Jeuratze“, welcher das Unglück damals verschuldete, hat bald darauf den Dienst „quittiert“.

Wohlwollen, wie es sich in diesem Falle bethätigte, ernstes, aufrichtiges Wohlwollen, bildet den durchgehenden Grundzug in der Behandlung und Beurteilung der Offiziere seitens ihrer Vorgesetzten, wenn diese sanfte Herzensregung sich auch oft genug unter einer rauhen, bärbeißigen Außenseite verstecken mag und wenn auch nicht jeder Kommandeur mit dem eignen Geldbeutel hilfreich einzuspringen gewillt und im stande ist.

Dem Kommandeur eines preußischen Regiments fällt vor allen Dingen die schöne und hohe Aufgabe zu, das Offizierkorps seines Truppenteils zu ergänzen, zu erziehen und für die schweren Pflichten des Berufs auszubilden. Ihm bleibt es überlassen, aus der Zahl derjenigen jungen Männer, welche den Stand des Soldaten zu ihrem Lebensberuf erwählen möchten, solche auszuwählen, die nach Bildung, körperlicher Entwickelung und nach Familienverhältnissen ein geeignetes Element zur Verstärkung des Offizierkorps zu bilden scheinen, und er trägt Sorge, daß strammer Dienst, gute Sitte und der Geist altpreußischer Königstreue im Offizierkorps heimisch bleiben.

Der direkte Verkehr mit dem gemeinen Manne und dessen Heranbildung zum tüchtigen Soldaten tritt der Erziehung des Offizierkorps gegenüber für den Obersten mehr zurück. Trotzdem bleibt dieser nicht allein berufen, die Truppe vor dem

Feinde zu führen, sondern überwacht und regelt mittels täglicher eigner Kenntnisnahme die Ausbildung der Kompanien oder Eskadrons, wie die Handhabung der Disziplin, besitzt selbst als Gerichtsherr über die niedere Gerichtsbarkeit eine ausgedehnte Strafgewalt, leitet die gesamte Ökonomie, die Ausrüstung und Bekleidung des Regiments, und ist um so mehr für den gesamten Zustand desselben lediglich dem Kaiser verantwortlich, als die höheren Vorgesetzten, welche von Zeit zu Zeit dem Herrn Obersten „auf den Zahn fühlen“, ihm in bezug auf seine innern Anordnungen „nichts darein zu reden“ haben.

Dem Oberst ist somit eine Selbständigkeit nach oben und unten gewahrt, wie sie innerhalb eines staatlich gegliederten Organismus kaum größer gedacht werden kann. Er nimmt in der Hierarchie des deutschen Heerwesens eine Stellung von hoher Bedeutung ein, eine Stellung, die gleich reich an äußeren Ehren wie an ernsten Berufspflichten und schwerwiegender Verantwortlichkeit ist, eine Stellung, zu welcher der angehende Offizier als zu dem Inbegriff seiner heißesten Wünsche mit scheuer Ehrfurcht emporblickt.

Nur eine Minderzahl derer aber, welche dem ausgebreiteten Wirkungskreise des „Kommandeurs“ in rastlosem Eifer zustreben, gelangt an das Ziel. Manchem braven und in untergeordneter Stellung auch sehr tüchtigen Offizier erlahmen die Schwingen, viele scheitern bereits an der scharfen Majorsecke, und noch unter den Stabsoffizieren wird vor ihrer Ernennung zum Regimentskommandeur eine eingehende und sorgfältige Auswahl getroffen. Und das mit Recht. Wer eine derartige hervorragende, mit so weitgehender Machtbefugnis verbundene Stellung einnehmen und ausfüllen soll, muß selbst ein ganzer Mann sein, nicht nur ein ausgezeichneter Soldat, ein guter Kamerad, ein gerechter, humaner Vorgesetzter, sondern auch ein in sich abgeschlossener, fertiger, vornehmer Charakter, an dessen dienstlichem und privatem Leben nicht der geringste Makel haftet. Dazu körperlich eine „Persönlichkeit“, die nach außen hin in würdiger Weise den Stand vertritt und rüstig die Mühen und Strapazen des soldatischen Lebens zu ertragen im stande ist.

Der Oberst, welcher wohl weiß, daß sich die Größe der preußischen Armee zum guten Teile aus der Summe so mancher kleinen, anscheinend bedeutungslosen Verrichtungen aufbaut, bekümmert sich mit rastloser Thätigkeit, zum Schrecken der Kompaniechefs, auf das Eingehendste um jedes dienstliche Detail, den sogenannten „Kommißdienst“. Nur so wird es ihm möglich, ohne natürlich die großen Gesichtspunkte aus den Augen zu lassen, sein Regiment für den Krieg gehörig vorzubilden und dasselbe im Frieden ordentlich „in die Hand zu bekommen“, nur auf diese Weise kann er sich ein zutreffendes Urteil bilden über die Befähigung, den Fleiß, die dienstlichen Erfolge der untergebenen Offiziere. Er überwacht die dienstlichen und geselligen Verhältnisse des Offizierkorps, läßt dem einzelnen innerhalb der durch Tradition, Sitte und Vorschriften gezogenen Grenzen völlige Freiheit, um mit starker Hand unerbittlich die Zügel straff zu ziehen, wo diese überschritten werden. Er „peinigt“ die Offiziere mit wissenschaftlichen Aufgaben, mit Kriegsspiel und den besonders verhaßten „Vorträgen“, und bei allem Ernst, aller Strenge und selbst Rücksichtslosigkeit an solchem Orte, wo

dergleichen not thut, ist in dem Bestreben, seiner Pflicht der Leitung und Erziehung zu genügen, gewiß niemand froher, als der Oberst selbst, wenn er im stande ist, nur günstige Urteile zu fällen, in die vielverschrienen Qualifikationsberichte lediglich lobende und herausstreichende Bemerkungen einzutragen.

Es liegt in den Verhältnissen begründet, daß der Oberst trotz glänzender äußerer Repräsentation, trotz häufig und gern gegen seine Offiziere geübter Gastfreundschaft, trotz persönlicher Liebenswürdigkeit im täglichen außerdienstlichen Umgange und großer Kameradschaftlichkeit der Gesinnung stets eine mehr oder weniger scharf zutage tretende Sonderstellung einnimmt. Einsam auf stolzer Höhe! Zu wirklicher Wärme kann es zwischen ihm und den übrigen Mitgliedern des Offizierkorps schon deshalb nicht kommen, weil seine Pflicht den Obersten nötigen kann, hier und da einem älteren Offizier unliebsame Eröffnungen mit Bezug auf dessen weiteres Fortkommen zu machen, oder gegen einen jüngeren Kameraden wegen übermütiger Jugendstreiche oder dienstlicher Vernachlässigungen mahnend, vielleicht gar strafend einzuschreiten.

So ist der Oberst mehr gefürchtet als geliebt, wenn auch seine soldatische Befähigung, sein selbständiger Charakter, der Mangel jeglicher Menschenfurcht von allen Seiten voll und ganz anerkannt und gewürdigt werden. Vortrefflich versteht die Lach- und Spottlust der jungen Offiziere seine kleinen Schwächen und Eigentümlichkeiten auszubeuten, häufig wiederkehrende Redewendungen werden „bereits“ und „de facto“ bei jeder passenden oder auch unpassenden Gelegenheit angebracht und verbreitet, und über alle Befehle wird räsonniert. Dieses Räsonnieren ist eine Eigentümlichkeit der preußischen Armee, unter der jedoch der unbedingte, pünktliche, widerspruchslose Gehorsam nie leidet. Vielleicht ist es dem denkenden Manne ein Bedürfnis, das eigne Urteil an den Befehlen eines andern zu messen, jedenfalls aber hat das Räsonnieren der Armee, wie man auf den ersten Blick annehmen sollte, keineswegs geschadet, eher genutzt, denn in scharfer Kritik schult sich der Geist, den Sinn der Befehle zu ergründen, und sie demgemäß, und nicht nur nach dem toten Buchstaben zur Ausführung zu bringen.

Jahrelang hat der Oberst an der Spitze des Regiments gestanden. Kriegsdekorationen schmücken seine Brust und, wie im Offizierkorps nie „etwas vorgekommen“ ist, so hat die Truppe bei allen Friedensmanövern stets „gut abgeschnitten“. Endlich schlägt die Stunde der Trennung. Der Oberst wird General. Nun erst folgt ihm in gerechter Würdigung seiner Verdienste das wahre, das richtige Urteil aus den Reihen der Kameraden, denen er bislang als primus inter pares, als erster unter Gleichgestellten angehörte, und er findet den schönsten Lohn seines Lebens, wenn dieses lautet, wie es immer lauten sollte: Der „Alte“ war wohl manchmal unangenehm und famos streng; aber immer gerecht; ein tüchtiger Soldat; vom Kopf zur Zehe ein vornehmer Mann; das Regiment hat ihm viel zu verdanken; einen bessern kriegen wir so leicht nicht wieder.



Kritik.

Besichtigung und Musterung.

„Zu Befehl, Exzellenz. Ich hatte den Auftrag, die feindliche Infanterie zu beschießen, sobald sie aus dem Walddefilee heraussträte, und nahm mit der Batterie deshalb auf jener Höhe nördlich von Greußen verdeckte Aufstellung."

Langsam und mit vielem Ausdruck: „Das kann ich nur loben. Weiter?"

„Als die Tete sich zeigte, eröffnete ich ein lebhaftes Granatfeuer. Ich hatte vorher Zeit genug gehabt, die Distanz genau zu schätzen, und hätte deshalb in Wirklichkeit von vornherein fast nur Treffer haben müssen."

Wie oben. „Ich muß das loben."

„Die Infanterie blieb aber im Vorrücken, so daß ich später Shrapnels lud und endlich auf die beste Entfernung mit Kartätschen alles niedermähte."

„Alles niedermähte. Muß ich besonders loben. Wie war doch Ihr Name, mein lieber Hauptmann?"

„Frosch, Exzellenz."

„Auch das muß ich loben."

Die Szene war wohl hochkomisch, dennoch suchten sich die zahlreichen Zuhörer dieses interessanten Zwiegesprächs nach Kräften das Lachen und selbst das Lächeln zu verbeißen, denn der eine Sprecher war niemand geringeres als der kommandierende General des Armeekorps. Exzellenz war gekommen, um die Feldmanöver der Infanteriebrigade zu besichtigen und ließ sich nun, als er die sämtlichen Offiziere zur Kritik der eben abgehaltenen Übung um sich versammelt hatte, von einem Artillerieoffizier dessen Anteil an dem Scheingefechte erklären.

Die Art und Weise des hochgestellten Herrn trieb öfter derartige Blüten unfreiwilliger Komik. So ging ein unverbürgtes Gerücht, daß er in stolzer Haltung einst die Fronten des zum Gefecht aufgestellten Korps hinabsprengend

und jeden Truppenteil leutselig begrüßend, auch den hinter einer Brigade zusammengefahrenen Munitionsfuhrwerken ein lautes: „Guten Morgen, Patronenwagen," zugerufen habe. Erst das allgemeine Stillschweigen, welches statt des kurzen salvenähnlichem: 'Morgen Exzellenz' wie „ich das liebe", diesem Gruße folgte, sollte den General auf seinen Mißgriff aufmerksam gemacht haben. Augen- oder eigentlich Ohrenzeugen wollten verbürgen, daß der General bei Gelegenheit eines Trinkspruchs in voller Begeisterung und ganz ernsthaft sprechend auf den Augenblick hingewiesen hätte, in welchem bei einer ganz außerordentlichen Heldenthat der Zukunft seine „Manen Hurra schreien" würden; kurz, eine völlig respektwidrige, aber wahrscheinlich gerade darum immer weiter ausgesponnene Legende umwob die öffentlichen Reden, die dienstlichen wie die im geselligen Kreise gehaltenen, des Generals. Zuweilen fühlte er mit den Lachmuskeln seiner gezwungenen Zuhörer ein menschliches Rühren und ironisierte sich selbst, indem er bei einer neuen erstaunlichen Redewendung im Kreise umschauend und selbst lächelnd etwa meinte: „Ich sehe ein Lächeln der Zustimmung auf einigen alten Reitergesichtern," oder etwas Ähnliches.

Heute war aber jede Spur von launigem Scherz verschwunden und am Himmel stand statt dessen ein drohendes Gewitter, das Blitz und Schlag versprach. Schon die Frage nach dem Namen deutete darauf hin, denn der kommandierende General kannte in der That die sämtlichen Offiziere seines Befehlsbereichs persönlich, besaß sogar die kleine Schwäche, von dieser Kenntnis gerne öffentlich Probe abzulegen, und daß der betreffende Herr erst ganz kürzlich in das Armeekorps versetzt war, konnte daran nichts ändern. Das so freigebig der Artillerie gespendete Lob diente auch nur als Unterlage, von der sich das ziemlich absprechende Urteil über die Führung der andern Waffen um so schärfer abhob. Diese hatten allerdings den Intentionen, „die ich schriftlich und mündlich so oft und vollkommen deutlich von mir gegeben habe," nur wenig entsprochen. Dafür ließ denn auch die Deutlichkeit bei der heutigen Auseinandersetzung durchaus nichts zu wünschen übrig. Die Infanterie hätte bei dem heftigen Artilleriefeuer des Westkorps — billigende Handbewegung gegen den Hauptmann Frosch, der sich bei so scharf hervortretender äußerer Würdigung seiner Verdienste einigermaßen unbehaglich zu fühlen begann, denn ein etwaiger Rückschlag in der Auffassung der Gefechtslage mußte ja um so niederschmetternder wirken, er blieb heute aber glücklicher Weise aus —, „ja, was ich sagen wollte", hätte unter dem wohlgezielten Feuer des Westkorps unmöglich vorwärts kommen können. Die Schützenlinien waren zu dick, die Leute mußten ja fallen wie die Fliegen. Die Soutiens waren zu dicht auf und machten von der vorzüglichen Deckung in dem durchschnittenen Gelände gar keinen Gebrauch. Und die Reserven, „ja meine Herren, die Reserven, die den Ausschlag im Gefechte geben müssen, habe ich überhaupt nicht gesehen. — Wo waren sie?" „Im Walde, Exzellenz, hinter der Biegung des Weges." „Das war zu weit entfernt. — Von da konnten sie nicht zu rechter Zeit vorbrechen. — Ganz unmöglich. — Na, um es kurz zu machen, Disposition und Ausführung waren verfehlt, und ich hoffe das ein andres Mal viel, viel besser zu sehen."

Noch schlimmer erging es der Reiterei. Der dicke Major Tschebulla von den Dragonern galt überhaupt nicht als Flieger und stand eigentlich schon auf dem „Aussterbeetat.“ Aber daß es ihm gerade heute so „in die Bude regnen würde,“ hätte er sich doch nicht träumen lassen. War er doch ganz den Ansichten des Höchstkommandierenden entsprechend im „windenden“ Galopp mit seinen drei Schwadronen vorgebrochen und hatte sich wie der Blitz oder wie Zieten aus dem Busch auf die Flanke des feindlichen Fußvolks geworfen. Er war von der Anstrengung des schnellen Ritts noch jetzt ganz außer Atem.

„An der raschen Beweglichkeit der Kavallerie habe ich dieses Mal nichts auszusetzen. Das war ein hübsches Reiterstückchen von dem Herrn Major, und ich freue mich dessen“ lautete deshalb auch der ermutigende Anfang der Kritik, und der angeredete Offizier schien drei Zoll im Sattel zu wachsen. Aber er hatte bedauerlicherweise die neuesten königlichen Vorschriften über die Schonung der Feldfrüchte vollständig außer acht gelassen und den breiten Rappsschlag seines liebenswürdigen Quartierwirts, an dessen kalten Sekt er dabei gedacht haben mochte, für eine Wiese angesehen.

„Die Dragoner hatten doch Platz genug,“ wetterte deshalb der Kommandierende, während der arme Major gleich einem Häuflein Unglück wieder in sich zusammensank. „Wohin ich blicke, nichts als Stoppeln. Und da reitet sie der Teufel und führt sie gerade in den Rapps, das einzige abgesteckte Land ringsum. Und dort drehen und wenden sie sich wie die Balletttänzerinnen hin und her, immer auf derselben Stelle. Nun, ich gratuliere dem Beutel dieses Herrn.“ Damit schloß die unerbauliche „Besprechung“; wenn man überhaupt von einer solchen dort reden kann, wo immer nur einer das Wort und zwar das entscheidende Wort führt.

Die Flurbeschädigungskommission taxierte den auf dem Rappslande angerichteten Schaden ziemlich hoch, und auch der beigegebene Offizier konnte seinen Kameraden nicht aus der Patsche ziehen. Major Tschebulla hatte zwar bei der Drohung des Kommandierenden in heller Wut zwischen den Zähnen gemurmelt: „Nun, ein halbes Rittergut kann ich auch noch bezahlen,“ aber die Höhe des Schadens ließ ihn mit der Zeit recht kleinlaut werden. Er wußte nur zu gut, daß Fiskus ein hartherziger Geselle ist, und hätte auch gewiß „blechen“ müssen, wenn Herr von Kasimir unter diesen Verhältnissen nicht auf den, mehrere tausend Mark betragenden Schadenersatz verzichtet hätte. Mit etwas zitteriger Hand malt der Reiteroffizier jetzt schon seit mehreren Jahren am Ersten eines jeden Monats ein lesbares a. D. hinter seinem Titel auf die Pensionsquittung. Weitere Schriftstücke gibt er nicht von sich. Sonst lebt das „alte Waldtier“, wie die Kameraden des Regiments ihn seiner Ursprünglichkeit wegen nannten, ohne Sorgen im heimatlichen Posemuckel, wird immer dicker, so daß die jährlich nur einmal zur Feier von Königs Geburtstag getragene Uniform jetzt wirklich nicht mehr „zugeht,“ und wiederholt abends am Stammtisch beim Glase goldgelben Ungar den aufhorchenden Philistern gar zu gern die denkwürdige Geschichte, wie er das erste und einzige Mal während seiner ganzen Dienstzeit beim Manöver die Zufriedenheit des Kommandierenden, — „Sie wissen, des dollen Kerls, der immer

die Gäule halb tot jagte und am liebsten hatte, daß sie nur in Haut und Knochen hingen," — als schneidiger Reiterführer errungen hatte, und wie gerade dieser Tag doch den äußern Anstoß geben mußte, daß er den längst gehegten Entschluß wirklich ausgeführt und den Dienst endgültig verlassen hat. „Das heißt, für den Frieden. Denn," vergißt der alte Bramarbas nie „sich pörschend" hinzuzusetzen, „in der Kampagne wollte ich so'en Reserveregiment trotz allen Kommandierenden schon dahin kriegen." Wohin? vergißt er hinzuzusetzen, wüßte es auch vielleicht nicht zu sagen.

Der Taktiklehrer an irgend einer militärischen Hochschule, sagen wir in Konstantinopel oder in Buxtehude, hat einmal vor Jahren an die geschichtliche Thatsache oder Fabel, daß bei der Eroberung Hollands durch Pichegrü 1795 französische Husaren die bei Texel eingefrorene niederländische Flotte erobert haben, die Betrachtung geknüpft: Daraus muß man nun aber nicht schließen, daß Husaren vorzugsweise immer zur Eroberung von Flotten verwendet werden können. Ebensowenig darf der freundliche Leser, welcher aus der vorstehenden wahrhaftigen kleinen Geschichte mit Recht erkennt, daß selbst beim Dienst, dem ernstesten Männergeschäft der modernen Zeit der Humor eine gewisse Rolle spielt, nun folgern, als ob eine Besichtigung, dieser Schrecken zahlreicher Offiziere, lediglich oder auch nur vorzugsweise zu besonders spaßhaften Szenen und Verwickelungen Anlaß gäbe.

Ganz im Gegenteil muß man den zahlreichen Besichtigungen der Truppenverbände durch die Vorgesetzten einen sehr ernsten Zweck, eine hohe Bedeutung für die Kriegsbrauchbarkeit der ganzen Armee zuerkennen. Der Friedensdienst der Schwadronen, Bataillone und Regimenter schreitet stufenweise vom Leichteren zum Schweren fort. Im allgemeinen soll innerhalb des ganzen Heeres zu einer bestimmten Zeit ein gewisser, vorgeschriebener Grad der Ausbildung erreicht sein, und jede einzelne Abteilung wird dann auf den Grad der erlangten Fertigkeit hin von dem nächst höheren Vorgesetzten besichtigt oder inspiziert, so das Bataillon durch den Oberst, das Regiment durch den Brigadekommandeur und so fort. Außerdem halten es viele Vorgesetzte für ihre Pflicht, den Besichtigungen innerhalb ihres Befehlsbereich auch dann „beizuwohnen," wenn ein Niederer sie bestimmungsmäßig „abhält," um auf diese Weise mit dem Zustand der Truppe zugleich die Persönlichkeit des Inspizierenden kennen zu lernen.

Dank der steten, regelmäßig wiederkehrenden Besichtigungen kennt die deutsche Armee keine verlotterten Grenzregimenter. Alle Truppen gleichen sich, mit Ausnahme kleiner provinzieller Verschiedenheiten, in der äußeren Erscheinung ebenso wie in der kriegerischen Brauchbarkeit. Der General tritt bei den Inspektionen in nähere, unmittelbare Beziehung zu der Truppe, die er später in der Stunde der Gefahr führen, von der er die höchsten Anstrengungen verlangen soll, und wie sein eigner Wert bei diesen Begegnungen von den Untergebenen besser erkannt wird, so lernt er auch den Charakter und Geist der Mannschaften, die persönlichen Eigenschaften der Offiziere kennen. Nur aus solcher genauen Kenntnis heraus vermag der General dem einzelnen die richtige Stelle anzuweisen, nur dadurch ein begründetes Urteil über dessen Leistungen zu fällen. Häufige Besichtigungen liegen also im wohlverstandenen Interesse der Gesamtheit so gut, wie jedes Offi-

ziers, und wenn man auch mitleidvoll und geduldig den Klagen des wohlbeleibten, etwas bequem gewordenen Chefs über die „Quengelei“, die doch nichts nützt und nur „einen geordneten Dienstbetrieb stört“ lauschen möchte, so ist doch zehn gegen eins zu wetten, daß derselbe Kapitän als General eine ganz andre Ansicht von der Sache gewonnen hat, und daß dann ebenso weidlich über ihn „geschimpft“ wird als einen, „der mit den ewigen Besichtigungen einen ehrlichen Christenmenschen nicht zur Ruhe kommen läßt.“

Wenn übrigens bei der Kritik nur der höchste Vorgesetzte das entscheidende Urteil spricht, so verlangt er damit durchaus nicht, daß seine Worte im blinden Glauben ohne weiteres angenommen werden. Dies ist nur der Fall bei der Einschärfung bestimmter Verordnungen und Befehle. Wo es sich dagegen um eine kriegerische, dem eignen Entschluß entspringende Maßregel handelt, wägt die Kritik lediglich die Gründe für und wider ab, und beschränkt sich auf den klaren Ausdruck der eignen Meinung, die allerdings schon deshalb von durchschlagendem Gewichte sein wird, nicht nur weil der Sprecher der höchstgestellte Offizier, sondern vor allem weil er der erfahrenste Soldat ist. Die Kritik wird in diesem normalen Falle thatsächlich zur Besprechung, regt jeden Hörer zum Nachdenken darüber an, welcher von den vielen Wegen hier wohl am sichersten nach Rom führen würde, und wirkt auch in dieser Richtung Gutes.

Als ein Beleg dafür, bis zu welchem Grade die Ansichten zweier gleich tüchtiger Offiziere über denselben militärischen Gegenstand auseinandergehen können, und wie ein selbständiger Charakter oft bis zum Übermaß an seiner eignen Meinung festhält, möge folgende artige Anekdote hier ihren Platz finden, die, wenn nicht wahr, so doch jedenfalls gut erfunden ist.

Der Kommandeur eines Reiterregiments hatte seine Schwadronen zusammengezogen, um die ersten Übungen im Regimentsverbande vorzunehmen. Stunde auf Stunde verrann und der Oberst konnte immer noch kein Ende finden. Endlich erbarmte sich der Brigadegeneral, welcher zufällig gleichfalls anwesend war, der um die lieben Pferdchen schon aufs äußerste besorgten Schwadronschefs, und ersuchte den Kommandeur, das Regiment in die Quartiere zu entlassen.

Die beiden hohen Offiziere ritten jeder für sich in die Garnison zurück.

„Merkwürdig,“ meinte der General später beim Vortrage vertraulich zu seinem Adjutanten, „Oberst v. Scharf ist sonst wirklich ein tüchtiger Kommandeur, aber die Passion geht mit ihm durch. Ich habe ihm heute befehlen müssen, das Exerzieren abzubrechen, und er sah nicht einmal ein, daß ich recht hatte. Na, wir müssen ihn verbrauchen wie er ist. Der Mann — bezeichnende Handbewegung mit den Fingern der rechten Hand nach der Stirn — der Mann ist krank.“

Der aufbrausende Oberst konnte mit seiner Meinung nicht so lange hinter dem Berge halten, bis er zu Hause angelangt war. Schon auf dem Rückwege polterte er gegen den begleitenden Major los: „Und ich muß dennoch auf meiner Ansicht beharren. Ich weiß gar nicht, was dem General v. Klug eigentlich einfällt. Ich werde doch wissen, wie lange ich exerzieren kann. Wie kömmt der Mann dazu mir, mir derartige Vorschriften zu machen. Na, man muß es nicht

so schlimm nehmen, der Mann ist — die gleiche ominöse Handbewegung nach der Stirn — der Mann ist krank.“

Als allgemeine Regel für die Besichtigungen gilt, daß der kommandierende Offizier dem Vorgesetzten seine Abteilung in allen reglementsmäßigen Bewegungen und Übungen vorstellt. Um nun in dieser Beziehung nichts zu vergessen, um sich den meistenteils beschränkten Verhältnissen des Exerzierplatzes möglichst geschickt anzupassen, und die gesamte Vorstellung zu einem militärischen Schauspiele zu gestalten, bei dem die Evolutionen recht flott und fließend ineinander greifen, entwirft der zu Besichtigende ein förmliches Übungstableau, welches er dann mit der Truppe mehr oder weniger oft und gründlich einübt und geht dabei um so eingehender zu Werke, falls es sich um eine Übung mit „untergelegter taktischer Idee“ handelt. Ein solches vorbereitetes kriegerisches Bild heißt in der Armeesprache Türke, ohne daß der Ursprung dieser merkwürdigen Bezeichnung nachgewiesen werden könnte. Genug, daß nicht allein der mit dem Worte verbundene Begriff allgemein bekannt ist, sondern daß auch die durch den Begriff bezeichnete Thätigkeit ebenso allgemein ausgeübt wird.

In vielen Fällen läßt es der Besichtigende bei der Vorführung des Türken bewenden. Zuweilen wird der Offizier durch einen solchen arg in Verlegenheit gesetzt und kommt nicht immer so leichten Kaufs davon wie jener Rittmeister, dessen Eskadron plötzlich vom Exerzierplatze verschwand.

„Wohin will denn die Schwadron?“ fragte mißbilligend der General und, zu dem ordonnanzierenden Unteroffizier gewendet: „Reiten Sie, Sergeant, und sehen Sie, wo der Herr Rittmeister bleibt.“

Aber Riedel war ein schlaues Huhn, und statt eiligst davonzusprengen hielt er es für seine Pflicht,, dem hohen Vorgesetzten eine Probe von seiner Kenntnis der Verhältnisse zu geben.

„Verzeihen der Herr General,“ lautete deshalb die äußerlich bescheidene, innerlich aber triumphierende Antwort. „Die Eskadron wird sofort auf dem zweiten Wege an jener Ecke wieder erscheinen.“

„Woher wissen Sie das?“

„Wir haben es alle Tage geübt.“

Tableau. Der General ging aber auf den Humor der Situation ein.

„Ein vortrefflicher Türke das, mein lieber Rittmeister,“ lautete sein Endurteil. „Indessen, nun möchte ich doch auch einmal sehen, was Sie wirklich können. Lassen Sie drei Mann mit kleinen Flaggen vorkommen. So. Nun werde ich den markierten Feind anweisen, Ihnen die „kriegerische Situation“ mitteilen und dann kommandieren Sie gefälligst eben so frisch „aus dem Sattel“.

In einzelnen Fällen muß der Besichtigende pflichtgemäß seine Unzufriedenheit mit den geschehenen Leistungen aussprechen. Dann möchte jeder einen Teil des Mißlingens auf die Schultern andrer abwälzen. Da ist der Zugführer nicht auf die Intentionen seines Hauptmanns eingegangen, der Unteroffizier hat den erhaltenen Befehl nicht rasch genug ausgeführt, die Mannschaft war unaufmerksam und

schlapp. Je weiter nach unten sich die Kritik fortpflanzt, desto erregter werden die Mienen der Sprechenden, desto lauter die Stimmen; der klassisch gewordene „Rüffel in absteigender Linie“ tritt in sein Recht. Nur einer bewahrt selbst jetzt die Ruhe des Philosophen.

Der Leutnant hört sich alles ruhig an.
Er ist in der Armee der toleranteste Mann.

Himmelweit verschieden von den Besichtigungen aller Art sind die ökonomischen Musterungen, welche durch den Brigadekommandeur mit mehreren Intendanturbeamten alle zwei Jahre bei den Regimentern abgehalten werden. Diese „Lumpenparaden“ bilden mit Recht den Schrecken des ganzen Regiments vom Obersten bis herab zum Trommelschläger. Besonders sauer müssen es sich die Zahlmeister und die Kapitän d'armes der Kompanien werden lassen. Es handelt sich bei dieser Gelegenheit nicht nur um eine gründliche Revision der Listen und Bücher, sondern zugleich um die Kontrolle über die gesamten Bestände des Regiments an Waffen, Armatur, Bekleidung und Materialien. Die Zahl der vorhandenen Stücke wird genau nachgezählt und diese außerdem auf ihren Zustand untersucht, und deshalb ist monatelang vorher alles an der Arbeit. Da wird gewaschen, geputzt, gewalkt, gescheuert und poliert, und dabei die Ordnung und Sauberkeit auf den Kammern, die an und für sich schon nichts zu wünschen übrig läßt, wie in einem holländischen Musterhause gehandhabt. Kommt dann der Musterungstag, so glaubt selbst das Auge eines mit diesen Dingen vertrauten Offiziers keinen Fehl mehr entdecken zu können. Aber er hat die Rechnung ohne den Intendanturrat; den „Mehlwurm“ gemacht. Der weiß doch noch allerlei entsetzliche Vorschriftswidrigkeiten ausfindig zu machen. Hier weisen einige Kochgeschirre Beulen auf, das kann doch eigentlich gar nicht vorkommen; dort der Mantel paßt nicht mehr in die erste Garnitur; die eine Kompanie hat Mündungsdeckel in den Gewehren stecken, um den Staub fernzuhalten, während dazu doch nur Tüten von Papier über die Mündung gestülpt werden sollen; sechs Säbel bei der dritten Eskadron haben nicht mehr die nötige Elastizität und davon hätte sich der Quartiermeister gerade so gut überzeugen können; sieben Woylachs müssen aus der zweiten Garnitur fortgeschafft werden; dort ist sogar ein zerrissenes Banderoll, welches der Hilfstrompeter in der allgemeinen Aufregung gegen das neue umzutauschen vergessen hat; die erste Eskadron hat die Deichsel des Eskadronskarrens nicht frei aufgehängt, sondern in eine Ecke gelehnt. Wahrscheinlich hat das Holz sich gezogen. Ebensowenig ist dort die Stellung der Räder bei diesem Karren alle drei Monate um eine Vierteldrehung geändert; und vor allem muß doch zu ernsten Bedenken Anlaß geben, daß bei jenem Regiment Milch für die „Kammerkatze“ in Rechnung gestellt ist. „Sind denn so viele Mäuse vorhanden, daß ein solches Tier überhaupt nötig ist?“ „Kann die Katze denn nicht von den gefangenen Mäusen leben?“ „Wo ist sie denn überhaupt?“ „Hat sich versteckt? Die Ausrede kann nicht genügen. Will die Katze gefüttert sein, muß sie auch gemustert werden!“

Den an Ort und Stelle geführten Erörterungen folgen dann noch bogenlange Musterungsbemerkungen, die den alten halbverschluckten Ärger von neuem

und um so heller wieder auflodern lassen, als es sich eigentlich nur um geringfügige Kleinigkeiten handelt. Die Hauptsachen sind überall in tadelloser Ordnung und es wäre deshalb menschlich vollkommen gerechtfertigt, über versäumte und vergessene Bagatellen hinwegzusehen. Daß dies nicht geschieht, daß vielmehr die unbedeutendste Abweichung von der strengen Vorschrift unnachsichtlich „aufgemutzt“ wird, ist auch ein Ausfluß jenes Geistes der Ordnung und Sparsamkeit, der Preußen groß gemacht hat, ein Ausfluß, der in diesem Falle zu der Möglichkeit führt, die Kriegsausrüstung einer bedeutenden Armee mit verhältnismäßig geringen Mitteln zu beschaffen und fortwährend in tadellosem Zustande zu erhalten.



Abholen der Standarten vom Palais des Kaisers.

Die große Parade.

Es ist zur Genüge bekannt, und auch in diesen Blättern schon wiederholt betont, daß der Betrieb des Kommißdienstes, wie unsre Gegner ihn verächtlich mit Vorliebe nennen, daß dieser Dienst im deutschen Heere nicht als Selbstzweck auftritt, sondern den Grund legt zu jener Disziplin, welche den einzelnen Mann gewöhnt, auch unter den schwierigsten Verhältnissen und bei Gefahr seines Lebens die niedrigen Triebe der Feigheit und Selbsterhaltung zu unterdrücken, um dem erhaltenen Befehle und im allgemeinen seiner Pflicht nachzukommen. Die Erfolge jener Summe von aufreibender und beschwerlicher Arbeit, wie sie der innere Dienst in der Truppe mit sich bringt, können ihrem ganzen Umfange nach allerdings erst auf dem Schlachtfelde zu Tage treten, sie offenbaren sich aber schon in

dem sorgfältigen Anzuge der Leute, dem tadellosen Adjustement der Pferde, der freien Haltung und dem gleichmäßig wuchtigen Schritt der Bataillone.

Deshalb ist und bleibt der vielangefochtene Parademarsch ein wichtiges und unentbehrliches Glied in der Kette deutscher Friedensübungen. Der Vorgesetzte, welcher die Truppe an sich vorbeidefilieren läßt, weiß genau, wie viel Mühe, Sorgfalt und Intelligenz dazu gehört hat, in der Schulung weniger Monate aus den Rekruten wenigstens äußerlich Soldaten zu gestalten, und will sich davon überzeugen, ob überall der nötige Fleiß vorhanden gewesen. Das Bewußtsein gethaner Pflicht verleiht dem einzelnen Soldaten dabei einen besondern Ausdruck, in welchem sich Zuversichtlichkeit und ein gewisser bescheidener Stolz aussprechen. Jeder Mann in Reihe und Glied weiß, daß seine Truppe nach dem Gelingen des Parademarsches beurteilt wird, daß auch seine Vorgesetzten und Lehrmeister danach von Höheren abgewogen werden. Was er an Gemeingeist, an Liebe zu seinen Führern im Herzen trägt oder durch Erziehung erhalten hat, wird sich in dem Grade von Anspannung kund geben, den er an den Tag legt, und der höhere Offizier, welcher Hunderte von Leuten derselben Truppe mit geübtem Auge neben einander mustert, wird bald genau wissen, welcher Geist in derselben herrscht, was in ernster Prüfung von ihr zu erwarten steht. Anderseits wird das glänzende Schauspiel, welches Tausende auf das Kommando des Einzelnen fesselt und nach regelmäßig vorgeschriebenen Linien bewegt, seinen Eindruck weder auf die Masse des Publikums, noch auf fremde militärische Zuschauer, am wenigsten aber dem Soldaten in Reihe und Glied gegenüber verfehlen.

Die Parade spielt aus diesen Gründen im Leben des deutschen Soldaten stets eine gewisse Rolle; sie wird zu einem Ereignis, wenn es bekannt wird, daß der Kaiser, der höchste Kriegsherr selbst erscheinen will, um sie „abzunehmen“. Dies geschieht beim Gardekorps alljährlich mehrere Male, bei den übrigen Armeekorps regelmäßig gelegentlich der Kaisermanöver.

Die großen Paraden deutscher Armeekorps pflegen stets auf ganz gleiche Art und Weise angeordnet zu werden und zu verlaufen. Die erste Aufstellung zerfällt der Regel nach in zwei Treffen, von denen das vordere ganz allgemein die Infanterie, die Jäger, die Fußartillerie und die Pioniere umfaßt, welche sich beim Korps befinden, während im zweiten die Kavallerie, die Feldartillerie und der Train aufgestellt werden. Die Regimenter der verschiedenen Waffengattungen gliedern sich nach ihren höheren Verbänden. Die Divisionen und Brigaden folgen sich vom rechten nach dem linken Flügel gerechnet nach der Nummer. Wie in der deutschen Armee jede einzelne Frage nach Tradition oder allgemein gültigen Regeln endgültig festgestellt ist, so bestehen auch ganz bestimmte Grundsätze für das Rangverhältnis der Truppengattungen, wie der einzelnen Truppenteile. Die Waffen ordnen sich nach der Reihenfolge: Infanterie, Kavallerie, Feldartillerie, Fußartillerie, Ingenieure, Train. Die Infanterieregimenter des Gardekorps rangieren dem Datum ihrer Errichtung nach folgendermaßen: 1. Garderegiment zu Fuß, 2. Garderegiment zu Fuß, Kaiser Alexander-Gardegrenadierregiment Nr. 1, Kaiser Franz-Gardegrenadierregiment Nr. 2, Gardefüsilierregiment, 3. Garderegiment zu Fuß, 4. Garderegiment zu Fuß, 3. Gardegrenadierregiment Königin

Elisabeth, 4. Gardegrenadierregiment Königin, die Linienregimenter nach ihrer Nummer. Die Kavallerie des Gardekorps folgt sich dem Range nach analog der Gardeinfanterie, und zwar zuerst Garde du Korps, dann Gardekürassiere, 1. Gardedragonerregiment, Gardehusaren, 1. Gardeulanenregiment, 2. Gardeulanenregiment, 2. Gardedragonerregiment, 3. Gardeulanenregiment. Innerhalb der Linienkavallerie nehmen die Kürassiere den ersten Platz ein, dann folgen Dragoner, Husaren, Ulanen, und die einzelnen Regimenter dieser verschiedenen Reitergattungen rangieren unter sich wieder nach der Nummer. Die Truppenteile der übrigen Waffen folgen sich gleichfalls nach der Nummer.

Die ganze Parade wird vom kommandierenden General, jedes Treffen von einem Divisionskommandeur kommandiert, oder das erste wird in solchen Fällen, wo drei Divisionen zum Korps gehören, in zwei halben Treffen unter die Befehle von zwei Divisionskommandeuren gestellt. Das erste Treffen formiert sich in Bataillonskolonnen mit Kompaniefronten, die Kavallerie in Regimentskolonnen mit Eskadronsfronten, die Artillerie in der Regel in Linie.

Kommandierender General: Generalleutnant v. Stiehle.

Erstes Treffen: Generalleutnant Bogun v. Wangenheim.

20. Infanteriebrigade: Generalmajor v. Wittich.
19. Infanteriebrigade: Generalmaj. v. Rosenberg.
18. Infanteriebrigade: Generalmajor v. Klaß.
17. Infanteriebrigade: Generalmaj. v. Kalinowski.

Niederschles. Pionierbat. Nr. 5 — Niederschles. Fußartillerieregiment Nr. 5 — 1. Schles. Jägerbat. Nr. 5 — Infanterieregiment Nr 99 — 3. Niederschles. Infanterieregiment Nr. 50 — Westfäl. Füsilierregiment Nr. 37 — 1. Niederschles. Infanterieregiment Nr. 46 — 1. Westpreuß. Grenadierregiment Nr. 6 — 2. Pos. Infanterieregiment Nr. 19 — Königsgrenadierregiment (2. Westpreuß.) Nr. 7 — 4. Pos. Infanterieregiment Nr. 59 — 3. Pos. Infanterieregiment Nr. 58

Zweites Treffen: Generalleutnant v. Alvensleben.

5. Feldartilleriebrigade: Generalmajor v. Scheliha.
10. Kavalleriebrigade: Generalmaj. v. d. Decken.
9. Kavalleriebrigade: Generalmajor v. Frankenberg-Lüttwitz.

Niederschles. Trainbat. Nr. 5 — Pos. Feldartillerieregiment Nr. 20.: 2. Abteilung, 1. Abteilung — Niederschles. Feldartillerieregiment Nr. 5.: reit. Abteilung, 2. Abteilnng, 1. Abteilung — Westpreuß. Ulanenregiment Nr. 1 — 2. Leib-Husarenregiment Nr. 2 — Pos. Ulanenregiment Nr. 10 — 1. Schles. Dragonerregiment Nr. 4 — Westpreuß. Kürassierregiment Nr. 5

Paradeaufstellung des 5. Armeekorps vor Sr. Majestät am 6. September 1882.

Zur bessern Orientierung umstehend die Aufstellung des 5. Armeekorps zur Parade, welche am 6. September 1882 vor Sr. Majestät abgehalten worden ist.

Der herannahende Kaiser wird mit präsentiertem Gewehr und dem „Heil dir im Siegerkranz“ empfangen, pflegt die Front des ersten Treffens vom rechten nach dem linken, und des zweiten vom linken nach dem rechten Flügel abzureiten und sich dann vor die Mitte der Aufstellung zu begeben, um den Parademarsch abzunehmen. Dieser findet in der Regel zweimal statt, und zwar zuerst von der Infanterie in Kompaniefront, der Kavallerie in halben Eskadrons im Schritt, von Artillerie und Train dementsprechend. Für den zweiten Vorbeimarsch formiert die Infanterie aufgeschlossene Regimentskolonne, die Kavallerie defiliert in Eskadrons im Trabe, Artillerie und Train gleichfalls in dieser Gangart. Die Chefs der verschiedenen Regimenter führen diese dem Kaiser vorbei, die direkten Vorgesetzten derselben, welche nicht in der Paradelinie stehen, „kotoyieren“, begleiten den Vorbeimarsch. Der höchste Beweis militärischer Kourtoisie liegt aber darin, wenn der Kaiser selbst den Degen zieht, um die Regimenter, deren Chef er ist, den fürstlichen Gästen vorzuführen. Dies war beispielsweise während der Herbstübungen des Jahres 1882 der Fall beim Königsgrenadierregiment (dem 5. Armeekorps angehörig), beim Leibkürassierregiment (vom 6. Armeekorps), und dem königl. sächsischen 2. Grenadierregiment Nr. 101, Kaiser Wilhelm König von Preußen, an dessen Spitze der deutsche Kaiser auf der Parade des 12. (königl. sächsischen) Armeekorps am 15. September dem König von Sachsen salutierte, während dieser letztere wieder seine ganze Armee und außerdem das Leibgrenadierregiment, das Gardereiterregiment und das 1. Feldartillerieregiment Nr. 12 beide Male dem kaiserlichen Bundesgenossen und obersten Bundesfeldherrn vorbeiführte.

Die große Parade eines Armeekorps dauert etwa zwei Stunden und sie wird dadurch sowohl für den hohen Herrn, der sie abnimmt und mit kritischen Blicken aufmerksam jeder Bewegung der Truppen folgt, als auch für diese letzteren, welche meistens in ziemlich entfernten Quartieren untergebracht sind, zu einer recht erheblichen Anstrengung. Im ganzen Reiche gestalten sich diese Kaiserparaden übrigens zu wahren Volksfesten. Von nah und fern strömt eine nach vielen tausend Köpfen zählende Zuschauermenge herbei; elegante Equipagen, Lohnfuhrwerk aller Art, Reiter auf den verschiedensten Tieren vom Vollblut bis zum Karrengaul, und ein dichter Schwarm von Fußgängern füllen mit den heranmarschierenden Truppen die zum Paradeplatz führenden Wege. Sie wollen den Kaiser sehen, diese festlich geputzten Menschen, und ihre Söhne und Brüder im blinkenden Waffenschmucke bewundern. Zuweilen durchbricht bei solchen Gelegenheiten die in respektvoller Entfernung gehaltene Zuschauermenge den dünnen Kreis der Posten und Landgendarmen, um mit stürmischen Hurras den Wagen des heimkehrenden Monarchen zu umringen, und eine solche natürliche, aus dem Herzen des Volkes kommende Huldigung muß um so erhebender wirken, wenn sie von den Bewohnern eines erst kürzlich erworbenen Landesteils ausgeht und damit als Zeichen gelten kann von deren Versöhnung mit der neuen Zeit.

Bei Berlin wiederholt sich das militärische Schauspiel zu häufig, oft in wenigen Wochen mehrmals, als daß die Bevölkerung jedesmal zu solchem Enthu-

siasmus durch den Anblick des Monarchen hingerissen würde, aber auch hier harrt die Menge in Staub und Sonnenhitze aus, wenn längst die abziehenden Kolonnen erkennen lassen, daß alles vorüber ist, um dem Kaiser ihren Gruß darzubringen.

Die deutsche Reichshauptstadt kann sich rühmen, im nahegelegenen Tempelhofer Felde einen der größten und besten Paradeplätze der Welt zu besitzen. Er nimmt den ganzen Raum zwischen der Stadt und dem eine Drittelmeile südlich davon gelegenen Dorfe Tempelhof ein. Östlich und westlich dehnt er sich bis zu den Ortschaften Rixdorf und Schöneberg aus, die, ehemals ländliche Bauerdörfer, heute zu stattlichen Villenstädten angewachsen sind. Seine größte Längenausdehnung beträgt mehr als eine halbe deutsche Meile, so daß die ganze Garnison von Berlin hier ihre Exerzitien abzuhalten vermag, ohne beengt zu sein. Es ist althistorischer Grund und Boden, voll stolzer Erinnerungen für den preußischen Soldaten. Seit dem Jahre 1722, also nunmehr seit mehr als 160 Jahren, bildet das Tempelhofer Feld den Übungsplatz der Berliner Garnison. Zur Feier der Vermählung des Kronprinzen, späteren Königs Friedrich II, hielt Friedrich Wilhelm I hier eine große Revue ab, zu welcher der gesamte Hof von Charlottenburg morgens 5 Uhr in 59 sechsspännigen Kutschen befördert wurde, und verschenkte zur Erinnerung an diese Feierlichkeit an einige bedeutende Persönlichkeiten eine 12 Zentimeter im Durchmesser haltende Medaille, deren Stempel sich noch in der königlichen Münze befinden sollen, welche auf der Vorderseite das Brustbild des Königs im Harnisch mit dem übergeworfenen Hermelinmantel zeigt und auf dem Revers neben der Darstellung dieser Parade die Jahreszahl 1733 trägt. Paul Werner in Nürnberg hat die Medaille geschnitten und mit der Inschrift: pro deo et milite versehen. In Silber betrug ihr Gewicht 545½ Gramm und der Wert eines goldenen Exemplars erreichte 600 Dukaten. Der König scheint in bekannter sparsamer Weise übrigens nicht gar viele Exemplare verteilt zu haben, da augenblicklich nur drei derselben bekannt sind, von denen sich eine im königlichen Münzkabinett befindet.

Später hielt der große König hier seine weltberühmten Revüen ab, die den Anziehungspunkt, wie jetzt wieder, für das ganze militärische Europa bildeten. Diese Revüen nahmen zwar mehr den Charakter unsrer Herbstmanöver an, weil die scharfe Trennung zwischen Exerzitium als Mittel zum Zweck, und der Feldverwendung der Truppe, dem eigentlichen Zweck aller Übungen, nicht so schroff hervortrat, wie heutzutage. Die damalige Taktik suchte die Ebene und die Schlachten von Roßbach und Leuthen glichen thatsächlich einem großen Exerzieren im Feuer, das mit scharfen Patronen ausgeführt ward. Schon Friedrich der Große sah seine Frühjahrsbesichtigungen als das Examen an, das die Truppe nach gethaner Winterarbeit abzulegen hatte. Des Königs scharfes Adlerauge bemerkte dabei jeden, auch den geringsten Fehler; seine Anforderungen waren nahezu unerfüllbar — so daß sich auf jene Zeit der in der preußischen Armee von vielen Offizieren angenommene Grundsatz zurückführen läßt: man muß das Unmögliche verlangen, um das Mögliche erreicht zu sehen — seine Strenge unerbittlich. Mancher Kommandeur mag damals mit weit ernsterer Sorge zur Revüe gegangen

sein, als in eine Schlacht; manche glänzend begonnene Laufbahn nahm auf den Revüefeldern ein frühes Ende, und selbst die kriegserfahrensten, ausgezeichnetsten Generale, ein Seydlitz und ein Zieten, haben bei solchen Gelegenheiten ihres Gebieters Zorn empfunden. Dafür belohnte der Monarch Leistungen bei den Revüen ähnlich wie die Auszeichnung in der Schlacht durch Rangerhöhungen und Orden.

Jetzt finden alljährlich im Mai oder Juni die sogenannten Frühjahrsbesichtigungen der Gardetruppen durch den kaiserlichen Feldherrn auf dem Tempelhofer Felde statt und den Mittelpunkt dieser militärischen Saison bildet die Frühjahrsparade, bei welcher wohl nicht so viele Krieger auf einem Platze vereinigt sein mögen, wie das in Paris oder St. Petersburg gelegentlich der dortigen großen Truppenversammlungen der Fall ist, die aber heute wieder wie zur Zeit der „Potsdamer Wachparade“, in Bezug auf die Haltung der Truppen, auf Genauigkeit in der Ausführung der Bewegungen, auf Ruhe, Ordnung und Sicherheit als mustergültig für derartige militärische Produktionen angesehen wird.

Mit klingendem Spiele durchziehen die Truppen im Glanze der Paradeuniform die Straßen der Stadt und begeben sich auf den ihnen angewiesenen Platz in den schnurgeraden langen Linien, welcher durch Offiziere vorher genau bezeichnet, durch Pflöcke abgesteckt ist und nun durch vortretende Unteroffiziere als „Punkte“ markiert wird.

In feierlichem Zuge haben eine Kompanie und eine Eskadron die Fahnen und Standarten aus dem kaiserlichen Palais unter den Linden abgeholt, ein althergebrachter feierlicher Akt, dem der greise Monarch jedesmal, an seinem Fenster stehend, beiwohnt. Mit dem Präsentiermarsch empfangen die Regimenter ihre Feldzeichen. Bald erscheinen die Pferde des königlichen Marstalls, die zuschauenden Offiziere, welche auf dem rechten Flügel des ersten Treffens ihren Platz haben, Generale, fremde Offiziere, Militärattachés, Gäste, eine Musterkarte aller möglichen Uniformen, dann die Equipagen des Hofes, die Prinzen des Kaiserhauses.

Der kommandierende General mit seinem Stabe hat auf dem rechten Flügel des ersten Treffens, zwischen diesem und den zuschauenden Offizieren Aufstellung genommen.

Im weiten Kreise umgibt eine ungezählte Zuschauermenge den Platz. Auf einer Seite werden die Equipagen durch berittene Schutzleute in Ordnung gehalten, wie eine gutgeschulte Eskadron, und es bedarf eines starken Aufgebots von Polizeimannschaften überhaupt, um die schon unabsehbaren Linien der Schaulustigen, die nicht glückliche Fuhrwerksbesitzer sind, so weit zurückzuhalten, daß sie den Truppenbewegungen nicht hinderlich werden.

Denn eine Parade gilt dem rechten Berliner als Fest- und Feiertag. „Aujust, komm run“, tönt das Feldgeschrei durch die Straßen, und Aujust muß mit, er mag wollen oder nicht; denn alle andern Aujuste ebenso wie Karl, Wilhelm, Fritze, Jottlieb, Lawisеken und Karoline haben sich schon zu der Partie zusammengefunden. Mutter hat einen Korb voll Stullen „injehakt“, und Vater vielleicht gar für einen Schluck gesorgt, um den dicken Staub herunterzuspülen.

Für die Parade wird „blau gemacht", mögen Werkführer, Polier und Meister auch sagen was sie wollen. „Et war ja Parade vor den „Italiener", den „Schweden" oder gar den „Schah", gilt als ausreichende Entschuldigung bei dem säumigen Arbeiter. Namentlich der letztgenannte Fürst erfreute sich während seines Aufenthalts der von dem Altbekannten so sehr abweichenden Manieren wegen der allgemeinen Gunst der Berliner, zahlreiche Anekdoten wurden von ihm kolportiert und belacht, und sein milchweißes arabisches Pferd mit rotgefärbter Mähne und Schweif und dem von Gold und kostbaren Steinen strotzenden Sattelzeuge erregte staunende Bewunderung.

Die durch Schutzleute zu Pferde und zu Fuß bezeichnete Linie, über welche hinaus die Zuschauer nicht vordringen dürfen, ist so weit von den Truppen entfernt, daß ein Laienauge nur gelegentlich, wenn ein Windstoß die dichten Staubwolken durchbricht, etwas von der Parade erblicken kann. Nichtsdestoweniger drängen sich dort Zehntausende von Menschen. Sie sind sämtlich Kenner dessen, was da in der Ferne vorgehen wird, wissen aus manchen Anzeichen die Bewegungen zu erraten und machen in Lob und Tadel der verschiedenen Truppen aus ihrem Herzen keine Mördergrube. In erster Linie sieht man die würdigen Gestalten alter Militärs mit der steifen Kravatte und dem „gräulich" schimmernden Schnauzbart. Repräsentanten aller Waffen haben sich in traulicher Vereinigung zusammen gefunden. Den Infanteristen erkennt man am straffen Hosensitz, und die kleinen gelben Knopfsporen weisen bescheiden auf die frühere hohe Stellung des Stabsoffiziers hin, während der Reitersmann von dem „ganzen Kram" nichts mehr wissen will, seit er „abgetakelt" wurde, und in seinem Anzuge sorgsam alles zu vermeiden trachtet, welches auf den gewesenen Offizier hindeutet. „Es scheint sehr gut zu gehen", raunen sie sich zu, und sind doch im Innern überzeugt, daß seit „ihrer" Zeit alles Militärische reißend bergab gegangen ist. Wenn sie jetzt an der Spitze jener Bataillone und Schwadronen ständen, da sollte die erstaunte Welt einmal einen Parademarsch sehen, der sich gewaschen hätte. Die jüngere Generation ist schlapp geworden, sie kennt nicht mehr die Strammheit, den Schliff, die Eleganz von ehedem! Eifrig lauschend, damit er ja kein Wort verliere von den halb in den Bart gemurmelten Sentenzen dieser „Paradetiger", welche die Krimstecher nicht von den Augen nehmen, sucht der Reporter eines Tageblatts seinen Platz in ihrer unmittelbaren Nähe zu behaupten. Er sieht trotz der Brillengläser nichts, versteht nichts vom Militär, denn er gehört zu der Schar derjenigen „warmen Patrioten", die sich freuen, wenn sie wegen eines körperlichen Gebrechens „los kommen", nicht zu dienen brauchen, und muß nun doch Zeilen liefern, um zu leben. Mit flüchtigen Zeichen notiert er sich deshalb alles, was er von der Unterredung ringsum verstehen und begreifen kann. Sein Bericht wird zwar nicht aus lauter „Diamanten" bestehen, aber wer kann auch lauter Diamanten liefern für acht Pfennig die Zeile.

Schwer genug wird es dem armen Zeitungsmenschen gemacht, neben seinen zufällig gefundenen und ach! so dankbar begrüßten Autoritäten zu bleiben, denn alles „drängelt" und schiebt nach vorn, um wenigstens auch eine Ahnung von den kommenden Ereignissen zu bekommen. Der richtige Berliner versteht seine

Parade übrigens auch aus der Entfernung und ohne die Benutzung künstlicher Gläser völlig richtig zu beurteilen. „Et jeht jut.“ „Nu natierlich, et wird doch nich schlecht jehen.“ „Det heeßt, en bißken bummelig war den langen — folgt der Name des seiner Körpergröße wegen allgemein bekannten, und seines schlagfertigen volkstümlichen Humors wegen eben so allgemein beliebten Stabsoffiziers — sein Bataillon heute doch.“ So wird jeder einzelne Truppenteil beurteilt und schließlich wird es fast wieder zu einer gehörigen Keilerei kommen, wenn eine Partei „Franzen“ und eine andre „die Maikäfer“ für das beste „Rement“ erklärt. Hinter der sieben- und achtfachen Linie eifriger Schauer hat sich übrigens von vornherein ein lebhaftes Treiben entwickelt. Ungehindert vom Konstabler etablieren sich dort auf den kleinen mitgeführten Wägelchen, auf herangeschleppten Kisten, Bänken, Tischen, oder gar zu ebner Erde fliegende Bierkeller und Restaurants, Zigarrenläden, welche in Teltow gewachsene „ächte Havannah“ feilbieten, Butterbrot- und Kuchenhändler. Für des Leibes Notdurft ist gesorgt, auch der unvermeidliche „Wurschtfritze“ ist da und verkauft große Mengen seiner „Jauerschen“, „Stück vor Stück eenen Jroschen, se sind noch janz warm“. Es wird schon in der Erwartung der Dinge, die da kommen sollen, tüchtig „eener uf de Lampe jejossen“, denn Aujust hält es für seine Pflicht, sich „eenen jehörigen Paradeaffen zu koofen“. Alles lacht, johlt, kreischt und ist kreuzfidel.

Da mit einemmale wird es still auf der ganzen weiten Ebene, ein Wort wird fast flüsternd von Mund zu Mund getragen: der Kaiser kommt. Niemand braucht nach der Zeit zu fragen, denn der hohe Herr ist so pünktlich wie die Uhr. Am Eingange des Exerzierplatzes, beim bekannten Steuerhäuschen, verläßt er das von den vier Trakehner Rapphengsten gezogene offne Gefährt und steigt zu Pferde.

Unser greiser Kaiser hält in jugendlicher Rüstigkeit während der Herbstmanöver und Paraden nicht allein stundenlang ohne besondre Anstrengung zu Pferde aus, sondern liebt es auch, in scharfer Gangart querfeldein ohne Rücksicht auf die Unebenheiten des Terrains den Bewegungen seiner Truppen zu folgen. Die von ihm benutzten Pferde müssen deshalb nicht nur wie diejenigen aller höheren Offiziere der Anforderung entsprechen, im Geräusche und Getümmel der Truppenbewegungen durchaus fest und ruhig zu stehen, sondern auch gewohnt sein, auf die leichte Hilfe des hohen Reiters schnell und sicher ihren Weg über jedes Terrain zu wählen. Das Schlachtroß, welches der König von Preußen während jenes heißen Tages ritt, an welchem der Grundstein für die spätere Einigung unsres Vaterlandes erkämpft wurde, ist mit der Heldengestalt desselben in der Erinnerung vieler Tausende aufs Innigste verknüpft und das Pferd Sadowa fast zu einer historischen Berühmtheit geworden. Die schwarzbraune Stute war 1849 in Trakehnen vom Lycaon und der Vecordia gezogen, und 1866 also bereits siebzehn Jahre alt. Sie ist jetzt tot, aber ausgestopft und bildet, vollständig gesattelt und gezäumt, einen Bestandteil des Hohenzollernmuseums in Berlin, der dem Beschauer noch in späten Zeiten die großen Begebenheiten in das Gedächtnis zurückrufen wird, an denen teilzunehmen der jetzigen Generation vergönnt war. Augenblicklich enthält der kaiserliche Leibreitstall fünf Pferde, unter

denen der 1867 in Hannover gezüchtete dunkelbraune Wallach Gladiator von Yates und einer Hektorstute besonders als Paradepferd Verwendung findet. Seit längeren Jahren folgt außerdem Dark Lady, 1867 vom Torso und der Lady Agnes im Friedrich-Wilhelmsgestüt zu Neustadt an der Dosse gezogen, dem Kaiser auf den Manöverreisen in den verschiedensten Gegenden des Reiches, ebenso wird Surprise, die zwölfjährige weißgefesselte Fuchsstute, welche, eine Tochter des Rustic und der Anmut, dem ausgedehnten Trakehnergestüt entstammt, schon seit mehreren Jahren von dem Allerhöchsten Kriegsherrn bestiegen, während Alexander, ein 1871 gleichfalls in Preußen gezüchteter Fuchswallach, und die dunkelbraune, aus England importierte Stute Brunhild, welche 1874 geboren ist, erst seit kürzerer Zeit unter die Zahl der Leibpferde eingestellt worden sind.



Heute, wie schon so oft, trägt der stolze Gladiator den kaiserlichen Reiter.

Die Truppen präsentieren, die Fahnen senken sich unter den rauschenden Klängen der Regimentsmusiken und dem Wirbeln aller Trommeln. Zwei Flügeladjutanten zeigen den Weg. Ihnen folgt der Kaiser und reitet an den zuschauenden Offizieren vorüber die Fronten hinab, gefolgt von der nächsten Umgebung, den fremden Offizieren und einigen Wagen des Hofes. „Guten Morgen, Grenadiere,“ entbietet er jedem Bataillon den kaiserlichen Gruß, und wie eine Salve tönt das vielstimmige: „Guten Morgen, Majestät,“ frisch und klar zurück.

Nach dem Abreiten der Fronten nimmt Kaiser Wilhelm die Aufstellung zum Vorbeimarsch, umgeben von allen Militärs, welche der Dienst nicht an ihre Truppe fesselt. Mit väterlicher Freude ruht das Auge des Kriegsherrn auf seinen „blauen Jungen“, an deren Tete das Kadettenkorps von Lichterfelde defiliert; hat er selbst sie doch zu dem erzogen, was sie sind; hat er ihnen doch die Organisation gegeben, die sich zum Staunen der Welt in drei blutigen Kriegen so vortrefflich bewährt hat. Dagegen blicken aber auch die jugendlichen Gestalten mit inniger Verehrung zu ihrem Kaiser auf. Seine Erscheinung wirkt mächtig auf den einfachsten Mann.

Die Parade ist vorüber, die Truppen sind wieder in ihre Quartiere abgerückt und der breite Strom der Zuschauer ergießt sich zurück in die Straßen der

Stadt. Müde und staubbedeckt, mit zerdrückten Hüten und zerrissenen Kleidern sucht die Mehrzahl ihre Wohnung auf; ein Teil füllt die Biergärten am Kreuzberge bald bis auf den letzten Platz, um in eifriger Kritik den Durst in mächtigen Strömen von Bier zu löschen. Alle aber sind voll des Bewußtseins, ebenfalls einen denkwürdigen Tag erlebt zu haben, und trotz mancher Ausstellungen im einzelnen gipfelt das allgemeine Urteil in den Worten:

Und die Parade war doch schön!

Sie haben recht. Unsre Paraden sind schön. „Die fest geschlossenen Glieder, die dicht gedrängten und durch ein Wort geleiteten Truppenmassen im blitzenden Waffenschmuck“, sagt W. v. Dünheim, „die vielen Regimenter durch einander: Infanterie, Dragoner, Husaren, Kürassiere, Ulanen, Artillerie, das gibt einen erhebenden Anblick, der auf jedes empfängliche Herz Eindruck macht, ein Bild von Kraft, Ordnung und Disziplin.“

Entlassung.

Das Manöver ist beendet und der Zeitpunkt naht heran, zu welchem diejenigen Soldaten des deutschen Heeres, welche der dreijährigen aktiven Dienstpflicht Genüge geleistet haben, die Truppe verlassen, um zu ihrer bürgerlichen Beschäftigung zurückzukehren. Sie treten damit für weitere vier Jahre zu der Kategorie der „Mannschaften des Beurlaubtenstandes“ über und unterliegen während dieser Zeit der Kontrolle des Landwehrbezirkskommandos. Die „Reservisten“ dienen bekanntermaßen zur Ausfüllung der Lücken im aktiven Dienststande, werden deshalb den jährlich ergehenden Allerhöchsten Bestimmungen gemäß einzeln nach Bedarf durch die Generalkommandos zu den Sommer- und größeren Herbstübungen „eingezogen“, oder eilen auf den Ruf des Kriegsherrn bei Ausbruch eines Krieges in ihrer Gesamtheit zu den Fahnen, um den schwachen Friedensstand der Bataillone zum mächtigen Kriegskörper anschwellen zu machen.

Der gesetzmäßige Entlassungstermin wäre der 1. Oktober, doch pflegt in jedem Jahre ein königlicher Befehl anzuordnen, daß die Reserve schon früher, und zwar vierundzwanzig Stunden nach der Rückkehr in die Garnison von den Herbstmanövern entlassen werden soll. Eine sparsame Armeeverwaltung berechnet dabei sorgsam, daß der Eisenbahntransport trotz der mit der Stellung von Extrazügen verbundenen großen Auslagen in manchen Fällen sich erheblich billiger stellt, als ein vieltägiger Fußmarsch, und so sehen wir denn in neuerer Zeit fast die gesamte Infanterie auf der Eisenbahn in die Garnisonen zurückbefördern. Artillerie und Kavallerie dagegen marschieren meistens, da diese Spezialwaffen im Vergleich zu den ersparten Emolumenten einer zu bedeutenden Achsenzahl bedürfen.

Die Stunden nach dem Einrücken in den Garnisonort gestalten sich dann für Vorgesetzte und Untergebene zu einer Zeit ruheloser Arbeit und aufregender Geschäftigkeit. Der Soldat hat seine „Sachen“, Montierung und Ausrüstungs-

stücke, Armatur und Waffen in ordentlichem reinen Zustande auf die „Kammer" abzuliefern und gibt sich in dieser Beziehung um so größere Mühe, je besser er den gestrengen Kapitän d'armes kennt, der den kleinsten Fleck mit scharfem Auge entdeckt und das beanstandete „Stück" rücksichtslos zum abermaligen „Putzen" zurückgibt. Anderseits gilt es Abschied zu nehmen von den Bekanntschaften im „Zivil", die ein dreijähriger Aufenthalt in der Garnison mit sich gebracht hat, kleine Schulden zu tilgen, oder ihre Stundung zu erwirken, den letzten Trunk mit einem guten Kameraden zu thun, der wohl den „eignen" Waffenrock oder das „Extrakoppel" erstanden hat, und in der Dunkelstunde noch einen geheimnisvollen Gang zu machen.

Die letzte Nacht in der Kaserne mag manchem Soldaten zur Ewigkeit werden, und wer wollte es ihm verdenken, wenn das sehnsüchtige Bangen nach der Heimat, die ihm in vielen Fällen halb entfremdet ist, in den letzten Tagen vor dem Wiedersehen sich seiner mehr und mehr bemächtigt. Endlich graut der Morgen und das geschäftige Treiben beginnt von neuem und in verstärktem Maße.

Der Kompaniechef hat sich schon vorher überzeugt, ob die „Reserveanzüge" heil und in Ordnung sind. Die Mehrzahl der Leute besitzt zwar Zivilkleider, doch versieht der Staat jeden Reservisten mit einem vollständigen Anzuge, mag derselbe bei der allgemein in der Truppenökonomie herrschenden strengen Wirtschaftlichkeit auch abgeschabt und vielfach geflickt erscheinen.

Zur bestimmten Stunde „treten die Reservisten nochmals an". Sie sind vollzählig mit Ausnahme einiger „Kapitulanten", welche das Soldatenhandwerk zu ihrem Lebensberuf erwählt haben, und eines Übelthäters, der eine strenge Strafe „im Loche" zu verbüßen hat. Teilweise im Zivilanzuge, oder noch im Rocke des Königs, in welchem Falle die aufgerollte Achselklappe die Stellung des Reservisten andeutet, die kleinen Kisten und Pakete neben sich, nehmen die Leute ihre Militärpässe und Führungsatteste entgegen, und manches Auge wird naß, wenn der Chef nun einige herzliche Worte des Abschieds an sie richtet, manche Hand streckt sich dem strengen, aber gerechten Offizier entgegen.

In kleinen Städten, welche nur schwache Truppenabteilungen beherbergen, erfolgt die Entlassung nun ohne weiteres, und jeder Reservist begibt sich auf die ihm geeignet scheinende Weise in die Heimat. Größere Garnisonen, namentlich des Gardekorps, aus denen die Mannschaften nach allen Landesteilen auseinander gehen, und im Reichslande, von wo die Rückkehr nach der entfernten heimatlichen Provinz erfolgt, erfordern aber zur Aufrechterhaltung der Ordnung besondre militärische Maßregeln. Dort übernimmt ein Offizier das Kommando des „Reservistentransports" und führt ihn unter Assistenz einiger Unteroffiziere und Gefreiten nach einem Zentrum, von wo die Leute einzeln den dann nicht mehr zu weiten Rückweg fortsetzen können.

Freunde und Bekannte sind auf dem Perron des Bahnhofs, und wenn unter ihnen das weibliche Element stark vertreten ist, so legt die Thatsache erneutes Zeugnis ab von der Unwiderstehlichkeit des „Zweierlei Tuch". „Juste", „Karline", „Lawise", derbe Bäuerinnen, schnippische „Mädchen für allens", ver-

feinerte Kammerzofen — ihnen genügte nicht der Abschied unter vier Augen am gestrigen Abend. Der herbe Trennungsschmerz drängt sie, die heiße Liebe zu dem „Manne ihrer Wahl“ wenigstens in diesem Augenblicke offen zu bekennen und sie haben sich vollzählig zusammengefunden, zum aller — allerletzten Abschiedsgruß.

Signal und Kommandoruf mahnen zum Einsteigen, geschäftig eilen Zugführer und Schaffner an der langen Wagenreihe auf und nieder, um die Thüren zu schließen; ein schriller Pfiff; langsam setzt sich der Zug in Bewegung; hüben und drüben werden Tücher zum letzten Gruß geschwenkt; aus vielen Kehlen erschallt das beliebte:

„— So lebt denn wohl, ihr alle meine Brüder,
So leb' denn wohl, du ganze Infanterie!“ —

bald ist alles den Augen der Nachschauenden entschwunden, der Bahnhof liegt einsam und öde da, ein Bild der Gemütsstimmung zahlreicher zurückgelassener Bräute; und — ein wichtiger Lebensabschnitt für viele junge Männer hat seinen Abschluß gefunden.

Adieu, mein lieber Kamerad,
Nun geht's nach Hause „futtern“;
Schön ist das Leben als Soldat,
Doch schöner noch bei Muttern.

Die jährliche Entlassung der Mannschaften des aktiven Dienststandes zur Reserve legt den Gedanken nahe an die baldige Ankunft neuer Rekruten. Dabei mag in der Erwartung neuer Mühen und Sorgen mancher Seufzer sich der Brust des schwerbelasteten Kompaniechefs entringen, immerhin aber ist der regelmäßige Wechsel von Abgang und Zugang Dienstpflichtiger so eng mit dem ganzen Dienstbetriebe der deutschen Armee verknüpft, scheint sich so durchaus von selbst zu verstehen, daß darüber „weiter nicht geredet zu werden braucht.“

Viel näher geht es dem Herzen des Hauptmanns, wenn einer der Unteroffiziere den Dienst verläßt, und es scheint ihm ein Stück des eignen Ich zu fehlen, falls sein „guter, alter“ Feldwebel die Uniform auszieht. Die Pensionierung von Unteroffizieren, oder ihr Übertritt zu andern Berufsverhältnissen vollzieht sich in der Regel nicht am allgemeinen Entlassungstermin, sondern kann nach dem Dienstalter oder der Einberufung zu einer Zivilstelle zu jeder Zeit erfolgen.

Der Hauptmann hat recht in seiner Betrübnis über den Verlust treuer, langgedienter Gehilfen. Die wenigen Offiziere der Kompanie wären außer stande, die ganze Summe von zahllosen Dienstverrichtungen zu erfüllen, deren es bedarf, um Ordnung und Disziplin in der Kompanie aufrecht zu erhalten und die Hunderte von Soldaten zu überwachen, zu belehren und auszubilden. In allen diesen Dingen gehen ihnen die Unteroffiziere hilfreich zur Hand, und es ist klar, daß der Dienst einer Truppe um so leichter und sicherer gehandhabt werden kann, je besser ausgebildet, und je gleichmäßiger das Unteroffizierkorps ist.

Zwar gehen solche Chefs, welche meinen, daß sie am liebsten gar keine Offiziere bei ihrer Abteilung hätten und den Dienst nur mit Unteroffizieren ver-

sehen wollten, entschieden zu weit, aus Gründen zu weit, die in der höheren Bildung und Intelligenz deutscher Offiziere gipfeln. Die gar nicht so selten gehörte Behauptung beweist aber am schlagendsten die hohe Wichtigkeit, die dem Korps der Unteroffiziere beigelegt wird und beigelegt werden muß. In der Heranziehung und steten Ergänzung brauchbarer Unteroffiziere besteht deshalb eine der hauptsächlichsten Aufgaben des Hauptmanns und Rittmeisters.

Dies wird in demselben Maße fortwährend schwieriger, als die Ansprüche an die körperlichen und geistigen Leistungen der Unteroffiziere sich naturgemäß von Jahr zu Jahr steigern, während die karg bemessene Löhnung trotz der stetig anwachsenden Preise für alle Lebensbedürfnisse und trotz des höheren Angebots in fast allen auf freier Erwerbsthätigkeit begründeten Berufszweigen immer dieselbe bleibt. Erfahrungsmäßig verlassen gerade die tüchtigsten Männer den Dienst nach verhältnismäßig kurzer Zeit, um ihre Kräfte für höheren Preis auszunutzen und da nur wenige Unteroffiziere die körperlichen Anstrengungen des Berufs so lange zu ertragen vermögen, um sich, falls sie nicht durch einen Unglücksfall vorher invalid werden, eine auskömmliche Pension erdienen zu können, so war die Heeresverwaltung in immer dringenderer Weise vor die Notwendigkeit gestellt, einer größeren Zahl von Unteroffizieren das längere Verbleiben bei der Fahne durch Gewährung bestimmter Vergünstigungen annehmbar zu machen.

Eine wesentliche Gehaltsaufbesserung hätte einmal ganz erhebliche Mehrkosten für das stehende Heer veranlaßt und außerdem auch schwerlich den Zweck erfüllt, da im freien Handel und Verkehr auch die höchste vom Staate möglicherweise zu zahlende Löhnung überboten werden kann. Die Reichsregierung hat sich deshalb mit sämtlichen Bundesstaaten dahin geeinigt, einen großen Teil der vorhandenen Subaltern- und Unterbeamtenstellen ausschließlich mit solchen Personen zu besetzen, welche durch längere Dienstzeit den Zivilversorgungsschein erworben haben. Nichtinvalide erhalten denselben nach zwölfjährigem aktiven Militärdienst, oder indem sie mindestens neun Jahre bei der Truppe, und weitere drei Jahre bei der Gendarmerie aushalten. Bei kürzerer militärischer und längerer Dienstzeit bei militärisch organisierter Gendarmerie oder Schutzmannschaft ist eine fünfzehnjährige Gesamtdienstzeit erforderlich. Auch die Beamtenstellen im Büreaudienst, soweit für dieselben nicht wissenschaftliche oder technische Vorbildung erforderlich ist, sind nach den in neuester Zeit aufgestellten Grundsätzen vorzugsweise und mindestens zur Hälfte mit den sogenannten Militäranwärtern zu besetzen und den Gemeindebehörden des deutschen Staatsgebiets gegenüber ist der Wunsch ausgesprochen, auch ihrerseits bei Vergebung von Ämtern entsprechend zu verfahren.

Der Staat stellt dem gedienten Soldaten damit gleichsam als Belohnung für die treue und schwere Arbeit im bunten Rocke eine seinen Kenntnissen und seiner Lebensstellung entsprechende Versorgung in Aussicht, für die er sich während der Militärdienstzeit vorbereiten und in der er wahrscheinlich bis zu seinem spätesten Lebensabend noch erfolgreich wirken kann. Daß die Heeresverwaltung mit diesen Bestimmungen den richtigen Weg beschritten hat, erhellt am besten aus der großen Zahl von Unteroffizieren, welche „auf Zivilversorgung" dienen. Trotz-

dem bleibt die Unteroffizierfrage im deutschen Heere nach wie vor brennend. Der einzelne Offizier arbeitet deshalb an seiner Stelle mit allem Eifer an der Gewinnung tüchtiger Individuen, schult sie nach besten Kräften, verwendet sie am richtigen Orte und sucht ihr späteres Fortkommen zu fördern. Aber auch an maßgebender Stelle ist man unausgesetzt bemüht, die Lage der Unteroffiziere nach jeder Richtung zu verbessern, denn überall wird richtig erkannt, daß ein zuverlässiges Unteroffizierkorps eine der hauptsächlichsten Stützen ist, auf denen das Gebäude des deutschen Heerwesens beruht.



Das Heim des Soldaten.

Vor noch nicht gar zu langer Zeit wurden die Soldaten meistens in sogenannten Bürgerquartieren untergebracht. Vielfach geschieht dies ja noch heute, namentlich auf Märschen und bei Kantonnierungen, und das Gesetz schreibt genau vor, was der Quartiergeber seiner Einquartierung je nach dem militärischen Range und der mehr oder minder dichten Belegung an Raum, an Lagerstätte, an Verpflegung zu verabreichen, beziehungsweise welche Rechte er dem einquartierten Soldaten einzuräumen hat. Im allgemeinen sieht der deutsche Hausbesitzer in dem Soldaten, welchen er für kürzere oder längere Zeit in seinen Räumen unterbringen soll, immer das Landeskind, gedenkt der eignen im bunten Rocke verlebten Jahre, gedenkt, wie ihn selbst der freundliche Empfang in einem Quartiere angemutet hat, und gibt deshalb mit Freuden mehr, als das Gesetz verlangt. Der Soldat auf der andern Seite ist gern zufrieden, wenn er nur den herzlichen Willkommen auf den Gesichtern geschrieben sieht, er rechnet und wägt nicht, sondern richtet sich ein, wie er es eben findet, und erweist sich für erwiesene Güte dankbar durch gefällige Hilfe in Küche und Keller, in Hof und Feld. Übergriffe deutscher Soldaten in den Quartieren, oder Streitigkeiten, die dadurch entstehen, daß Quartierwirte der Mannschaft das nicht geben, was ihr zu-



kommt, gehören zu den seltensten Ausnahmen. Im allgemeinen herrscht zwischen Quartiergebern und Einquartierten das allerbeste Einvernehmen. Wenn das landrätliche Schreiben einläuft, welches Einquartierung für den Herbst ansagt, so denken die Einwohner von Stadt und Land nicht zunächst an die damit immer verbundenen Kosten und Unbequemlichkeiten, sondern freuen sich der daraus erwachsenden Abwechselung in der stillen Einförmigkeit ihres Lebens, und wie die liebe Jugend den Tag nicht erwarten kann, an welchem mit Trommelschlag und Trompetenklang das Bataillon seinen Einzug halten soll, so rüstet Mutter Bett und Mahlzeit für den „angesagten" Musketier. Sie hat selbst einen Sohn „dabei", der aber leider nach dem Reichslande „eingezogen" ist, und sie hofft, daß die Pflege, welche sie „ihrem" Soldaten angedeihen läßt, dem fernen Kinde wieder zu gute kommen wird. Die Tochter aber schmückt sich zum würdigen Empfange des fremden Hausgenossen. Mit doppelter Freude auch betritt der Soldat das einfache Haus, wenn frische Mädchenlippen ihm den ersten Gruß entbieten, denn

> Viel schöner ist's doch im Quartier
> Wenn man vom Marsch, dem langen,
> Schon vor dem Eintritt in die Thür
> Vom „Bärbel" wird empfangen.

In sehr vielen Fällen gestaltet sich das Leben in den Herbstquartieren während der Manöverzeit zu einer wahren Idylle, denn alle Wirte, vom reichen Gutsbesitzer herab bis zum einfachen Büdner sind bestrebt, die einquartierten Soldaten nach Möglichkeit zu hegen und zu pflegen. Wenn die Last nur nicht zu oft wiederkehrt! Da sitzt der Haken. Wo, wie beispielsweise in der Nähe großer Exerzierplätze, in jedem Jahre zu bestimmten Zeiten die Ortschaften dicht mit Einquartierung belegt werden, da klingt der Willkomm weniger froh, die Portionen sind klein und mager und an einem ungehinderten Zutritt auf den Hausboden, auf den Kavalleristen, Artilleristen und Offizierburschen hervorragenden Wert legen, ist natürlich nicht zu denken. Die Bewohner empfinden hier in der Einquartierung eine Last, und wer könnte ihnen verdenken, daß sie in ihren Leistungen nicht über das vom Gesetze geforderte Maß hinausgehen?

Noch schärfer tritt dies in den kleinen Städten hervor, deren Garnison in Bürgerquartieren liegt. Die Einquartierungslast ist hier natürlich auf alle Häuser gleichmäßig verteilt. Viele Besitzer aber, und zwar meistenteils die bemittelteren, wälzen die mit der Einquartierung unzweifelhaft stets verbundene Unbequemlichkeit durch ein Geldopfer von sich ab. Sie zahlen entweder dem Magistrate eine bestimmte Summe, welcher dafür die Soldaten einmietet, oder sie treten mit andern Besitzern unmittelbar in dieser Richtung in Verbindung. So wird das „Einnehmen" von Soldaten häufig zu einem Gewerbe für kleine Leute. Die Mannschaften, statt gleichmäßig in der Stadt verteilt zu sein, werden in den kleinen Häusern abgelegener Stadtteile einlogiert, und wenn Offiziere und Ärzte auch darauf halten, daß den gesetzlichen Vorschriften in Bezug auf Luft und Licht Genüge geleistet wird, so hat diese Art der Unterbringung, ohne bei den knappen Sold- und Verpflegungsverhältnissen den Unternehmern beträchtliche

materielle Vorteile zu bringen, erhebliche Nachteile in dienstlicher, sanitärer und sittlicher Hinsicht für die Truppe im Gefolge. Die Militärverwaltung ist deshalb schon seit Jahren bemüht, nach und nach für sämtliche Abteilungen des Heeres Kasernements zu schaffen. An die körperliche und geistige Ausbildung des Mannes werden notgedrungen stets größere Anforderungen gestellt, damit die deutsche Armee auf ihrem hohen Standpunkte stehen bleibt, und naturgemäß muß auch im militärischen Leben mit der Zeit mehr hausgehalten werden, als dies früher der Fall gewesen sein mag. Schon aus diesem Grunde ist das Beisammenwohnen aller Mannschaften einer Abteilung für den Dienstbetrieb in hohem Grade erwünscht. Außerdem ist es aber nur in der Kaserne möglich, den Sinn für kameradschaftliche Gemeinschaft auch bei den Mannschaften in der rechten Weise zu fördern; nur dort kann der leiblichen Verpflegung, der Reinlichkeit und Ordnung der Wohn- und Schlafräume die nötige Sorgfalt gewidmet werden. Der Soldat freilich „liegt" lieber im schlechtesten Bürgerquartier, als in den luftigen Räumen der Kaserne, weil er dort nicht so beaufsichtigt ist, mehr thun und treiben kann, was er will. Aber der Soldat ist in vielen Dingen ein Kind, und muß wie dieses zu dem gezwungen werden, was ihm gut thut. Gewiß ist die strenge, unnachsichtliche Gewöhnung zu Pünktlichkeit, Ordnung und Sauberkeit dem einzelnen oft genug lästig, aber mancher trägt diese Zeichen höherer Gesittung doch zurück in die heimatlichen Verhältnisse, und wie die Armee zu seiner Erziehung die Hauptsache beigetragen, so wirkt er durch sein Beispiel als Kulturträger in dem abgelegenen Dörfchen, wo seine Wiege gestanden hat.

Die Verbesserung der Feuerwaffen und die durch ihre gesteigerte Tragweite bedingte anderweitige Truppenverwendung hat eine bedeutende Ausdehnung der Exerzier- und Schießplätze nötig gemacht. Derartige Plätze stehen nicht überall zur Verfügung. Man hat sich deshalb einerseits durch Anlage von Barackenlagern zu helfen gesucht, welche der Reihe nach von den Truppen zu bestimmten Übungen bezogen werden. Anderseits hat die Militärverwaltung ihr Augenmerk darauf gerichtet, die Truppen aus den zahlreichen kleinen Garnisonen mehr und mehr herauszuziehen und sie in verhältnismäßig wenigeren bedeutenden Plätzen zu vereinigen. Die größeren Festungen verlangen schon deshalb eine starke Garnison, weil die Sicherung und Bewachung der Festungswerke, fiskalischen Gebäude und der sonstigen öffentlichen Einrichtungen erhebliche Kräfte in Anspruch nimmt, und weil, abgesehen von ökonomischen Rücksichten, die Ausbildung der Truppen darunter leiden würde, wenn ein zu großer Bruchteil derselben fortwährend in diesem Garnisondienst beschäftigt wäre. Ebenso weisen aber auch finanzielle Interessen, wie militärische darauf hin, die Truppen schon im Frieden möglichst zu konzentrieren. Je mehr die einzelnen Abteilungen an verschiedenen Orten zersplittert kaserniert sind, desto höher gestaltet sich der Aufwand für Herstellung und Unterhaltung der Baulichkeiten, für Beschaffung der Übungsplätze, für Verwaltung der Garnisoneinrichtungen, für die notwendigen Inspizierungen durch höhere Vorgesetzte, und vor allem für die in größeren Verbänden vorzunehmenden Übungen. Gerade diese letztern aber bilden bei der modernen Art der Kriegführung die

hauptsächliche und ganz unentbehrliche Grundlage für die ausreichende Heranbildung des Offizierkorps und damit des ganzen Heeres.

Wie allgemein bekannt sein dürfte, hat die Kriegsverwaltung vor mehreren Jahren einen Plan entworfen, welcher die Kosten für die nach diesen Gesichtspunkten vorzunehmende Kasernierung des gesamten Reichsheeres auf 170 Millionen Mark bezifferte. In der Zwischenzeit sind verschiedentlich Mittel für neue Kasernenbauten durch den Reichstag bewilligt, von einer strengen, oder wenigstens einer raschen Durchführung des Kasernierungsplanes scheint vorderhand Abstand genommen zu sein. Möglicherweise hat die Höhe der erforderlichen Summe ein Hindernis abgegeben, oder aber die Wünsche zahlreicher kleiner Städte um Belassung der Garnison sind nicht ungehört verhallt. Viele von ihnen haben mit großen Opfern eigne Kasernen gebaut und es läßt sich nicht verkennen, daß sie durch eine Verlegung ihrer Garnison besonders hart getroffen würden, wenn im rein militärischen Interesse auch eine Zusammenziehung der Armee zu wenigeren größeren Garnisonen nur dringend erwünscht sein kann.

Die Kasernen sind der Mehrzahl nach lange und hohe, schmucklose Gebäude. Für schön gegliederte Fassaden hat Fiskus kein Geld, und selbst wenn irgend ein Kriegsbaumeister seine geplanten künstlerischen Verzierungen durch das Fegefeuer der kriegsministeriellen Revision glücklich hindurchgebracht hätte, so würde zweifellos der Reichstag solchen ausschweifenden Gelüsten ein kategorisches Veto entgegensetzen. Ausnahmen bestätigen natürlich die Regel, aber im allgemeinen pflegt man keine besonders schöne Architektur bezeichnen zu wollen, wenn man sagt, das Haus ist im Kasernenstil gebaut. Helle und luftige Zimmer, Korridore und Treppen soll die Kaserne ihren zahlreichen Insassen bieten, und dazu bedarf es vieler Fenster, die wieder wohl nicht anders als in langen geraden Reihen angebracht werden können. Diese ausgedehnten Fensterreihen gemahnen schon von ferne an die scharf gerichteten Glieder einer marschierenden Truppe.

Luft und Licht hat der Soldat, das ist wahr, aber für Bequemlichkeit irgend welcher Art enthält die Kaserne keinen Platz. Ein einfaches Bett, ein Schrank, dessen Schlüssel stets am Bande um den Hals getragen wird, ein Schemel und ein Tisch, den er mit den Stubenkameraden teilen muß, bilden die Ausstattung für den einzelnen Mann. Das ganze Gebäude ist nach Kompanien oder Eskadrons in Reviere geteilt. Das Revier zerfällt nach den beaufsichtigenden Unteroffizieren in Inspektionen, zu denen mehrere Mannschaftsstuben gehören. Je nach dem Kubikraum, den jede der letztern umschließt, ist sie mit einer vom Arzte bestimmten Zahl von Soldaten „belegt“, deren einer als Stubenältester zunächst für die Ordnung verantwortlich ist.

Unter den erziehlichen Zwecken, denen die Armee dient, nimmt die Gewöhnung an Reinlichkeit des Körpers nicht die letzte Stelle ein. Besondre Waschräume sind deshalb in jeder Kaserne vorhanden und in neuerer Zeit legt man auch auf die Einrichtung und die regelmäßige Benutzung von Badezimmern einen immer höhern Wert.

In den Kasernenräumen ist Ordnung und Reinlichkeit außerdem durch dienstliche und sanitäre Rücksichten bedingt. Gleich nach dem Aufstehen zu früher, —

ach so früher Morgenstunde macht der Soldat sein Bett, täglich wird die Stube gefegt, allsonnabendlich vereinigt sich die Schar der Leute, welche es während der Woche an der nötigen „Proppertät und Akkuratesse“ hat fehlen lassen, um im Revier die Fenster zu putzen, Tische und Bänke zu scheuern, Betten zu lüften und dergleichen. Dreimal im Jahre aber verlangt das Reglement eine sogenannte gründliche Reinigung des ganzen Kasernements, und da sind es dann wieder vor allen Dingen die „Schmutzfinken“, welche auf dem Boden knieend scheuern und schruppen müssen, die Sand und Wasser nicht sparen dürfen und dadurch so recht an der Stelle gestraft werden, wo sie gesündigt haben.

Auf dem Korridor finden die Gewehre Platz, zwischen den Mannschaftsstuben haben die Unteroffiziere ihre Zimmer, und wenn der Feldwebel keine Kasernenwohnung hat, darf man sicher sein, seine Frau in einem der nächsten Häuser zu finden. Ihn selbst nicht, denn „was een richtiger Feldwebel is“, der steckt von morgens bis abends fortwährend in der Kaserne, scheint sich kaum die Zeit zum flüchtig genossenen Mittagbrote abzumüßigen, ist überall und nirgends, und hält schon dadurch, daß jeder fürchtet, ihn an irgend einer eigentlich ganz unmöglichen Stelle zu treffen, die ganze Kompanie in Atem und im Trabe.

Ein Ruf, ein Kommandowort oder Signal und die Truppe ist versammelt, tritt je nach dem Wetter und der Art des Dienstes auf den Gängen, dem Hofe, oder im Exerzierhause an. Den ganzen Tag wird gedrillt, gezielt, geturnt, gefochten, oder in den Stuben geputzt und instruiert. Nur über Mittag tritt eine hochwillkommne Pause ein, und gegen Abend verlassen die Mannschaften in größerer Zahl den Kasernenhof, um ihre freie Zeit in der Stadt zu verbringen.

Wenn nur alle zu rechter Zeit heimkehren! Um zehn oder vielleicht gar um neun Uhr abends wird das Kasernenthor geschlossen und unnachsichtlich wird jeder zur Anzeige gebracht, der später kommt, ohne eine Urlaubskarte vorweisen zu können. Hinter der Thorwache liegen aber eine Anzahl wenig verlockender dunkler oder halbdunkler Gemächer, unter der Gesamtbezeichnung „Loch“ oder „Kasten“ nur zu gut bekannt. Dorthinein wandert auf kürzere oder längere Zeit der Übelthäter, dessen Freiheitsdurst ihn öfters die Stunde der Rückkehr überschreiten läßt. Aber auch andre Sünden werden da verbüßt. „Drei Tage“ oder gar „drei Tage streng“, solcher Bescheid des Hauptmanns berührt in hohem Grade unangenehm das Ohr des Betreffenden, der nun Muße gewinnt, auf harter Holzpritsche und manchmal sogar bei Wasser und Brot über sein Vergehen nachzudenken. Es gibt leider unverbesserliche Taugenichtse, bei denen weder Ermahnungen noch Strafen fruchten, die immer wieder „eingesteckt“ werden müssen, und die schließlich in einer Arbeiterabteilung enden. Gottlob sind deren aber immer nur wenige. Das ehrliche Gemüt der überwiegenden Mehrzahl unsrer Soldaten erkennt die Gerechtigkeit der Strafe. Sie sind ehrliebend genug, sich die erste als heilsame Lehre dienen zu lassen. Mancher Leichtfuß ist durch richtig angewandte Strenge schon zu einem braven, ordentlichen Mann gemacht, und dann hat die Strafe ihren Zweck erreicht!

Die Kasernierung der Truppen ermöglicht den Kommandobehörden auch die bessere Verpflegung der Mannschaften, und das ist bei den knappen Löhnungs-

verhältnissen von sehr schwerwiegender Bedeutung. Die Kompetenzen der Soldaten bestehen aus Löhnung, Servis und dem in Natura gelieferten Brote. Unter Servis der Mannschaften vom Feldwebel abwärts wird die für Wohngelaß, Mobilien, Brennmaterial und Beleuchtung gewährte Geldvergütung verstanden. Sie wird dem „Selbstmieter“ für die von ihm selbst gemietete Wohnung, sonst dem Quartierwirt oder dem Besitzer des Kantonnements gezahlt. Von der dekadenweise dem Soldaten ausgehändigten Löhnung wird ein bestimmter Soldanteil, pro Mann und Tag dreizehn Pfennig, zur Beschaffung der Naturalverpflegung zurückbehalten. Die Viktualienportion umfaßt alle zur Verpflegung gehörigen Nahrungsmittel, wie Fleisch, Gemüse, Kaffee und Salz mit Ausnahme des Brotes. Sie wird je nach der Quantität der einzelnen Bestandteile als kleine Portion in der Garnison, oder als große Portion bei den anstrengenden Herbstübungen verabreicht. Der oben erwähnte Soldanteil gewährt aber nach den heutigen Preisen für alle Lebensmittel in keinem Falle ein ausreichendes Äquivalent für die Verpflegung eines Mannes und die Kriegsverwaltung sieht sich deshalb genötigt, nach den für jede Garnison ermittelten dreimonatlichen Marktdurchschnittspreisen einen Zuschuß zu geben, welcher ursprünglich „für besondre Fälle“ bestimmt war, jetzt aber trotz seiner Bezeichnung als extraordinärer Verpflegungszuschuß überall und fortlaufend gezahlt wird.

Selbst unter Zuhilfenahme des Verpflegungszuschusses aber würde es dem einzelnen Soldaten schwer fallen, sich „selbst zu verpflegen“, und ebensowenig kann ein Quartierwirt für die immer noch geringfügige Summe auf die Dauer den hungrigen Magen eines gesunden kräftigen Mannes befriedigen. In der Kaserne führen die Mannschaften einer Abteilung, eines Bataillons, der Eskadron, oder gar des Kavallerieregiments gemeinsame Küche und da zeigt sich einmal wieder die Kraft, welche in den viribus unitis liegt.

Mehrere Offiziere treten zur Menagekommission zusammen, der Zahlmeister übernimmt die rechnerischen Angelegenheiten, ein Unteroffizier führt die Aufsicht in der Küche, und geeignete Leute werden als Köche kommandiert. Für die Lieferung an Fleisch und allen sonstigen Waren werden Kontrakte mit leistungsfähigen Händlern abgeschlossen, oder man kauft bei günstiger Konjunktur von solchen Artikeln, die nicht so leicht dem Verderben ausgesetzt sind, größere Vorräte an, und ermöglicht es auf diese Weise, dem Soldaten eine reichliche, kräftige, schmackhafte Kost zu verschaffen. Zu einer sparsamen Wirtschaft trägt, wie jede Hausfrau bestätigen wird, ein guter Kochofen das seinige bei. Die Offiziere der Menagekommission machen deshalb förmlich Jagd auf Sparherde aller Art, und Dampffeuerungen nach verschiedenen Systemen werden immer zahlreicher in den Mannschaftsküchen eingeführt. Ersparnisse dürfen nicht aufgesammelt werden, und kommen deshalb ohne weiteres immer wieder den Teilnehmern an der Menage vielleicht in Form eines sonntäglichen Bratens oder dadurch zu gute, daß sie außer ihrer Morgensuppe und dem in Suppe mit Fleisch und Gemüse oder Kartoffeln bestehenden Mittagessen auch noch alle Tage oder wenigstens mehrere Male in der Woche abends eine warme Suppe erhalten.

In der Kaserne wird auch das Essen als Dienst behandelt. Zur festgesetzten Stunde treten die Abteilungen mit dem Glockenschlage an und werden geordnet in die geräumigen Speisesäle geführt. Statt des Gewehrs ist jeder Soldat diesmal mit Teller, mit Messer, Gabel und Löffel bewaffnet. Er hat einen Wolfshunger und bald sieht man den großen Schüsseln auf den Grund, die von Kameradenhand auf langen Tafeln aufgestellt sind. Unteroffiziere sorgen für Ruhe und anständiges Benehmen und häufig erscheinen auch Offiziere, von denen einer fortwährend die Zubereitung der Speisen in der Küche kontrolliert, um sich von der Güte und Schmackhaftigkeit derselben an Ort und Stelle zu überzeugen. Gnade Gott dann dem ungeschickten Teufel, der die Suppe versalzen, dem Küchenunteroffizier, der vom Fleischer schlechtes Fleisch angenommen, dem Schw.... gel, der Schwaben oder gar eine Maus hat in den Kessel fallen lassen. Oft kann er nichts dafür, denn das Ungeziefer pflegt in Küche und Vorratskammer rasch überhand zu nehmen, aber das geringste Versehen in dieser Beziehung muß mit aller Rigorosität geahndet werden, sonst würde bei der Gleichgültigkeit der meisten Köche den Leuten statt eines gesunden Essens bald ein ekelhafter „Fraß“ aufgetischt werden, wie sie sich selbst mit Vorliebe ausdrücken, wenn eine Speise ihnen einmal nicht so recht wohlschmeckend vorkommt. Es liegt aber nicht nur in jeder Hinsicht im Interesse der Vorgesetzten, daß ihre Leute in der Menage wirklich gut verpflegt werden, sondern diese letztern haben volles Recht, für das von ihnen beigesteuerte Geld auch ausreichende, vor allen Dingen aber reinlich zubereitete Nahrung zu verlangen.

Das Brot wird dem Soldaten in reichlicher Portion immer auf mehrere Tage geliefert. Die Sorgsamkeit der Militärverwaltung erstreckt sich bis auf die geringsten Kleinigkeiten und sieht auch dem Bäcker, welcher die Brotlieferung für die Garnison übernommen hat, mit scharfem Auge auf die Finger. Das Brot soll gar und bei einer Teigeinlage von sechs Pfund zwölf Lot auf fünf Pfund achtzehn Lot vollwichtig ausgebacken sein und darf außerdem am zweiten oder dritten Tage, an welchem gewöhnlich die Ausgabe an die Soldaten erfolgt, keinen größern Gewichtsverlust aufweisen als zwei Lot. Das deutsche Kommißbrot ist für jeden, der einen gesunden Magen und gute Zähne hat, ein nahrhaftes und gesundes Gebäck, dessen Wohlgeschmack alle, die damals die Uniform trugen, erst recht kennen und würdigen gelernt haben, als sie wochen- und monatelang das kraft- und saftlose, fade französische Gebäck kauen mußten.

Der Brottag ist in der Kaserne ein kleines Ereignis. Zum frischen Brote schmeckt Schmalz mit Salz, oder gar ein Endchen Wurst besonders gut und diesen Genuß spült man dann am besten mit einem Glase Bier herunter, namentlich wenn es der Erste im Monat ist und die Groschens also noch nicht zu sehr zusammengeschmolzen sind. Manchem verwöhnten Muttersöhnchen will indes das gute, kernige Brot nicht munden, den Frauen und Kindern der verheirateten Unteroffiziere scheint es gleichfalls eine zu schwere Speise, und wieder einige wollen es nicht essen, weil andre darüber die Nase rümpfen. Sie alle verkaufen ihr Kommißbrot. Das ist zwar verboten und muß deshalb heimlich geschehen, aber trotzdem entwickelt sich nach beendetem Dienste in der Nähe größerer

Kasernen an Brottagen oft ein lebhaftes Geschäft. Vorwiegend bilden Kinder und arme Frauen die Käufer und erwerben für wenige Groschen freudigen Herzens den Hauptbestandteil für die Familiensuppe am folgenden Tage. Doch gibt es auch hier Aufkäufer, Spekulanten, und mit ihnen verstehen die Verkäufer gehörig zu markten und um den Pfennig zu feilschen. Naht sich aber die wirkliche Not, so tritt das gute Herz unsrer Soldaten in sein Recht. Zum Zeugnis dessen sei folgende kleine Episode einem unsrer Wochenblätter nacherzählt:

Vor den Thoren der Dragonerkaserne stand ein kleiner Knabe und schaute sehnsüchtig an der langen Gestalt des gerade seine Brote absetzenden Reitersmanns hinauf. Der Brotvorrat auf dem Arm des Dragoners wurde immer geringer, aber der Kleine schien sich zu keinem Angebot verstehen zu wollen — endlich faßte er sich ein Herz und zupfte den Verkäufer am Rockschoß!

„Ach, Herr Soldat, kann ich wohl ein halbes Brot bekommen?“

„Ne, mein Junge, wir handeln bloß en gros! Aber warum willst du denn kein ganzes Kommißbrot nehmen?“

Die Thränen traten dem Kleinen in die Augen.

„Ich soll ja vier Groschen geben und Mutter hatte mir doch nur zwanzig Pfennig eingewickelt“ — und dabei hielt er ein kleines, kleines Geldstück in Papier hoch — „Mutter hat nicht mehr und Vater ist krank und kann nicht zur Arbeit gehen, ach, Herr Soldat, lassen Sie mir doch das halbe Brot ab!“

Der Dragoner schüttelte den Kopf und lachte gutmütig.

„Ne, mein Junge, ick sage dir ja, wir handeln bloß en gros! Aber hier hast du deinen Nickel wieder und hier das janze Brot dazu und nu marsch nach Hause und sage Muttern, es soll ihr jut schmecken!“

Gleichmäßig fließen für den Kasernenbewohner die Tage dahin. Dienst und Arbeit heißt es heute, Arbeit und Dienst lautet die Parole für morgen. Nur selten wird dieses einförmige Leben unterbrochen, aber dann auch die Gelegenheit mit verdoppeltem Eifer ergriffen und ausgenutzt.

Das geschieht an Kaisers Geburtstag und bei andern festlichen Gelegenheiten, das ist ferner der Fall, wenn aus den Falten eines „eigne Angelegenheit des Empfängers“ bezeichneten Briefes unversehens ein Fünfmarkschein sich entwickelt, der einen Extragenuß in der Kantine gestattet, oder in noch höherem Grade, wenn die alte Mutter zur Stadt gepilgert kommt, den Sohn zu besuchen

> Und trägt ihm Schinken, Wurst und Butter
> Und Eier, Käse, Geld und Kuchen.

In solchem Falle gibt es dann wohl eine Urlaubskarte für den Abend und Freund Schlauberger versteht sich diese Gutmütigkeit des Feldwebels gehörig zu nutze zu machen. Bald erscheint die Mutter, bald der Bruder oder ein andrer naher Verwandter auf der Bildfläche.

„Herr Feldwebel“, heißt es eines schönen Tages wieder, „ich bitte um Urlaub für heute, meine Schwester ist angekommen.“

„Na, na,“ meint schmunzelnd der Gestrenge; „das mag wieder eine schöne Schwester sein.“

„Doch, doch, Herr Feldwebel," lautet die rasche, eindringliche Antwort, „wahrhaftigen Gott. Ich kenne ihr schon drei Monate."

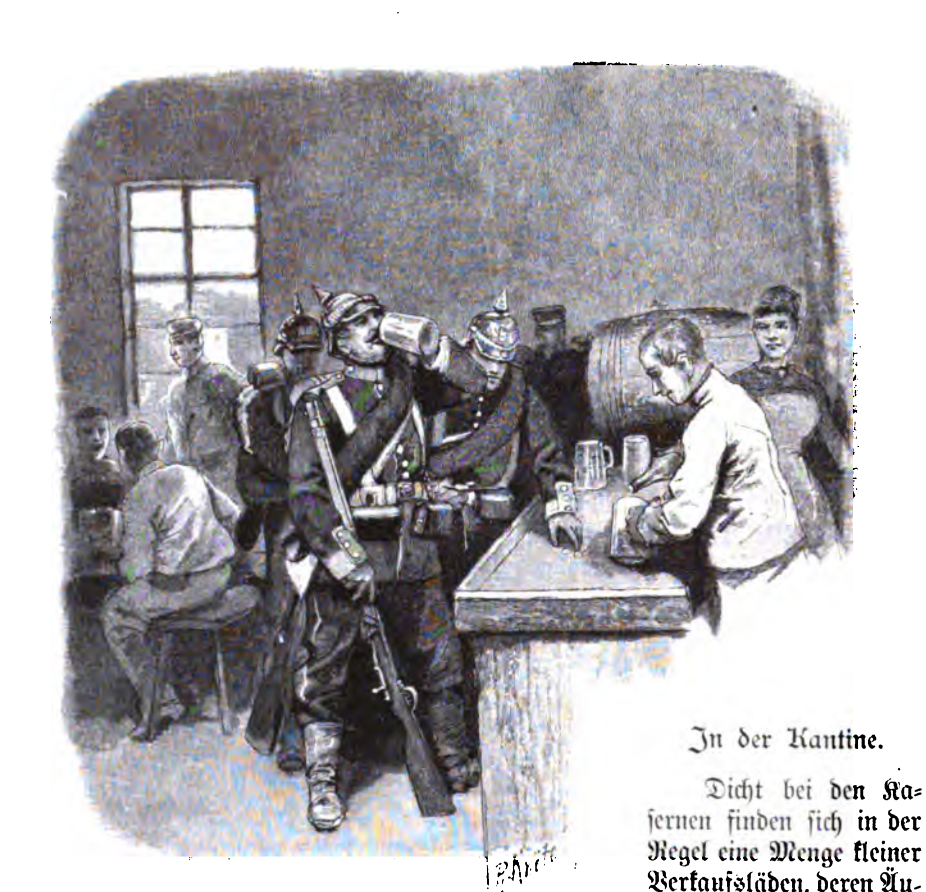
Am freudigsten bewegt aber ist der Soldat in der Hoffnung auf die erste Rückkehr in das elterliche Haus, in die Heimat mit ihren Fleischtöpfen, ihren Freunden und Bekannten, denen er imponieren, und all den hübschen Mädchen, denen der stattliche Bursch die Köpfe verdrehen wird.

Und kommt nun gar die Urlaubszeit,
Zur Kirmes und zu Pfingsten,
Da wird geschwatzt, poussiert, gefreit
Von der Ältsten bis zur Jüngsten.

„Während der bevorstehenden Osterfeiertage können die Kompanien eine angemessene Zahl Leute in die Heimat beurlauben." So lautet Passus 1 des heutigen Regimentsbefehls und obgleich derselbe erst um elf Uhr bei der Paroleausgabe den Kompanieschreibern in die Feder diktiert wurde, ist die frohe Kunde mittags beim Menageempfang schon bis in die fernsten Winkel der weitläufigen Regimentskaserne gedrungen und hat dort um so größeren Jubel hervorgerufen, als nach glücklich und gut bestandener „Vorstellung" auch die Rekruten vom vorigen Herbste zum erstenmale seit ihrer Einstellung sich dem glücklichen Elternpaar in der Heimat im schmucken Rocke des Königs vorstellen können. Da gibt es ein Drängen und Laufen nach der Wohnung des Feldwebels, denn jeder einzelne möchte gern fort und auch der pflichtgetreueste und eifrigste Soldat freut sich der kurzen Ferienzeit. Die eignen Sachen, welche sorgfältig verpackt im „Spinde" verwahrt sind, werden hervorgesucht, geglättet und geputzt; unter ihnen spielt namentlich die neue Mütze mit dem Schirm, wie das „Extrakoppel" von schönem Glanzleder eine Hauptrolle und wenn der glückliche Besitzer des letztern nicht selbst auf Urlaub gehen kann, so wird er wenigstens einen guten Kameraden mit demselben schmücken.

Der Feldwebel vermag auf die vielen Bittgesuche keine Antwort zu erteilen; der Herr Hauptmann selbst wird nachmittags beim Appell die Entscheidung treffen. Jetzt ist der bange Moment erschienen. Scharf gerichtet, stramm und unbeweglich steht die Kompanie. Das Auge des gestrengen Chefs überblickt wohlwollend die tadellose Haltung und den „propperen" Anzug der Leute. Indem er die Front abschreitet, durchliest er die ihm vom Feldwebel überreichte Liste der um Urlaub bittenden Mannschaften und gewährt das Gesuch ohne weiteres bei einer Anzahl von jenen vortrefflichen Leuten, die sich nie das kleinste Vergehen oder Versehen zu schulden kommen lassen und deren jede Kompanie glücklicherweise eine Menge besitzt. Bei diesem und jenem bleibt die Sache zweifelhaft, aber je mehr vergnügte Gesichter das Wort des Hauptmanns schafft, desto betrübter werden die Mienen der Übrigbleibenden.

Nicht alle können zu gleicher Zeit die Fahnen verlassen und den Zurückbleibenden bleibt die Hoffnung auf das nächste Mal. Manchen „Windhund" trifft der abschlägige Bescheid seines Gesuches als wohlverdiente Strafe. Er faßt auch den festen Vorsatz, sich gewiß nichts wieder zu schulden kommen zu lassen, und wir dürfen deshalb hoffen, ihm Pfingsten in seinem Dorfe zu begegnen, wenn er als stolzer königlicher Grenadier die vielbeneidete Schulzenmarie nach den Tönen der Tanzmusik fröhlich im Kreise schwingt.



In der Kantine.

Dicht bei den Kasernen finden sich in der Regel eine Menge kleiner Verkaufsläden, deren Äußeres keinen besonders verlockenden Anblick darbietet, die aber alles feil halten, was der Soldat nur irgend nötig haben kann. Putzpulver, Wichse, Schwämme, Putzstöcke, Werg, Knöpfe, Nadel und Zwirn und alle die tausend Kleinigkeiten, deren der Mann zur Instandhaltung seiner Sachen bedarf. Daneben lagern Semmeln und andre Backwaren, Wurst, geräuchertes Fleisch, Heringe, saure Gurken und Käse von nicht immer gar zu appetitlichem Aussehen, und an den Wänden befinden sich große Töpfe mit Butter und Fett, aus denen die verlangten Quantitäten fein säuberlich auf ein Stückchen braunes Papier gestrichen werden. Das sind die kleinen Luxusartikel für die Kasernenbewohner. Sie können hier außerdem ein Stehseidel nehmen, oder auch einen Schnaps hinter die Binde gießen, welcher nach der Farbe verschiedene hochtrabende Namen führt, wenn wir auch wetten möchten, daß alle die rot, grün oder gelb schillernden Flaschen aus demselben Fasse gefüllt sind. Besonders beliebt sind „Gilka" und „Pomeranzen mit Luft". Das Geschäft scheint gut zu gehen, denn alle diese Butiken sind fortwährend voll von Käufern, die sich vor

dem Ladentische schieben und drängen, und wenn einer der Besitzer sich als „Renthier" zur Ruhe setzen will, so findet er nicht nur zahlreiche Käufer, sondern die Zahl der Konkurrenten vermehrt sich von Jahr zu Jahr. Jedermann möchte eben heutzutage Kaufmann oder Restaurateur spielen und statt von seiner Hände Arbeit sich redlich zu nähren, durch ganz überflüssigen Zwischenhandel in fauler Ruhe sein Leben haben.

Natürlich sind die in diesen Buden zum Verkauf gestellten Waren weder sehr gut noch sehr billig, wenn auch die Konkurrenz eine zu augenfällige Überteuerung verbietet, und die Militärbehörde könnte damit zufrieden sein, daß den Leuten ihre Bedürfnisse gewissermaßen so auf dem Präsentierteller entgegengebracht werden. Zwei große Gefahren für die Moralität des Mannes und für die Disziplin der Truppe aber bergen sich oft hinter dem unscheinbaren Äußern dieser Geschäfte, Gefahren, denen entgegen zu wirken fast außerhalb der Möglichkeit für die Truppenbefehlshaber liegt. Einmal bietet sich nicht selten in den hinter dem Laden gelegenen, halbdunkeln Zimmern, von deren Vorhandensein selbst der „helle" Feldwebel keine Ahnung hat, die Gelegenheit zum Spiel, zum Hazardspiel um Geld unter Kameraden oder was noch schlimmer ist mit gewerbsmäßigen Spielern, mit Bauernfängern. Noch weit verderblicher aber wirkt der angebotene, anscheinend unbegrenzte Kredit. Die Wucherer in der Reichshauptstadt und in andern größern Orten suchen ganz systematisch unter den Offizieren ihre Opfer, umgarnen sie und ziehen die Schlinge zu, sobald die Unglücklichen oder ihre Familie an der Grenze der Zahlungsfähigkeit angekommen sind, eine Manipulation, die nebenbei gesagt diesen Blutsaugern den Beinamen der Kravattenfabrikanten eingetragen hat. Ganz ähnlich verfahren nicht selten die Inhaber der hier in Rede stehenden Geschäfte mit ihren Kunden, wenn es sich dabei auch um erheblich geringere Summen handelt.

Ein ordentlicher, unbestrafter Soldat, welcher eben seiner Führung wegen nach zweijähriger Dienstzeit auf Königsurlaub entlassen werden soll, wird kurz vor dem Tage des Abgangs von Herrn Meierleben, dem wohlbekannten Händler in „Militäreffekten," an der Ecke, bei seinem Hauptmann wegen einer verhältnismäßig bedeutenden Schuld verklagt.

Der Offizier konfrontiert Kläger und Beklagten. Der letztere gesteht die Schuld unumwunden ein, rechtfertigt sich aber über deren Entstehung in folgender Weise:

„Habe ich immer alles bezahlt, was ich hab gekauft. War Wichse und Putzpulver auch noch so schlecht, und Wurst manchmal faul und schlecht gewogen, o so schlecht. Bin ich gegangen Weihnachten auf Urlaub, hat Jud gesagt: Wollen Sie nicht nehmen mit seidenes Tichel für Mädchen Ihriges nach Dorf. Hab ich gesagt: Hab ich kein Geld. Hat er gesagt: Brauchen Sie nicht zu zahlen, nie, nie; können Sie mir schicken, wenn Sie sind wieder fort von hier, wenn Sie sind gar nicht mehr Soldat. Und hat gequält und gemacht und hat Tichel eingepackt und in Mütze meiniges gesteckt. Verzeihn, Herr Hauptmann, hab ich Tichel genommen mit, aber jetzt kann nich bezahlen!

Der Händler mußte die Richtigkeit dieser Erzählung zugeben, schien aber im höchsten Grade erstaunt und verwundert, als der Hauptmann rundweg erklärte, daß er ihm zu seinem Gelde weder helfen könne noch wolle. Der Soldat wird in einem solchen Falle wegen unerlaubten Schuldenmachens disziplinarisch bestraft, und der Kreditgeber kann seine Ansprüche auf dem Wege der Zivilklage geltend machen. An Abzüge von der kargen Löhnung ist nicht zu denken.

Solchen Übelständen begegnen die Truppenteile der deutschen Heere in immer zunehmendem Maße durch die Einrichtung von Kantinen. Ein mit besonderem organisatorischen Geschick begabter Offizier, wie es deren in jedem Regimente gibt, übernimmt im Verein mit einigen Kameraden die Leitung und Oberaufsicht des ganzen Betriebes. Dieser Kantinenkommission treten meistens auch noch Unteroffiziere und Mannschaften hinzu, durch deren Mund Veränderungen und Verbesserungen, wie sie den Wünschen und Bedürfnissen der zahlreichen Kundschaft entsprechen, zur Kenntnis gelangen. Einige helle, luftige Räume, gewöhnlich derart getrennt, daß ein Zimmer für die Chargierten und das zweite für die Mannschaften bestimmt ist, werden einfach aber reinlich, ordentlich und in solcher Art hergerichtet, um einen angenehmen Aufenthaltsort zu bieten. Die Verkaufsgegenstände, mögen sie in Viktualien und Getränken, oder in sonstigen für die Toilette der Soldaten notwendigen Gegenständen bestehen, werden durch Kontrakte mit großen soliden Handlungen oder auch durch freihändigen Ankauf im großen und vor allem nur in bester Qualität beschafft. Ein älterer Unteroffizier mit seiner Frau tritt gern an die Stelle des Kaufmanns und Wirts, und einige Ordonnanzen, welche wie der Unteroffizier neben geringer Vergütung die Erlaubnis erhalten, ihren eignen Bedarf an den dargebotenen Lebensgenüssen frei zu entnehmen, besorgen unter seiner Aufsicht den Einzelverkauf. Auf diese Weise wird dem Soldaten die Möglichkeit gegeben, ein Stündchen in gesunden, wohnlichen Räumen zu verplaudern und das ist namentlich im Winter nicht zu unterschätzen, wenn in der Kantine bei sorgsam geschlossenen Thüren eine angenehm erwärmende Temperatur herrscht, während die Kasernenstuben bei dem steten Aus und Ein der Bewohner meistens eine unbehagliche Kälte aufweisen, da der größte Teil der ohnehin nicht im Übermaße gelieferten Kohlen gewohnheitsmäßig aufgespart wird, um abends vor dem Schlafengehen eine Hitze hervorzubringen, die dann derjenigen in der Schwitzkammer des russischen Bades wenig nachgibt.

Hier findet der Soldat außerdem alles, was er braucht und gern hat, so gut wie es überhaupt zu haben ist, und zu mäßigen Preisen. Diese werden durch die Kommission festgesetzt und gewöhnlich auf einem öffentlich aushängenden Verzeichnisse zur Kenntnis gebracht. Bei ihrer Normierung wird dem Selbstkostenpreis nur der geringe Aufschlag zugerechnet, welcher nötig ist, um die Wirtschaft mit ihren wenigen Auslagen überhaupt im Betriebe zu erhalten. Der Soldat bekommt in der Kantine also die beste Ware zu dem denkbar geringsten Preise, den er allerdings unter allen Umständen bar zu erlegen hat, denn jede Art von Borg ist mit Recht verpönt. Neben Bier und Branntwein pflegen die Kantinen auch Kaffee als Getränk zu führen und halten damit erfahrungsmäßig manchen jungen Mann vom regelmäßigen Alkoholgenusse zurück. Abends sind „Pellkar-

toffeln", Kartoffeln in der Schale, ein sehr begehrter Artikel, doch sehen die meisten Kantinen von der regelmäßigen Feilhaltung weiterer warmer Kost ab.

Besonders reges Leben herrscht in der Kantine, wenn das Regiment von einer angestrengten Übung vor kurzem zurückgekehrt ist. Der bärtige Sergeant dort ist augenscheinlich noch im Exerzieranzuge, er sucht Kühlung und Erfrischung bei einem Glase des schäumenden Getränks, auf welches der „patente" Einjährige mit dem großstädtisch unverfrorenen Gesichtsausdruck ihn wahrscheinlich „stößt", welcher letztere seinerseits bereits wieder ganz „wie aus der Lade genommen", und mit der Extramütze nach allermodernstem Schnitt geschmückt erscheint. Die Soldaten im Hintergrunde drängen und schieben sich, um schnell das ersehnte Naß für die ausgedörrten Kehlen zu bekommen, während es zweifelhaft scheint, ob der behäbig seine Pfeife rauchende Grenadier aus dem Grunde seiner Tasche noch das nötige Kleingeld für einen Schluck zu tage fördern wird und der von der Wache entsendete Mann vorsichtig die zusammengeschossene Summe in der Hand nochmals überzählt, ehe er den Krug am Verkaufstische füllen läßt, dessen Inhalt dann der ganzen Wachmannschaft über das Einerlei des Tages hinweg helfen soll.

Der gesunde Sinn der meisten jungen Männer erkennt denn auch die mit der Kantine für sie verbundenen Vorteile sehr wohl, das beweist der lebhafte Besuch aller derartigen Einrichtungen und der in ihnen erzielte bedeutende Umsatz. Uns stehen im Augenblicke keine bestimmten Zahlen zu Gebote, um die Ausdehnung solcher Geschäfte ziffermäßig zu belegen, aber jeder Offizier, welcher überhaupt Gelegenheit gehabt hat, einen Blick in das Kantinenwesen zu thun, und jeder jetzige oder frühere Soldat ist aus eigner Anschauung im stande, zu bezeugen, daß die Ziffern der Rechnungsabschlüsse sehr bedeutend sein müssen. Überschüsse, die trotz der niedrigen Preisansätze nicht ausbleiben, werden lediglich wieder zum Nutzen der Konsumenten, zu Neuanschaffungen, oder zu Zuschüssen für die Menage an Festtagen und zur Verbesserung der Kost in den Herbstbiwaks verwendet.

Dabei ist in keinem Falle von einem Zwange die Rede, welcher die Mannschaften zum Verkehr in der Kantine oder zum Entnehmen ihrer Bedürfnisse daselbst anhalten könnte, ebensowenig wie von dem Verbote des Besuchs andrer Wirtschaften. Mag diese nun einem Pächter übergeben sein, dessen Wirtschaftsführung dann einer genauen Kontrolle unterliegt, oder vom Truppenteile in eigner Regie bewirtschaftet werden, so stellt sie sich lediglich als eine für das materielle und sittliche Wohl der Mannschaften ins Leben gerufene Maßregel dar, welche nur durch die Offenkundigkeit der gebotenen Vorteile wirkt; als ein Zusammenschließen vieler schwachen Kräfte zu gemeinsamem Schutze gegen wirtschaftliche Ausbeutung.

Es kann deshalb nur auf Böswilligkeit oder auf den Haß gegen alles Bestehende zurückgeführt werden, wenn von der Tribüne des Parlaments herab gegen das Kantinen-„Unwesen" gedonnert wird. Wenn man an so hervorragender Stelle behaupten hört, daß dem Gewerbetreibenden, welcher doch die Steuern zur Unterhaltung des Heeres aufbringen müsse, durch die Kantinen der Verdienst entzogen würde, so ist dies keineswegs die „lautere Wahrheit", sondern weit eher das Gegenteil derselben. Ob die vielen Kleinkrämer und Winkelwirtschaften, die sich

seit Einführung der Gewerbefreiheit aller Orten aufgethan haben, überhaupt eine innere Berechtigung zur Existenz genießen, mag dahingestellt bleiben. Und nur diesen entgeht der Gewinn, den sie beim Detailverkauf auf die Ware schlagen. Alle Waren, welche die Kantine führt, werden doch aber von Händlern, meist sogar in der Garnison bezogen. Diese verdienen alle an dem sichern, zahlungsfähigen Abnehmer und es ist nicht einzusehen, wie man unter solchen Verhältnissen von einer Schädigung der Gewerbetreibenden im allgemeinen durch die Kantinen sprechen kann.

Selbstverständlich können Privatpersonen aus den Kantinen nichts beziehen. Der Verkauf darf nur an Soldaten stattfinden und darüber wird streng gewacht. Ebenso versteht es sich von selbst, daß dort, wo der Wirtschaftsbetrieb einer Kantine nicht mit den erlassenen Vorschriften im Einklang steht, sofort Remedur durch die betreffenden militärischen Vorgesetzten eintritt. Im allgemeinen aber müssen diese letzteren immer mehr die Überzeugung von der Nützlichkeit der Kantinen gewinnen, je teurer alle Verbrauchsgegenstände werden, ohne daß die Löhnung der Soldaten entsprechend erhöht würde. Neuerdings hat sich deshalb in Köln unter der Bezeichnung Zentral-Militär-Kantinen-Anstalt eine Aktiengesellschaft gebildet, um wesentliche Verbesserungen in dem Kantinenwesen der Armee einzuführen.

Die aus höheren Offizieren und angesehenen Kaufleuten bestehende Direktion der Gesellschaft will ihre Thätigkeit hauptsächlich darauf richten, den Mängeln abzuhelfen, welche sich aus dem Umstande ergeben, daß bislang jede einzelne Kantine völlig getrennt von allen andern ähnlichen Anstalten verwaltet wird. Die Bezüge der Waren, deren der Soldat zum Unterhalte, wie zum Instandhalten seiner Bekleidung und Ausrüstung bedarf, erfolgen heute von den einzelnen Kantinen noch häufig aus dritter und vierter Hand, ohne die erforderliche Geschäfts- und Warenkenntnis und infolgedessen, ohne im Interesse der Konsumenten, welche mit dem Pfennig haushalten müssen, den entsprechenden Vorteil aus dem umfangreichen Geschäft zu ziehen. Dem gegenüber verfolgt die Zentral-Militär-Kantinen-Anstalt den Zweck, sämtliche Kantinen der Armee und Marine mit ihrem ganzen Bedarf aus erster Quelle in besten Qualitäten, bei billigsten Preisen zu versorgen.





Kaisers Geburtstag in der Kaserne.

Schon wochenlang vor dem Tage, an welchem der Allerhöchste Kriegsherr sein Wiegenfest begeht, dient die gesamte militärische Thätigkeit der Vorbereitung für diesen Tag, ist das ganze Denken und Empfinden des deutschen Soldaten auf diesen großen Moment gerichtet. Der Hauptmann drillt und exerziert und je näher der Termin rückt, desto weniger glaubt er mit der Haltung seiner Leute bei präsentiertem Gewehr, mit der Richtung beim Parademarsch zufrieden sein zu können; der Kapitän d'armes seufzt und schwitzt, denn die ersten Röcke wollen dem Chef durchaus nicht zu Dank sitzen und er muß passen und wieder verpassen, vertauschen und ändern, bis er nicht mehr weiß, wo ihm der Kopf steht; und die Korporalschaftsführer lassen in den letzten Tagen putzen, polieren, glätten, wichsen, daß jeder Metallteil der Ausrüstung wie ein Spiegel erglänzt und kein Stäubchen mehr auf der Montur zu erblicken ist.

Kaisers Geburtstag, oder Königs Geburtstag, wie man in der preußischen Armee vielfach mit einer gewissen Absichtlichkeit sagt, um dadurch das unmittelbare, gleichsam mehr persönliche Verhältnis zum Reichsoberhaupte zu kennzeichnen, gilt als der höchste militärische Festtag und wird dementsprechend von allen deutschen Truppenabteilungen nicht allein dienstlich durch eine große Parade, sondern auch durch gesellige Zusammenkünfte der verschiedenen Chargen gefeiert. Jeder einzelne Mann reißt sich in dieser Zeit deshalb doppelt zusammen, denn sein Augenmerk richtet sich über das militärische Schauspiel der Parade hinaus auf die festlichen Veranstaltungen, die erfahrungsmäßig für jenen Tag in der Kaserne getroffen werden, denn es wäre doch im höchsten Grade unbequem, wenn eine Strafwache, oder gar ein zeitweiliger unfreiwilliger Aufenthalt im Arrestlokale „wegen schlappen Exerzierens“ ihn von den nur einmal im Jahre wiederkehrenden Freuden und Vergnügungen ausschlösse.

Eines Tages, als das Exerzieren besser gegangen und der Hauptmann deshalb gut „aufgekratzt“ ist, erblicken einige Leute ihn noch lange Zeit nach dem

Dienste im eifrigen Gespräche mit dem Feldwebel, und unberufene Neugier — die Kaserne hat eben tausend Augen und Ohren — hat sogar einzelne Worte dieser Unterhaltung aufgeschnappt. Bald weiß deshalb jedermann, daß es zu Königs Geburtstag heuer, wie alle Jahre, in der Menage Schweinebraten mit Milchreis und Pflaumen, dazu für den Mann ein halbes Liter Bier geben, und daß abends wieder Kompanieball im Reviere sein wird. Auf diese letztere Nachricht kam es an; ihre Bestätigung erregt stürmische Freude. Der Chef hat aus dem Ersparnisfonds eine hübsche runde Summe, man spricht von hundert Mark, bewilligt und der Feldwebel bestimmt zwei Unteroffiziere, zwei Gefreite und zwei Gemeine, welche mit ihm zusammen als Vergnügungskommission das Arrangement der Sache in die Hand nehmen sollen. Die sogenannte parlamentarische Behandlung gemeinschaftlicher Angelegenheiten ist also selbst bis in die Kaserne gedrungen, doch darf man dreist annehmen, daß der alte Leonhardt bei etwaigen Debatten das Heft nicht aus der Hand lassen, sondern dasjenige durchsetzen wird, was er nach Rücksprache mit seinem vorgesetzten Offizier als das beste erkannt hat. Wahrscheinlich zum Heile und zur Förderung des Ganzen, denn nichts erscheint lächerlicher und abgeschmackter, nichts erinnert mehr an Schöppenstedt und Schilda, als die täglich mehr um sich greifende Sucht, alle möglichen Dinge, die einfach und besser durch ein paar verständige Männer erledigt werden können, in stundenlangen Ausschußsitzungen mit gewähltem Präsidenten, Schriftführer und einer gewaltigen, umfangreichen Geschäftsordnung weitläufig breit zu treten. In den meisten Fällen drängen sich einige eitle Schwätzer ohne Sachkenntnis, wie ohne die Kraft und den Willen, wirklich zu arbeiten, in den Vordergrund, brauchbare Elemente ziehen sich angewidert von dem hohlen Treiben zurück, und der Mißerfolg kann nicht ausbleiben, wo niemand eine Verantwortung übernehmen, jeder sich lediglich den Rücken decken will. Für solchen parlamentarischen Mummenschanz hat die deutsche Armee Gottlob noch kein Verständnis.

In dem vorliegenden Falle wird es sich für die betreffenden Kommissionsmitglieder vielmehr vorzugsweise darum handeln, die Vorbereitungen für das ersehnte Fest möglichst im Anschluß an frühere Vorbilder zu treffen, denn der Soldat ist von Grund aus konservativ und liebt keine Neuerungen. Alle Unteroffiziere und Mannschaften sind als Teilnehmer am Balle geladen, die Verheirateten natürlich mit Frau und Töchtern, und sonst hat jeder einzelne die Freiheit, eine Tänzerin einzuführen. Die Kameraden aber wachen unter sich streng darüber, daß nur „ordentliche“ Mädchen zugelassen werden.

Endlich ist der Tag erschienen, dessen Wiederkehr mit der Armee die ganze Nation freudigen Herzens begrüßt. Die Kompanie war beim Kirchengange propper wie noch nie zuvor und das will viel sagen; sie hat für ihren Parademarsch das Lob des Obersten, und was für sie fast noch mehr bedeutet, selbst die Zufriedenheit ihres Chef und des ewig knurrenden Feldwebels geerntet, und konnte sich deshalb beruhigten Gemütes den Genüssen der reicher als gewöhnlich besetzten Tafel hingeben, für welche heute ausnahmsweise auch die Köche einmal ihre volle Schuldigkeit gethan hatten. Langsam vergeht der Nachmittag, doch mit der

beginnenden Dämmerung füllt sich nach und nach die zum Tanzsaale hergerichtete größte Mannschaftsstube.

Der Eintretende, gewohnt an die kahlen, schmucklosen Wände der Kaserne, ist durch den sich ihm darbietenden Anblick angenehm überrascht. Die grau getünchten Mauern sind verschwunden, das ganze Zimmer zu einem grünenden und duftenden Wald umgewandelt, dessen Material von der Forstverwaltung in dankenswerter Weise bewilligt und von den Krempern der gleichfalls im Orte liegenden Dragoner herangeführt ist. Mit geringen Mitteln ist hier viel geleistet. Aus dem vielfarbigen Grün der Tannen und Birken, welche als Sträucher und Bäumchen in den Ecken ihren Platz gefunden haben oder zu Kränzen und Guirlanden gewunden ringsum an Decke und Wand prangen, leuchtet hin und wieder der metallische Glanz militärischer Waffen und Gerätschaften hervor. Der Kapitän d'armes hat ein menschliches Rühren gefühlt und, wenn auch schweren Herzens, zu diesem einen Tage von seinen sonst so eifersüchtig behüteten Schätzen herausgegeben. Geschickte Hände haben dann die Helme und Seitengewehre, die Bajonette und Rappiere zu Sternen und Schildern geordnet. Den Triumph der Dekorationskunst, zugleich die Hauptzierde und den schönsten Schmuck aber bildet das vom Herrn Hauptmann der Kompanie geschenkte große Bild des Kaisers, welches mitten an der langen Wand seinen Platz gefunden hat, mit einem dicken Eichenkranze umwunden, von Flaggen und Wimpeln in allen Farben halb verdeckt ist und als Mittelstück einer riesigen Trophäe in der Form des eisernen Kreuzes aller Augen auf sich zieht. Blitzblank gescheuerte Kuchenbleche und Topfdeckel sind als Reflektoren hinter den einfachen Öllampen angebracht, und wenn der erfinderische Kopf, der auf diesen guten Gedanken kam, dadurch auch kein „feenhaftes“ Licht erzielt, wie man im Reporterstil sagen würde, so ist auf diese Weise doch die immerhin schwierige Frage einer ausreichenden Beleuchtung zur Genüge gelöst. Der gute Wille wird gern anerkannt, die einfach gewöhnten Gäste freuen sich herzlich der hübschen, geschmackvollen Anordnungen, und es herrscht nur eine Stimme, daß der Schöpfer aller dieser Herrlichkeiten, der Unteroffizier Meier, doch ein höllischer Kerl sein muß und seine Sache aus dem Grunde versteht.

Nicht alle Soldaten bringen eine Dame mit. Manche mögen im Augenblick keinen „Schatz“, oder auch nur eine angemessene „Bikenntschaft“ haben, obgleich die dienenden Geister weiblichen Geschlechts in der Garnison diesen Ball ebenso sehnsüchtig erwarten, wie das eroberungslustige Kriegsvolk. Andre halten Tanzen und Umgang mit Frauenzimmern vielleicht gar für unvereinbar mit der starren Mannestugend; genug, ein nicht unbedeutender Bruchteil der Herrenwelt hat bei den außerhalb des Tanzsaales auf dem Korridore aufgeschlagenen Büffet Posto gefaßt, wie ähnliches ja auch bei andern Gesellschaften vorkommen soll, wankt und weicht nicht von der Stelle, so daß dem äußern Anschein nach dort die Freimarken auf Bier, deren jeder Soldat eine bestimmte Anzahl erhalten hat, bald verausgabt sein werden und Mutters Groschen werden herhalten müssen, um den Durst zu löschen.

In dem mit dem Tanzsaale durch eine Thür verbundenen kleineren Unteroffizierzimmer, das gleichfalls ausgeräumt ist, versammeln sich die Honorationen,

die Unteroffiziere mit ihren Frauen. Mitten auf dem Tische hat ein topfartiger, ausgebauchter Gegenstand von gewaltigen Dimensionen seinen Platz gefunden. Er enthält die von den Offizieren gespendete Bowle, welche hier Erfrischung und Labung bieten soll. Besonders majestätisch erscheint die „Frau Feldwebeln“ in dem neuen „Braunseidenen“. Sie kennt die Pflichten ihrer Stellung, hält sich vornehm zurück von den „untergebenen“ Frauen und ist bestrebt, mit möglichster Würde in diesen Räumen „das Honneur“ zu machen. Der Tanzsaal selbst ist so dichtgedrängt voll von Menschen geworden, daß man nicht begreift, wo sie noch den Platz zum Tanzen finden wollen. Aber der Erfolg wird lehren, daß es geht.

In der äußern Erscheinung der zahlreichen Tänzerinnen tritt die verschiedenartige Stellung und Abkunft natürlich weit mehr zutage, als bei den Galans, deren Uniform alle diese Unterschiede verdeckt. Aber die Kaserne ist neutrales Gebiet und der heutige Abend lediglich dem Vergnügen gewidmet. Hochmut, Standesdünkel, oder gar persönliche Feindschaft müssen draußen gelassen werden. Es herrscht denn auch allgemeiner Friede und wenn im Lauf der Stunden sich einzelne Gruppen von Bekannten und Freunden näher aneinander schließen, so verträgt sich doch die ganze Gesellschaft so gut es eben gehen will. Bunt genug zusammengewürfelt ist sie. Neben der einfach aber mit Geschmack gekleideten hübschen Bürgerstochter, die dem schmucken Unteroffizier „mit den ernstlichen Absichten“ hierher gefolgt ist, erblickt man ein echtes, kerniges, unverfälschtes Kind vom Lande in Kopftuch und sauberer weißer Schürze über dem kurzgeschnittenen Wollrock. Dort der eleganten gräflichen Kammerzofe mit ihrem allerliebsten Stumpfnäschen, die in tiefausgeschnittener Schleppröbe und langen seidenen Handschuhen erschienen ist, wie die neueste Mode sie verlangt, wird nach allen Regeln des guten Tons die Kour geschnitten von dem hochaufgeschossenen Einjährigen mit dem kunstvoll aufgetürmten Lockentoupet. Er mag ihr von früher bekannt sein als Ellenreiter in dem Stolzeschen Modewarengeschäft am Markte. Nicht weit davon wieder steht das nach der Anschauung dieser Welt viele Sprossen tiefer auf der sozialen Leiter stehende robuste Mädchen für alles im ausgewaschenen Kattunkleidchen. Besonders zahlreich ist die Klasse der Köchinnen vertreten, die überhaupt auf dem soldatischen Liebesmarkt eine große Rolle spielen, der materiellen Zuwendungen aus der Speisekammer der Herrschaft wegen, mit denen sie allgemeiner Annahme zufolge ihre Liebkosungen würzen sollen. Köchinnen aller Häuser können an jedem ihrer zehn Finger einen „militärischen Mann“ zappeln haben, falls es sie sonst danach gelüstet, selbst wenn sie jeglichen Jugendreizes entbehren, wenn sie keinen Zahn mehr im Munde haben und die überhandnehmenden grauen Haare durch alle möglichen Künste zu verdecken gezwungen sind. Sie üben eine ganz außerordentliche Anziehungskraft auf das zweierlei Tuch aus, dem sonst umgekehrt die weiblichen Herzen so leicht entgegen flattern.

Die Offiziere sind bereits erschienen, sie kommen vom gemeinschaftlichen Festdiner, hätten aber auch ohnedies, wie es die feierliche Gelegenheit erheischt, den Gesellschaftsanzug, Waffenrock und Helm angelegt. Sie mischen sich in die allgemeine Unterhaltung; der Hauptmann spricht einige freundschaftlich wohlwollende

Worte mit den älteren Frauen, erkundigt sich nach dem Ergehen in der Kinderstube, macht sich mit einem Worte „gemein“, während die Herren Leutnants hier und da bei den hübschen Mädchen ein Kompliment anbringen, das errötend angenommen wird, und von dem auch der Geliebte oder Bruder sich geehrt fühlt. Die auf einem Podium in der Ecke untergebrachte Musik hält die Instrumente bereit, aber noch kann der Ball nicht seinen Anfang nehmen, denn der Herr Oberst hat versprochen, den Tanz selbst zu eröffnen.

Endlich meldet der am Fuße der Treppe aufgestellte Posten das Nahen des Gewaltigen. Im Tanzsaal bildet sich eine Gasse und freundlich grüßend betritt der unter der Thüre von den Offizieren und Unteroffizieren empfangene Ehrengast das Zimmer.

„Füsiliere,“ redet er die Versammelten mit tönender Stimme an, „Füsiliere! Wir feiern heute ein schönes, ein patriotisches Fest. Wir haben, wie es guten Soldaten geziemt, heute morgen in der Kirche zum lieben Herrgott gebetet, daß er uns unsern Kaiser noch lange erhalten möge. Wir haben auf der Parade mit Trommelschlag und Trompetenklang unserm Kriegsherrn zugejauchzt, und ehe wir uns jetzt dem zu seinen Ehren veranstalteten Vergnügen hingeben, wollen wir nochmals unsre Stimmen vereinigen zu dem Rufe, der wie kein zweiter jedem ordentlichen Kerl und braven Soldaten so recht aus dem Herzen kommt, dem Rufe:

Hoch lebe und lange Seine Majestät, unser Allergnädigster Kaiser,
König und Herr.“

Brausend widerhallt es von den Wänden dreimal Hoch, Hoch und abermals Hoch, die Musik fällt mit einem Tusch ein, intoniert sodann die Aufforderung zum Tanze und die Paare ordnen sich.

Man hält in diesen Kreisen auf Etikette und Rangordnung. Der Feldwebel führt seine beleibte Gattin dem Obersten zu, und tanzt seinerseits mit der „gnädigen Frau Hauptmannin“, falls diese anwesend ist. Nach und nach haben dann Kommandeur und Kompaniechef mit den sämtlichen Unteroffiziersfrauen und Bräuten eine Pflichttour zu machen und einzelne Soldaten sind besonders beglückt, wenn die Vorgesetzten auch mit ihren Mädchen einmal in die Reihe treten.

„Solo“ ruft der Ordner, wenn die Offiziere tanzen, und zählt sonst sorgsam die Zahl der Paare ab, die zugleich „loslegen“ dürfen. Herren und Damen sind unermüdlich und dem stillen Zuschauer bietet sich vielfache Gelegenheit zu interessanten Beobachtungen. Dort der gesetzte, oft sogar etwas schwerfällige Gefreite scheint wie ausgewechselt, seit er den Tanzboden betreten hat. Leichtfüßig springt er umher, ist der erste, wenn die Musik ansetzt, und der letzte, wenn sie verstummt. Ein andrer, sonst alert und flink, wird hier steif, eckig, unbeholfen. Einzelne rasen mit Vorliebe im wilden Galopp einher, andre drehen sich ohne Aufhören ganz langsam in enggezirkelten Kreisen unter der Stelle, wo der Kronleuchter zu hängen pflegt; diese tanzen nur Walzer, aber mit Gefühl und Ausdruck, jene ziehen den Polkaschritt vor. Der Westfale bleibt auch beim Tanze langsam, bedächtig und gemessen, während die Männer vom Rhein und aus den Reichslanden mit ihrem lebendigen, feurigen, raschen Wesen fast an französische Lebhaftig-

keit erinnern. Allen aber, den Männlein wie den Weiblein, leuchtet die helle Lust aus den glänzenden Augen, den erregten Mienen.

Die letztern haben von keinem französisch radebrechenden Tanzmeister zierliche Pas und Verbeugungen gelernt, aber sie halten Takt, wozu allerdings mitunter tüchtig auf den Boden gestampft wird, tanzen gern und deshalb gut und leicht. Selbst die Königin des Festes, die Frau des Feldwebels, vergißt beim Tanze völlig ihre Würde und ist trotz ihres Umfanges und ihrer fünfundvierzig Jahre mit ganzer Seele bei der Sache. Sie ist aber auch eine sehr begehrte Partnerin; Unteroffiziere, Gefreite und wer irgend den Mut faßt, erbitten in gewählten Worten die Gunst einer Tour. Unter uns gesagt, sie werfen mit der Wurst nach dem Schinken, denn die Frau „Feldwebeln" sieht mit ihrem energischen Wesen und dem ziemlich entwickelten Bartansatze über der Oberlippe ganz danach aus, als ob sie in der That, wie das Gerücht wissen will, zu Hause tüchtig den Pantoffel schwingt. Durch ausgesuchte Liebenswürdigkeit soll nun die gestrenge Ehehälfte „herumgekriegt" werden, gelegentlich eines Urlaubsgesuches, einer Abkommandierung oder dergleichen im Interesse ihrer Tänzer auf den im Dienst wenig zugänglichen Gatten einzuwirken. Ob es viel hilft, kann man nicht vorher wissen, aber schaden thut es gewiß nicht.

Da entsteht eine drängende Bewegung, der Oberst bricht auf, um auch noch die andern Kompanien zu besuchen. Jetzt ist der Augenblick gekommen, dem Führer eine heimlich verabredete Huldigung darzubringen. Kräftige Fäuste packen den Ahnungslosen, ehe er sich dessen versieht; er wird auf die Schultern von vier Soldaten gehoben und unter lautem Zuruf im Triumph durch den Saal getragen. Das mag gegen die strenge Form verstoßen, aber es kommt von Herzen und gern läßt sich der hohe Offizier diesen derben Ausbruch unverfälschter Zuneigung und Hochachtung gefallen.

Nach und nach entfernen sich die sämtlichen Offiziere, aber das Vergnügen nimmt deshalb seinen ungestörten Fortgang, ja Lust und Freude scheinen sogar immer urwüchsiger und kerniger, immer frischer und freier sich zu gestalten, ohne doch je die Grenzen der Wohlanständigkeit zu überschreiten. Dichter wirbelt der Staub unter den Füßen der Tanzenden empor, eifriger müssen die Dielen in den Zwischenpausen gesprengt werden; längst ist das Bier ausgelaufen; längst sind auch die Würste verzehrt; dunkler brennen die fast verlöschenden Lampen; immer unharmonischer kreischen die Instrumente, als ob sie heiser geworden wären; aber die Reihen der Tänzer wollen sich nicht lichten. Morgen früh ist kein Dienst und da schlägt denn heute ausnahmsweise diesen Glücklichen in der That keine Stunde. Sie können sich so recht nach Herzenslust austoben und erst am lichten Morgen endet deshalb das köstliche Fest, von dem noch wochenlang in der Kaserne, in Küchen und Mägdekammern, wie bei dem abendlichen Stelldichein unter dem schützenden Thorbogen der Hauseinfahrt die Rede sein wird.

Die Konservenfabrik in Mainz.

„Es ist bekannt, daß wenn man das Gebäude einer Armee aufführen will, man nicht vergessen muß, daß der Magen der Grundstein ist," schrieb König Friedrich in der Geschichte seiner Zeit, und wenn es überhaupt eines besondern Beweises bedürfte, so würde dieser auf eigne trübe Erfahrung gegründete Ausspruch des großen Kriegsfürsten genügen, um unwiderleglich festzustellen, daß den leitenden Aufgaben, welche der Heeresverwaltung aus der Bekleidung und Bewaffnung der Soldaten und aus ihrer Ausbildung im Waffenhandwerke erwachsen, nicht minder wichtig die Kunst hinzutritt, die täglich mehr anschwellenden Massen der modernen Armeen zu ernähren.

Im Frieden bieten sich der Verpflegung des Heeres keine besondern Schwierigkeiten. Der Staat zahlt den Sold, nach einem mäßigen Durchschnitt wird die Portion festgesetzt, welche der Soldat unter verschiedenen Verhältnissen zu seiner Ernährung bedarf, die notwendig werdenden Massen an Fleisch und Viktualien sind überall leicht käuflich zu erwerben, und die hauptsächlichste Sorge einer umsichtigen Verwaltung gipfelt in dem Bestreben, die Mittel, welche der einzelne Mann aus seiner kargen Löhnung beisteuert, möglichst in seinem Interesse auszunutzen, ihm trotz deren Geringfügigkeit reichliche und nahrhafte Kost zu verschaffen. Zu diesem Zwecke werden die sämtlichen Mannschaften zu gemeinsamem Wirtschaftsbetriebe in den Menagen vereinigt, und werden Kantinen angelegt. Den gleichen Ursachen entspringt auch die Einrichtung fiskalischer Bäckereien in den größeren Garnisonen, bei deren Betriebe der kaufmännische Vorteil des Privatunternehmers in Wegfall kommt, die also beste Ware zu niedrigerem Preise liefern können, entspringt auch die erst vor kurzer Zeit erfolgte Gründung einer Garnisonschlächterei in Metz, aus der gegenwärtig fünf Infanterieregimenter und eine Abteilung Feldartillerie ihren Bedarf an Fleisch und Wurstwaren beziehen. Die Garnisonschlächterei hat im städtischen Schlachthause die nötigen Stände ermietet. Dorthin wird das gekaufte Vieh in lebenden Häuptern angeliefert und die Verausgabung des ausgeschlachteten Fleisches erfolgt täglich, mit Ausnahme der Sonn- und Festtage, an die beteiligten Truppenkörper. Die Soldaten erhalten auf diese Weise, da die Schlächterei fast zum Selbstkostenpreise verkauft, größere tägliche Fleischportionen, und das gelieferte Fleisch ist durchweg von tadelloser Beschaffenheit. Vor Anlage der Garnisonschlächterei erfolgte die Beschaffung des Fleisches durch Lieferanten auf Grund von Verträgen, welche im Submissionsverfahren abgeschlossen wurden. Durch das maßlose Herunterbieten einzelner Händler, deren Gebaren jedem Offizier wohl bekannt ist, welcher nur einmal als Mitglied irgend einer Ankaufskommission fungiert hat, ist dabei fast jeder reelle Verdienst abgeschnitten und die bessern Fleischer in Metz erblicken deshalb in dem Unternehmen der Garnisonschlächterei gar keine so gefährliche Konkurrenz, wie dies von andrer Seite vielfach behauptet wird. Der hier zum erstenmale unternommene Versuch, für den Bedarf der Menagen und Kantinen einer Garnison eine eigne Schlachtanstalt einzurichten, ist nach dem Ergebnis des ersten Betriebs-

jahres als vollständig gelungen zu betrachten, und es dürfte deshalb die Zeit nicht allzufern sein, wo derartige Schlächtereien, die übrigens in ausländischen Armeen bereits bestehen, auch an andern Orten zur Einführung gelangen.

Bei Truppenansammlungen jeder Art wird voraussichtlich auch ein kürzlich konstruierter transportabler Kochherd von großem Nutzen sein. Derselbe besteht aus einem Kessel, der ungefähr 250 Liter Speise faßt. Die darunter befindliche Feuerung ist für Holz, Kohlen oder Koks eingerichtet. Zum Kochen von Kaffee wird ein besondrer Apparat in den Kochkessel eingesetzt. Nachdem der Kessel bis zu drei Vierteilen mit Wasser gefüllt ist, schüttet man den gemahlenen Kaffee auf ein Sieb. Das kochende Wasser steigt in einem Trichter in die Höhe, durchdringt den Kaffee und fließt durch das Sieb als fertiges braunes Getränk in den Kessel zurück. Werden Trichter und Sieb entfernt, so dient der Kessel nunmehr der Zubereitung von warmer Kost; während man den Kessel ganz abhebt und auf dem untern Teil des Kochherdes über der Feuerung eine eiserne Platte mit drei Öffnungen und Ringen, wie sie beim gewöhnlichen Kochherde sich finden, auflegt, wenn das Fleisch als Braten auf den Tisch kommen soll.

Beim Transport wird das zerlegbare Ofenrohr in den Feuerungsraum gesteckt, die Bratplatte unter demselben befestigt und der ganze Ofen kann nun an Tragestangen bequem von zwei Mann, oder auch in zwei Teilen durch vier Mann fortgeschafft werden.

Die transportablen Kochherde könnten überall dort ausprobiert und mit Vorteil benutzt werden, wo es notwendig wird, plötzlich und rasch für die Verpflegung größerer Truppenmengen zu sorgen. So beispielsweise bei längeren Eisenbahntransporten im Frieden, deren Dauer die Verabreichung einer warmen Mahlzeit an die Truppen notwendig macht, bei größeren Garnisonübungen, die man gern bis zum Abend ausdehnen und dennoch die Kosten für ein Biwak sparen möchte, namentlich aber bei den Schießübungen der Infanterie, zu welchen die Bataillone oft mehrere Tage auswärts bleiben, oder doch über Mittag schießen und dann am besten den Rückmarsch in die kühleren Abendstunden verlegen.

Eine erhöhte Bedeutung würde die Verwendung solcher transportabeln Kochherde gewinnen während der großartigen Truppentransporte bei Ausbruch eines Krieges, zur schleunigen Einrichtung der notwendigen Verpflegungsanstalten auf vielen Bahnhöfen, die tagtäglich Hunderte und Tausende von Menschen speisen sollen, und ebenso erwünscht käme gewiß den Offizieren eine derartige „fliegende Mannschaftsküche“, welche mit ihren Leuten ohne weitere Vorbereitung plötzlich die Forts und Kasematten mobilisierter größerer Festungen beziehen und die dort erforderlichen Arbeiten an deren Werken ausführen sollen.

Mit dieser Andeutung streifen wir bereits den Zeitpunkt, zu welchem die regelmäßige und ausreichende Verpflegung der, wandelnden Staaten vergleichbaren, kolossalen Heere der Neuzeit sich zu einer besonders schwierigen Aufgabe gestaltet, weil es sich nicht allein darum handelt, die erforderlichen Lebensmittel überhaupt zu erwerben, sondern sie auch rechtzeitig dorthin zu schaffen, wo die Truppen sich gerade befinden.

Die kleinen Heere, welche in früheren Kriegen auftraten, vermochten sich in einigermaßen fruchtbaren Gegenden leicht auf die Dauer aus den Hilfsquellen des Landes zu ernähren. In andern Fällen wurde der Krieg so langsam und systematisch geführt, daß man Magazine errichten, Herden nachtreiben, und auf Wagen den ganzen Bedarf heranschaffen konnte. Die Schwierigkeiten, welche damals der Verpflegung des Heeres im Felde sich entgegenstellten, wurden hauptsächlich durch altes Herkommen und durch bestimmte Rechtsbegriffe erzeugt, von denen man im Kriege nicht ließ. Diese führten zum sogenannten Magazinsystem, welches die Armee an bestimmte Punkte fesselte, von denen sie sich nur auf eine gewisse Zahl von Märschen entfernte. Selbst da, wo man die Mittel des Kriegsschauplatzes durch Ausschreibungen von Lieferungen aller Art unentgeltlich in Anspruch nahm, hielt man an den Magazinen fest. Friedrich der Große ließ 1756 wie im folgenden Jahre auf diese Weise seine Armee vom feindlichen Lande leben, lediglich in der Absicht, sein Geld in der Tasche zu behalten, den Schatz zu schonen und dadurch die Möglichkeit zu gewinnen, den Krieg länger fortzuführen. Übrigens würde die Kriegführung des weitblickenden Feldherrn ohne Zweifel sich von diesen beengenden Fesseln, die sie ohnehin oft genug durchbrach, bald völlig frei gemacht und einen ganz andern Charakter angenommen haben, wenn der König bei Beginn des siebenjährigen Krieges statt achtzehn Millionen Thalern etwa die zehnfache Summe zur Verfügung gehabt hätte, und im stande gewesen wäre, durch Anlehen weitere Geldbeträge zu bekommen.

Die neue Art der Staatsgeldwirtschaft hat einen maßgebenden Einfluß auf die Kriegführung und die Ernährung der Truppen im Kriege gewonnen.

„Zeitweise mag die Armee (Friedrichs des Großen) gelebt haben, ohne daß ein Thaler aus dem Schatze floß, oder ein Sack Mehl über die Grenze geschafft wurde“, sagt v. d. Goltz. „Im siebzehnten Jahrhundert war es im Kriege Regel, gratis zu existieren und weder Thurn, noch Mansfeld oder Christian von Braunschweig und Wallenstein haben über einen regelrechten Staatsschatz verfügt, um ihre Heere zu unterhalten. Ihnen galt das Gesetz, daß der Krieg den Krieg ernähren müsse, in vollem Umfange.“

„Seit die Armeen und die täglich verbrauchten Gelder nach Millionen rechnen, ist das anders geworden. Die in der Eile des Durchmarsches oder durch Beitreibungen zusammengebrachten Vorräte spielen, was die Geldersparnis anbelangt, keine erhebliche Rolle mehr. Essen und trinken die Truppen auch vorübergehend auf Nachbars Kosten, so kann darum doch die Armeeintendantur ihre Thätigkeit noch nicht einstellen und die Staatskasse zeitweilig zugeschlossen werden. Bei der Vorsicht, welche die Ernährung so großer Menschenmassen erfordert, kann man nicht abwarten, ob hier oder dort etwas im Lande gefunden wird, ehe man seine Berechnung macht, sondern es wird täglich der ganze Bedarf für die ganze Armee von Staats wegen sicher gestellt werden müssen. Wie ein großer Haushalt unvermindert fortwährt, selbst wenn ein oder das andre Familienmitglied zu Gast an fremde Tische geht, muß auch die Verpflegungsquelle fortdauernd für die volle Zahl von Menschen und Tiere fließen, gleichgültig, ob das eine oder andre Korps gelegentlich des Nachschubs gar nicht bedurfte.“

„Leben wir vom feindlichen Lande, so ist damit gesagt, daß der Gegner nicht in dem unsrigen steht, und dieses überhaupt nicht unter der Anwesenheit des kämpfenden Heere leidet. Seine Steuerkraft, sein Kredit sind bei weitem nicht so geschmälert, als wenn ein Teil des Gebiets von Truppenmassen bedeckt wäre. Hierin ist der Vorteil zu suchen. Der Gedanke aber, welchen man wohl im siebzehnten oder achtzehnten Jahrhundert hegen konnte, daß es möglich ist, den Feind dadurch zur Nachgiebigkeit zu zwingen, daß man den Krieg auf sein Gebiet verlegte, erleidet heute eine wesentliche Einschränkung. Wie schon früher gesagt, hängt die Möglichkeit, auszuharren, nicht mehr so sehr davon ab, ob man diesseits oder jenseits der Grenze steht, als von dem internationalen Kredit, den man besitzt".

„Ein gefüllter Schatz kann ein Armeekorps, eine Finanzkapazität zur Seite des Feldherrn einen tüchtigen Truppenführer wert sein, denn Geld ist der Zauberstab für alle Heeresbedürfnisse. Die Kriegsführung unsrer Tage mit ihrem Grundsatze eines ununterbrochenen, rückhaltslosen Gebrauchs aller Streitkräfte wäre kaum denkbar, ohne das Mittel der Subskriptions-Anleihen, durch welche allein die Summen flüssig gemacht werden können, deren wir bedürfen."

Schon Clausewitz hat den Satz aufgestellt: „Die Verpflegung der Truppen hat, wie sie auch geschehen möge, immer eine solche Schwierigkeit, daß sie eine sehr entscheidende Stimme bei der Wahl der Maßregeln besitzt; sie ist oft den wirksamsten Kombinationen entgegen und nötigt, der Nahrung nachzugehen, wo man dem Siege, dem glänzenden Erfolge nachgehen möchte."

Ist das Geld für die Verpflegung des Heeres vorhanden, so handelt es sich also hauptsächlich um die Modalität zu deren Beschaffung. In der Fähigkeit, die kolossalen Truppenmassen rasch an entscheidender Stelle zu versammeln, sie schnell zu bewegen, um den Gegner zu umfassen, seine Blößen durch Überraschung auszunutzen, erblicken wir eine wesentliche Vorbedingung des Erfolgs im Kriege. Deshalb drängt alles auf einen rapiden Fortschritt der Operationen. Hunderttausende eilen tagelang, wochenlang ohne Aufenthalt in dichten Massen vorwärts. Kommen sie dann zum Stehen, so gibt es eine Ansammlung von Menschen auf engem Raume, die jedem Vergleiche aus dem Friedensleben spottet. Haben doch 1870 nahe an 400000 Mann mit 60000 Pferden in der Umgegend von Metz monatelang gelagert. Das reichste Land ist nicht im stande, längere Zeit hindurch die Verpflegung für derartige Menschenmengen zu liefern, und für die fortschreitenden Operationen reichen selbst die Mittel nicht aus, welche ein ausgebreitetes Eisenbahnnetz in kultivierten Gegenden für die Nachführung von Lebensbedürfnissen bietet. Dann steht drohend der Mangel vor der Thüre, der selbst im reichen Frankreich für kurze Zeit bei einzelnen Truppenteilen geherrscht hat. Mit Recht sehen wir es im Hinblick auf andre Kriege als einen großen Fortschritt an, daß der Notstand 1870 niemals eine solche Ausdehnung angenommen hat, um die kriegerische Verwendung der Heere in nennenswertem Umfange zu beeinflussen und in diesem Zugeständnis werden am besten die ungeheuren Schwierigkeiten anerkannt, welche der Verpflegung der Armee auch unter den günstigsten Vorbedingungen entgegenstehen.

Die Erfahrungen der letzten Feldzüge auch in dieser Richtung sind am deutschen Heere nicht unbeachtet vorübergezogen. Man ist darauf bedacht gewesen, die Beschaffung der notwendigen Lebensmittel und ihrer Transporte besser und umfassender zu regeln, und anderseits bestrebt, dem Soldaten selbst das Mitführen von Lebensmitteln in höherem Grade zu ermöglichen und zu erleichtern, als dies bisher der Fall war. Frische Nahrungsmittel nehmen einen verhältnismäßig großen Raum ein, verderben leicht, sind schwer aufzubewahren und erfordern lange Zeit zur Zubereitung. Eine vortreffliche Aushilfe bieten deshalb die künstlich vorbereiteten Lebensmittel, die Konserven aller Art. Sie sind so viel leichter, daß das Gewicht einer dreitägigen, eisernen Portion in frischen Lebensmitteln und Zwieback 855 Gramm, in Konserven etwa 630 Gramm beträgt, lassen sich des geringeren Umfanges wegen bequem im Tornister oder Brotsack unterbringen und sind dem Verderben nicht ausgesetzt. Der Soldat ist daher imstande, in Konserven weit mehr Nahrungsmittel mit sich zu führen, ohne eine größere Last zu tragen.

In der preußischen Armee hat zuerst Prinz Friedrich Karl als kommandierender General des III. Armeekorps sein Augenmerk auf die Herstellung leicht transportabler und dennoch nahr- und schmackhafter, sättigender Lebensmittel gerichtet. Er ließ innerhalb seines Befehlsbereichs mühsame und langwierige Versuche anstellen und wurde dabei durch seinen Intendanten, den wirklichen Geheimen Kriegsrat Engelhard, jetzigen Abteilungschef im Kriegsministerium auf das eifrigste unterstützt.

Es handelte sich bei diesen Experimenten der Hauptsache nach darum, vegetabilische und animalische Stoffe in derartiger Zusammensetzung zu komprimieren, daß sie sich zu einer ganzen, ausreichenden Mahlzeit ergänzen. Schon im Jahre 1868 gelang die Herstellung eines sogenannten Fleischbrotes, das im Kriege bei den Brandenburgern sich auch vielfach erprobt hat. Seine Massenerzeugung 1870 scheiterte an der Unmöglichkeit, bei dem plötzlichen Ausbruch der Feindseligkeiten, die nötigen Maschinen zu beschaffen.

Unter dem Druck der Verhältnisse rief deshalb die Intendantur der II. Armee, an deren Spitze der Geheimrat Engelhard gestellt war, während der Mobilmachung eine provisorische Fabrik zu Berlin in das Leben, um deren erstes Produkt, die allbekannte Erbswurst, sich eine förmliche Mythe geschlungen hat. Die Erbswurst bildete noch eine sehr mangelhafte Dauerspeise, zu deren Wahl nur die Not zwang, aber dieser Notbehelf hat in einzelnen Epochen des Krieges, vor Metz, bei der Einschließung von Paris, bei dem Zuge des Prinzen Friedrich Karl nach Le Mans, überall dort, wo bei Schnee und Eis, in Berg und Wald die schweren Verpflegungstrains den vordringenden Korps nicht zu folgen vermochten, Dienste geleistet, die um so höher anzuschlagen, ja geradezu unschätzbar waren, als die deutsche Industrie damals nur für vornehme Küchen berechnete Konserven mit Delikatessen in kleinen Mengen zu liefern im stande war, und als die englischen Produkte auf diesem Gebiete ebenso, wie mancher andre Heeresbedarf, aus den großartigen Werkstätten des Inselreichs der Hauptsache nach unsern damaligen Feinden zugeführt wurden. Die Regierung der Nationalverteidigung mochte viel-

leicht höhere Preise gewähren, als die unter allen Umständen sparsame und genau rechnende deutsche Verwaltung.

Später, während des Herbstfeldzuges, begannen in dieser Interimsfabrik Versuche mit Fleischkonserven, Pferderationen u. s. w., die allerdings nicht annähernd den Erfolg erzielten, wie die bequem in großen Massen herzustellende Erbswurst. Immerhin hat die mit Maschinen und Gerätschaften nur notdürftig ausgerüstete Anstalt, in Verbindung mit einer zweiten Fabrik auf der Gustavsburg bei Mainz, welche den gleichen provisorischen Charakter trug, während des Krieges überhaupt vierzig Millionen Portionen Konserven aller Art geliefert, und wenn man auch annimmt, daß davon der dritte Teil oder gar die Hälfte nicht bis zu den Truppen gelangt, sondern anderweitig verbraucht, verdorben und verschleudert ist, so bleibt doch noch ein wahrhaft ungeheurer Verbrauch übrig, ein Verbrauch, der allein genügen würde, um den Beweis für die Nützlichkeit, ja die Notwendigkeit der Konservenfabrikation für militärische Dinge zu führen.

Der Befehlshaber der Okkupationsarmee, Feldmarschall Manteuffel, dem als Intendant wieder Geheimrat Engelhard zur Seite stand, ließ dann in seinem Hauptquartiere zu Nancy eine besondre Fabrik für Armeekonserven errichten. Als sich das dort eingeschlagene Verfahren bewährt hatte, schritt man dazu, eine permanente derartige Einrichtung zu treffen. Das demgemäß in Mainz angelegte Etablissement sollte anfangs auch nur der Okkupationsarmee dienen, wurde aber, da diese früher ihrer Auflösung entgegen ging, als man erwarten durfte, für das ganze deutsche Heer eingerichtet und trat unter die Verwaltung des preußischen Kriegsministeriums.

Auf einem besonders für die Anlage geeigneten, ausgedehnten Terrain zwischen der Predigerhohle und der Mombacher Straße in jener großen, deutschen Festung erheben sich die mit einem Aufwande von 4 1/2 Millionen Mark aufgerichteten, stattlichen Baulichkeiten, welche bestimmt und geeignet sind, im Falle des Bedarfs als Universalküche für mehr als eine halbe Million Menschen zu dienen.

Die Gründung dieser dem Staate gehörigen Anstalt ist der Erwägung entsprungen, daß an die für den Gebrauch der Armee verwendbaren Konserven verschiedenartige, nur schwer zu vereinigende Anforderungen gestellt werden müssen. Sie bedürfen besondrer, ganz bestimmter Eigenschaften, auf die es bei Herstellung von Präparaten für den Luxus oder den bürgerlichen Tisch nicht ankommt. Sie dürfen, um hier nur auf einige Punkte hinzuweisen, nicht zu teuer werden, können deshalb nur die notwendigsten Nährmittel enthalten, erscheinen aber unbrauchbar, wenn bei der Zubereitung noch besondre Zuthaten nötig werden, und müssen dabei den an reichliche Nahrung gewöhnten Magen zur Genüge ausfüllen. Auch eine ungeübte Hand muß im stande sein, im einfachen Feldkessel am offenen Biwakfeuer schnell aus ihnen eine schmackhafte, warme Kost herzustellen, während sie anderseits auch im kalten Zustande genießbar sein sollen. Armeekonserven müssen ferner handlich und so gestaltet sein, um ohne große Mühe in gleich große Portionen geteilt werden zu können, müssen sich bequem und billig verpacken lassen und selbst bei unaufmerksamer Behandlung, bei langen Transporten und den verschiedensten Temperaturverhältnissen die Gewähr einer möglichst langen Dauer geben.

Die Mainzer Fabrik liefert hauptsächlich Preßkaffee, Thee, Coca (eine Mischung von Kaffee und Kakao), ferner die Tafeln zu Erbsen-, Brot- und Linsenreissuppe, die gleichzeitig neben dem fest und trocken zusammengepreßten Mehle jener Gemüse den nötigen Fleischsaft, Gewürz und Fett enthalten, dann komprimierten Sauerkohl, Bohnen-, Juliennegemüse und auch getrocknete Kartoffeln. Außerdem stellt sie Fleischkonserven der verschiedensten Art her. In dieser Beziehung sind in letzter Zeit durch das Kochen im luftleeren Raume, bei sehr mäßiger Erwärmung, wesentliche Fortschritte gemacht worden, so daß das Fleisch, obgleich gar gekocht, dem frischen viel ähnlicher ist, als das auf gewöhnliche Art gebrühte. Feingehacktes, mit Zwiebeln und Gewürz versetztes, im luftleeren Raume bei 35° R. völlig ausgedörrtes und in Tafeln zu einzelnen Portionen zusammengepreßtes Fleisch wird voraussichtlich deshalb besonders begehrt sein, weil das Büchsenfleisch bei allen seinen sonstigen Vorzügen sich nicht in einzelnen Portionen liefern läßt und deshalb nicht jedem Manne das, was ihm zukommt, mitgegeben werden kann. Endlich wird Brot und Mehl durch hydraulische Pressen auf das denkbar geringste Volumen beschränkt und werden Eier auf ähnliche Weise, wie das Dörrfleisch, konserviert.

Die Erhaltung der zahlreichen Zug- und Reittiere bildet erfahrungsmäßig eine Hauptschwierigkeit für die Feldarmee. Die Herstellung und Verwendung komprimierter Nährstoffe für Pferde erscheint deshalb gleichfalls von hoher Wichtigkeit. Vielfach ist früher schon gepreßtes Heu mitgeführt worden, das aufgeweicht wieder ein gutes und genügendes Futter gibt. In Mainz aber werden als bestes Surrogat für das frische Futter sogenannte Pferdebiskuits fabriziert, die aus einem zusammengepreßten Gemisch von Hafer, Mais, Brot, Erbsen und Mehl bestehen. Von ihnen ist schon das geringe Quantum, das jedes Pferd ohne große Belastung mitzuschleppen vermag, im stande, das Tier drei Tage lang vollständig ausreichend zu ernähren.

Es kann nun schon deshalb nicht daran gedacht werden, die ganze Feldarmee ausschließlich oder auch nur für einen längeren Zeitraum mittels Konserven zu ernähren, weil Mann und Pferd im allgemeinen die frische Nahrung vorziehen, auch wenn deren Beschaffung und Bereitung mehr Schwierigkeiten macht. Ebensowenig werden jemals alle im Felde stehenden Streitkräfte auf Konservenverpflegung angewiesen sein. Um die Ausdehnung der Fabrik zu bemessen, muß man deshalb davon ausgehen, daß jedes einzelne der von ihr bereiteten Nährmittel etwa alle sechs, acht oder zehn Tage einmal zwischen die frischen Lebensmittel eingeschoben werden kann. Nur an Kaffee muß der Tagesbedarf für die gesamte Heeresstärke ununterbrochen geliefert werden.

Veranschlagt man die Kopfzahl der, während eines Feldzuges vor dem Feinde stehenden Truppen in runder Summe zu 600 000 Mann und 200 000 Pferden, so kann man den Bedarf an Konserven ungefähr folgendermaßen berechnen:

Kaffee: täglich 600 000 Portionen.

Büchsenfleisch: alle sechs Tage eine Portion für den Mann, oder täglich 100 000 Portionen.

Feldgemüse: alle sechs Tage eine Portion, also täglich 100 000 Portionen.

Kunstbrot, unter welcher Bezeichnung geröstetes Brot in hydraulischer Pressung verstanden wird, alle zehn Tage eine Portion für den Mann, mithin täglich 60000 Portionen; endlich

Pferderationen: in je zehn Tagen eine, also täglich 20000 Rationen.

Diese Mengen von Nahrungsmitteln, die reichlich genug selbst unter anderweiten, die Verpflegung der Armee erschwerenden Umständen bemessen erscheinen, ist die königliche Fabrik aber anstandslos fortdauernd zu liefern im stande. Ja sie vermag außerdem noch die Bedürfnisse der Marine zu befriedigen, erzeugt nebenher große Quantitäten von Dauerwurst, geräucherten Zungen und Fleischpräparaten der verschiedensten Art, so daß ihre Einrichtung in der That die Schlagfertigkeit des deutschen Heeres um ein Bedeutendes erhöht hat.

Die Einrichtung der Fabrik und ihr vom Staate überwachter, den Schwankungen des Handelsverkehrs nicht unterworfener Betrieb bieten auch die Gewähr für eine gleichmäßige Güte und reichlichen Wechsel der Speisen. Dieser Umstand, an und für sich schon wertvoll genug, gewinnt in diesem Falle doppelte Bedeutung, weil nur auf diese Weise die Armee Vertrauen zu den gelieferten Konserven gewinnt und nur in diesem Falle die einzelnen Leute nicht mit Widerwillen an die Verzehrung derselben gehen.

Die ganze Anlage nimmt ein Dreieck von 350 Meter Länge und 150 Meter Grundlinie ein, dessen Spitze nach Norden gerichtet ist. Die Front des Hauptgebäudes liegt nach Osten, die großen Eingänge befinden sich am Nord- und Südende. Im allgemeinen sind die Anordnungen derart getroffen, daß die Verarbeitung der Vegetabilien von Norden, die der animalischen Stoffe von Süden aus nach der Mitte der Fabrik vorschreitet. In der nördlichen Spitze des Grundstücks liegt ein alleinstehendes Gebäude, welches die Büreauräume umschließt. Dann folgen ein großes, vierstöckiges Magazin- und Mühlengebäude mit vorspringendem Wasserturm und die zwei Stockwerke hohe, eigentliche Fabrik. An das langgestreckte Gebäude schließen sich auf beiden Seiten vier Quergebäude an, in denen die verschiedenen Zweige der Arbeit betrieben werden. Die Höfe zwischen diesen Querbauten können mit Glas überdeckt werden und liefern dann den Raum zu einer etwa notwendigen Betriebserweiterung. Weiter befinden sich auf dem Grundstücke noch Gebäude zu Dienstwohnungen und zu ökonomischen Zwecken zwischen hübschen Anlagen, eine besondre Gasanstalt mit Spritzenhaus und Ställe.

Am Südgiebel des Hauptgebäudes, möglichst weit entfernt von den andern Fabrikräumen, damit die hier entstehenden heißen Dämpfe keinen nachteiligen Einfluß auf die übrigen Präparate ausüben, liegt die Kaffeebereitungsanstalt. Die aus dem Lagerraume über der Brennerei mittels eines Aufzuges herzugeschafften Kaffeebohnen werden in drei großen Kugelbrennern, deren jeder 100 bis 120 Kilo faßt, geröstet und in großen Kästen mit Drahtboden gekühlt. Besondere Apparate besorgen dann hintereinander das Mahlen, Mischen, Versetzen mit Zucker, das Abwiegen zu gleichen Portionen, das Pressen zu runden Täfelchen und das Verpacken.

Den ersten Querbau nehmen Schlächterei und Fleischerei ein. Durch das Eingangsthor wird das Vieh direkt auf den Schlachtstand geführt, auf dem täglich 160 bis 200 Rinder geschlachtet werden können. Allerdings ist dazu eine Arbeitszeit von zwanzig Stunden mit Ablösung des Personals nötig. Das in gut ventilierten, besondern Räumen gehörig ausgekühlte Fleisch gelangt in die Fleischerei, wo auf großen Tischen die Viertel zerlegt, die Knochen ausgelöst, die Fleischstücke zu Bouillon, Braten und Goulasch abgeteilt werden. Rohfett und Knochen erfahren eine besondre Behandlung. Alle zerlegten Stücke können von hier aus ohne weiteres in die dicht neben der Fleischerei gelegene Küche und in die Kochgefäße gebracht werden.

Die Küche bildet einen kreuzförmigen Raum, in dessen Mitte ein Kochherd von gewaltigen Verhältnissen und ein Vakuum stehen. Daneben befinden sich vier große, mit Wasserheizung und einem ausziehbaren, fortwährend zu benutzenden Herde versehene Wieghorstsche Bratöfen, die sogenannten Batterien. Nach beiden Seiten erstrecken sich in den Langbau hinein je zwei Reihen von Kochkesseln und Abdampfschalen; endlich finden sich hier die Luftpumpe für das Vakuum, eine Destilliermaschine, besondre Knochenkochkessel, Rührgeschirre, eine Wurstfüll- und eine Hefenfiltriermaschine, Wasser- und Dampfkräne, Laufwagen zur Bedienung der Kessel, Schleifsteine und der Büchsenkochkessel.

Im Stockwerke über der Küche werden die fertigen Fleischspeisen zerlegt, verteilt, abgewogen und dann mit Bouillon und Grünzeug in die Blechbüchsen gefüllt. Diese werden verlötet, auf Haltbarkeit und Dichtigkeit untersucht, nochmals gekocht und gedünstet und nach dem Abkühlen im Keller aufgestapelt. Hier erfolgt eine weitere Beobachtung und nur die Büchsen, welche nach einiger Zeit keinen Fehler zeigen, gelangen zur Versendung oder werden in die Magazinräume übergeführt.

Im dritten Querbau befindet sich das Maschinen- und Kesselhaus und das Kohlendepot. Von hier aus werden alle Werke der Fabrik betrieben. Leitungen mit warmem und kaltem Wasser, oder mit heißem Dampf, führen in die verschiedenen Abteilungen, die auf bequemste Art noch durch Fahrstühle und Aufzüge zum Verkehr und Warentransport unter einander verbunden sind.

Das Mühlenwerk arbeitet mit sieben Gängen und neun Walzen. Außerdem sind noch sechs Griesputzwerke und eine große Beutelmaschine aufgestellt. Die Mühle verarbeitet binnen zwölf Stunden 350 bis 400 Zentner Körner, ist aber im stande, durch Einschaltung von Verquetschwalzen in der doppelten Zeit 1600 Zentner und mehr Mehl zu liefern. Sie ist mit den neuesten Erfindungen ausgestattet; alle Manipulationen werden durch Maschinen vollzogen, die den Rohstoff für alle Gemüse und Suppenkonserven, für die Bäckerei und Cakesfabrik, und für das Pferdefutter aufnehmen, zurichten und das Kunstprodukt abliefern, das je nach den verschiedenen Mahlverfahren als Mehl, Gries, Graupen oder in Körnerform erscheint.

Durch eine künstliche Wasch- und Trockenanstalt zum Reinigen der Hülsenfrüchte vor ihrer Abführung in die Mühle ist die letztere von der Bäckerei im vierten Querbau getrennt.

Die Mühle befördert ihre Produkte auf den über der Bäckerei gelegenen Bodenraum, und diese können von dort wieder direkt in die Knet- oder die Mischmaschinen heruntergelassen werden. Teigwalzen und Cakesstecher bereiten und formen dann den Zwieback für Mann und Pferd, der in den langen Reihen der Backöfen mit gemeinsamem Feuerungsgang gebacken, durch ein Gebläse abgekühlt und durch Maschinen in den Oberstock befördert wird.

Neben der Küche einerseits und der Bäckerei anderseits, befindet sich die Preß- und Paketieranstalt. Hier begegnen sich also die animalischen mit den vegetabilischen Substanzen zur Bereitung von komprimierten Suppen und Gemüsen. Sieb- und Stampfwerke zur Verarbeitung von Salz und Gemüsen, Pressen, Mischtische, Salzpfannen füllen die Räume. Die Konserven erhalten unter der hydraulischen Presse die Form runder Tafeln, welche ganze oder halbe Portionen bilden, werden zu Cylindern fest zusammengedrückt und dann in ein pergamentartiges, mit verdünnter Schwefelsäure getränktes Papier gewickelt. Eine weitere Umhüllung von bleifreiem Stanniol und eine dritte von demselben Schwefelsäurepapier schützt die Konserven am besten vor Nässe und Verderben. Diese Art der Verpackung ist dabei wohlfeil, schadet dem Geschmack nicht, wiegt nicht schwer und ist leicht zu entfernen. Eine Etikette bezeichnet den Inhalt und gibt eine kurze Gebrauchsanweisung. Danach wird durch einfaches Aufkochen der zerdrückten Tafeln schnell ein nahrhaftes, gut schmeckendes Gericht hergestellt.

Bei den großen Ansprüchen, welche gerade in schwierigen Zeitläuften an den ungestörten, ja an den vermehrten Betrieb der Fabrik gestellt werden, darf diese nicht auf die mehr oder minder unzuverlässige Mitwirkung andrer Gewerbe angewiesen sein, sondern muß auch das selbst schaffen können, was unmittelbar zu ihren Fabrikaten nötig wird. Deshalb werden die nötigen Blechbüchsen in einer eignen, großartigen Klempnerei beschafft, die gleichfalls vorhandene Buchbinderei liefert die erforderlichen Hülsen, eine Schnellpresse druckt Etiketten und Anweisungen, Tischlerei und Reparaturwerkstatt besorgen alle Ausbesserungsarbeiten, und nur die ganz selten vorkommenden Reparaturen an großen Maschinenteilen müssen außerhalb vorgenommen werden.

Der Sanitätsdienst.

„Als ich im Sommer 1812 in Königsberg meine Stellung antrat, waren die Lazarettverhältnisse, wenn auch nicht ohne erhebliche Mängel, dennoch einigermaßen erträglich. Man hatte alle irgendwie disponiblen größeren Gebäude der Stadt, Kirchen, Schulen, Tanzlokale, endlich Magazine, Artilleriewagenschuppen ꝛc. zu Lazaretten eingerichtet, mit Bettstellen, Strohmatratzen, Wolldecken versehen, so gut es eben ging und soweit die damals noch nicht ganz erschöpften Mittel der Stadt und des Landes reichten. Ich glaube kaum, daß die Franzosen, zu deren Besten dies alles geschah, viel zu den Kosten der Einrichtung beigetragen hatten. Es waren mit Unternehmern Kontrakte über die Verpflegung der Kranken, über Lieferung von Medizin und sonstigen Bedürfnissen abgeschlossen worden.

Wenn ich nicht irre, wurde per Kopf und Tag 1/4 Thaler gezahlt. Im allgemeinen kann man sagen, daß die Lieferanten ihren Verpflichtungen so ziemlich nachkamen. Auch die Zahl der Ärzte erschien genügend, indem die herangezogenen Zivilärzte, die Professoren der Universität, und eine Zahl von etwa fünfzig Ärzten, die aus Berlin gesandt waren, es möglich machten, anfangs einem Arzte nur zweihundert Betten zuzuweisen.

„Dies alles änderte sich im Winter sehr zum Nachteile. Bis dahin waren es die Kranken der durchziehenden und nachgesandten Truppenteile gewesen, welche die Lazarette nur mäßig füllten. Auch handelte es sich hier meist um leichtere Krankheitsfälle und kräftigere, noch nicht erschöpfte Naturen. Je weiter indessen der Winter fortschritt, desto höher stieg die Zahl der Kranken, desto furchtbarer entwickelte sich das Typhusgift, desto zerrütteter war der Leib, desto deprimierter war der Geist der Patienten. Immer neue Lazarette mußten errichtet werden, immer überfüllter wurden sie, immer geringer wurden die Mittel, die zu Gebote standen. Weit über die Hälfte der Ärzte wurden von der fürchterlichen Krankheit hingerafft, und da kein Nachschub kam, mußten die überlebenden die Arbeit der gestorbenen auf sich nehmen. Petechientyphus in der stärksten Intensität und Ruhr in der schrecklichsten Art herrschten vorzugsweise, doch war auch an erfrorenen Gliedern und schweren Verwundungen kein Mangel.

„Die damalige Generation litt an einer so furchtbaren Blutentmischung, daß wir die vorherrschende Krankheit mit Recht die Wilnaer Pest nannten. Brandige Bubonen in der Leisten- und Achselgegend zeigten alle Merkmale der eigentlichen Pest. So kam es denn, daß die Sterblichkeit von 5 Prozent im Sommer auf 25 Prozent und darüber stieg.

„Daß ich selbst nicht unterlag, dankte ich meiner Jugend und einigen glücklichen Verhältnissen. Ich fand wenigstens anfangs in einer jüdischen Familie Quartier, die mich mit großer Freundlichkeit behandelte und nach Kräften für meine Verpflegung sorgte. Leider hatte ich bis zu meinem Lazarette, das sich in einem Artilleriewagenschuppen auf dem Hagelsberge befand, über eine halbe Stunde zu gehen. Mein Tagewerk begann früh sechs Uhr. Da watete ich denn durch fußhohen Schnee, bei bitterer Kälte und gegen einen brausenden Sturm in tiefer Finsternis jeden Morgen hinaus. Die Räume, in denen meine Kranken lagen, waren niedrig, mit wenigen kleinen Fenstern versehen und über alle Maßen dürftig eingerichtet, vor allem aber schlecht ventiliert. Wenn ich in die Krankensäle trat, empfing mich eine Luft, aus der man das Kontagium beinahe faßbar herauserkennen konnte.

„Die kümmerlichen Öllampen, von denen das Licht ausging, vermochten in dieser Luft nur trüb und qualmend zu brennen. Die Krankenwärter empfingen mich schlaftrunken oder unter den Nachwirkungen des nächtlichen Rausches. ‚Öffnen Sie ein paar Fenster!‘ war mein erster Befehl. Die Fenster waren aber meistenteils eingefroren, und oft genug mußte ich mit meinem Stocke erst einige Scheiben einschlagen, um nur etwas frische Luft zu erhalten. Nun ging es an die Krankenbesuche. Meine Unterärzte und der Apotheker begleiteten mich von Bett zu Bett. Oft genug rapportierte der Wärter den Tod des Patienten.

Sein Platz blieb meistens nur wenige Stunden leer. Die Behandlung war eine sehr einfache. Kräftige Speisen, Wein, Arnikatinktur, China, Mineralsäuren, kurz Mittel, um die gesunkenen Lebensgeister einigermaßen zu beleben und der gegen die Krankheit kämpfenden Natur zu Hilfe zu kommen. Dazu ein tröstliches Wort, den Franzosen in ihrer Sprache zugerufen, hier und da eine chirurgische Operation, Ablösung der erfrorenen oder brandigen Glieder — weiter — rasch weiter —! Die Zahl der Hilfefordernden war zu groß. So arbeitete ich mich bis gegen zehn Uhr vormittags durch die Krankensäle durch. Dann in die Apotheke, in die Küche zur Besichtigung der Speisen, eine hastig genossene Tasse Bouillon — weiter — weiter!

„Vor der Thür stand schon der Schlitten, von der Stadt gestellt, um die Armenpraxis zu erledigen, die uns gleichfalls aufgeladen war. In aller Eile wurde dann das Mittagsmahl verzehrt, ein Glas Wein hinuntergestürzt, um nachmittags zur zweiten Visite ins Lazarett zurückzukehren. Trat ich dann abends spät in mein Zimmer, so fand ich, daß ich dasselbe mit vielleicht einem halben Dutzend verwundeter und kranker Offiziere teilen mußte, die ebenfalls von mir Rat und Hilfe verlangten. Ihr Schmerzensstöhnen, ihre Phantasien haben oft genug die wenigen Stunden Schlaf abgekürzt, die mir vergönnt waren . . . . .

„Die Russen waren eingerückt; meine armen kranken Franzosen waren Gefangene; das Lazarett wurde von einer russischen Wache besetzt. Eines Morgens klagten mir meine Kranken unter Thränen, daß die Wache in der Nacht heraufgekommen sei, sie malträtiert, geschlagen und ihrer paar Pfennige beraubt habe. Glühend vor Unwillen eile ich zum russischen Obersten des Regiments, das die Wache gegeben, erzähle das Vorgefallene und verlange strenge Bestrafung“ . . . .

Vielleicht mögen die Zustände nicht in allen Kriegshospitälern zu Anfang dieses Jahrhunderts ganz so schlimm gewesen sein, wie die hier geschilderten, im allgemeinen aber kann der Leser sich danach ein zutreffendes Bild entwerfen von dem damaligen Lazarettleben. Mangelte es den Kranken und Verwundeten häufig an dem Notwendigsten, an Aufsicht, Pflege, an Heilmitteln und selbst an Nahrung, so waren auch nicht alle Militärärzte so wissenschaftlich gebildet, und so aufopfernd in ihrem Berufe, wie der, dessen in einem vielgelesenen Familienblatte veröffentlichten „Erinnerungen“ die vorstehende Darstellung entnommen ist.

Das hat sich seit jener Zeit zum bessern gewendet. Zwar bildet das Lazarett auch heute noch den Schrecken der Soldaten, aber die luftigen, hellen Räume unsrer jetzigen Friedenslazarette, welche mit allen Hilfsmitteln der Wissenschaft ausgestattet, mit allen nur erdenklichen Vorrichtungen zur sorgfältigsten Pflege versehen sind, die überall herrschende Ruhe, Ordnung und Sauberkeit, die den einzelnen Krankheitsfällen angepaßte rationelle und vortreffliche Verpflegung machen den überzeugenden Eindruck, daß dort für die Genesung der Kranken so zweckmäßig gesorgt ist, wie möglich. In der That wären nur die wenigsten Soldaten im stande, bei Krankheitsfällen in ihren bürgerlichen Verhältnissen die gleiche, oder auch nur eine ähnliche ärztliche Behandlung zu erlangen, wie ihnen im Militärlazarett zu teil wird. Einen erfreulichen Beweis für die gesunde Lebensweise der deutschen Soldaten überhaupt, wie für die gute in der Armee herrschende Kranken-

pflege liefert die geringe Sterblichkeit. Von tausend Soldaten starben einer neueren statistischen Aufstellung zufolge in Preußen 5,7, in England 8,4, in Frankreich 9,2, in Österreich 11,8 und in Italien 11,6. Besonders bemerkenswert erscheint dabei, daß in der allgemeinen Mortalität Preußen keineswegs gleichfalls an erster Stelle steht. Vielmehr sterben in England jährlich 21,7, in Frankreich 24,4 und in Preußen 26,9 auf je 1000 Einwohner.

Auch das militärärztliche Personal ist inzwischen nicht nur dem Bedürfnisse entsprechend vermehrt, sondern steht jetzt nach gründlicher wissenschaftlicher Bildung wie in gesellschaftlicher Beziehung auf einer weit höheren Stufe. Vielfach gingen die eigentlichen Ärzte früher aus den Reihen der Feldscherer und Kompaniechirurgen hervor. Da konnte es denn vorkommen, daß ein deutscher Militäroberarzt, welcher seine ersten Erfahrungen im russischen Feldzuge 1812 gesammelt hatte, noch vor dreißig Jahren solchen Soldaten, die er für Simulanten hielt, glühendes Siegellack auf die nackte Brust träufelte, ja daß er in seiner rohen, ungehobelten, wenn auch ganz wohlmeinenden Art neben dem Bette eines jungen, todkranken Fähnrichs das Messer wetzte, mit dem er eine schwere Operation bei demselben ausführen wollte. Die Instrumente, meinte er, zum Patienten gewendet ganz ruhig dabei, welcher mit Zittern und Zagen diesem Treiben zusah, seien sehr stumpf, da er so selten Gelegenheit habe, sie zu benutzen. Es dauere aber zu lange und sei zu teuer, um sie nach der Hauptstadt zum schleifen zu schicken.

Seit 1852 hat Preußen nur wissenschaftlich gebildete Militärärzte angestellt, und diese, die bis dahin als Militärbeamte mit militärischem Dienstrange galten, 1873 zu einem geschlossenen Sanitätsoffizierkorps vereinigt, dessen Mitglieder in ihren Rechten und Pflichten dem Offizierkorps der Armee und der Marine gleichgestellt sind.

An der Spitze des gesamten Sanitätswesens steht als Chef der Militärmedizinalabteilung im Kriegsministerium der Generalstabsarzt der Armee; ein Generalarzt leitet den Verband der Sanitätsoffiziere im Bereich eines jeden Armeekorps, und der älteste Regimentsarzt im Divisionsquartier steht dem Divisionskommandeur als technischer Beirat in allen den Sanitätsdienst betreffenden Angelegenheiten zur Seite. Jedes Regiment, jede Truppenabteilung überhaupt besitzt eine bestimmte Anzahl von Oberstabsärzten, Stabsärzten und Assistenzärzten, welche den ärztlichen Dienst bei der Truppe und in den Lazaretten versehen.

Die Hebung des preußischen Militärsanitätswesens ist namentlich von dem Generalstabsarzt Dr. Goercke ausgegangen, welcher sich in den Freiheitskriegen durch unermüdliche Fürsorge für die Kranken und Verwundeten hervorgethan hat, und dem auch die 1795 erfolgte Gründung des medizinisch-chirurgischen Friedrich-Wilhelms-Institutes, der sogenannten Pepinière, und später 1811 die Einrichtung der medizinisch-chirurgischen Akademie für das Militär zu danken ist. Beide Anstalten bilden im Anschluß an die Berliner Universitätsvorlesungen junge Leute zu Medizinern heran und lehren außerdem Kriegsheilkunde. Die Besucher verpflichten sich für die erhaltene staatliche Beihilfe in der acht Semester umfassenden Studienzeit, während welcher sie ein halbes Jahr bei einem Garderegiment eintreten

und mit der Waffe ausgebildet werden, zu einer bestimmten aktiven Dienstzeit im stehenden Heere, und in der That ergänzen sich die preußischen Militärärzte wesentlich aus diesen Anstalten, die zusammen zweihundertzehn Studierende aufnehmen.

Nach Beendigung ihrer Studien werden die jungen Mediziner als Unterärzte in der Armee angestellt, verbleiben aber vorderhand noch im Institute, um in dem Krankenhause der Charitee weiter ausgebildet zu werden und ihr Staatsexamen zu machen, und treten dann später zu den einzelnen Truppenteilen über. Für die Fortbildung der älteren Ärzte der Armee wird dadurch Sorge getragen, daß immer vierundzwanzig derselben durch Kommandierung als Repetenten zum Friedrich-Wilhelms-Institut im Lehren und Lernen volle Fühlung mit den Fortschritten ihrer Wissenschaft behalten. Außerdem finden jährlich in Berlin zwei dreiwöchentliche, von Universitätsprofessoren geleitete, sogenannte Operationskurse statt, deren jedem dreißig Ärzte als Zuhörer beiwohnen.

Anderseits sind die Truppenärzte unermüdlich thätig, um das für die Krankenpflege notwendige untere Personal an Lazarettgehilfen, die den Ärzten bei den Verrichtungen des niederen Chirurgendienstes an die Hand gehen und sie dadurch in den Stand setzen sollen, eine größere Anzahl Patienten zu versehen, an Krankenwärtern und Krankenträgern heranzuziehen und zu schulen.

Die Organisation des deutschen Militärsanitätsdienstes hat sich in Krieg und Frieden bewährt. Die rastlose Thätigkeit und die aufopfernde Pflichterfüllung unserer Truppenärzte während des letzten großen Ringens hat das ihrige zur Erhaltung der Schlagfertigkeit des Heeres und also mittelbar zu dessen Erfolgen beigetragen. In welchem Grade aber die Kraft der Ärzte angespannt werden mußte, geht zur Genüge aus der Thatsache hervor, daß zur Deckung des Bedarfs an ärztlichen Kräften die vorhandenen Militärärzte des aktiven, wie des Beurlaubtenstandes bei weitem nicht ausreichten, daß vielmehr über zweitausend Ärzte mit herangezogen werden mußten, die sich freiwillig meldeten. Im ganzen waren im französischen Kriege bei der Feldarmee und in den Reservelazaretten der Heimat beschäftigt: 7022 Ärzte, 8336 Lazarettgehilfen, 12707 Krankenwärter, 7800 Krankenträger ausschließlich der Hilfskrankenträger bei Truppen, 606 Apotheker, 254 Apotheken-Handarbeiter, 1309 Lazarettbeamte, 523 Offiziere und 8398 Trainsoldaten, zusammen 46955 Köpfe.

Diese Ziffern werden weniger erstaunlich klingen, wenn der geneigte Leser sich die umfassende Thätigkeit des Sanitätsdienstes im Felde in das Gedächtnis zurückruft, wie sie durch die preußische Kriegssanitätsordnung vom 10. Januar 1878 und die Kriegssanitätsordnung für das bayrische Heer vom 10. Februar 1879 neu geregelt ist.

Die gesamten Fäden desselben laufen bei dem Chef des Feldsanitätswesens zusammen, der sich im großen Hauptquartier befindet. Unter diesem Chef fungiert bei jedem Armeekommando ein Armee-Generalarzt, bei dem Kommando eines Armeekorps der Korps-Generalarzt mit den ihm zugeteilten konsultierenden Chirurgen, bei der Division ein Divisionsarzt und bei der Etappeninspektion, welche sich über ein mehr oder minder großes Gebiet im Rücken des operierenden Heeres

ausdehnt, ein Etappen-Generalarzt. Jedem einzelnen Lazarett steht der Chefarzt vor, und innerhalb der Etappeninspektion wird die Sorge für mehrere Lazarette eines und desselben Armeekorps dem Feldlazarettdirektor übertragen.

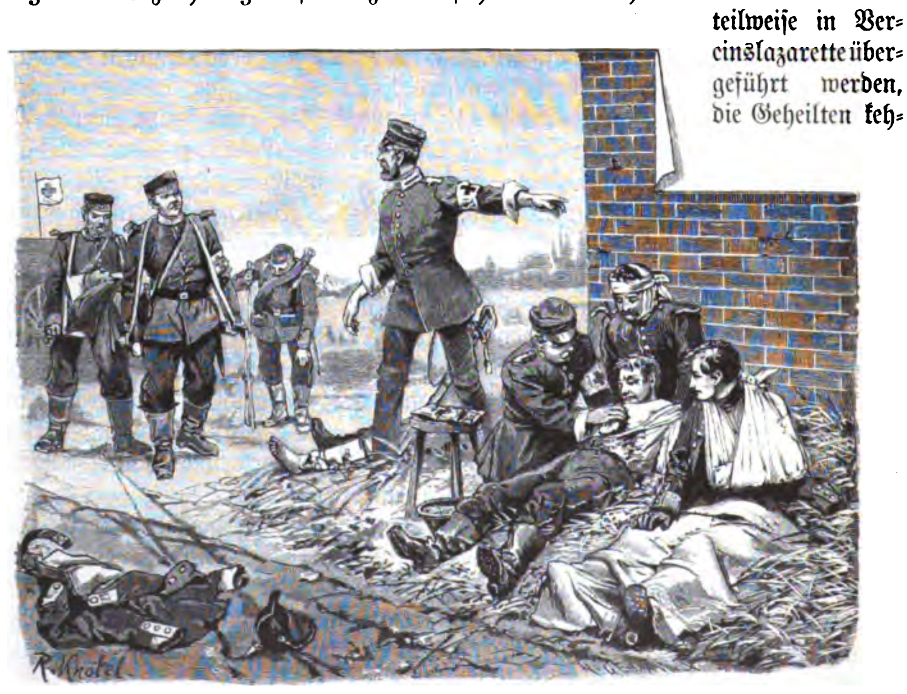
Den im Getümmel des Gefechts verwundeten Soldaten wird die erste Hilfe durch die Truppenärzte und die im Frieden ausgebildeten Lazarettgehilfen zu teil, zu denen dieselben durch die der Truppe entnommenen Krankenträger gebracht werden.

Jedes Armeekorps besitzt mehrere sogenannte Sanitätsdetaschements, von denen jedes unter der Führung eines Offiziers und einer Zahl bespannter Krankentransportwagen und Sanitätswagen mit dem nötigen Personal an Ärzten, Krankenträgern, Feldapothekern, Lazarettgehilfen, Militärkrankenwärtern u. s. w. besteht. Mit dem Beginne des Gefechtes tritt auch das Sanitätsdetaschement, welches der Truppe unmittelbar gefolgt ist, in Thätigkeit, sucht die auf dem Gefechtsfelde zerstreut liegenden Verwundeten auf und transportiert sie durch seine Mannschaften nach dem weiter rückwärts eingerichteten Hauptverbandsplatze. Hier werden die Verwundeten gelagert, erquickt, untersucht, verbunden, in dringenden Fällen selbst operiert und nach Lage des einzelnen Falles durch Anheftung von weißen oder roten Wundtäfelchen in Schwerverwundete und Leichtverwundete geschieden. Die letztern, welche ohne Nachteil einen weitern Transport ertragen können, werden den sogenannten Sammelstellen zugeführt und von dort aus weiter nach dem nächsten Etappenorte befördert. Die Schwerverwundeten dagegen sind sobald als möglich in das Feldlazarett zu schaffen, wo die regelmäßige ärztliche Behandlung beginnt und in welchem, da auch die Kranken der Truppenteile hier Aufnahme finden, der Schwerpunkt der amtlichen Sanitätspflege bei der kämpfenden Armee erblickt werden muß. Die Feldlazarette, von denen jedes Armeekorps mehrere zu je zweihundert Betten besitzt, werden dem Gefechtsfelde so nahe als möglich in vorhandenen Gebäuden oder in Zelten und Baracken untergebracht. Da dieselben jedoch ihren Truppen im weitern Vormarsche zu folgen bestimmt sind, so ist die größte Sorgfalt ihrer fortwährenden Entleerung zuzuwenden. Diejenigen Pfleglinge, welche nicht binnen kurzer Frist als geheilt wieder zu ihren Truppenteilen entlassen werden können, werden hier nach vier Kategorien in Leichtkranke, Schwerkranke, Leichtverwundete und Schwerverwundete geteilt und, sobald die Möglichkeit vorhanden ist, unter Mitwirkung sogenannter Krankentransportkommissionen rückwärts in den Bereich der Etappeninspektion befördert. Im Laufe des Krieges in Frankreich kamen überhaupt 191 Feldlazarette zur Aufstellung, welche sich zusammen 622 mal „etablierten". Sie haben im ganzen 280910 Verwundete und Kranke mit einer Summe von 3245743 Verpflegungstagen aufgenommen.

Im ersten Etappenorte, als der Sammelstelle, treffen die vom Schlachtfelde direkt hierher gebrachten Leichtverwundeten nun mit den Leichtverwundeten und Leichtkranken des Feldlazaretts zusammen und werden in Etappenlazaretten weiter behandelt, wenn ihre baldige Heilung zu erwarten ist, oder in Krankenzügen, welche aus Personenwagen aller Klassen und aus vorbereiteten Güterwagen zusammengesetzt sind, in die Heimat zurückgeführt.

Die Schwerkranken und Schwerverwundeten finden Aufnahme in den stehenden Kriegslazaretten, aus denen jedoch, um diese Lazarette für neue Ankömmlinge von der Feldarmee frei halten und eine Anhäufung Kranker und Verwundeter an einzelnen Stellen vermeiden zu können, gleichfalls auf fortwährende Entleerung das Augenmerk gerichtet werden muß. Diese erfolgt in den sogenannten Lazarettzügen, welche eine geschlossene Formation mit einem ständigen Personal bilden, und deren rollendes Material im Inlande aus besonders vorbereiteten Wagen vierter Klasse und andern geeigneten Fahrzeugen zusammengesetzt wird. Reicht die Zahl der Lazarettzüge nicht aus, so werden an Ort und Stelle mit vorhandenen Mitteln nach besten Kräften Hilfslazarettzüge hergestellt. Lazarettzüge und Hilfslazarettzüge fallen unter den Begriff der Sanitätszüge, von deren Benutzung Leichtverwundete und Leichtkranke ausgeschlossen sind. Während des deutsch-französischen Krieges waren sechsunddreißig solche Sanitätszüge eingerichtet. Davon stellte Preußen achtzehn, Bayern vier, Württemberg drei, Sachsen und Baden je einen, die freiwillige Krankenpflege neun. Sie haben etwa eine halbe Million Menschen vom Kriegsschauplatz in die Heimat zurückbefördert, vom August bis Oktober 1870 allein 96000 Mann.

Den Sanitätsdienst in der Heimat leitet der Chef der Medizinalabteilung im Kriegsministerium, innerhalb der Korpsbezirke der stellvertretende Generalarzt. Nach Anordnung dieser Behörden werden neben den bestehenden Garnisonlazaretten besondre Lazarette eingerichtet, welche sämtlich während der Dauer des Krieges die Bezeichnung Reservelazarette führen. Aus ihnen können die Kranken teilweise in Vereinslazarette übergeführt werden, die Geheilten keh-



ren zu ihren Truppenteilen zurück, die Dienstunbrauchbaren werden ihres Militärverhältnisses entbunden und diejenigen Genesenden, welche einer ärztlichen Behandlung nicht mehr bedürfen, der Privatkrankenpflege überlassen, soweit für sie noch besondre Pflege und Erholung wünschenswert scheint. Von der Wirksamkeit der Reservelazarette im Kriegsjahre 1870/71 gewinnt man ein Bild durch folgende Daten. Die Kriegsverwaltung hatte 124 542 Lagerstätten, die freiwillige Krankenpflege deren außerdem 32 169 aufgestellt. In dieser letztern Zahl sind die in Sachsen und Hessen eingerichteten Privatlazarette nicht mit einbegriffen. Im ganzen wurden der heimatlichen Krankenpflege überwiesen 602 282 Personen, von denen rund 250 000 Mann auf die deutsche Feldarmee, 175 210 auf die immobilen Truppen und 176 472 auf die französischen Kriegsgefangenen kommen.

Innerhalb dieses gewaltigen Apparates der Sanitätsorganisation finden dann noch die Lazarettreservedepots ihren Platz, welche bestimmt sind, die Bedürfnisse für den Sanitätsdienst bei Truppen und Lazaretten und das Krankentransportmaterial zu ergänzen, soweit der Abgang der erstern nicht durch Requisition oder freihändigen Ankauf an Ort und Stelle gedeckt werden kann. Jedem Armeekorps folgt ein aus zwanzig Fahrzeugen zusammengesetztes derartiges Depot, und die unausgesetzte Füllung dieser letztern erfolgt durch die auf den sogenannten Sammelstationen errichteten Güterdepots, deren erste Sektion lediglich zur Aufnahme von Lazaretterfordernissen bestimmt ist.





Eine Krankenträgerübung.

Das Zurücktragen der Verwundeten aus dem Gefecht war früher der fechtenden Truppe selbst überlassen. Dieses Verfahren hatte indes große Nachteile für die Aufrechterhaltung der Disziplin im Gefolge, denn mancher „Drückeberger“ machte sich gern die Gelegenheit zu nutze, unter dem Scheine hilfsbereiter Kameradschaftlichkeit auf Nimmerwiedersehen aus einer Gegend zu verschwinden, wo die feindlichen Kugeln fortwährend mit ihrem nervenerschütternden Zischen ihm um den Kopf sausten. Die Offiziere mußten deshalb mit ganzer Strenge darüber wachen, daß kein Mann unnütz die Gefechtslinie verließ, und das Schicksal der Verwundeten war als natürliche Folge hiervon mehr oder weniger dem Zufall anheimgestellt. Hier bemühten sich mit in die Augen fallender Beflissenheit zwei oder drei Genossen um einen nur eben „angekratzten“ Kompaniekameraden, während der Schwerverwundete an andrer Stelle unbeachtet verblutete. Dazu kam noch, daß die freiwilligen Helfer keine Kenntnis davon hatten, in welcher Weise mit dem Verwundeten umzugehen sei und oft trotz des besten Willens nicht nur seine Schmerzen vergrößerten, sondern infolge der ungeschickten Behandlung auch dessen Gesundheitszustand auf dem Rücktransport verschlimmerten.

Im November 1855 wurde deshalb in Preußen die Bildung eigner Krankenträgerkompanien angeordnet, die für diesen Beruf besonders geschult werden. Von den im zweiten Dienstjahre stehenden Mannschaften jeder Kompanie und Eskadron werden drei zuverlässige und geistig geweckte Leute ausgewählt und in den Wintermonaten durch einen Militärarzt in den Anfangsgründen der Anatomie des Menschen und der Verbandslehre unterrichtet. Praktische Instruktionen über

die erste Anlage eines Verbandes unter bestimmten Voraussetzungen, und über die zweckmäßigste Art, mit einfachen Mitteln den Transport der Verwundeten auszuführen, folgen. Dabei kommt es auf den Kasernenhöfen der Kavallerie oft zu ergötzlichen Szenen, denn die stallmutigen Pferde der beiden Reiter, welche nach allen Regeln der Kunst einen Schwerblessierten und Bewußtlosen gemeinschaftlich fortschaffen wollen, sind mit dieser Prozedur keineswegs einverstanden. Sie drängen nach dem Stalle, sie bocken und schlagen, selbst wenn man zu der Übung die ältesten und gutmütigsten Tiere ausgesucht hat. Befiehlt der leitende Arzt, um zu beweisen, wie praktisch die von ihm erfundenen Handgriffe sind, gar Galopp, so scheinen die Pferde ganz außer Rand und Band zu kommen. Die Reiter sitzen fest im Sattel, aber es wird schwer, den armen Pseudoverwundeten bei den heftigen ungleichmäßigen Bewegungen der Tiere in seiner unbequemen Lage zu halten. Ähnlich geht es, wenn der einzelne Kavallerist den Kranken auf der Kruppe des Pferdes, oder von seinen Armen umschlungen vorn auf dem Sattelknopfe zurückbringen soll. Zuweilen auch schlägt die lächerliche Situation in bittern Ernst um, ein Mann fällt und der Arzt hat nun in Wahrheit einen Verwundeten zu heilen, die Krankenträger können wirklich von der erworbenen Geschicklichkeit Gebrauch machen.

Die im Winter vorgebildeten Krankenträger der Infanterie und der Jäger eines ganzen Armeekorps werden im Frühjahr jeden Jahres zu einer gemeinsamen zehntägigen Übung beim Trainbataillon zusammengezogen.

Eine Kompanie Grenadiere rückt unter lustigen Liedern auf den weiten Exerzierplatz. Die braven Krieger schwärmen zum Gefechte aus, das heute besonders blutig sein muß, denn ein Mann nach dem andern sinkt von den feindlichen Geschossen getroffen danieder, bis nur noch die Offiziere und Unteroffiziere am Leben bleiben. Doch die Hilfe naht.

Krankenträgerkolonnen erscheinen auf dem Blachfelde, nähern sich den Verwundeten, überzeugen sich von der Art der Blessur, die auf einem Täfelchen verzeichnet ist, bringen aus dem Brotbeutel Binden und Bandagen zum Vorschein, und beginnen mit weisen Mienen das Werk des Äskulap. Ein Fleischschuß durch das Dickbein macht nicht viel Kopfzerbrechens, auch ein Hieb über das Gesicht, oder ein Bajonettstich durch den Oberarm ist leicht mit einem ersten provisorischen Verbande versehen. Indes bei der mörderischen Schlacht sind auch komplizierte Fälle nicht selten, wenn merkwürdiger- aber glücklicherweise heute auch gar keine Toten zu beklagen waren. Säbelhieb in den Unterleib mit Darmvorfall, und andre Verwundungen, die nicht alltäglich vorkommen, erfordern tiefes Nachdenken und sorgsamste Behandlung. Das beste wird sein, dem Verschmachtenden erst einmal die — offiziell leere, aber doch für eignes Geld mit einem ordentlichen „Schluck“ gefüllte — Labeflasche zu reichen, was von diesem grinsend angenommen wird. Die bequemen Tragen sind zur Hand. Behutsam werden die Verwundeten darauf gebettet. Sie lassen sich das faule Nichtsthun an Stelle eines strammen Exerziertages ganz gern gefallen und werden in ihrer Behaglichkeit nur dadurch gestört, daß sie je nach der Art der fingierten Verwundung bestimmte Körperteile in unbequemer Lage ruhig und unbeweglich halten müssen. Auf dem Truppen-

verbandsplatze überzeugen die anwesenden Ärzte sich davon, ob die wackeren Gehilfen ihren Obliegenheiten richtig nachgekommen sind, und dann werden die Verwundeten in die Wagen des mittlerweile eingetroffenen Sanitätsdetaschements verladen. Da erfahrungsmäßig die Zahl der reglementsmäßigen, besonders konstruierten militärischen Krankenwagen im Ernstfalle zur Beförderung der Verwundeten nach dem Hauptverbandplatze nicht ausreicht, so hat man auch zu dieser Übung neben jenen mehrere einfache Bauernwagen zur Stelle. Die hilfreichen Hände der Krankenwärter sind geübt, die Rungen und Leitern durch Bindestricke fest zu verbinden, rasch vier Schleuderbunde an den obern Leiterholmen anzubringen, und dadurch die federlosen Wagen gleichfalls zum Krankentransport wenigstens einigermaßen bequem herzurichten.

Der weiter rückwärts gelegene Verbandplatz befindet sich außerhalb dem Bereiche des feindlichen Feuers. Er ist weithin kenntlich, und zugleich unter den internationalen Schutz gestellt durch die weiße Flagge mit dem roten Kreuz und die deutsche Reichsflagge. In dunkler Nacht bezeichnet man seine Lage durch eine rote Laterne.

Hier erhält im geräumigen Verbandzelte der wirkliche Verwundete die erste ärztliche Pflege. Die Krankenträgerübung erstreckt sich nur bis an diesen Ort, wo sie mit allgemeiner Belehrung und wiederholter Unterweisung an den Körpern der „auf Befehl Verwundeten“ ihr Ende findet. Dann werden diese wieder mit einem Schlage gesund, und kehren in Gemeinschaft mit ihren Helfern lustig und guten Mutes in die Garnison zurück.

Das rote Kreuz in Deutschland.

Die freiwillige Krankenpflege hat im Laufe der letzten Jahrzehnte in unserm Vaterlande immer mehr Boden gewonnen. Die betreffenden Vereine haben ihre Ziele weiter gesteckt und in immer steigendem Maße die Neigung zu festem innern Zusammenschluß bekundet und sind so im stande gewesen, in Krieg und Frieden bereits Großes und Segensreiches zu leisten. Namentlich in den Zeiten schwerer Kriegsnot tritt recht augenscheinlich das Verdienst der Männer und Frauen, der Vereine und Genossenschaften zutage, welche bestrebt sind, den Sanitätsbehörden des Heeres an die Hand zu gehen in der Pflege verwundeter und kranker Krieger, in der Sorge um deren Unterbringung und Behandlung und in dem Streben nach Beschaffung von Linderungsmitteln und Annehmlichkeiten aller Art, wie sie die knapp bemessenen staatlichen Mittel nicht zu gewähren im stande sind. Denn wenn auch die modernen Kriege nach dem Prozentsatz der Gefallenen und Verwundeten nicht so blutig sein mögen wie die Schlachten früherer Feldzüge, so muß doch die absolute Ziffer der Kampfunfähigen mit den Massen, welche die allgemeine Wehrpflicht jetzt allenthalben ins Feld führt, sich fortwährend steigern und dem militärärztlichen Personal die Bewältigung seiner Aufgabe fast bis zur Unmöglichkeit erschweren. Anderseits erscheint es nur zu natürlich, wenn eine große Zahl von warmen Vaterlandsfreunden nicht unthätig

am friedlichen Herde zurückbleiben mag, sondern nach Kräften hilfsbereit beizuspringen wünscht, wenn fast die gesamten waffenfähigen Männer dem Rufe des Kriegsherrn zur Verteidigung der höchsten nationalen Güter gefolgt sind.

Namentlich im letzten französischen Kriege ist auf dem Felde freiwilliger Hilfsleistung für die vor dem Feinde stehenden Landessöhne viel erreicht worden, und Tausende von dankbaren Soldatenherzen gedenken mit freudiger Rührung der erquickenden Liebesgaben und der aufopferungsvollen Thätigkeit der Delegierten mit dem Zeichen des roten Kreuzes auf weißer Armbinde im Kriegslazarett und am Schmerzenslager während der Heimfahrt in dem zum Spital umgeschaffenen Eisenbahnwagen. Das Berliner Zentralkomitee der Hilfsvereine allein hat die in seine Kassen geflossenen freiwilligen Beiträge auf 12 772 575 Thaler in barem Gelde und 5½ Million Thaler an Gaben in Natura zur Erquickung und Linderung berechnet. Höheres und vollkommneres aber bleibt noch anzustreben, denn neue kriegerische Verwickelungen werden voraussichtlich die höchste Kraftanstrengung des einzelnen wie der Gesamtheit erfordern. Die sicherste Grundlage aber für künftige Erfolge auch auf diesem Gebiete wird gewonnen durch richtiges Erkennen und sorgsames Abwägen aller zu Gebote stehenden Mittel und Wege, und dazu erscheint als erstes Erfordernis dringend geboten, daß die zahlreichen deutschen Vereine der freiwilligen Krankenpflege genaue Kenntnis davon gewinnen, wo, wie und wann sie mit ihrer Hilfsleistung am sichersten und besten einsetzen, daß jeder einzelne derselben, nach dem herrlichen Motto des viribus unitis, als Glied, wenn auch als noch so selbständiges Glied, einer großen, weitverzweigten Gesamtorganisation sich fühlen lernt und diese Anschauung seinen Handlungen zu Grunde legt. Wie aber die Ausübung freiwilliger Krankenpflege im Felde nur im engsten Anschlusse an die bestehenden Heereseinrichtungen und in dem Rahmen der von der Heeresleitung gezogenen Grenzen gedacht werden kann, so stehen selbstverständlich die Aufgaben, welche der freiwilligen Hilfsleistung thatsächlich zufallen, in genauestem Zusammenhange mit der Regelung des militärärztlichen Dienstes.

Bei ihren neuesten Vorschriften über den Sanitätsdienst im Felde hat die Staatsregierung die Mitwirkung der freiwilligen Krankenpflege vollständig in Rechnung gezogen. Die letztere bildet demnach jetzt einen integrierenden Bestandteil der Sanitätspflege überhaupt und hat damit den Charakter des Zufälligen, zwar an und für sich Wünschenswerten, aber doch Entbehrlichen verloren. Da aber im Kriege die militärischen Rücksichten überall vorwalten und den Ausschlag geben müssen, so kann und soll aus diesem Grunde und um ein einheitliches Zusammengehen zu ermöglichen und jede Zersplitterung zu vermeiden, die freiwillige Hilfe nur da geduldet und angenommen werden, wo sie sich den Heereseinrichtungen wie den militärischen Vorschriften und Befehlen völlig unterordnet. Es liegt auch auf der Hand, daß lediglich unter solchen Verhältnissen die freiwillige Krankenpflege etwas zu leisten im stande ist, was ihrem Aufwande an persönlicher Opferwilligkeit und materiellen Gaben einigermaßen entspricht, und wenn auch von vornherein ein bestimmtes Maß von Entsagung dazu gehört, das freiwillig Dargebotene nun unter staatliche Verwaltung zu stellen, so ist doch

anderseits nicht zu verkennen, daß damit der während des letzten Krieges wiederholt und wohl nicht ohne Berechtigung erhobenen Klage über einen gewissen störenden Dilettantismus innerhalb der Kreise des roten Kreuzes der Garaus gemacht wird, wie denn auch einzelne unreine Elemente vor der straffen militärischen Zucht von selbst verschwinden müssen.

Nach den neuesten Vorschriften bleibt auf dem Schlachtfelde selbst die Mitwirkung des roten Kreuzes absolut ausgeschlossen, und nur unter besondern Umständen ist es gestattet, daß eine freiwillige Transportkolonne den Sanitätsdetaschements angeschlossen wird. Ebenso ist die freiwillige Hilfe in den Feldlazaretten und stehenden Kriegslazaretten auf bestimmte Ausnahmefälle beschränkt, und auch Vereinslazarette dürfen nur im Falle dringenden Bedürfnisses auf dem Kriegsschauplatze selbst errichtet werden. Dagegen bietet sich der freiwilligen Thätigkeit ein weites Feld in den Etappenlazaretten und den Erquickungs- und Verbandstationen, welche an der Etappenstraße angelegt werden, und bei der Überführung Kranker und Verwundeter von einem Lazarette in das andre oder in die Heimat. Die Bedienungsmannschaften der Kranken- und Sanitätszüge sollen vorzugsweise dem freiwilligen Personale entnommen werden, und auch die Stellung ganzer Lazarettzüge soll gern zugestanden werden, wenn diese den bezüglichen Anforderungen entsprechen. In der Heimat stellt die freiwillige Hilfe ausgebildete Krankenpfleger und Wärterinnen für die Reservelazarette, übernimmt eintretenden Falles bestimmte Zweige der Lazarettverwaltung selbständig, etabliert Vereinslazarette, welche wenigstens zwanzig Betten enthalten müssen, und Rekonvaleszentenstationen, und ist bei der Errichtung von Privatpflegestätten insofern beteiligt, als das Anerbieten zu solchen nur von Personen angenommen wird, denen durch den Vorstand eines Pflegevereins bescheinigt werden kann, daß sie für sorgsame und ordnungsmäßige Pflege des Genesenden die nötige Gewähr bieten. Ein weiterer Zweig der Thätigkeit freiwilliger Krankenpflege besteht in der Sammlung und Zuführung der Gaben von Lazarettbedürfnissen und Erquickungsgegenständen, welche den oben erwähnten Güterdepots übergeben oder in eignen Vereinsdepots aufbewahrt und später in besondern Zügen, in einzelnen Fällen unter Begleitung freiwilligen Personals, der Armee nachgeführt werden. Von besondrer Wichtigkeit scheint endlich die Vermittelung von Nachrichten über die in den Lazaretten befindlichen Soldaten an deren Angehörige, zu welchem Zwecke die freiwillige Krankenpflege ein Zentralnachweisungsbüreau in Berlin und ein zweites in München errichten wird, dem die Veränderungslisten im Bestande der Lazarette regelmäßig zugehen sollen.

Trotz dieser Beschränkung auf gewisse Gebiete eröffnet sich dem roten Kreuze ein ausgedehntes Feld der Thätigkeit. Eine harmonische und gleichmäßige Wirksamkeit auf den verschiedensten Punkten desselben, einheitliches Zusammengehen und rechtzeitiges Ineinandergreifen ist aber ohne eine innere feste Gliederung umso weniger denkbar, als voraussichtlich während des Feldzuges die freiwillige Thätigkeit wieder über die jetzt gestreckten Grenzen hinaus in Anspruch genommen werden wird. Deshalb ist zur Leitung der gesamten freiwilligen Krankenpflege in Deutschland, möge dieselbe von Vereinen, Genossenschaften oder einzelnen Per-

sonen angeboten werden, der für Krieg und Frieden ernannte kaiserliche Kommissar und Militärinspektor der freiwilligen Krankenpflege berufen, welcher kein Organ des roten Kreuzes selbst ist, sondern als Beauftragter des Kaisers den Verkehr zwischen der Militärbehörde und den einzelnen Gliedern der freiwilligen Hilfe vermittelt. Er überträgt die Ausübung seiner Rechte und Pflichten auf Delegierte und Subdelegierte, deren im Jahre 1870—71 unter den verschiedensten Verhältnissen 1952 thätig gewesen sind. Die Organisation der einzelnen Vereine und Genossenschaften ist jedoch völlig selbständig und von dem kaiserlichen Kommissar in keiner Weise abhängig. Im Kriegsfalle machen sie, soweit ihre Friedensthätigkeit sich bereits auf Krankenpflege erstreckt, demselben Vorschläge in Bezug auf die Delegierten, bei deren Auswahl es auf die richtige Persönlichkeit in hohem Maße ankommt, je nachdem dieselben zu den Armeen und einzelnen Korps, zu den Generaletappeninspektionen, zu einzelnen Lazaretten, zu den Verband- und Erfrischungsstationen auf dem Kriegsschauplatze, zu den Sitzen der stellvertretenden Generalkommandos in der Heimat, den Sammelstationen, den eignen Sanitätszügen, den Reserve- und Vereinslazaretten berufen werden oder als Provinzial- und Landesdelegierte wirken sollen. Die Delegierten ihrerseits mit ihrem gesamten Personal sind den militärischen Kommandostellen, denen sie zugeteilt werden, überall direkt unterstellt, erhalten aber den Befehl, wohin sie sich zu begeben haben, von dem kaiserlichen Kommissar, der sich im großen Hauptquartier aufhält, oder von dessen in der Heimat zurückgebliebenen Stellvertreter. Augenblicklich bekleidet Fürst Pleß den Posten des kaiserlichen Kommissars; für Bayern tritt in mancher Beziehung das Landeskomitee an die Stelle desselben.

Der Krieg selbst mit seinen schweren und zahlreichen Opfern an Gut und Blut stellt natürlich bedeutende Anforderungen an die Hilfe des roten Kreuzes, doch erklärt es selbst mit dem Friedensschlusse seine Thätigkeit keineswegs für beendet, wie die folgende Resolution zur Genüge darthut: „Der deutsche Vereinstag (der erste in Nürnberg abgehaltene) erachtet es als eine der nächstgelegenen Friedensaufgaben des deutschen Zentralkomitees und der mit ihm verbundenen Landesvereine, denjenigen Personen des Militär- und Militärbeamtenstandes, namentlich den im Landwehr- und Reserveverhältnis befindlichen, welche zur Hebung von Verwundungen und Krankheiten, die sie sich im Kriege zugezogen, Badekuren bedürfen, und denen zur Bestreitung der Kosten dieser Kuren, nach Lage der betreffenden Bestimmungen, aus staatlichen Fonds die erforderlichen Mittel nicht überwiesen werden können, letztere möglichst aus Vereinsmitteln zu gewähren."

Anderseits erfordert die Möglichkeit einer ausreichenden und rechtzeitigen Hilfsleistung im Kriege deren durchdachte und umfangreiche Vorbereitung im Frieden.

Die vorbereitende Friedensthätigkeit soll sich nun allerdings auf das hauptsächlichste beschränken und namentlich das innige Zusammenwirken und einmütige Handeln aller Vereine, Genossenschaften und einzelner opferwilliger Personen anzustreben suchen. In dieser Beziehung ist auch bereits viel erreicht worden, nachdem durch die völlige Gleichstellung der Vereine und der drei genossenschaftlichen Ritterorden, der Johanniter, Malteser und der bayrischen Hausritter vom heiligen

Georg, vor dem kaiserlichen Kommissar aller Grund zu Eifersüchteleien in Wegfall gekommen ist.

Die meisten der schon seit längerer Zeit in allen deutschen Staaten unter verschiedenen Namen bestehenden Vereine zur Pflege verwundeter und erkrankter Krieger stellen sich als Männervereine dar. Sie sind sämtlich zu einer festen Gesamtorganisation zusammengeschlossen, und das „Zentralkomitee der deutschen Vereine vom roten Kreuze“ dient als ihr ausführendes Organ, mit welchem die außerdeutschen Vereine zu korrespondieren pflegen und welches auch in der Zentralstelle, die der kaiserliche Kommissar bildet, vertreten ist. Neben diesen Männervereinen bestehen aber, und zwar der Zahl nach, namentlich im nördlichen Deutschland, ihnen weit überlegen die „Deutschen Frauenpflegevereine vom roten Kreuze“, welche im Kriege dem Volke in Waffen, im Frieden der Linderung der Not dienen sollen, wo eine solche unerwartet hervortreten sollte. Die Frauenvereine sind der Mehrzahl nach in den verschiedenen Staaten fest unter einander verbunden. Ihre Verbindung mit den Männervereinen ist noch nicht überall zum Abschlusse gelangt, doch ist dieselbe allseitig als im höchsten Grade ersprießlich, ja notwendig erkannt und wird mit allen Kräften erstrebt. Ebenso unterhalten die Vereine auch im Frieden fortwährendes Einvernehmen mit dem kaiserlichen Kommissar, um auf diese Weise einzelne in der bestehenden Organisation unzweifelhaft vorhandene Lücken und Mängel in fortschreitender Entwickelung auszufüllen und zu verbessern.

Neben dieser organisatorischen Thätigkeit ist aber auch eine theoretische Vorbereitung von großer Wichtigkeit. Es gilt, die Kenntnis der bestehenden Heereseinrichtungen bis in gewisse Einzelheiten hinein unter den Mitgliedern der Vereine zu verbreiten, umsomehr, als bei dem Gehorsam, welchen dieselben den vorgesetzten Militärbehörden schulden, ein Konflikt mit der Militärgerichtsbarkeit und der disziplinaren Strafgewalt gewiß nicht außer dem Bereiche der Möglichkeit liegt. Ferner müssen die Vereine schon im Frieden ein klares Bild von dem zu gewinnen trachten, was sie leisten können und wollen, und zu diesem Zwecke in einem Mobilisierungsplan die vorhandenen Mittel an Personen und Material und ihre Verwendung feststellen. Ebenso erscheint es als dringende Pflicht, durch fortgesetzte Agitation für den guten Zweck Mitglieder zu werben und Geld anzusammeln.

In praktischer Beziehung endlich kommt es vor allem darauf an, im Frieden für die Ausbildung eines tüchtigen und geübten Personals Sorge zu tragen. Im Feldzuge 1870—71 sind 19563 freiwillige Krankenpfleger und Pflegerinnen, also fast eine mobile Division, in Thätigkeit gewesen; diese bedeutende Zahl aber hat den Bedarf bei weitem nicht gedeckt, umsoweniger, als manche Personen nicht hinreichend vorgebildet gewesen sein mögen, um völlig den Anforderungen ihres schweren Berufes zu genügen. Besonders hervorgethan haben sich die verschiedenen katholischen Ordensbrüder und barmherzigen Schwestern mit den evangelischen Brüdern des Rauhen Hauses, den Diakonen und Diakonissinnen, und voraussichtlich wird auch in einem spätern Kriege von dieser Seite abermals ein erhebliches Kontingent gestellt werden. Doch auch die Ausbildung von weltlichen Kranken-

pflegerinnen hat im verflossenen Jahrzehnt bedeutende Fortschritte gemacht; vor einigen Jahren standen mehr als 700 in achtundzwanzig verschiedenen Instituten ausgebildete Wärterinnen zur Verfügung. Da eine völlige Ausbildung nur in Vereinskrankenhäusern möglich scheint, so muß das Bestreben der verschiedenen Vereine sich nach Maßgabe ihrer Mittel darauf richten, solche Vereinskrankenhäuser selbst einzurichten und zu unterhalten oder mit größern, bestehenden Spitälern Abkommen zu treffen.

Der Ausbildung von Krankenwärtern stellen sich große Schwierigkeiten aller Art entgegen. Die preußische Armeeverwaltung hat deshalb schon seit längerer Zeit gestattet, daß in den größeren Garnisonlazaretten männliche Krankenpfleger für die Vereine ausgebildet werden.

Die Bereitstellung von Sanitätstransportkolonnen ist mancher Orten schon ins Auge gefaßt und sollte immer weitere Ausdehnung gewinnen. Die Hauptsache bleibt die Heranziehung von durchaus zuverlässigen, tüchtigen Männern.

Die Vertretung des roten Kreuzes ist in neuerer Zeit mit dem deutschen Kriegerbund in Verbindung getreten. Unter den früheren Soldaten, welche in ihren Kriegervereinen die alte Kameradschaft und den Geist der Treue gegen König und Vaterland pflegen, haben sich manche willig gefunden, der guten Sache ihre Zeit und Kraft zu widmen. Schon jetzt kann man die freiwillige Sanitätskolonne des Kriegerverbands Berlin und Umgegend unter Leitung von Militärärzten auf dem Tempelhofer Felde ihre Übungen vornehmen sehen, und voraussichtlich wird das gute Beispiel an andern Orten bald zahlreiche Nachahmung finden.

Die käufliche Erwerbung ganzer Lazarettzüge würde wohl die Mittel der heimatlichen Vereine zu sehr in Anspruch nehmen, aber die Beschaffung der vorschriftsmäßigen, innern Wageneinrichtung wird sich in vielen Fällen als sehr nützlich erweisen, da diese leicht in den später gemieteten oder requirierten Fahrzeugen angebracht werden kann. In ähnlicher Weise können Vorbereitungen getroffen werden, um das gewöhnliche Bauernfuhrwerk zum bequemen Transportmittel umzugestalten. Doch sollen die Vereine nur solche Gegenstände im Frieden bereits beschaffen, welche bei Ausbruch eines Krieges nicht ohne weiteres allenthalben und in ausreichender Menge für Geld zu bekommen sind. Was aber an Lazarettbedürfnissen und dergleichen vorsorglich angesammelt wird, ist durch gute Aufbewahrung in brauchbarem Zustande zu erhalten und regelmäßig zu ersetzen. In letzter Hinsicht empfiehlt sich die Anlage von Musterdepots, welche Aufschluß gewähren über die mancherlei notwendigen und wünschenswerten Gegenstände, wie über die Art ihrer Aufbewahrung.

Das geistliche Amt in der Armee.

„Da bei allen Armeen der jetzt mit uns verbündeten Mächte und namentlich bei den Russen, Österreichern und Schweden der Gebrauch stattfindet, des Morgens nach beendigter Reveille und des Abends nach beendigtem Zapfenstreich (Retraite) ein Gebet zu verrichten, und es Mein Wille ist, daß Meine Truppen

auch in Hinsicht auf die Gottesverehrung keinen andern nachstehen sollen, und daß überhaupt bei denselben dem so notwendigen religiösen Sinn immer mehr Raum gegeben und jedes Mittel zur Belebung desselben angewendet werden möge, so bestimme Ich hiermit, daß die Wachen von jetzt an, wenn Reveille oder Zapfenstreich geschlagen wird, ins Gewehr treten, sodann das Gewehr präsentieren, wieder schultern und abnehmen, hierauf den Tschako mit der linken Hand abnehmen, ihn mit beiden Händen vor dem Gesicht haltend, ein stilles Gebet, etwa ein Vater Unser lang, verrichten sollen. Die Mannschaft nimmt mit dem kommandierenden Offizier, Unteroffizier rc. zugleich den Tschako ab, und setzt ihn ebenso wieder auf. In den Feldlägern sollen die vor den Fahnen versammelten Trompeter oder Hoboisten gleich nach beendigtem Zapfenstreich ein kurzes Abendlied blasen, nach welchem die vordem ohne Gewehr in Jacken oder Mänteln herangetretenen Eskadronen und Kompanien zugleich mit den Wachen das Haupt zum Gebet entblößen, nach dessen Ende auf ein Signal mit der Trompete oder Trommel die Wachen aus dem Gewehr treten und die Kompanien auseinander gehen. Ich trage Ihnen auf: Diesen Befehl den unter Ihrem Kommando stehenden Truppen wörtlich bekannt zu machen und auf dessen Befolgung strenge zu halten."

Am Abende der blutigen Schlacht bei Groß-Görschen, 2. Mai 1813, hatte König Friedrich Wilhelm III. dem Zapfenstreich der russischen Truppen beigewohnt, und die erhebende Feierlichkeit hatte solchen Eindruck auf sein empfängliches Gemüt gemacht, daß er unter dem 10. August desselben Jahres von seinem Hauptquartier Neudorf bei Schweidnitz durch die vorstehende Ordre an die kommandierenden Generale dessen Einführung bei der preußischen Armee befahl.

Seit jener Zeit wird in keiner Garnison der Tagesdienst für die Truppen durch die Töne der Retraite abgeschlossen, ohne daß die Mannschaften ihres Gottes gedenken.

Der Posten vor dem Gewehre ruft: Heraus!

Der Wachhabende kommandiert für alle anwesenden Militärs: Helme ab zum Gebet! — und wenn das stille Gebet vollendet ist: Helme auf! — Wegtreten.

Die Anordnungen bezüglich des Gebets beim Zapfenstreich sind übrigens keineswegs die einzigen oder auch nur die ersten königlichen Befehle, welche sich auf die Pflege des religiösen Sinnes und der Gottesfurcht in der preußischen Armee beziehen.

Schon das Reglement von 1750 schreibt vor: „Es wird alle Tage zweymal Betstunde abgehalten und zwar des Morgens gleich nach der Wacht-Parade und des Abens nach 6 Uhr." Diese Betstunde durfte allerdings „mit Singen und alles" nicht länger als eine Viertelstunde dauern und „dem Priester, welcher darüber schreitet, soll vor jedesmal 1 Reichsthaler zur Invalidenkasse abgezogen werden; worauf der Adjutant acht haben soll." Weiter heißt es in demselben Reglement: „Des Sonntags um 9 Uhr wird ordentlich geprediget und die Predigt kann eine Stunde dauern. Alle 14 Tage wird in einem Standlager Communion gehalten."

Der Ursprung des Feldpredigeramtes reicht noch weiter zurück, er fällt fast zusammen mit der Stiftung jener kurbrandenburgischen Regimenter, welche zur

Grundlage der späteren preußischen Armee geworden sind. Frommer Sinn und fester Glaube, eine tiefinnerliche Religiosität bildeten den eigentlichen Kern von des großen Kurfürsten gewaltiger Persönlichkeit, und er wollte, daß das Leben, welches ihn erfüllte, auch auf seine Soldaten übergehe und der feste Grund werde, auf dem die Tüchtigkeit des Heeres sich aufbaue und erhalte.

In den kurbrandenburgischen Kriegsartikeln wurde daher die Beobachtung der Regeln der Frömmigkeit und Gottesfurcht an erster Stelle eingeschärft; jede Art von Abgötterei war verboten; alle falschen Anbeter, Zauberer, Waffenbeschwörer oder Teufelskünstler sollten in den Lagern, Garnisonen und Quartieren nicht geduldet, sondern des Landes verwiesen werden. Auf Gotteslästerung oder Verhöhnung des Gottesdienstes und der Sakramente stand Todesstrafe, und der regelmäßige Besuch des Gottesdienstes wurde von allen Heeresangehörigen gefordert. Ein kurfürstliches Edikt sagt in dieser Beziehung: Wer des Morgens oder des Abends die Betstunde oder des Sonntags die Predigt versäumt, wird mit dem Halseisen bestraft.

Auch die preußischen Könige hielten darauf, daß ihre Soldaten die Kirche besuchten. Friedrich Wilhelm I. erließ in dieser Beziehung unter dem 4. Juni 1725 eine Zirkularordre an alle Regimentschefs, in welcher die Kapitäns angehalten wurden, ihre Leute in die Kirche zu führen. Auch die lutherischen Offiziere sollten allemal in die Kirche gehen, die Schildwachen an den Kirchenthüren niemand vor dem Segensprechen heraus lassen, Offiziere und Gemeine endlich das Abendmahl nehmen. Selbst Friedrich der Große, obwohl für seine Person den meisten positiven Lehren skeptisch gegenüberstehend und deshalb auch dem Glauben der Kirche abgewandt, wollte doch mit Ernst die Religion im Heer und Volk als Grundlage aller wahren Wohlfahrt gepflegt sehen. Vor allen Dingen aber hat Kaiser Wilhelm sein Augenmerk auf die Pflege religiösen Sinnes und auf die Beförderung christlicher Tugenden im Heere gerichtet, davon zeugen die Worte, welche er im Jahre 1866 während der großen Heerschau auf dem Marchfelde vor Wien an die Feldgeistlichen richtete: „Meine Herren Geistlichen, Sie haben sich einem wichtigen und schwierigen Berufe unterzogen. Ich danke Ihnen dafür. Der Feldzug war kurz und glorreich, und das haben wir zum Teil auch Ihren Gebeten zu verdanken. Wir müssen Gott auf den Knieen danken, daß er uns so bald solche Erfolge verliehen hat. Nur rechte Demut, keine Überhebung — das predigen Sie den Leuten!“

Kurfürst Friedrich Wilhelm hatte seiner Zeit bereits befohlen, daß die geistliche Bedienung seiner Truppen im Felde durch besondre Prediger geschehen solle. Einer derselben fungierte auch im Frieden als Garnisonsprediger von Berlin. Die erste schriftliche Instruktion für die Feldprediger erließ 1692 König Friedrich I. Sein Nachfolger löste die Feldprediger, die nun auch im Frieden amtieren sollten, von der kirchlichen Verfassung des Landes los. Die Militärgeistlichkeit versah von jener Zeit ab, und versieht auch noch jetzt die Seelsorge und die Ausübung des Gottesdienstes im Heere zu Kriegs- und Friedenszeiten. Als unmittelbarer Vorgesetzter derselben fungiert der evangelische Feldpropst. Ein solcher wurde zuerst von Friedrich Wilhelm I. ernannt und führte damals

auch mitunter den Titel Feldinspektor. Der Feldpropst vertritt die militärkirchlichen Interessen und folgt der Armee in das Feld. Jedem Generalkommando ist ein Militäroberprediger zugeteilt, welcher die militärisch-kirchlichen Angelegenheiten in diesem Befehlsbezirk bearbeitet und im Konsistorium der Provinz Sitz und Stimme hat. Bei der Division sind Divisionspfarrer und in größeren Garnisonen besondre Garnisonspfarrer angestellt, zu denen der Militäroberpfarrer im Verhältnis eines Superintendenten steht. Das Amt eines katholischen Feldpropstes der Armee ist durch eine Kabinettsordre vom 15. März 1873 aufgehoben. Im ganzen zählt das deutsche Heer etwa 130 evangelische und 57 katholische Geistliche, während außerdem 39 Zivilgeistliche mit der Seelsorge für die Truppen an verschiedenen Orten betraut sind. Als ein Kuriosum mag hier erwähnt werden, daß die preußische Rangliste von 1801 auch einen mohammedanischen Feldgeistlichen aufführt, einen besoldeten Imam für die Seelsorge der aus wirklichen Tataren bestehenden Eskadron des Bataillons des Towarczy.

Wir sind gewiß, daß schon die Friedensarbeit deutscher Militärgeistlicher reichlich gesegnet ist. Sie pflanzen und pflegen manch gutes Samenkorn in die Brust der zu den Fahnen einberufenen Landessöhne, wenn auch die Frucht vielleicht erst später heranreift, nur still und unbeachtet gedeiht. Im Kriege aber, bei Not und Bedrängnis, wenn einerseits das menschliche Gemüt leicht verwildert, anderseits aber wieder weich wird und liebevoller Mahnung sich zugänglich erweist, im Augenblicke drohender Gefahr, erntet der Feldprediger seine schönsten Erfolge. Mag er dem auf seinen Schmerzenslager im Lazarett hingestreckten Soldaten tröstende und beruhigende Worte spenden, mag er auf blutiger Walstatt die Beichte des Sterbenden hören, die letzten Grüße desselben an seine Lieben daheim empfangen und ihm mit einem Segensspruch das brechende Auge zudrücken, überall ist er willkommen, das sagt ihm der freudige Blick, und der warme, wenn auch schwache Druck der Hand.

Tiefes religiöses Gefühl, ein innerer unwiderstehlicher Drang trieb mit zwingender Gewalt die Scharen König Friedrichs des Großen ohne sichtbare, äußere Veranlassung, ohne Befehl oder Kommando von oben dazu, auf dem blutigen Siegesfelde von Leuthen das herrliche. „Nun danket alle Gott“, vieltausendstimmig zum Himmel erklingen zu lassen. Und freudig wird mit uns einstimmen in die Behauptung, daß der religiöse Sinn, das gläubige Gottvertrauen im deutschen Heere auch heute noch nicht erstorben ist, wer gesehen hat, wie freudig unsere Soldaten dem Worte Gottes gelauscht haben, das der Pfarrer ihnen während des Krieges in langen Zwischenpausen an dem einfachen, von Trommeln errichteten Altar predigte; wer es erlebt hat, wie eifrig sich auch die trotzigsten und wildesten Gesellen herzudrängten, um aus den Händen des Feldgeistlichen das heilige Abendmahl zu empfangen.

Deutsche Feldprediger ohne Unterschied der Konfession haben bei allen Gelegenheiten treu ihres Amtes gewaltet und oft über den Rahmen ihrer engeren Berufsthätigkeit hinaus eine segensreiche Wirksamkeit entfaltet.

Zwar kann unsre Zeit mit ihren sanfteren Sitten jenen riesigen Priester Balke nicht mehr ganz verstehen, der sich bei Roßbach einen Pallasch über den

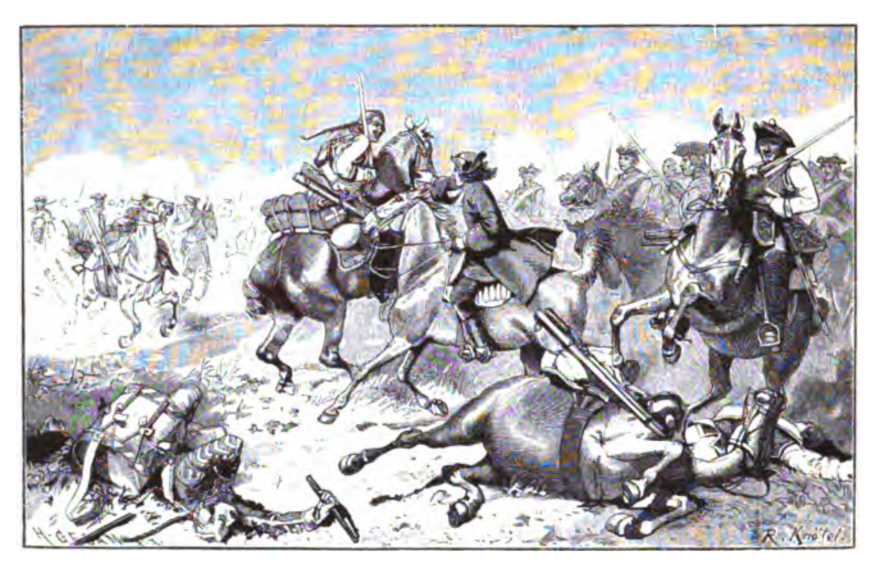
Rockelor schnallte und mit den Kürassieren lustig einhieb auf die verdutzten Feinde, aber wir bewundern immer noch aus vollem Herzen den Heldenmut, mit dem der Feldprediger Johann Friedrich Seegebart vom Regiment Erbprinz Leopold von Anhalt bei Chotusitz am 17. Mai 1742 in das Getriebe des heißen Kampfes eingriff und durch sein persönliches Dazwischentreten viel zu dem endlich erfochtenen Siege beitrug. Wenige Tage nach der Schlacht hat er in einem aus Kuttenberg datierten Briefe an den Professor Michaelis in Halle seine Erlebnisse eingehend geschildert, und die einfache, bescheidene Darstellung läßt das Verdienst des wackeren Mannes in um so schönerem Lichte erscheinen.

„Ich bin in der Action," sagt Seegebart in jenem Schreiben, „und zwar an dem Orte, wo es am hitzigsten, und so hitzig als es in der Welt nur möglich ist, zuging, hinter meinem Regiment geblieben, wo die Canonen- und Musketenkugeln über meinem Kopfe gleichsam regneten. Ich hatte eine kleine Bedeckung vor mir, die ein hohler Weg machte.

„Als unser Regiment sich retirirte und zum Theil mit feindlicher Kavallerie und Grenadiers vermischet war, jug ich spohrenstreicht hin und wieder durch dasselbe und redete den Burschen und Officiers beweglich und notabene recht ernstlich zu, daß sie sich wider setzen und fassen sollten. Einige schrieen mich gleich an mit einem lauten Ja! und waren bereit und willig, wurden aber von der andringenden Macht verhindert, kamen aber doch wieder zu stehen, und das ganze Regiment saget, (auch der Prinz in Gegenwarth und Versammlung aller Prinzen der Armée, alß ich ihn den Tag nach der Bataille vor dem Haupt-Quartiere sprach, sagte es mit vieler Grace) ich hätte vieles dazu beygetragen. Alß ich dieses that, flogen mir die Kugeln so dick um den Kopf, als wenn man in einem Schwarm sausender Mücken stehet, doch hat Gottlob mich keine, auch nicht einmahl den Roquolour verletzt. Ein Bursch hat mein Pferd in diesem Lärm mit dem Bajonett erstechen wollen, aber ein anderer hat es ihm weggeschlagen.

„En providentiam! Doch meine Lebhaftigkeit trieb mich damahls zu noch mehrerem an.

„Denn ich sammelte einige Escadrons Cavallerie, die in Confusion waren, vom linken Flügel, brachte sie in Ordnung, und sie attaquirten in meiner Gegenwarth die feindliche Cavallerie und repoussirten sie. Ich war so dreiste, daß ich mich zu General und Obristen machte, sie bei der Hand faßte, und im Nahmen Gottes und des Königes bat, ihre Leute wieder zu sammeln. Wenn dieses geschehen, so jug ich hin und wieder durch und trieb die Leute dahin, wo sie sich wieder zu setzen anfingen. Ich brauchte allerlei Beredtsamkeit und man folgte mir in allen Dingen. Ich wundere mich, daß die schweren Pferde meinen kleinen Fuchs nicht zertreten haben, aber es schien, als wenn alles vor mich auswiche und mir Platz machte. Ich that und redete als ein Feldmarchal und bemerkte augenblicklich die Impression von meinem Zureden und Vorstellungen an der Leute Gebehrden und Gehorsam. En providentiam! Mein Gemüth war Gott ergeben, und in einer guten Fassung, und ich habe in eigener Erfahrung damahlß gelernet, daß das Christentum resolut und muthig macht auch in den verworrensten Begebenheiten.



Feldprediger Seegebart in der Schlacht bei Chotusitz.

„Ich sammelte noch einmahl einen großen Haufen fliehender Cavallerie, zum Theil von unserem linken und rechten Flügel wohl eine viertel Meile von Champ de bataille, welches mir wohl große Mühe machte, aber doch endlich gelungen, und führte sie zurück bis an den gedachten Champ, wo sie auch sogleich, weil sich die Bataille indes geendet, dem Feind nachging und ihn verfolgte. Die Cavallerie so ich gesammelt und die sogleich auf meine Vorstellung wieder zu agiren anfing, ist über zwanzig Escadrons gewesen. Gott sei gelobet, der mir Davids Muth und Sinn gegeben.

„Mir deucht nicht etwas gethan zu haben, das meinem Amte unanständig wäre. Ein wahres Mitleiden mit den Verjagten und Verfolgten, und die starke Impression vor meinem Amte als notabene Feld-Prediger hat mich dazu vermogt; habe ich zu viel gethan, so habe ichs Gott und dem Könige gethan." —

Die That erregte allgemeines Aufsehen. Friedrich wollte den Tapfern sofort zum Kompaniechef ernennen, aber Seegebart bat bei der Theologie bleiben zu dürfen und erhielt als Belohnung die „beste Pfarre im Lande", wie der König versprochen hatte, die Pfarre zu Etzin bei Nauen im Havellande, wo er nach zehn Jahren segensreicher Wirksamkeit 1752 gestorben ist.

Aus der Zeit der Freiheitskriege tritt uns als besonders anmutende Figur die Persönlichkeit des späteren Direktors der Ritterakademie in Brandenburg, des Divisionspfarrer Schultze, entgegen, der dem Stabe Yorks zugeteilt war und in dem rauhen, oft abstoßenden General einen treuen Freund erwarb. „York", sagt Droysen in seinem ‚Leben des Feldmarschalls Grafen York von Wartenburg' „begegnete ihm (dem Divisionspfarrer) stets mit der größten Hochachtung, wie er ihm denn bis an sein Lebensende Beweise vollsten Vertrauens gegeben

hat. Von strenger Frömmigkeit und hoher Bildung, stets mit jenen soldatischen Männern lebend, ohne bei seinem hohen sittlichen und religiösen Ernst seinem geistlichen Stande je etwas zu vergeben, ward Schultze von allen geliebt und geehrt. Dabei war er unermüdlich in seiner amtlichen Pflicht, die er mit großem Mute und großer Aufopferung auf Schlachtfeldern und in Lazaretten ausübte. Er hatte die Gabe, zu den Soldaten zu sprechen; sie kannten ihn alle und verehrten ihn."

Davon erzählt man sich eine hübsche Geschichte. Einst waren mehrere Offiziere des Stabes, mit ihnen der Divisionspfarrer Schultze, über die Vorpostenkette hinausgeritten und versuchten abends vergebens wieder zum Hauptquartier zurückzukommen. Man hatte vergessen, sich Losung und Feldgeschrei geben zu lassen, und die Vedetten ließen deshalb die ihnen persönlich unbekannten Offiziere pflichtmäßig nicht passieren. In dieser unangenehmen Situation legte auch der Feldprediger ein gutes Wort bei dem Unteroffizier des Postens ein, und dieser sagte sofort: „Die Herren können passieren, die Stimme des Herrn Feldpredigers kennt jeder gute Soldat."

Als ein leuchtendes Vorbild treuer, aufopfernder Pflichterfüllung im Berufe kann namentlich der jetzige Feldpropst der Armee, Oberkonsistorialrat, Hofprediger und Domherr von Brandenburg, Dr. Thielen gelten, der seit länger als fünfzig Jahren, seit dem 3. März 1831, ohne Unterbrechung in militärpfarramtlichen Stellungen treu seinem Gotte und seinem Könige gedient hat. Der bei weitem größte Teil der augenblicklich im Amte befindlichen Militärgeistlichkeit der preußischen Armee und der Marine ist durch den gegenwärtigen Feldpropst berufen worden. Zu einer besonders umfangreichen Thätigkeit aber boten diesem die drei in seine Amtsführung fallenden Kriege Gelegenheit.

Schon in Schleswig-Holstein erwies sich die Zahl der etatsmäßig den mobilen Truppen beigegebenen Feldgeistlichen als unzureichend, und namentlich für den Lazarettdienst mußten außerordentliche und freiwillige Kräfte genommen und auf den Kriegsschauplatz nachgesendet werden. Im Jahre 1866 trat der Mangel an seelsorgerischen Kräften in noch weit höherem Maße hervor und während des französischen Krieges hat Feldpropst Dr. Thielen einschließlich der etatsmäßigen, im Mobilmachungsplane vorgesehenen 62 evangelischen Feldgeistlichen im ganzen 166 freiwillige Feld- und Lazarettprediger ausgesendet, zu denen noch eine große Anzahl im Inlande bei den Kriegslazaretten beschäftigter Geistlichen und Diakonen traten. Sie alle sind vom Feldpropst nicht allein in betreff der äußeren Angelegenheiten ihres Dienstes instruiert, sondern von ihm auch mit Bezug auf die inneren Aufgaben ihres Amtes beraten. Mit seinem kaiserlichen Dank hat der Kriegsherr dann die Leistungen der Feldgeistlichkeit gelohnt. Eine im März 1871 an den Feldpropst gerichtete telegraphische Depesche schließt mit den Worten: „Ihre Feldprediger haben allgemeines Lob und Anerkenntnis gefunden und sind in ihrem Berufe gefallen und haben geblutet."



Der strafende Arm der Gerechtigkeit.

Ein blutjunger, kaum dem Knabenalter entwachsener französischer Landmann ist auf frischer That darüber ergriffen worden, wie er aus sicherem, gut gewähltem Versteck in den Weinbergen auf den preußischen Posten meuchlings geschossen und ihn nicht unerheblich verwundet hat.

Der Mörder, denn das ist der keinem militärischen Verbande angehörige Freischütz, der sich der Tragweite seiner Handlungsweise gar nicht bewußt gewesen zu sein scheint, leugnet zwar, aber das in seinem Besitz getroffene, noch rauchende Gewehr legt unumstößliches Zeugnis gegen ihn ab. Das auf Befehl des Divisionskommandeurs zusammengetretene Kriegsgericht verdammt den Verbrecher einstimmig zum Tode und eine Husareneskadron wird beauftragt, das Urteil durch Erschießen zu vollstrecken.

Selbst der alte Soldat, der dem bleichen Tode oft genug unerschrocken in das Auge geblickt und in der Aufregung des erbitterten Kampfes Mann gegen Mann ohne Besinnen seine Waffe zum tödlichen Streich gegen den Feind erhoben hat, schreckt zurück vor dem Gedanken, kalten Blutes einem Menschen das Leben zu nehmen, mag dieser auch noch so schuldig und durch ein geordnetes Gerichtsverfahren verurteilt sein. Um wie viel schwerer muß es da dem jüngsten Offizier der Eskadron werden, dem mit seinem Zuge naturgemäß als commando fatigue die Ausführung der Exekution zufällt, sein Herz zu stählen gegen das rührende Flehen des Verurteilten, der fortwährend bittet, doch nur noch einmal den „chef“ herbeizurufen, von dessen Dazwischentreten er eine Milderung des Spruches erhofft: mit welchen Gefühlen mag der Deutsche seiner eignen Mutter gedenken,

wenn der Todeskandidat schließlich mit dem schluchzenden: Ah, ma pauvre mère! sich in das unabwendbare Schicksal ergibt.

Doch! es kann alles nichts helfen. Das Urteil ist gesprochen, es gilt daher zu gehorchen und auch dann seine Pflicht zu thun, wenn deren Erfüllung durch die widerstrebenden Gefühle, durch Mitleid- und Teilnahme schwer genug gemacht wird.

Der Knabe, dem schier die Kniee brechen wollen, wird mit verbundenen Augen an einem Baum befestigt, zehn Husaren, vorschriftsmäßig in zwei Glieder formiert, treten auf fünf Schritte heran. Ein Wink des Offiziers mit der Hand. Zehn Schüsse krachen und der Delinquent bricht lautlos zusammen. Die Husaren haben gut gezielt; der Gefreite, welcher bereit stand, hat nicht mehr nötig, die erlösende Kugel einem Schwerverwundeten zu geben; der jugendliche Missethäter hat ausgelitten; er war auf der Stelle tot.

Diese kleine Episode liefert ein Bild von der raschen und unerbittlichen militärischen Rechtspflege im Kriege, die auch den Mann aus den Reihen des eignen Heeres am Leben straft, sofern dasselbe nach den Kriegsartikeln verwirkt ist. Diese letzteren, welche jedem einzelnen Soldaten gleich nach seinem Diensteintritte und später wiederholt vorgelesen, erklärt und erläutert werden, bilden eigentlich die Grundlage für das Rechtsbewußtsein desselben, indem sie die militärischen Vergehen und Verbrechen mit den darauf gesetzten Strafen aufzählen.

In früherer Zeit war die Bestrafung, wie die ganze Behandlung der Soldaten oft eine übermäßig harte, barbarische. Das hat sich wesentlich geändert. Die Strafmittel sind nach dem Zustande der Gesittung eines Volkes wesentlich verschieden, und mit der fortschreitenden Kulturentwickelung ist überall eine Milderung der Strafen, in den bürgerlichen, wie militärischen Gesetzen hervorgetreten. Dabei kann hier unentschieden bleiben, ob diese Milderung stets zum Nutzen der bürgerlichen Gesellschaft ausgeschlagen ist.

Das für alle deutschen Armeen gleichmäßig geltende Militärstrafgesetzbuch für das Deutsche Reich vom 20. Juni 1872 ist milder, als die bezüglichen gesetzlichen Bestimmungen in den meisten andern Heeren, verhängt über den Soldaten aber immer noch schärfere Strafen als die bürgerliche Gesetzgebung. Das liegt in der Natur der Sache.

„Autorität von oben und Gehorsam von unten,“ sagte Feldmarschall Moltke 1878 im Reichstage, „mit einem Worte: Disziplin ist die ganze Seele der Armee. Die Disziplin macht die Armee erst zu dem, was sie sein soll, und eine Armee ohne Disziplin ist auf alle Fälle eine kostspielige, für den Krieg eine nicht ausreichende und im Frieden gefahrvolle Institution ....

„Die Strafen sind es lange nicht allein, mit denen wir die Disziplin aufrecht erhalten. Es gehört dazu die ganze Erziehung des Mannes, und wenn unsre Strafen milder sind, als in andern Armeen, so tritt doch auch gerade dieses Moment der weiteren Erziehung hinzu.

„Wichtiger, als was in der Schule erlernt worden, ist die nach der Schule folgende Erziehung des Mannes, seine Angewöhnung an Ordnung, Pünktlichkeit, Reinlichkeit, Gehorsam und Treue, kurz an Disziplin, und diese Disziplin ist es,

die unsre Armee in den Stand gesetzt hat, drei Feldzüge siegreich zu gewinnen.

„Wir können aber die Strafen dennoch nicht entbehren; Sie werden zugeben, daß es einer ungemein starken Autorität bedarf, um Tausende von Menschen zu bestimmen, unter den schwierigsten Verhältnissen, unter Leiden und Entbehrungen, Gesundheit und Leben an die Ausführung eines gegebenen Befehls zu setzen. Eine solche Autorität kann nur erwachsen und kann nur fortbestehen unter schützenden Verhältnissen. . . .

„Wir bedürfen nun der strengen Strafen nicht gegen die große Masse unsrer Leute, die durch Belehrung, Ermahnung, Rüge, höchstens leichte Disziplinarstrafen, unschwer zu leiten sind; allein wir haben es zum Teil auch mit ganz schlechten Subjekten zu thun. Wenn alles unter die Waffen tritt, so treten natürlich die schlechten Subjekte, die ja in jeder Nation vorhanden sind, auch unter die Waffen. Wir sind ja genötigt, alles zu nehmen, jeden Mann, der in das dienstpflichtige Alter getreten, der gesund ist, und so und so viel Zoll mißt. Den moralischen Zustand der Rekruten kann die Aushebungskommission nicht untersuchen. Wir bekommen also auch Leute, die vielleicht Kandidaten des Zuchthauses sind, wenn sie nicht durch eine strenge militärische Erziehung noch vor diesem Unglücke bewahrt werden. Diese militärische Erziehung, die ist ja auch der Grund, warum wir mit einer sehr kurzen Dienstzeit uns niemals einverstanden erklären können; denn die Disziplin kann nicht einexerziert werden, sie will eingelebt sein."

Jeder Offizier, welcher einen Truppenteil befehligt, vom Kompaniechef aufwärts, besitzt über seine Untergebenen eine nach dem Range verschiedene Disziplinargewalt, das heißt das Recht, zur Aufrechterhaltung der Ordnung wie zur Ahndung geringerer Ausschreitungen gewisse, genau bemessene Strafen zu verhängen. Außerdem bestehen besondre Militärgerichte, denen alle Militärpersonen des aktiven Dienststandes ohne Unterschied von Rang und Ansehen, und unter bestimmten Verhältnissen auch diejenigen des Beurlaubtenstandes unterworfen sind. Im allgemeinen nimmt das Militärgerichtswesen nur deshalb eine Ausnahmestellung ein, weil sämtliche strafbaren Handlungen lediglich durch Standesgenossen abgeurteilt werden. Um jedoch die Gleichheit aller Unterthanen vor dem Gesetze zu wahren, werden nur die militärischen Vergehen und Verbrechen nach besondern Militärgesetzen, deren Eigenart in den Dienstverhältnissen des Heeres wurzelt, die gemeinen Vergehen und Verbrechen aber nach dem bürgerlichen Gesetzbuche bestraft.

Die höhere Gerichtsbarkeit, welche von den kommandierenden Generalen und Divisionskommandeuren ausgeübt wird, umfaßt alle Straffälle der Offiziere, und diejenigen der Mannschaften vom Feldwebel abwärts, sofern für die Vergehen der letzteren das Gesetz eine härtere Strafe androht, als im Militärarrestlokal vollstreckt werden kann. Alle übrigen gerichtlichen Bestrafungen verfallen der niedern Gerichtsbarkeit, der in seinem Befehlsbereich der Regimentskommandeur als Gerichtsherr vorsteht.

Die Militärgerichtsbarkeit wird verwaltet durch das Generalauditoriat in Berlin, welches als die vorgesetzte Dienstbehörde für die Auditeure den obersten Militärgerichtshof bildet und die Geschäftsführung der Militärgerichte zu beaufsichtigen hat, Rekursinstanz und begutachtende Behörde ist. Die Korps-, Divisions-, Gouvernements- und Garnisongerichte bestehen aus dem kommandierenden General, bezw. dem Divisionskommandeur, dem Gouverneur oder Kommandanten und je einem oder zwei Auditeuren; die Regimentsgerichte aus dem Regimentskommandeur und dem untersuchungsführenden Offizier.

Für jeden von dem Militärgerichte abzuhandelnden Straffall wird zunächst ein besondres Untersuchungsgericht bestellt, in welchem unter Assistenz von ein oder zwei als Beisitzern kommandierten Offizieren der Auditeur bezw. der untersuchungsführende Offizier als Inquirent fungiert. Das dann auf Befehl des Gerichtsherrn zusammentretende Spruchgericht führt in der höhern Gerichtsbarkeit die Bezeichnung Kriegsgericht; in der niedern Standgericht.

Ein Kriegsgericht oder Standgericht besteht im allgemeinen aus fünf Richterklassen derart, daß die niedrigste Richterklasse stets dem Range des Inkulpaten entnommen wird. So werden beispielsweise zu dem Kriegsgerichte über einen Gemeinen kommandiert: ein Major als Präses, zwei Hauptleute oder Rittmeister, zwei Leutnants, zwei Unteroffiziere, drei Gefreite oder Gemeine, während das Standgericht über einen gemeinen Soldaten zusammengesetzt ist aus einem Hauptmann oder Rittmeister als Präses, zwei Premierleutnants, zwei Sekondeleutnants, zwei Unteroffizieren, zwei Gefreiten bezw. Gemeinen.

Das Kriegsgericht über einen General erfährt, sofern der Kriegsherr nicht über dessen Besetzung direkt befiehlt, eine etwas andre Zusammensetzung, und bei Verbrechen, die mit dem Tode oder mit lebenslänglicher Freiheitsstrafe bedroht sind, werden vorschriftsmäßig die obern Richterklassen verstärkt.

Ein Auditeur oder der untersuchungsführende Offizier bildet den Referenten, keineswegs den öffentlichen Ankläger, und dem Angeschuldigten ist gestattet, sich vor dem Kriegsgerichte selbst schriftlich oder zum gerichtlichen Protokoll zu verteidigen, oder unter gewissen Einschränkungen durch einen andern verteidigen zu lassen. Bei den Standgerichten findet die Zuziehung eines Verteidigers nicht statt, das Ergebnis der Beweisaufnahme wird indes dem Angeschuldigten vorgehalten und seine Verteidigungsgründe sind zu Protokoll zu nehmen.

Der Auditeur trägt dem versammelten Gerichte die Akten vor und stellt seine Anträge nach dem Gesetze. Die Richter geben ihr Votum nach Klassen ab, derartig, daß sich die Richter derselben Klasse untereinander über das Strafmaß beraten, und dann in Abwesenheit der übrigen Richter von unten beginnend dem Auditeur im Beisein des Präses ihren Spruch mitteilen.

Schon durch die Vorschrift, daß die Vorgesetzten nicht im Zimmer sind, wenn die Gemeinen zuerst ihren Urteilsspruch abgeben, und daß die Richterklassen unter einander sich nicht beraten dürfen, ist die Gefahr einer Beeinflussung der Untergebenen ausgeschlossen, die übrigens erfahrungsmäßig stets am schärfsten urteilen. Die ganze Tendenz der Militärgesetze geht auch keineswegs, wie öfter behauptet wird, darauf hinaus, ein besonders hohes Strafmaß zu erzielen. Deshalb handelt

der Auditeur durchaus nicht, was schon oben angedeutet, als öffentlicher Ankläger, sondern erwägt in seinem Vortrage alle Verhältnisse pro et contra, und in den Fällen, wo die erforderliche unbedingte Stimmenmehrheit für ein Strafmaß nicht erzielt ist, wird die Stimme, welche die härteste Strafe ausgesprochen hat, der nächst gelindern so lange zugezählt, bis die absolute Stimmenmehrheit vorhanden ist. Ebenso gilt die gelindere Stimme für den Ausspruch der Klasse, falls die Mitglieder einer Richterklasse unter sich über ihren Spruch sich nicht einigen können.

Die Erkenntnisse der Militärgerichte werden nach Lage der Verhältnisse durch den König, das Kriegsministerium oder die zuständigen Gerichtsherren bestätigt und erlangen dadurch Rechtskraft. Bei der Bestätigung darf niemals eine Verschärfung der Strafe ausgesprochen werden, doch steht dem Bestätigenden unter Umständen ein Milderungsrecht zu. Falls die Mehrzahl der Richterklassen sich dafür entscheidet, kann dem Kriegsherrn durch das Spruchgericht selbst ein Gesuch um Begnadigung oder Milderung der Strafe unterbreitet werden.

Als ultima ratio spricht, wie dies weiter oben bereits erwähnt ist, das Militärstrafgesetzbuch dem Verbrecher das Leben ab. An Freiheitsstrafen verhängt es Zuchthaus, Gefängnis, Festungshaft und Arrest. Wenn ein Soldat Zuchthausstrafe verwirkt hat, so ist er nicht würdig, ferner dem Heere anzugehören. Seine Entfernung aus der Armee wird durch den Richter ausgesprochen und die Vollstreckung der Strafe geht auf die bürgerlichen Behörden über. Eine auf kürzere Dauer als auf sechs Wochen erkannte Freiheitsstrafe wird im Arrestlokale verbüßt. Für längere Zeit kommt der Soldat „auf Festung“ oder in ein Garnisongefängnis. In ersterem Falle kann er auch gegen seinen Willen zu Arbeiten bei der Fortifikation, oder zur Anfertigung von Bekleidungsstücken für die Armee verwandt werden. Besondre Ehrenstrafen bestehen für Unteroffiziere in Degradation, für Unteroffiziere und Gemeine in der Versetzung in die zweite Klasse des Soldatenstandes, welche namentlich als Folge einer Bestrafung wegen Diebstahls, Betrug oder andrer gemeiner Verbrechen, sofern sie nicht die Ausstoßung aus der Armee bedingen, eintritt und den dauernden Verlust von Orden und Ehrenzeichen nach sich zieht. Der „zweiklassige“ Soldat, welcher zum Appell nicht im Gliede, sondern abseits von der Kompanie antritt, ist äußerlich dadurch gekennzeichnet, daß er die Kokarde an der Kopfbedeckung nicht tragen darf. Besonders schlechte und unverbesserliche Subjekte, deren es erfreulicherweise nur wenige gibt, werden aus dem Verbande der Truppe ausgemerzt und für die Dauer der Dienstzeit durch die Generalkommandos den zu ihrer Aufnahme gebildeten Arbeiterabteilungen überwiesen. Derartige Arbeiterabteilungen bestehen in Ehrenbreitstein, Königsberg i. Pr. und Magdeburg. Sie sind mit den Festungsgefängnissen zu Danzig, Glogau, Graudenz, Köln, Mainz, Neiße, Posen, Rastatt, Spandau, Straßburg i. E., Torgau und Wesel unter der Inspektion der militärischen Strafanstalten zu einem Befehlsbereiche vereinigt, der seinerseits wieder vom Kriegsministerium ressortiert

---



Seydlitz vor der Front seiner Regimenter.

Die Kavallerie.

Einleitung.

Die preußische Reiterei hatte den Ansprüchen des königlichen Kriegsherrn während des ersten schlesischen Krieges in keiner Weise entsprochen. Die herrliche Paradetruppe erschien den zahlreichen österreichischen Reitergeschwadern gegenüber weder beweglich noch findig genug, und die dick gefütterten Pferde, welche nicht gewohnt waren, über einen holprigen Mittelgalopp heraus zu kommen, entbehrten der Kraft und des Atems zum rasenden Sturmeslauf.

Das scharfe Auge des Feldherrn und Organisators, welcher die größten Erfolge aus der richtigen Fortbildung kleinster Anfänge zu entwickeln verstand, erkannte rasch die seiner Kavallerie anhaftenden Mängel und Schwächen. Er selbst spricht sich darüber hart genug aus: „Die Reiterei kultivierte niemand. Sowohl der König (Friedrich Wilhelm I) als Leopold von Dessau hielten nicht viel von dieser Waffe. Der erstere hatte in der Schlacht bei Malplaquet die kaiserliche Reiterei dreimal zurückwerfen sehen .... Leopold von Dessau konnte es der Kavallerie nicht vergeben, daß durch sie das erste Treffen bei Höchstedt verloren gegangen. Er bildete sich seitdem ein, daß diese Waffe variable sei .... Sie blieb daher ohne Mannszucht, bestand wie das Fußvolk aus sehr großen

Leuten und ritt übergroße Pferde. Die Reiter waren nicht Herr ihrer Rosse .... Die Offiziere hatten keinen Begriff vom Dienst zu Pferde."

Mit der ihm eignen Energie nützte König Friedrich II deshalb die Friedensjahre aus, um diese Waffe zu einem gleich brauchbaren Kriegsinstrumente zu gestalten, wie es die Infanterie bereits war. „Wenn der General befiehlt, zu attackiren, so ebranlirt sich die Linie im Schritt, fället in Trab, und wenn sie zweihundert Schritt vom Feinde sind, so sollen sie den Pferden die Zügel völlig abandonniren und hereinjagen .... Der Einbruch muß mit ganzer Gewalt und mit Geschrei geschehen .... Es ist nicht zu vermuthen, daß der Feind solche Attacke ausdauern wird, sondern eher zu präsumiren, daß derselbe sich auf sein zweites Treffen külbütiren werde; es muß also die Attacke auf das zweite Treffen sonder Anhalten kontinuiren. Wenn beide Treffen des Feindes völlig übern Haufen geworfen sind, so soll das erste Glied vom ersten Treffen ausfallen, und nachhauen, ingleichen die Husaren von denen Flanquen, welche neben denen Kürassieren den flüchtigen Feind verfolgen sollen, so daß die Eskadrons nicht über 200 Schritt hinter ihren ausgefallenen Leuten geschlossen und in guter Ordnung bleiben. — Nota. Bei dem Verfolgen des Feindes müssen die Kürassiere sowohl als die Husaren dem Feinde nicht die Zeit geben, wieder zusammen zu kommen, sondern ihn soweit verfolgen, als er im Defilee oder dichten Wald oder dergleichen ist, da dann der Feind einen enormen Schaden dabei haben muß."

Durch die konsequente Einprägung solcher Grundsätze erhob Friedrich die preußische Kavallerie binnen wenig Jahren zu der ersten Reiterei der Welt und verstand in der Truppe jenen kühnen, rücksichtslosen Reitergeist zu erwecken, der zu Thaten anspornte, wie sie in der Geschichte aller Zeiten bislang unerreicht dastehen und wie sie vielleicht niemals von irgend einer Truppe der Welt wieder vollbracht werden. Des Königs, schon in der Instruktion von 1744 gesprochenen Worte: „Es verbietet der König allen Offiziers von der Kavallerie bei infamer Kassation, sich ihr Tage in keiner Aktion vom Feinde attackiren zu lassen, sondern die Preußen sollen allemal zuerst attackiren", waren gewiß dazu angethan, Eifer, Mut und Verwegenheit zu höchster Leistung anzuspornen. Wie der königliche Bewunderer des Franzosentums, welcher gelegentlich wohl einmal geschrieben hat, daß die deutsche Sprache nur für die Soldaten und die Pferde sei, in seinen eigenhändigen Instruktionen den besten Beweis lieferte, in welch scharfer, treffender und hinreißender Weise er trotzdem das Deutsche zu handhaben verstand, so wußte er auch die Männer zu finden, welche, an den rechten Ort gestellt, die königlichen Vorschriften in kühne Heldenthaten umzusetzen, das Wollen und das Können mit einander zu verbinden verstanden.

„Wer wollte aus dem bunten Mosaik, das sich bei näherer Analyse der einzelnen Charaktere jener Zeit ergibt, die Notwendigkeit jener Unwiderstehlichkeit erweisen" — so zeichnet ein bekannter, geistreicher Militärschriftsteller die Reitergenerale des großen Königs — „mit der Friedrichs Reiterei alles vor sich niederstürzte, was sie auf ihrem Wege traf? Geßlers schweigsames, schüchternes Wesen, des greisen, in sich gekehrten, besonnenen Driesen verständige Mittelmäßigkeit, der aber im Angesichte des Feindes und unter Kanonendonner die erloschene Kraft

früherer Jahre wiederfand; Zieten, mehr Mann der Handlung als der Rede, doch über das Maß des Gewöhnlichen hinaus kühn, ja verwegen, wo es darauf ankam, und dabei der vollkommenste Typus eines christlichen Führers; Seydlitz aus der Zahl ausgewählter Geister, die alle Hindernisse durchbrechen, dessen Verwegenheit sprichwörtlich geworden, ein Pferdebändiger wie Bellerophon, von chevaleresker Anmut in jüngeren Jahren, und auch noch in Zeiten körperlichen Verfalls von einer gewissen Grandezza, wortkarg, schneidend, ironisch, von eisiger Herzenskälte, die nur durch wilde Sinnlichkeit erwärmt werden konnte, das Gegenteil Zietens in allem, was Sitte betraf, aber wie dämonisch durchglüht auf dem Schlachtfelde, voller Empfänglichkeit für das Erhabene, und doch wie hingerissen von den Ereignissen, dem Drang der Gegenwart, und darum eben stets Herr seiner selbst, das Vorbild der Armee, die ihn auf seiner schönen, kühnen, ruhmreichen Bahn mit Enthusiasmus begleitete, — wie unähnlich, ja wie entgegengesetzt in allem, und doch wie ähnlich einander, wenn es darauf ankam, ihre Geschwader gegen den Feind zu führen."

Diesen Sternen erster Ordnung schloß sich noch eine lange Reihe andrer tüchtiger und hervorragender Generale an, und aus solcher Schule sind Männer hervorgegangen, deren Namen über die Grenzen unsres Vaterlandes hinaus einen guten Klang haben, namentlich auch der „alte Blücher", unser Marschall Vorwärts.

Vor allen leben aber Seydlitz und Zieten im Munde des Volkes fort. „Zieten aus dem Busch", das Vorbild aller Husarenführer, und Seydlitz, das Ideal stolzer Manneschönheit, „dessen Reitergeist anfangs wie gärender Most, dann wie feuriger Firnewein perlte", können als die herrlichste Verkörperung preußischen Reitertums gelten. Wie der König den sterbenden Zieten durch seinen Besuch ehrte, ist bekannt, weniger der Ausspruch des Kriegsherrn, als er nach der Schlacht von Zorndorf, wo Seydlitz

Mit den rasselnden Schwadronen
Der Grenadiere Viereck brach,

auf den General zeigend, die Gratulation des britischen Gesandten zum Siege mit den Worten erwiderte: „Ohne diesen würde es schlecht aussehen."

Als im Jahre 1773 der größte Reitersmann aller Zeiten zu Ohlau, seiner Garnison, starb, war der König durch den Verlust seines Generals auf das tiefste erschüttert und tröstend schrieb ihm sein Bruder Prinz Heinrich: „Ich teile, mein sehr lieber Bruder, Ihr Leid wegen Seydlitz. Ich habe ihn geachtet und geliebt; ich war überzeugt von der Redlichkeit seines Charakters, von seinem Berufseifer und beobachtete die großen Dienste, welche er geleistet hat. Er war in seinem métier ein außerordentlicher Mann. — Die Trauer, welche Sie die Kavallerie anlegen lassen, ist eine seinem Andenken erwiesene Ehre, aber dieser Auszeichnungsbeweis dringt in die Herzen aller, die das Verdienst schätzen."

Der König aber feierte das Andenken seines „Kavalerissississimus", wie Graf Lippe, der Geschichtsschreiber der Husaren, den General Seydlitz treffend genannt hat, durch die Verse:

C'était de ces esprits, favorisés des cieux
Qui sont tout par eux mêmes et rien par leurs ayeux.
Das war einer jener hehren Geister, denen die Huld der Götter gewährte,
Alles durch sich selbst zu sein und nicht nur zu glänzen durch die Zahl seiner Vorfahren.

Männer wie Seydlitz müssen natürlich auf das Heer, ja auf das ganze Volk eine Einwirkung ausüben, die über ihren unmittelbaren Wirkungskreis weit hinausreicht, und auch mit dem Tode keineswegs erlischt. So ist sein kühner Geist noch in der heutigen deutschen Reiterei lebendig, und zu den Reihen von Friedrichs Kavallerieregimentern drängten sich entschlossene und ruhmbegierige Leute in großer Zahl. „Es war der höchste Stolz der Jugend, bei Seydlitz, Zieten, Belling oder sonst einem berühmten Reiterregiment gedient zu haben", und manche Kavallerieregimenter bestanden lediglich aus Freiwilligen.

Der Geist der Schnelligkeit, des rücksichtslosesten Vorwärtsstürmen beseelte auch den einzelnen Reiter.

„Wenn ein Regiment kampiret — befahl der König — und Bouteselle geblasen wird, daß die Reiters aufsitzen sollen, so muß in zwölf Minuten das Regiment in Eskadrons formirt stehen", oder an andrer Stelle:

„Seine Majestät befehlen allen Kommandeurs der Kürassierregimenter, daß ihr einziges Arbeiten, Tichten und Trachten dahin gehen soll, aus dem gemeinen Manne gute und tüchtige Reuters zu machen .... den Reuters muß wohl imprimirt werden, daß das Schießen, welches ihnen beim Exerzieren gewiesen, nicht anders müsse gebraucht werden, als wenn sie das erste und zweite Treffen vom Feinde mit dem Degen in der Faust übern Haufen geschmissen hätten, als dann sie nachschießen könnten, um den Feind, welcher schon in Confusion, dadurch in desto mehr in Confusion und Consternation zu bringen."

Hinter der Front der Eskadrons befand sich ein Offizier und einige zuverlässige Unteroffiziere als „Schließende", welche den Befehl hatten, „jedem den Degen in die Rippen zu stoßen, der Miene machen sollte, umzudrehen." Aber das Vorwärtsstürmen war durch Unterricht, Übung und Vorbild auch dem gemeinen Manne so zur zweiten Natur geworden, daß die Schließenden nur in sehr seltenen Ausnahmefällen von ihrer blanken Waffe gegen rückwärtsstrebende feige Kameraden Gebrauch zu machen gezwungen waren.

Das folgende prächtige Soldatenlied kennzeichnet am besten die gehobene Stimmung, welche zur Zeit der höchsten Blütezeit deutscher Reiterei die Truppe beherrschte:

Wir preußisch Husaren, wann kriegen wir Geld?
Wir müssen marschieren ins weite Feld,
Wir müssen marschieren dem Feind entgegen,
Damit wir ihm heute den Paß noch verlegen.

Wir haben ein Glöcklein, das läutet so hell,
Das ist überzogen mit gelbem Fell;
Und wenn ich das Glöcklein nur läuten gehört
So heißt es: Husaren auf eure Pferd'.

Wir haben ein Bräutlein uns auserwählt,
Das lebet und schwebet im weiten Feld;
Das Bräutlein wird die Standarte genannt
Und ist uns Husaren sehr wohl bekannt.

Und als dann die Schlacht vorüber war,
Da einer den andern wohl sterben sah,
Schrie einer zum andern: Ach Jammer, Angst und Not,
Mein lieber Kamerad ist geblieben tot.

Das Glöcklein es klinget nicht eben so hell,
Denn ihm ist zerschossen sein gelbliches Fell;
Das silberne Bräutlein ist uns doch geblieben,
Es thuet uns winken; was hilft das Betrüben?

Wer sich in preußischen Dienst will begeben,
Der muß sich sein Leblang kein Weibchen nicht nehmen,
Er muß sich nicht fürchten vor Hagel und Wind,
Beständig verbleiben und bleiben geschwind.



Husar Friedrichs des Großen.

Nur gehorsame und wendige Pferde waren aber im stande, den Anforderungen, die Kriegs- und Friedensdienst an das vierbeinige Material stellten, gerecht zu werden, und wie der große König deshalb einerseits die größte Schnelligkeit und engste Geschlossenheit im alles niederwerfenden Ansturm von seiner Reiterei verlangte, so erblickte er die Möglichkeit, dies zu erreichen, nur in einer sorgsamen individuellen Reitausbildung von Mann und Pferd.

Zum erstenmale in der Kriegsgeschichte tritt hier das Verlangen zu Tage, das Pferd des gemeinen Mannes wirklich zuzureiten. Gleich nach dem ersten schlesischen Kriege wurden die ersten Reitbahnen in der preußischen Armee eingeführt und das Husarenreglement von 1743

bestimmte: „Seine Majestät verlangen, daß der Husar zu Pferde so adroit sein soll, daß er, wenn das Pferd im vollen Laufen ist, mit der Hand von der Erde was aufheben, und einem andern im vollen Jagen die Mütze abnehmen kann; die Husarenpferde müssen alle auf die Kroupe gewandt werden, damit ein Husar sich auf einem Platze wie ein Thaler groß mit seinem Pferde tummeln und wenden kann, wie er will.“

Solche Anforderung setzte um so schwierigere, anstrengendere Arbeit voraus, als die Mehrzahl der damaligen Soldatenpferde aus den sogenannten „polnischen Remonten“ bestand, halbwilden, mißtrauischen, bockigen und stätischen Tieren. Zum „Einbrechen“ derselben gehörte Mut, kaltes Blut und Entschlossenheit. Es mag dabei oft auch recht rüde zugegangen sein, wie denn die Fälle nicht selten waren, in denen einzelne Pferde nur einen bestimmten Reiter als Herrn erkannten und sich dessen Willen beugten. Mit der Zeit sind die preußischen Kavallerieremonten edler, gelehriger, sanfter und weicher in der Struktur geworden, und deshalb ist die Behandlung bei der Dressur eine dem damaligen Gebrauche diametral entgegengesetzte. Die Bahnreiterei zu der Zeit des großen Königs beschränkte sich auf wenige Lektionen. Diese waren bestimmt, das junge Pferd zügel- und schenkelrecht, und unter allen Umständen gehorsam zu machen. Sie unterschieden sich namentlich himmelweit von den Künsteleien, wie „die hohe Schule“ sie liebte und zu höchster Vollkommenheit ausbildete. Auch in dieser Beziehung verlangt die heutige Reitinstruktion wohl quantitativ und qualitativ mehr, immer aber datiert der Ursprung der preußischen Kampagnereiterei aus jenen ruhmreichen Tagen. Sie bildet, trotz mancher Veränderungen, noch jetzt die Grundlage für die Reitausbildung der deutschen Kavallerie, und es kann schon im Rückblick auf die Art ihres Entstehens nicht oft und dringlich genug darauf hingewiesen werden, daß die Kampagnereiterei die systematische Dressur des Pferdes wohl als das wichtigste und hervorragendste Mittel zum Zweck ansieht, daß aber der Zweck selbst im rasenden Ansturm der geschlossenen Attacke, in langdauernden Ritten, im kühnen reiterlichen Wagen besteht.

Die mit eingehendster Sorgfalt in allen Zweigen des kleinen Dienstes ausgebildete Reiterei bewahrte selbst in dem militärischen und politischen Zusammenbruche des Jahres 1806 den hohen Ruf unerschrockener Tapferkeit, wenn auch die verblendete Zerfahrenheit, welche Politik und Kriegführung jener Unglückszeit beeinflußte, die stolze Kraft der Reitermassen zersplitterte. An die Niederlage von Saalfeld schon reihten sich unmittelbar kavalleristische Thaten, welche dem Fridericianischen Geiste entsprungen waren. Am 17. Oktober gelang es dem nachmals durch manchen kecken Reiterstreich bekannten Leutnant Hellwig mit fünfzig Husaren über 10000 preußische Soldaten aus der Kriegsgefangenschaft zu befreien, trotzdem daß sie durch zwei französische Bataillone eskortiert wurden, und ebenso verstand Blücher seine Schwadronen am zweiten Schlachttage mit Geschick und Energie zu verwenden. An Blüchers Namen knüpft sich überhaupt der Aufschwung der preußischen Reiterei, und wenn den alten Stämmen sich für die Freiheitskriege Scharen begeisterter junger Soldaten anschlossen, die in manchem kühnen Ritte auch ihrerseits dem Ruhmeskranze der preußischen Waffen neue

Blätter hinzufügten, so stimmten sie alle begeistert ein in des vaterländischen Sängers schönes Lied:

> Was blasen die Trompeten, Husaren heraus!
> Es reitet der Feldmarschall in fliegendem Saus,
> Er reitet so freudig sein schneeweißes Pferd,
> Er schwinget so schneidig sein blitzendes Schwert.

Mit den friedlichen Zeiten nach dem Pariser Frieden begann die Reduktion des preußischen Heeres und die Rückkehr zu geordneten Zuständen. Die Schulung der Kavallerie, welche infolge der zahlreichen alten, struppierten und unbrauchbaren Pferde eine schwere Übergangszeit durchzumachen hatte, namentlich auch in Bezug auf die Ausbildung des einzelnen Mannes zum dreisten, unerschrockenen, dabei verständigen und weichen Reiter und das Zureiten, die Dressur der Pferde erfolgte auf Grundlage der vielerprobten Reglements und Instruktionen, wie Friedrich der Große sie geschaffen.

Doch machten veränderte Verhältnisse bald eine anderweitige Regelung in mancher Beziehung wünschenswert. „Zur Begründung gleichmäßigen Reitens" wurde deshalb 1825 eine genaue „Reitinstruktion" erlassen, welche nach dem hervorragenden Anteil, den der General v. Sohr an ihrer Bearbeitung hatte, meistens nach dessen Namen genannt wird. Das umfangreiche Buch, dessen Vortrefflichkeit jedem deutschen Reitersmann zur Genüge bekannt ist, schuf neue Normen, welche grundlegend gewirkt haben für die Detailausbildung der Kavallerie seit einem halben Jahrhundert. Verschiedene, teilweise nicht unerhebliche Änderungen, die während der letzten Jahrzehnte hauptsächlich in Rücksicht auf das verbesserte und veredelte Pferdematerial nötig erschienen, haben ihren vorläufigen Abschluß gefunden durch die am 31. August 1882 erlassene „Instruktion zum Reitunterricht für die Kavallerie".

Als allgemein gültiger Grundsatz ist stets unverrückt festgehalten, daß die sorgsamste Dressur des jungen Pferdes sich nur in so weit und nur zu dem Zwecke auf Seitengänge und andre künstlich angelernte Bewegungen zu erstrecken hat, als seine körperliche Entwickelung dadurch gefördert und die Gebrauchsfähigkeit erhöht wird. Zwar konnte es nicht ausbleiben, daß im Laufe der langen Friedensjahre das Wesen der Sache, hier die Dressur des Pferdes und die Reitausbildung des Mannes, häufig zurücktrat gegen die Gleichmäßigkeit der äußeren Form und wenn das geflügelte Wort jenes Rittmeisters: „Ich thät' schon ein Galöppli riskieren, wenn ich nur ganz bestimmt wissen thät, daß keiner abifallen würd'", auch in seiner ganzen Schärfe bestimmt nicht auf Wahrheit beruht, so kennzeichnet es doch die Situation, und über dem „Kniebeln" in der Bahn ist gewiß bei manchen Abteilungen der rascheste Rosseslauf zum unwiderstehlichen Einbruch in den Feind zurückgesetzt worden.

Mit Bezug auf diese Auswüchse im reiterlichen Leben des deutschen Heeres spricht Oberst von Krane sich in der Vorrede zu seinem vortrefflichen Buche: „Anleitung zur Ausbildung der Kavallerie-Remonten" sehr bezeichnend folgendermaßen aus: „Man gefiel sich in größter Gleichmäßigkeit der Form, Künstlich-

keiten und falsch verstandner Feinheit. Man nahm Zusammenstellungen des Pferdes vor, welche den Zwecken der Soldatenreiterei nicht entsprachen und gefiel sich in abgekürzten Tempos, die dem Lebensprinzip der Kavallerie, der Geschwindigkeit, vollständig entgegen standen. Das Element der Kühnheit und der jugendlichen Frische, die Freude am Waglichen, an der Barriere und Karriere lagen tief danieder, und wer sie liebte, galt für einen rohen Pferdequäler."

Anderseits und im Gegensatze zu einer gewissen älteren Schule, deren Vertreter sich lediglich auf dem „Viereck" und dem „Zirkel" der verdeckten Reitbahn wohl zu fühlen schienen, ertönte mit der stetig sich steigernden Einfuhr englischer Pferde und der erwachenden Lust am Reiten auf der Rennbahn und hinter den Hunden, namentlich von jüngeren Kräften der Ruf, daß die regelmäßige Schulung des Pferdes zu dessen praktischem Gebrauche ganz überflüssig sei.

Diese vielfach verlästerte und in ihren Übertreibungen auch gewiß schädliche „Anglomanie" hat indes doch das Gute gehabt, mit erfrischendem Hauche die gesamte Kampagne- und Soldatenreiterei, welche man im Lande der allgemeinen Wehrpflicht als identisch betrachten kann, aus gefahrdrohendem Erschlaffen aufzurütteln, und ohne Frage das Ihrige dazu beigetragen, wenn die deutsche Kavallerie den Anforderungen, wie sie ohne die wünschenswerte Vorbereitung im Jahre 1870 an dieselbe herantraten, im großen und ganzen gerecht werden konnte.





Stärke, Einteilung, Bewaffnung, Strömungen.

Die Kavallerie Preußens und der diesem Staate eng verbundenen Kontingente hat eine Friedensstärke von 1851 Offizieren und 50 672 Mann. Diese Truppenzahl gliedert sich in

10 Kürassierregimenter, einschließlich zweier der Garde,

26 Regimenter Dragoner, mit Einschluß zweier Gardedragonerregimenter.

18 Regimenter Husaren, einschließlich der Gardehusaren und des Herzoglich Braunschweigischen Husarenregiments Nr. 17.

19 Ulanenregimenter, darunter drei der Garde.

Das Regiment zerfällt in fünf, Eskadrons genannte, Unterabteilungen, welche die kleinsten taktischen und Verwaltungseinheiten bilden.

Die Uniformen der verschiedenen Reitergattungen weisen eine große Mannigfaltigkeit auf. An andrer Stelle ist versucht worden, die Bekleidungsunterschiede der einzelnen Truppenteile kurz zusammenzustellen.

Die Kürassiere gelten als sogenannte schwere Kavallerie, welche vorzugsweise bestimmt ist, in geschlossener Attacke den Feind niederzureiten. Sie sind mit der Schutzwaffe des Doppelkürasses und dem Metallhelm ausgerüstet, und in ihren Reihen erblickt man die größten Leute auf den höchsten und schwersten Pferden. Durch die Vereinigung von größter physischer Masse bei Mann und Pferd, und durch die schwere Metallrüstung erzielen die Panzerreiter zweifellos im Vergleich mit einer andern Kavallerie eine größere Macht des Chocks. Anderseits leidet das zweite Hauptelement der Reiterei, die Schnelligkeit und Behendigkeit unter der Unbehilflichkeit von Roß und Reiter. Die großen Tiere verlangen viel Futter, fallen sonst leicht ab, und es wird dem schwergerüsteten Reiter oft nicht leicht,

sein haushohes Tier zu erklettern. Daher das geflügelte Wort „Sieben Kürassiere sind nötig, um dem achten im Biwak auf das Pferd zu helfen.“

Der Kürassier führt einen zu Hieb und Stich eingerichteten geraden Degen, Pallasch genannt, und ein Pistol. Neuerdings scheint die Absicht zu bestehen, auch die schweren Reiter, wenigstens teilweise, mit Karabinern zu bewaffnen, um sie für alle Zwecke des Kavalleriedienstes gleich tauglich zu machen.

Den Ulanen ist in der Lanze eine besonders gefährliche, weit reichende Waffe für den Angriff gegeben. Alte Ulanenoffiziere nennen die Lanze gern die Königin der Waffen, doch zählt sie auch unter vorurteilsfreien Kavalleristen manche Gegner, weil ihre Handhabung nicht leicht, und namentlich schwer zu erlernen ist, und weil der Ulan einem Feind gegenüber, der seinem Stoße ausgewichen ist und ihm dann dicht auf den Leib rückt, sich entschieden im Nachteile befindet. Die Ulanen vertreten im deutschen Heere die Reitergattung, welche man nach einer veralteten kriegswissenschaftlichen Einteilung als Mittelkavallerie zu bezeichnen pflegte. Die Leute reiten mittelgroße Pferde und sind außer der Lanze mit Säbel und Karabiner bewaffnet. Die drei Trutzwaffen scheinen allerdings Mann und Pferd mehr zu beschweren, als wünschenswert ist, aber wie die Lanze dem Reitersmann, der sie geschickt zu handhaben versteht, die Möglichkeit gibt, einem Feind den Todesstoß zu versetzen, ehe dieser mit der Nahwaffe ihn überhaupt zu erreichen im stande ist, so befähigt der Karabiner die Truppe, zu Zwecken des kleinen Krieges selbständig ein Feuergefecht zu führen.

Zur leichten Kavallerie zählen gleichmäßig Dragoner und Husaren. Beide Truppengattungen sind übereinstimmend mit Säbel und Karabiner bewaffnet, reiten den gleichen Schlag Pferde, werden nach denselben Grundsätzen für alle Zweige des reiterlichen Dienstes ausgebildet und unterscheiden sich lediglich durch das verschiedene Kleid.

Der Volkswitz, der es so oft versteht, Unterschiede und Eigentümlichkeiten mit einem treffenden, wenn auch vielleicht das Ziel überschießenden Worte scharf zu kennzeichnen, singt von den verschiedenen Gattungen unsrer Reiter:

Der Kürassier, der Kürassier,
Der reitet Schritt und trinkt viel Bier;
Ulanen werden in der Schlacht,
Wie andre Menschen umgebracht;
Dragoner reiten wie der Wind,
Wenn sie erst aufgesessen sind.
Husaren leiden niemals Not,
Sie reiten schnell und bringen Tod.

Die deutsche Reiterei wurde 1870 durch die Heeresleitung vor eine Aufgabe gestellt, für die sie im Frieden so gut wie gar nicht, oder doch nicht in genügendem Maße vorbereitet erschien. Jahrzehntelang war bei den Friedensübungen die Kavallerie nur in kleinen Abteilungen zur Verwendung gekommen, höchstens hatte einmal der Brigadekommandeur seine beiden Regimenter auf dem Exerzierplatze vereinigt und dann war die Übung selten oder nie über einige reglementarische Evolutionen und Parademanöver hinausgekommen. Das Brigade-

exerzieren unterschied sich von den Übungen des Regiments eben nur in den zur Erscheinung kommenden Äußerlichkeiten:

Die Linien sind noch mal so lang,
Kolonnen sind noch mal so tief,
Die Richtung ist noch mal so schief.

Zwar hatte der Feldzug 1866 die Mehrheit der preußischen Reiterei zu großen Kavalleriekorps zusammengeballt gesehen. Diese aber waren nach der Zahl der in ihnen vereinigten Truppenteile zu schwerfällig, folgten der Armee außerdem nach alter taktischer Anschauung in der Reserve, und waren dann oft genug da nicht zur Stelle, wo von ihrem wuchtigen Anprall hätte Gebrauch gemacht werden können. Immerhin war die wichtige Frage, wie man unter den veränderten Verhältnissen der Neuzeit die der Reiterei innewohnende Kraft am besten ausnutzen könne, durch eben diesen Krieg ins Rollen gekommen und in maßgebenden Kreisen hatte man mit richtigem Blicke aus den gewonnenen Erfahrungen die nötigen Schlußfolgerungen gezogen, denn die bei dem plötzlichen und unerwarteten Ausbruch des Krieges 1870 befohlene Heereseinteilung überwies den Infanteriedivisionen nur einzelne Schwadronen für den Vorposten-, den Patrouillen- und Meldedienst, und gliederte in einer für die Truppe völlig überraschenden Weise die Masse der Reiterei in selbständige Kavalleriedivisionen. Deren Stärke schwankte zwischen sechs und neun Regimentern, beigegebene Artillerie erhöhte ihre innere Widerstandsfähigkeit, und die Hauptaufgabe dieser Reitergeschwader bestand darin, der Armee in Front und Flanken weit voraus zu eilen, verläßliche Nachrichten über Stellung und Bewegung des Feindes einzuziehen, und zugleich durch ihre Maßregeln einen undurchdringlichen Schleier um die eigne Armee zu ziehen, hinter dem diese letztere gemächlich ruhen und sich ungehindert und uneingesehen nach allen Richtungen bewegen konnte.

Daß die deutsche Kavallerie, vom General bis zum einzelnen Reiter hinab, die ihr damit vom großen Standpunkte aus gewordene neue Aufgabe dem Wesen nach richtig zu erfassen verstand, liefert einen unwiderleglichen Beweis von ihrer vorzüglichen Ausbildung im kleinen; und daß sie in der Lösung dieser Aufgabe manche schneidige That, manche hervorragende Leistung zu verzeichnen hatte, zeugt davon, das der alte Fridericianische Reitergeist auch in den Enkeln noch fortlebt.

Wenn man von vornherein glauben sollte, daß den gewaltigen Anstrengungen, die ein blutiger Krieg von der ganzen Armee und vom einzelnen Soldaten verlangt, eine Zeit der Abspannung und Erschlaffung auf militärischem Gebiet folgen müßte, so hat die nach dem französischen Krieg gemachte Erfahrung diese Annahme gründlich getäuscht. Statt auf seinen Lorbeern auszuruhen, hat das deutsche Heer manche kleinen ihm trotz des Übergewichts über den niedergeworfenen Gegner anhaftenden Mängel und Schwächen abzustreifen, in angestrengtester Arbeit seine Weiterausbildung zu fördern gesucht. Ja, die richtige Selbsterkenntnis erstreckte sich über die Beurteilung der eignen Zustände hinaus. Noch nie sind bei der schriftlichen Darstellung von Kriegsereignissen die eignen Großthaten vorurteilsloser geschildert, die glänzenden Eigenschaften des Gegners aufrichtiger und williger anerkannt, als dies in den zahlreichen von deutscher Seite unternommenen Ver-

öffentlichungen über den französischen Krieg geschehen ist, mögen diese auf Grund aktenmäßigen Materials zusammengestellt sein und damit einen öffentlichen Charakter tragen, oder als Ergebnisse der Einzelforschung sich darstellen. Anderseits behandelt eine umfangreiche, fachmännische, nach 1871 entstandene Litteratur das eigne Heerwesen, verfolgen die Erzeugnisse derselben in sehr vielen Fällen den Zweck, die im Felde gewonnenen Erfahrungen in Form von Vorschlägen zu Abänderungen und Verbesserungen dem Gemeinwohle nutzbar zu machen.

Auch die Leistungen der Kavallerie und die zukünftige Gestaltung dieser Waffen sind verschiedentlich in den Streit der Meinungen hineingezogen worden. Einige beachtenswerte Stimmen haben gemeint, daß die Reiterei der vernichtenden Wirkung der weittragenden Präzisionswaffen gegenüber und bei den Kulturverhältnissen des mittleren Europa überhaupt keine Aussicht mehr auf solche Erfolge habe, wie etwa im siebenjährigen Kriege, und reden ihrer Verminderung das Wort. Dagegen erhoben sich begeisterte Anhänger der Kavallerie aus den Reihen der Waffe selbst, welche eine Wiederholung der Tage von Roßbach, Hohenfriedberg und Zorndorf mit Sicherheit in Aussicht stellten. Der Streit ist eigentlich müssig, denn er kann erst auf den Schlachtfeldern der Zukunft entschieden werden. Es wird indes von keiner Seite bezweifelt, daß die Reiterei im Aufklärungs- und Sicherheitsdienste, und jedenfalls auch in kleinern Abteilungen auf den Schlachtfeldern dem Heere große Dienste leisten kann, und da die meisten europäischen Armeen von Bedeutung, entweder der Zahl der Pferde nach, oder doch im Vergleiche zur gesamten Heeresstärke, über eine stärkere Reiterei verfügen, als Deutschland, so ist nicht anzunehmen, daß in absehbarer Zeit unsre Kavallerie in ihrem Bestande verringert werden wird.

Eine glorreiche Tradition dient dem heutigen Geschlechte als leuchtendes Vorbild und um der kriegerischen Großthaten der Väter sich einst würdig zu erweisen, schreitet die deutsche Reiterei rastlos vorwärts auf dem mühsamen Pfade der sorgsamsten Vorbereitung im Frieden. Ein neues, frisches Leben durchpulst die Truppe, der von oben herab Anleitung und Unterstützung zur zeitgemäßen Fortentwickelung geboten wird.

Regelmäßig wiederkehrende Übungen in größeren Verbänden der Kavalleriedivisionen bieten den Generalen Gelegenheit, die Reibungen zu erkennen und herabzumindern, die die Verwendung solcher Truppenmassen stets im Gefolge hat, und übersetzen der Truppe die Lehren des neuen Exerzierreglements in das Praktische. Sie sind bestimmt als Vorbereitung der Reiterei für den Massengebrauch auf dem Schlachtfelde.

Kavallerieübungsreisen sollen dem Offizier lehren, die Aufgaben des kleinen Krieges vom erweiterten Gesichtspunkte aus zu erfassen, und die Ausbildung im Scheibenschießen und dem Gefecht zu Fuß der Truppe eine größere Unabhängigkeit geben. In dieser Beziehung ist die Bewaffnung mit dem als Modell 71 bezeichneten Mauserkarabiner ein bedeutender Fortschritt gewesen.

Auch die Friedensration der Pferde ist um ein geringes erhöht, denn die weitergesteckten kriegerischen Ziele bedingen verstärkte Anforderungen an die körperlichen Leistungen der Tiere.

Im Laufe der theoretischen Verhandlungen über zweckentsprechende Neuerungen in der Organisation, der Ausrüstung, Bewaffnung und Gebrauchsweise der Reiterei hat sich das Wort „Einheitskavallerie" zu einem Schlagwort herausgebildet. Wenn dieser Ruf dem Gedanken Ausdruck geben will, daß die gesamte Kavallerie eines Heeres völlig gleichmäßig bewaffnet und zu jeder Art von kriegerischem Dienst auf dieselbe Weise vorgebildet werden soll, so ist der darin enthaltenen Forderung eine innere Berechtigung nicht abzusprechen: kann man dem Chok der Kürassiere auch eine größere Wucht und dem Angriff mit der lang vorgestreckten Lanze eine besondre moralische Einwirkung auf den Feind zugestehen, so ist doch nicht zu verkennen, daß gewiß oft an derjenigen Stelle des Schlachtfeldes, wo diese besondern Eigenschaften zur Geltung kommen sollen, kein Truppenteil der betreffenden Gattung zur Hand ist. Dann muß und wird ein leichtes Regiment denselben Auftrag erfüllen, während zu dem täglichen Dienste der Vorpostendetachierungen den Panzerreitern die Befähigung fehlt, weil sie nicht mit einer ausreichenden Feuerwaffe versehen sind. Der Abschaffung der Kürassiere in ihrer jetzigen Formation und Ausrüstung scheint auch der Umstand das Wort zu reden, daß thatsächlich kleine gedrungene Leute sich am besten zum Dienste des Reiters eignen, daß der schwere Küraß gegen die Durchschlagskraft der modernen Geschosse nur einen ganz untergeordneten Schutz bietet und daß die schweren Pferde an den Stangen unsrer Geschütze die denkbar beste Verwendung finden würden. Dagegen werden die lustig wehenden Fähnlein unsrer Lanzenreiter wohl schwerlich so bald von der militärischen Bildfläche verschwinden, und man kann den Ulanen die Quelle ihres moralischen Übergewichts um so eher belassen, als die Truppe durch die Bewaffnung mit dem Karabiner auch für den kleinen Krieg genügend gerüstet ist.

Will aber der Vertreter der Einheitskavallerie mit der gleichmäßigen Bewaffnung der ganzen Kavallerie auch eine einheitliche Uniform schenken, so wird dagegen, ganz abgesehen von den bedeutenden Kosten, die dadurch erwachsen müßten, jeder einzelne Reitersmann seine Stimme erheben. Mit Recht will der Husar seinen Attila, der Lanzenreiter die Ulanka, der Kürassier den Koller verteidigen. An die Uniform des Regiments knüpft sich die Tradition, mit ihr ist auf das engste der Korpsgeist verbunden, welcher in Stunden der höchsten Gefahr gerade zu den schönsten Thaten begeistert und mit der Verschiedenheit des farbenschimmernden Röckleins würde viel von dem innern Leben der Truppe verloren gehen.

Der Reitersmann führt Schwert und Schießgewehr, um sowohl mit der blanken Klinge in der Faust dem Feinde entgegen jagen zu können, als auch die Möglichkeit zu besitzen, vom Rosse zu springen und dem Infanteristen gleich ein Feuergefecht zu unterhalten. Zu Pferde wird der Karabiner nur gebraucht, um Signalschüsse abzugeben. Nach der jetzt allgemein angenommenen Trageweise umgürtet sich der Kavallerist mit dem Säbel, und befestigt durch irgendwelche Vorrichtungen den Karabiner am Pferde. Heißt es nun, zum Gefecht zu Fuß abzusitzen, so erfordert das Ergreifen des Gewehrs eine gewisse Zeit und der nachschleppende Säbel vermindert noch die Beweglichkeit des durch seine schweren

Reiterstiefeln ohnehin behinderten Mannes. Dem wäre leicht abzuhelfen, wenn man als Grundsatz aufstellen wollte, daß der Säbel ein für alle mal am Pferde anzubringen sei, während der Mann das Gewehr an sich selbst trägt. Dann hat der letztere es gleich zur Hand und findet, wenn er zu seinem Streitrosse zurückkehrt, an diesem das blanke Schwert zum Gebrauche bereit. Wenn dieses Auskunftsmittel auf den ersten Blick auch überrascht, so erkennt man bei näherer Betrachtung doch leicht, daß es in der Natur der Sache begründet ist, und die Durchführung des Gedankens würde um so geringere Schwierigkeiten bieten, als die flinken und kriegserfahrenen Reiter der Südstaaten im amerikanischen Sezessionskriege ihre Waffen derartig trugen, und in dieser Richtung ein nachahmenswertes Vorbild abgeben.



Winterdienst.

In dem gesamten Dienstbetriebe der deutschen Reiterei ist das Pferd so zu sagen die Hauptperson, um die sich alles dreht, und das mit vollem Rechte. Denn das edle Tier ist dem Kavalleristen mehr, als ein bloßes Transportmittel, es bildet seine hauptsächlichste, seine eigentliche Waffe. Das kräftige, gut gepflegte und gut genährte Roß trägt kühnen Laufs seinen Reiter den todsprühenden Geschützen entgegen mitten hinein in die Reihen des Feindes, und seine ausdauernde

Zähigkeit ermöglicht die Zurücklegung großer Wegstrecken in kürzester Frist. Seines Pferdes beraubt ist der Kavallerist nicht einmal mehr ein halber Soldat.

Deshalb berechnet die Kavallerie ihre Ausrückestärke nach Pferden, deshalb wendet sich die erste Sorge kommandierender Offiziere der Unterbringung, Verpflegung und Abwartung der Pferde zu, und selbst der Mann in Reih und Glied begreift im allgemeinen schon im Frieden so gut den Wert des Tieres für die kriegerische Brauchbarkeit der Truppe, daß er mit dem besten Willen nicht nur reiten zu lernen bestrebt ist, sondern auch der Pflege der ihm anvertrauten Tiere sich mit ganzer Sorgfalt und vieler Liebe hingibt. Der Deutsche ist der beste Pferdepfleger der Welt, darf man getrost behaupten; höchstens mögen einige Naturvölker es unsern Landsleuten in dieser Richtung zuvorthun.

Auch bei der Einteilung des Winterdienstes in der Eskadron bildet die Dressur der Pferde und die Anleitung der Mannschaften zum Reiten die vornehmlichste Hauptaufgabe und diese beiden Dienstzweige nehmen den größten Teil der Tagesarbeit in Anspruch.

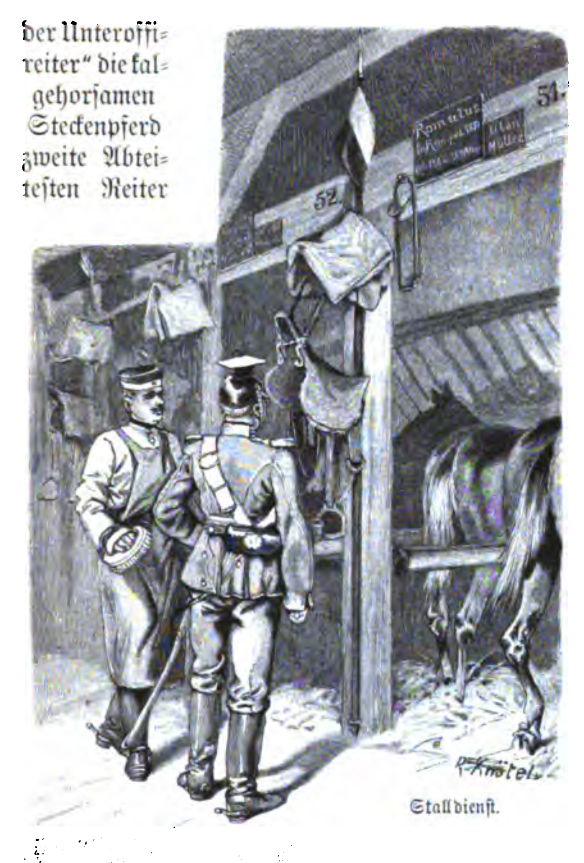
Die preußische Reitinstruktion, welche jetzt für alle deutschen Reiterregimenter zur Anwendung gelangt, stellt nach dem Dienstalter der Mannschaften verschiedene genau und scharf begrenzte Ansprüche an deren Reitfertigkeit. Während der Rekrut in der ersten Klasse neben Sitz und Führung auf einem durchgerittenen Pferde die Möglichkeit freier Bewegung auf demselben und die Handhabung der Waffen lernt, wird diese Schulung in der zweiten Reitklasse wesentlich erhöht. Zu dieser letztern zählen nach den neuesten Bestimmungen, mit Ausnahme weniger in ihrer Ausbildung etwa zurückgebliebenen Leute, alle ältern Mannschaften und die Unteroffiziere. Sie sollen durch Vervollkommnung eigner Geschicklichkeit, feines Gefühl und richtig angewandte Hilfen nicht nur sämtlich die bestgerittenen Pferde tadellos vorführen lernen, sondern auch der bessern Hälfte nach befähigt werden, die jungen rohen Remonten in zweijähriger, mühsamer Arbeit unter Anleitung von Lehrern zu gerittenen Pferden heranzubilden, sie zu dressieren. Die dritte Reitklasse endlich besteht lediglich aus Offizieren, und diese wollen durch Übung ihrer Pferde in Schulgängen, welche sich mehr und mehr der eigentlichen Schulreiterei nähern, die Geschicklichkeit erwerben, selbständig junge Pferde zuzureiten. In der Art nun, wie die Heranbildung der jungen Reiter in steter und unmittelbarer Wechselbeziehung steht zu der Dressur des Pferdes, wie der Schüler der dritten Reitklasse das Erlernte als Lehrer in den andern Abteilungen wieder zur Verwendung bringt, wie der gute Reiter das junge Roß zu Gehorsam und Kraftentwickelung anlernt und das „zweite Klassepferd“ als Lehrmeister für den ungeschlachten Rekruten dient, in dieser sorgsam individualisierenden Entwickelung von Menschen und Tieren tritt uns die grundlegende Vorbedingung entgegen für die taktische Verwendbarkeit der Reiterei als Waffe, für ihre Erfolge auf blutigem Schlachtfeld.

Die eigentliche Winterarbeit beginnt mit der Einstellung der Rekruten. Kaum sind diese eingekleidet, so setzt man sie auch schon aufs Pferd. „Auf Decke und Trense“ heißt es da Sitz fassen und die Zügel in die Faust nehmen, ohne den

braven alten Gaul bei jeder Bewegung „ins Maul zu reißen“. Anfangs geht es ganz gut. Der Sergeant, welcher schon jahrelang seines Amtes als Lehrmeister der Rekruten gewaltet hat, erklärt Sitz und Haltung, während die Abteilung im Schritt auf dem Hufschlage entlang reitet, gibt den einzelnen Leuten die Zügel richtig in die Hand, legt ihnen die Schenkel zurecht. Aber sobald die Pferde im kurzen Trabe anzockeln, erblickt man die wunderlichsten Körperverdrehungen. Der eine Reiter umklammert mit beiden Armen den Hals des Pferdes, ein zweiter zieht die Kniee in die Höhe bis fast auf den Rücken des Tieres, der dritte wackelt bedenklich hin und her, als wenn er im benachbarten Schnapsladen des Guten etwas zu viel gethan hätte, bis auf das laute „Eskadron — halt!“ des Lehrers die gelehrigen Tiere von selbst still stehen. Alles schielt verstohlen nach der Ecke, an welcher einer der Anfänger von seinem hohen Sitze heruntergerutscht ist und den Erdboden küßt. Er hat sich nicht wehe gethan, und das macht ihm und den andern Mut. Kein guter Reiter, der nicht hundertmal vom Pferd gefallen ist. Der als Hilfslehrer kommandierte Gefreite hilft ihm wieder aufs Pferd und — „Eskadron — Schritt!“ — die Abteilung setzt sich wieder in Bewegung. Das wiederholt sich tagelang und wochenlang unzählige Male. Es gehört große Geduld für den Reitlehrer dazu, immer und immer wieder auf dieselben Dinge hinzuweisen. Anderseits ist eine tüchtige Portion Grobheit ganz dazu geeignet, die Energie der Schüler wach zu rufen und aufrecht zu erhalten. In beiden Richtungen leisten unsre Reitlehrer Hervorragendes. Mit der äußersten Sorgfalt wird fortwährend derselbe Fehler korrigiert, aber dabei wiederhallt auch die Bahn oft genug von den außerordentlichsten Kernsprüchen. Allmählich entwickelt sich indes aus dem Chaos der ersten Rekrutenreiterei eine geordnete Abteilung. Unsre jungen Bursche sind willig, anstellig und körperlich so geschickt, daß sie bald nicht allein die ersten Schwierigkeiten des Sitzes überwinden, sondern auch Lust am Reiten finden. Zwar kostet es manchen Tropfen Schweiß, mit steifen Gliedern hinken die Rekruten nach der Reitstunde herum, und das „Durchreiten“, eine höchst unangenehme und schmerzhafte Sache, bleibt kaum einem von ihnen erspart. Nach drei Monaten indes fühlen sie sich schon sicher im „Sattel mit Bügel“. Sie haben die erste Staffel auf der Leiter erreicht, um ein großer Reitersmann zu werden, und der jüngste Leutnant der Eskadron, welcher zum erstenmale „die Rekruten hat“, wird bei der zu Ostern stattfindenden Besichtigung gewiß Ehre mit seinen Schutzbefohlenen einlegen. Zu jenem Zeitpunkte müssen die Rekruten so sicher im Sitz und in der Führung des Pferdes sein, daß sie in die Eskadron eingereiht werden können.

Anders stellt sich das Bild in der Reitbahn dar, wenn Premierleutnant von Rabensberg — „tüchtiger Lehrer, dem man die Remonten gern anvertraut,“ sagt der Chef von ihm; „famoser Reiter, war zwei Jahre in Hannover und hat ihnen dort gezeigt, was eine Harke ist“, meinen die Kameraden — die Remonteabteilungen dressiert. Da geht es nicht so laut zu, wenn auch ab und zu ein energisches Wort gesprochen werden muß, und auch dieser Dienst große körperliche Anstrengung für die Reiter mit sich bringt. Aber wie spielend entwickeln sich nach den Anweisungen des verständigen Lehrers unter der ruhigen Hand

der Unteroffi-
reiter" die fal-
gehorsamen
Steckenpferd
zweite Abtei-
testen Reiter



Stalldienst.

ziere und andrer „Remonte-berigen, ungeschickten Tiere zu und wendigen Pferden. Das des Herrn Premiers bildet die lung zweiter Klasse. Die beanlag-aus den im zweiten Jahre die-nenden Mannschaften sind auf die schönsten und bestgerittensten Pferde gesetzt und werden nun ihrerseits zu Remontereitern herangebildet. Hier zuzusehen ist eine Lust. Gerade, unge-zwungen und leicht sitzen die Leute, elastisch und jeder noch so unsichtbaren Hilfe gehorchend treten die Pferde. Volten und Seitengänge in abgekürzten Tempos, „kurz kehrt" aus dem verstärkten Galopp, Springen aus den verschiedenen Gang-arten, alles geht exakt und wie am Schnürchen. Und dann stehen die Tiere mit fliegenden Flanken und blasenden Nüstern, aber still und geduldig da, während die flinken jungen Kerle an ihnen die am Vol-tigierbock erlernten Künste wiederholen, die Schere schlagen, in den Sattel treten, um über den Kopf fortzuspringen, oder mit kühnem Satze von hinten in den Sitz gelangen.

Das Pferd will aber nicht nur geritten sein, es muß auch im Stalle verpflegt werden. Früh morgens, oft noch vor dem ersten Tagesgrauen, ruft die Trompete den Reiter „in den Stall". Mit Striegel und Kartätsche bewaffnet begibt er sich an die Arbeit, die ihm überwiesenen Tiere zu reinigen und abzureiben. „Striche putzen" ist eine unangenehme Aufgabe für den noch halb verschlafenen Mann, und mancher Faulpelz sucht sich zu helfen, indem er den Kalk an der Wand mit den Fingern abkratzt und kunstvoll hinter dem Pferde niederlegt. Aber das Auge des Gesetzes wacht. Die beaufsichtigenden Unteroffiziere kennen derartige Kunden ganz genau und die wohlverdiente Strafe pflegt in diesem Falle dem Vergehen auf dem Fuße zu folgen. Mittags und abends wiederholt sich der Stalldienst, während tagsüber die Stallwache den ihrer Obhut anvertrauten Raum rein und blank wie ein Schmuckkästchen hält, die Streu, in der die Tiere bis an die Sprunggelenke stehen, fortwährend gehörig „aufschüttelt" und unter

Aufsicht des Futtermeisters, einer wichtigen Person in der Eskadron, der eine glückliche Hand haben muß, damit die Pferde gedeihen, die knappe mit Häcksel vermischte Haferration „schüttet“. „Putzen is det halbe Futter“, sagte jener alte Wachtmeister, aber er hat recht. Manchem angehenden Reitersmann mag die peinliche Sorgsamkeit, mit der er sein Pferd nach ganz bestimmten Regeln im Stalle behandeln soll, von Anfang an ein Greuel sein, aber wie der Vorgesetzte nur durch strenge Gewöhnung den einzelnen Soldaten dahin bringen kann, seine Pflicht auch dann zu thun, wenn er nicht beobachtet und kontrolliert wird, so kommt die Mehrzahl der Kavalleristen schon nach kurzer Dienstzeit zu der Überzeugung, daß die eingehende Pflege des Pferdes dem Schärfen des Säbels zu vergleichen ist. Nur ein geschliffenes Schwert, nur ein gut gefüttertes und gewartetes Pferd ist im stande, dem Reitersmann die verlangten Dienste mit Erfolg zu leisten.

In den Stalldienst findet sich deshalb jeder Kavallerist bald und mit Freuden, nicht so in das lästige Fußexerzieren. Er kann nicht einsehen, wozu es nützen soll, gleich dem „Fußlaatscher“ nun auch noch Parademarsch zu üben und ist im Innern halb entrüstet, wenn der gewissenhafte Rittmeister, der übrigens wahrscheinlich von diesem Dienstzweige selbst recht wenig hält, verlangt, daß die Beine im Stechschritt vorgeschleudert werden und daß die Eskadron gerichtet marschiert, „wie eine Kompanie Grenadiere.“

Anders verhält es sich mit den körperlichen Übungen, mit Fechten und Voltigieren, bei denen natürlich den älteren Soldaten die Aufgaben auch stets höher gestellt werden. Begierig lernt der Rekrut die Führung der blanken Waffe, ist stolz darauf, wenn er fünfzig und mehr „Schwadronshiebe“, ohne aufzusetzen, sausend durch die Luft ziehen kann, und oft setzt es beim Kontrafechten blutige Köpfe, so gerät das Blut der Kämpfenden in Wallung. Einen gleich praktischen Zweck verfolgt das Voltigieren. Jeder Reiter muß auch unter erschwerenden Umständen rasch und sicher in den Sattel kommen können. Deshalb lernt er, nachdem die Übungen am Voltigierbock ihn kräftig und gewandt gemacht haben, nach Kunstreiterart in den Sitz zu springen, wenn sein Pferd galoppiert, oder aufzusitzen, wenn der Sattel nicht festgegurtet ist und dergleichen praktische Kunstgriffe mehr, und die Mannschaften entwickeln bei all diesen Dienstzweigen neben Lust und Liebe zur Sache meistens auch eine staunenswerte Geschicklichkeit.

Gleich dem Infanteristen muß auch der Kavallerist eine genaue Kenntnis seines Gewehrs erlangen, und der Lehrer in der Instruktionsstunde ergeht sich neben den allgemeinen Dienstzweigen, deren Kenntnis jedem Soldaten notwendig ist, hier noch über manche andre Themata, unter denen die Lehre von dem Gebäude des Pferdes und von der Behandlung des Hufes einen hervorragenden Platz einnehmen. Unter Anleitung des Roßarztes pflegen Unteroffiziere und Mannschaften einen regelrechten Kursus durchzumachen, um ein Pferd wenigstens zur Not beschlagen zu lernen und dadurch von der Hilfe ungeschickter Dorfschmiede unabhängig zu werden.

Wenn man erwägt, daß die Armee dem Soldaten nicht nur die Kenntnisse und Geschicklichkeiten einprägen will, die er im militärischen Interesse besitzen muß,

sondern bestrebt ist, durch Einrichtung von Schulklassen ihn auch menschlich zu fördern und besonders die Unteroffiziere durch die letztgenannte Maßregel für einen künftigen Zivilberuf tüchtig vorzubereiten, so läßt sich leicht erkennen, daß die Stunden des kurzen Wintertages mit Dienst aller Art vollauf besetzt sind. In der That hat der Kavallerist von morgens früh bis abends nach dem Stalldienst kaum so viel Zeit übrig, um seine Mahlzeit zu verzehren und die Uniformstücke für den neuen Dienst wieder in Ordnung zu bringen, denn „Propreté“ heißt auch hier die Parole. Und Offizieren wie Unteroffizieren geht es nicht viel besser. Aber Umfang und Zahl der gestellten Aufgaben gestatten kein Nachlassen, Ruhetage gibt es in der Kavallerie nur für die Pferde, und gerade aus der Summe von geistiger und körperlicher Arbeit heraus entwickelt sich das frische, fröhliche Leben, welches die deutsche Reiterei durchglüht.



Von den Exerzierplätzen unsrer Reiterei.

„Ist der Winter vorbei,
So kommt der Mai,
Mit ihm die Kandare,
Das ist das Wahre.
Ist der Winter vorbei,
So kommt der Mai.“

Lustig trällert der junge deutsche Reiteroffizier die beliebte Weise, wenn er nach beendetem Dienste beim Verlassen der staubigen Reitbahn den erneuten Eindruck des eben erwachenden Frühlingslebens in der Natur gewinnt. Zwar ist er sich ebensowohl bewußt, wie seine sämtlichen älteren Kameraden, daß in dem steten Einerlei der winterlichen Bahndressur Pferd und Mann vorbereitet werden für die blutigen Aufgaben des Krieges, daß dort das Schwert geschliffen wird,

welches bestimmt ist, das Seine beizutragen zur Verteidigung des Vaterlandes, und er widmet sich deshalb dem ermüdenden Dienste mit dem ganzen, nie erlahmenden Pflichteifer, den in solchem Umfange nur die deutsche Armee kennt. Wer aber wollte es der frischen Jugendkraft verargen, wenn sie sehnsüchtig des Augenblickes harrt, wo auch die Offizierreitstunde ihr Ende erreicht und der kühne Reiter, statt das eigne Pferd im kurzen Galopp, in den mancherlei Seitengängen und andren Feinheiten auf dem Zirkel zu kniebeln, wieder über Hecken und Gräben dahinfliegen kann?

Endlich ist der Winterdienst geschlossen, Regiments- und Brigadekommandeur haben aus eigner Anschauung sich von der Reitausbildung der „unterhabenden" Truppenteile befriedigt erklärt, und die Verwertung des in der Manege Erlernten zu unmittelbaren militärischen Gebrauchszwecken kann ihren Anfang nehmen. Die Dressur der Pferde und der Reitunterricht des Mannes lassen sich vergleichen mit dem Schmieden und Schärfen der eisengehärteten Klinge, während die Ausbildung der taktischen Körper auf dem Exerzierplatze sich als die Übung im Gebrauche der schneidigen Waffe darstellt.

Die „Rangierung" der Eskadron ist schon seit Wochen auf dem Papiere sorgsam vorbereitet. Im allgemeinen herrscht jetzt wohl durchgängig der Grundsatz, daß der Mann dasjenige Pferd auch im Sommer behält, welches er während der Dressurperiode geritten hat, doch erweisen sich einzelne Ausnahmen immer als notwendig. Eskadronschef und Wachtmeister haben schwerwiegende Bedenken überwinden müssen, ehe der zur „alten Remonte" gehörige Harald versuchsweise unter die Zahl der prächtigen acht hellbraunen Wallache aufgenommen, mit denen die Flügelunteroffiziere der Züge beritten sind, und unter vielfachen Ermahnungen dem jungen Unteroffizier anvertraut wird, welcher eben „von Reitschule" mit vortrefflichem Zeugnis zurückgekehrt ist, also gewiß gut reitet, aber nach Philistermanier als Großstädter von den in kleinen Verhältnissen Zurückgebliebenen doch mit einem gewissen mißtrauischen Bedenken betrachtet wird. Schimmel, soweit sie nicht für die Trompeter abzugeben sind und sonstige, auffallend bunte Pferde wandern trotz ihres sichern Temperaments in das zweite Glied. Dagegen sind einzelne, besonders schöne Braune zu heftig und unruhig, um vorderhand im ersten Gliede verwendet werden zu können und der Chef muß sich schweren Herzens entschließen, sie unter guten Reitern dort unterzubringen, wo ihre Schönheit zwar weniger bemerkt wird, wo sie aber auch nicht die Sicherheit der Bewegungen beeinträchtigen und sich selbst nicht zu sehr „abeschern". Unverdrossene Mühe, vielfache Überlegung und genaue Kenntnis seines gesamten Materials an Menschen und Tieren lassen den Rittmeister solche und eine ganze Zahl weiterer ähnlicher Schwierigkeiten indes glücklich überwinden, die außerdem durchweg nicht etwa durch feststehende Allerhöchste Bestimmungen hervorgerufen sind, sondern uraltem Herkommen, praktischem Ermessen und dem eignen Hange zu sorgfältigem Ausputz ihre Entstehung verdanken.

An einem besonders schönen Frühlingsmorgen erschallt dann das auch von der Mannschaft längst ersehnte Signal zum Satteln und später zum Ausrücken,

zum „Herausziehen“ für die ganze Eskadron. Wie bei allen militärischen Angelegenheiten aus der genauen Beobachtung kleinster und anscheinend unwesentlicher Dinge sich Vorteile von schwerwiegender Bedeutung für die Gesamtheit ergeben, so wird schon in der Garnison von vornherein mit konsequenter Strenge darauf gesehen, daß kein Reitersmann sein Pferd sattelt, oder „aufkandart“, ehe nicht das entsprechende Signal oder der Befehl dazu erfolgt ist, um durch diese Maßregel dem vierbeinigen Material, dieser eigentlichen „Waffe“ des Kavalleristen Ruhe und Bequemlichkeit bis zum letzten Augenblick zu gönnen und die edlen Tiere frisch für außerordentliche Leistungen zu erhalten.

Langsam zieht der Kavallerist den braven Gaul aus dem Stalle und unterwirft die beiderseitige äußere Erscheinung einer letzten Musterung. Sattel und Zaumzeug sind rein und liegen gut, der Woylach schlägt keine Falten die Gurte sind vorschriftsmäßig angezogen, die Kinnkette in die richtige „Scharte“ gelegt — alles in Ordnung, „proper und adrett“. Der Reiter schwingt sich auf und sucht seinen vorher bestimmten Platz im Gliede auf. Der Wachtmeister ist der erste zur Stelle gewesen, er prüft mit kritischen Augen alles, und nichts Vorschriftswidriges, keine falschsitzende Schnalle, kein Stäubchen entgeht seinem gefürchteten Scharfblick. Die Unteroffiziere haben ihre Beritts herangeführt und stellen sich der Anciennetät nach vor dem rechten Flügel der Eskadron auf; nach und nach erscheinen, teilweis noch etwas verschlafen, die Herren Offiziere, um ihrerseits vor den Unteroffizieren neben einander Posto zu fassen. Zuletzt, wenn der Wachtmeister mit der Rangierung fertig ist, einige kleine Veränderungen vorgenommen, „in Züge“, „zu dreien“, und „zum Absitzen“ abgeteilt und die Linie genau „ausgerichtet“ hat, naht sich, pünktlich auf die Minute, der gestrenge Chef. Von der letzten Ecke setzt er sein Pferd in kurzen Galopp, empfängt die Meldung des ältesten Offiziers, „Herren Ober- und Unteroffiziere auf Posten“, lautet das Kommando, und zum erstenmal in diesem Jahre geht es dem einige tausend Schritte entfernten Exerzierplatze zu.

Von bedeutendem Einflusse auf das Exerzieren und die rasche Beweglichkeit einer Schwadron ist die Wahl des Trompeters, welcher fortwährend neben dem Rittmeister reitet und dessen Kommandoworte in Signale umsetzt, wo die menschliche Stimme nicht ausreicht, auch oft in die Lage kommt, mündliche Meldungen und Bestellungen zu überbringen. Zwischen dem Chef und seinem Trompeter bildet sich denn auch ein eignes Vertrauensverhältnis heraus. Schmidt trinkt zwar manchmal nach der schlechten Gewohnheit vieler „Blechpfeifer“ etwas über den Durst, und ist auch keineswegs immer sehr zuverlässig in der Sorge für sein Pferd, aber er reitet verständig und schneidig, sieht gut zu Pferd aus, ist intelligent, willig und unverdrossen und bläst das beste Signal im Regiment. So hat er denn auch dieses Jahr wieder seinen alten Posten inne, reitet einen prachtvollen Schimmel, und erhält nach alter Gewohnheit während des Marsches Instruktionen, wie er rasch die Signale auffassen und das Schallloch der Trompete immer recht hoch in die Luft halten soll, damit wieder wie immer die Signale bei der ersten Eskadron am schmetterndsten durch die Lüfte schallen, und die Eskadron am besten „in die Signale hineinreitet“.

Doch vorläufig kommt Schmidt noch nicht in die Verlegenheit, seine Kunstfertigkeit besonders zu produzieren, denn nicht mit dem ersten Tage gleich beginnt das eigentliche Exerzieren. Da werden erst wieder „zugweise“ oder „nach Klassen“ Reitabteilungen gebildet, welche auf dem „Quarree“ die Lektionen des Winterdienstes wiederholen; mit besonderem Nachdruck wird eine gute Marschordnung innegehalten, denn durch den gleichmäßigen langen Schritt erhält man weniger lahme und gedrückte Pferde; Abreiten zu einem in den verschiedenen Gangarten mit Hauen und Stechen nach Türkenköpfen, Ringen, ausgestopften Puppen und dergleichen; Übungen im langen Galopp, welche die kleinen Abmessungen der Reitbahn verbieten; Nehmen der einzelnen Hindernisse; Anleitung zum Einzelgefechte, dem sogenannten Karakolieren; solche und ähnliche Übungen nehmen unter besondrer Schonung der Pferde die ersten Tage in Anspruch. Denn diese sind noch nicht „ausgehäärt“ und bei dem geringen Futter kann man sie unbeschadet ihrer Gesundheit und Gebrauchsfähigkeit nur unter langsamer Steigerung der Arbeit zu größeren Anstrengungen vorbereiten.

Nach und nach entwickelt sich aus derartigen Anfängen doch aber ein auch dem Laien verständliches militärisches Bild. Zugweise werden die verschiedenen Wendungen, der Übergang von einer Kolonne in die andre, von „Rechtsum“ zu „dreien“ und „zweien“ und umgekehrt eingeübt, dann folgt die Zusammenstellung der Eskadron. „Leutnant von Meier, ich bitte Distanz zu halten“, „Unteroffizier, bleiben Sie heran an den Zugführer und nehmen Sie das Glied mit“, „Scharf gerichtet das zweite Glied im dritten Zuge“, hört man die helle Stimme des Chefs aus dem dicken Staube, welcher die Schwadron beim „Allignementstrabe“ umgibt. „Front“, „Trab“ schmettern die Signale, die Staubwolke lichtet sich, schnaubend und prustend freuen sich die Tiere des frischen Luftzuges, und in schnurgerader Linie gelingt der erste Fronttrab über alles Erwarten.

Großer Wert wird auf das Innehalten der vorgeschriebenen Marschgeschwindigkeiten gelegt. Der beim Exerzieren und vor dem Feinde in einer Minute zu durchreitende Raum beträgt dreihundert Schritt im Trabe, fünfhundert Schritt im Galopp, sagt das Reglement, und auf den Bruchteil einer Sekunde genau wird dieses Tempo nach abgesteckten Distanzpfählen reguliert, bis Mann und Pferd gewissermaßen instinktiv das Gefühl für die Richtigkeit gewonnen haben, trotzdem daß der mit elastischer Grasnarbe versehene Platz dieses Regiments oder die mächtigeren Pferde der „Schweren“ es so leicht erscheinen ließen, im Trabe noch zwanzig Schritte zuzulegen, während der tiefe Sand in der Nähe jener Garnison die Innehaltung des langen Galopptempos für die leichteren Pferde der Dragoner und Husaren einigermaßen erschwert. Jeder deutsche Offizier, hoch oder niedrig gestellt, ist gewohnt, sich bei aller persönlichen Selbständigkeit dennoch als Glied des großen Ganzen zu fühlen, und bei allem Ehrgeiz findet das Streben nach möglichst vollkommener Leistung seine unantastbare Grenze in den durch das Reglement gezogenen Schranken. So nur wird es möglich, daß zwei Regimenter aus ganz entgegengesetzten Teilen des Reichs, leichte oder schwere, Küraßiere, Ulanen oder Dragoner, ohne weitere Schwierigkeiten und Vorbereitungen in gemeinsame taktische Verbände vereinigt werden, und trotz mancher provinziellen

Verschiedenheiten gemeinsam mit gleichen Mitteln und gleichem Erfolge dasselbe Ziel verfolgen können.

Der menschliche Erfindungsgeist ist bestrebt gewesen, in stetem Fortschritt die verderbensprühenden Feuerwaffen mehr und mehr zu verbessern. Hand in Hand damit und mit der veränderten Organisation moderner Heere geht die strategische Verwendung der letzteren und die taktische Ausnutzung der einzelnen Waffen. Die Kavallerie muß sich jetzt auf große Entfernung von dem Feinde halten, den sie im stürmenden Anritte verderben will, um nicht vor der Zeit von den weittragenden Geschossen dezimiert zu werden, und ist dann im gegebenen Augenblicke genötigt, in rascher Bewegung weitere Strecken unter feindlichem Feuer zurückzulegen, als dies in früheren Kriegen notwendig wurde; sie soll dem eignen Heere weit voraus jede Art von Terrain im Sattel durcheilen und vorkommendenfalls eine wichtige Örtlichkeit im Gefecht zu Fuß mit dem Schießgewehr in der Hand verteidigen, vielleicht sogar im kühnen Angriff gewinnen können.

Wesentliche Unterstützung gewährt der deutschen Reiterei zur Erfüllung ihrer Aufgaben das veredelte Pferdematerial. Doch kann dieses wieder nur in eingehendster Schulung herangebildet und durch sorgsame Pflege und Schonung konserviert werden. Die beiden Gesichtspunkte, Übung zur Stählung der Kräfte und Schonung für späteren rücksichtslosen Gebrauch ringen zu Friedenszeiten in der Brust des Reiteroffiziers fortwährend um die Oberhand und in dem sachgemäßen Abwägen des einen gegen den andern bethätigt sich wohl am zuverlässigsten das Geschick des berufenen Führers. In dem langen, gleichmäßigen, donnernden Galopp über die Heide gipfelt der Hochgenuß jedes einzelnen Reiters, aber wie weit darf der Eskadronschef bei dem täglichen Übungspensum gehen, ohne Beinen und Lungen zu schaden, in welchem Augenblicke ist es genug der Schulung und wann beginnt die Abnutzung des kostbaren Materials? Von der täglich sich wiederholenden, richtigen Beantwortung dieser Fragen ist zu nicht geringem Teile die Gebrauchsfähigkeit der Waffe in zukünftigen Kriegen abhängig.

Jede Reiterabteilung muß im stande sein, natürliche Bodenhindernisse von mäßigem Umfange in jeder Gangart zu überwinden. Dazu ist vielfache Übung über die an den Seiten des Exerzierplatzes angebrachten künstlichen Springgegenstände, Graben, Mauer, Block, nötig, namentlich um den jungen Reiter an unbefangene Zuversicht zu gewöhnen. Dieser meint nur zu oft das geduldige Pferd strafen zu müssen, das er selbst in der Furcht vor einem Sturze im entscheidenden Momente durch den übel angebrachten „Insterburger“, den „Ruck ins Maul“, zum Umdrehen gebracht hat. In haarscharfer Linie ruhig und dicht geschlossen galoppiert der Zug aber schließlich anstandslos über die Hindernisse fort, obgleich jedes Pferd dabei seine eigentümliche Art der Bewegung bewahrt. Der Kürassier im zweiten Gliede, der bei dieser Gelegenheit den Pallasch hoch hebt, um sein Pferd vorwärts zu treiben, muß Chef und Wachtmeister weit entfernt wissen und sich vor aller Beobachtung sicher glauben. Im entgegengesetzten Falle würde er wahrscheinlich bald nach dem Einrücken Gelegenheit bekommen,

in einsamer Zelle und auf harter Holzpritsche drei Tage lang über solchen Mißbrauch seines Seitengewehrs nachzudenken

Wo Holz gehackt wird, fallen Späne, sagt das Sprichwort mit voller Berechtigung, und so kann es bei den Schwadronsübungen der Reiterei auch nie ganz ohne Unfall abgehen. Bei aller Energie und Aufmerksamkeit macht das edle Roß im Staub und Gedränge selbst auf dem ebenen Boden des Exerzierplatzes einmal einen Fehltritt und muß durch einen Pistolenschuß von den Leiden, die der gebrochene Fuß verursacht, erlöst werden, und auch mehr oder minder schwere Verletzungen der Reiter kommen vor.

Zur ersten Hilfeleistung in solchen Fällen begleitet der Schwadronsarzt in der Regel seine Truppe und der mächtige „Kremperwagen", dessen eigentliche Bestimmung in der Heranführung der Futtervorräte besteht, der aber auch die „Hauklingen" zum Karakolieren, die Gegenstände zum Hauen und Stechen mit manchen andern nützlichen Dingen auf den Exerzierplatz bringt, dient dann als erste Lagerstatt für den verunglückten Reitersmann.

Auch heute hält der Kremperwagen an einer entfernten Ecke des Platzes. Der Kutscher hat seine Pferde abgespannt und läßt sie in der Nähe nach saftigem Gras suchen. Sie werden zwar nicht viel finden, denn der sparsame Fiskus hat den Exerzierplatz an einen Fleischer des Orts verpachtet und die zum Schlachten bestimmte Hammelherde des letzteren grast in den Stunden, in denen die Truppe den Platz nicht betritt, die vorhandene spärliche Vegetation bis auf die Wurzelstumpfe ab. Zum steten Ärger des Rittmeisters, denn der auf solche Weise festgestampfte Boden wird bei Regen leicht schlüpfrig glatt und dem getreuen Schwadronsvater erscheinen zu solcher Zeit seine Lieblinge im nächtlichen Traume mit schwerer Hüft- und Fesselgelenklähme behaftet.

Der schwere Wagen hat heute indes noch einen besondren Zweck. Der Chef exerziert die Eskadron nach „untergelegter taktischer Idee". Die Truppe hat den engbegrenzten Platz nach allen Richtungen in den verschiedensten Formationen durchmessen, da richtet sich eine Frontbewegung in der Diagonale über die ganze Länge desselben. „Zur Attacke auf die Batterie", „Auseinander Marsch! Marsch!" und im raschesten Rosseslaufe, allen weit voraus der Rittmeister, geht es dem Kremperwagen zu. Hier endet der gelungene Angriff, ein Teil der Eskadron eilt weiter zur Verfolgung der „supponierten" Bedienungs- und Bedeckungsmannschaften, während der vierte Zug zum „Abfahren des eroberten Geschützes" die nötigen Maßregeln ergreift. Das „Lassofahren" ist eine Erfindung der Neuzeit und einer der vielen Nägel zum Sarge des Eskadronschefs, welcher schon manchen halblauten Fluch über den . . . . Artilleristen dem „Gehege seiner Zähne" hat entschlüpfen lassen, welcher nichts Besseres auszuhecken gewußt hat. Wenn der arme gequälte Rittmeister seine Pferde glücklich sämtlich „rittig" hat, soll er ihnen auch noch das Ziehen beibringen, denn der kommandierende General verlangt kategorisch, daß jeder Zug anspannen kann. Außer Zeit, Mühe, Ärger und manchem Donnerwetter kostet es eine Menge der schönen funkelnagelneuen Fouragierleinen. Mit diesen erfolgt das Anspannen. Hurtig sind die bezeichneten Nummern vom Pferde, entrollen die in schön gedrehtem

Kreise festgewickelte lange Leine und befestigen sie einerseits an den Gurten des Pferdes, anderseits nach bestimmter Vorschrift am Wagen. Nach wenigen Minuten sitzen die Husaren wieder auf den Pferden und im Triumphe wird die Siegestrophäe, gedeckt von dem Reste der Eskadron, in Sicherheit gebracht.

Der kommandierende General hat später die Eskadron besichtigt und ist zufrieden gewesen; alles ging exakt, ruhig, rasch; besonders lobend mußte hervorgehoben werden, daß beim Ablaufen zu Einem in der Karriere die Pferde bei gleichmäßigen Abständen ohne Ausnahme „im windenden Tempo", „„wie ich das liebe"", den hohen Herrn passiert hatten, und daß die Reiter durchweg den Strohkopf mit der Spitze des Säbels vom Boden aufhoben, oder den kaum drei Zoll im Durchmesser haltenden Ring trafen. Auch das Abfahren des Geschützes war, wie dies wohl früher geschehen, nicht durch vorher hinterlistig angebrachte „alte" Fouragierleinen weise vorbereitet, sondern bot ein natürliches Kriegsbild.

Dem Chef werden somit die ersehnten Majorsepauletten in immer größere Nähe gerückt. Er hat bei allem Diensteifer im Laufe der Jahre sich auch schon von der Wahrheit des alten Satzes überzeugt, daß die hohe Freude, welche der Offizier empfindet, wenn er mit der Ernennung zum Eskadronchef einen selbständigen Wirkungskreis gewinnt, noch übertroffen wird von dem Glück, beim weiteren Avancement den täglichen Mühen und aufreibenden Verpflichtungen dieser Stellung wieder enthoben zu sein. Die Truppe ist stolz und beglückt. Der deutsche Soldat setzt seine Ehre darein, das Verlangte auch nach besten Kräften zu leisten, der einzelne Mann besitzt ganz unbewußt einen stark entwickelten Korpsgeist, freut sich der Anerkennung, welche sein Truppenteil findet, und begnügt sich gern mit dem bescheidenen davon auf ihn entfallenden Teil. Abends spendet der Rittmeister nach alter guter Gewohnheit ein „Achtel", vielleicht werden dieses Mal gar zwei Fäßchen des schäumenden Gerstensaftes daraus, und das große Wort am Honoratiorentische der Chargierten führt Schmidt, dessen „tönende" Leistungen hohes Lob eingeerntet und es doch eigentlich überhaupt erst möglich gemacht haben, daß die Eskadron so brillant „abgeschnitten" hat.

Am Tage nach der Besichtigung ist Ruhetag und „Pferdeparade". Mehrere Pferde haben nicht besonders gefressen, alle sehen etwas „aufgezogen" aus und erscheinen nackt keineswegs so stolz und mutig, wie unter Sattel und Schabracke. Manche gehen „klamm", verschiedene sind lahm, und selbst einzelne Druckschäden haben sich eingestellt. „Kühlen" heißt die Tageslosung. Die erfrischende und heilende Wirkung des edlen Naß wird denn auch nicht ausbleiben. In der jetzt folgenden Ausbildungsperiode wird doppelt geschont, und wenn wir zur Zeit der Regimentsübungen der ersten Eskadron wieder begegnen, so wird sie nach Leistungen und Pferdezustand uns unzweifelhaft als wahre Mustertruppe bezeichnet werden.

Eine Schwadronsbesichtigung.

Die kleine Garnisonstadt war in gewaltiger Aufregung. Morgen wollte der kommandierende General des Armeekorps die eine am Orte liegende Eskadron zum erstenmal nach dem Krige wieder besichtigen. Die Husaren holten von der „Kammer“ die prächtige Sonntagsgarnitur, die buntfarbigen Schabracken, „empfingen“ Mäntel, Futtersäcke, Fouragierleinen und alle die tausend Dinge, welche ein leichter Reitersmann bedarf, um „komplett“ und feldmarschmäßig vor seinen Vorgesetzten zu erscheinen. Im breiten Stallgange wurde geputzt, gestriegelt und gebügelt, das zu dieser feierlichen Gelegenheit „heruntergegebene“ neue Zaumzeug „verpaßt“, Mäntel gerollt, kurz, alles befand sich in fieberhafter Thätigkeit. Diese erstreckte sich über die Soldaten hinaus auf die gesamten bürgerlichen Kreise. Nehmen die Einwohner, namentlich kleinerer Orte, schon an und für sich lebhaften Anteil an dem Wohl und Wehe ihrer Garnison, dem Ergehen der einzelnen Offiziere und Mannschaften, und beschäftigen sich kaum minder eingehend, als das Militär selbst, mit den Vorbereitungen für Begebenheiten von solcher Tragweite, wie eine Besichtigung durch den Höchstkommandierenden dies immer ist, so wurde in diesem besondern Falle die allgemeine Aufregung noch durch den Umstand gesteigert, daß Rat und Bürgerschaft dem in Krieg und Frieden bewährten General, der seit langen Jahren die Söhne der Provinz befehligte, am morgenden Tage eine besondre Huldigung darzubringen gedachten. Die ganze Stadt hatte sich mit Fahnen und Kränzen zum festlichen Empfange des allgemein beliebten und hochgeachteten Heerführers geschmückt und über Mittag des folgenden Tages wollte eine Deputation dem Gefeierten ein ehrendes Andenken überreichen.

In Parenthese und nur von Hörensagen sei bemerkt, daß diese Feier programmmäßig und zu allgemeinster, hoffentlich gegenseitiger Zufriedenheit verlaufen ist. Der General hat dankbar aus den Händen des im Hochzeitsfracke erschienenen, mit weißer Halsbinde und großer Amtskette angethanen Bürgermeisters den kalligraphisch meisterhaft durchgeführten und in stilvoller Ledermappe geborgenen Ehrenbürgerbrief der löblichen Stadt entgegen genommen und nach seiner Gewohnheit dabei einige, oder waren es mehrere? — Worte gesprochen. Wahrscheinlich mehrere, denn der leutselige Herr liebte es, in wohlgesetzter, längerer Rede seinen Gedanken Ausdruck zu geben. Vielleicht mochte es wahr sein, wie einige unverbesserliche Lästerzungen, als „koddrige Schnauzen“ bezeichnet sie der militärisch-technische Ausdruck, behaupten wollten, daß der Inhalt solcher Reden keineswegs mit der auf sie verwendeten Zeit immer im geraden Verhältnisse stehe, immerhin wußte der General seine Worte, — Phrasen sagten die „Schandmäuler“ — mit einer angemessenen Modulation der wohlklingenden Stimme, wobei das scharf accentuirte R besonders hervortrat, so zu fügen und aneinander zu reihen, daß er seines oratorischen Erfolges sicher sein konnte. Störend wirkte dabei nicht einmal das oft eingeschobene räuspernde Hm. Anders war es bei seinen militärischen Kritiken. Da sprach der General auch manchmal länger als seinen Zuhörern

lieb war, aber zur Sache und traf gewöhnlich, namentlich in kavalleristischen Dingen, den Nagel auf den Kopf.

Das letztere war wohl natürlich, denn General v. Bellermann hatte seit nunmehr fünfzig Jahren der Kavallerie angehört, war jetzt noch ein vorzüglicher und schneidiger Reiter, der an sich selbst große Anforderungen stellte und deshalb hohe Leistungen von der Truppe verlangte und erzielte, ohne dabei den Bogen je zu straff zu spannen. Die stattlich stolze Erscheinung des alten Soldaten, seine gewinnende Art des persönlichen Verkehrs eroberten dem General die Herzen seiner Untergebenen im Fluge, und jeder, der ihn unermüdet stundenlang im Sattel sah, bewunderte seine Frische und Elastizität und suchte ihm nachzueifern. So war es dem General möglich gewesen, die unterstellten Truppenteile auf einen hohen Grad der Friedensausbildung zu bringen, und vorzugsweise in einem der beiden letzten Feldzüge zu einem glänzenden, folgenreichen Siege zu führen.

Aber auch ein solcher Mann hat Feinde und einer von ihnen, man sagte ein reich gewordener Armeelieferant, der bei den Ausschreibungen für den Kriegsbedarf des betreffenden Korps übergangen war, — Armeelieferanten werden immer reich, selbst bei einer so musterhaften Behörde, wie die deutsche Intendantur — hatte die kriegerische Befähigung des Generals bezweifeln wollen, sich dabei aber einen lapsus linguæ zu schulden kommen lassen, so daß sein Ausspruch zum geflügelten Worte geworden ist: „Der Goeben ist ein graußer General, der Kirchbach ist auch ein graußer General, aber unser Bellermann ist kein graußes volumen.“

Dem sei nun, wie ihm wolle. Gelacht hat jedermann über das unfreiwillige Bonmot des dicken Juden, von dem in den beteiligten Kreisen noch andre köstliche Geschichten im Umlauf waren, aber geschadet hat das der Achtung und Ehrfurcht in keiner Weise, die der General bei hoch und niedrig mit vollem Rechte genoß. Denn bei den hochgespanntesten dienstlichen Anforderungen sorgte er wie kein zweiter für seine Untergebenen, kannte jeden Offizier seines weiten Befehlsbereichs nicht nur mit Namen, sondern auch nach der Persönlichkeit, den Vorzügen und Schwächen, der ganzen Qualifikation, und war unermüdlich in dem Bestreben, jedem einzelnen zu seinem Fortkommen behilflich zu sein.

Doch zurück nach dieser Abschweifung zu der drohenden Besichtigung. Als ein Schreckgespenst mag das kritische Auge des Vorgesetzten mancher verzagten Natur erscheinen, der seiner Würde, seiner Fähigkeiten und Leistungen sich bewußte Mann sieht der scharfen Prüfung frohen Mutes entgegen und erkennt in der „Vorstellung“ seiner Truppe erst den vollgültigen Abschluß von deren Friedensausbildung. In diesem letzteren Falle befand sich Rittmeister von Schneid. Seine Husaren konnten reiten; die Schwadron exerzierte mit Ruhe und Präzision auch in den schärfsten Gangarten; die Pferde waren nach der anstrengenden Exerzierzeit nicht mehr so voll und rund, wie im Winter, sondern einigermaßen in „Kondition“ und „in Atem“, trugen aber sämtlich schönes, glattes Haar, das beste Zeichen kräftiger Gesundheit; lahme gab es nicht; auf Offiziere und Unteroffiziere, auf die Aufmerksamkeit und den besten Willen der gesamten Mannschaft war sicherer

Verlaß; so war es nur natürlich, daß der Rittmeister sich freute, die schöne Truppe in allen ihren Leistungen dem höchsten unmittelbaren Vorgesetzten zu zeigen. Zwar ging das Gerücht, daß der General, welcher das betreffende Kavallerieregiment während des Feldzuges zu einer andern Formation aus dem Korpsverbande hatte abgeben müssen, bei diesem ersten Wiedersehen seiner „Grrünen“ nach langer Trennung sie doppelt „scharrf anfassen“ würde, aber was schadete das? Höhere Anforderungen, als der Rittmeister, der seinem Namen alle Ehre machte, in Bezug auf Gewandtheit der Menschen, Schnelligkeit und Ausdauer der Pferde an sich selbst und seine Schwadron stellte, konnte auch ein andrer schwerlich machen.

Abends ging ein telegraphischer Befehl ein, nach welchem die Eskadron sich von sieben Uhr früh am andern Morgen zum sofortigen Ausrücken fertig halten sollte. Ein Unteroffizier zu Pferde hatte die weiteren Befehle des Kommandierenden in dem näher bezeichneten Gasthofe in Empfang zu nehmen.

Zur befohlenen Stunde stand alles im langgestreckten Stalle bereit. Kurz nach sieben Uhr, der General war immer sehr pünktlich, schmetterte ein Posthorn durch die Straßen, ein sicheres Zeichen seiner Ankunft und unmittelbar darauf meldete Sergeant Riedel:

„Die Eskadron soll ausrücken, „rangieren“, und Seine Exzellenz erwarten.“

Nun wird es auf dem Kasernenhofe lebendig. Die Berittführer werfen einen letzten Blick auf Leute und Pferde, hier wird ein letzter Strohhalm vom Hufe oder aus dem Schweife entfernt, dort die „Chiprine“ noch einmal glatt gestrichen, das Bandelier gerückt, der Säbel eingehakt, die Pelzmütze gerade gesetzt mit einer kleinen unmerklichen Neigung nach rechts, nie nach links. Alles geschieht lautlos und rasch. Dann rücken die Beritts in die Front der Eskadron ein und während der Wachtmeister „die Züge“ „zu Dreien“, und „zum Absitzen“ einteilt, sieht eine Stallwache, mit einem großen Topf bewaffnet, die einzelnen Reiter nochmals an, und schwärzt mit Wichse die Stiefelabsätze, welche ganz vorschriftswidrig noch im letzten Augenblicke wieder beschmutzt wurden.

Kaum hat der Rittmeister sein: „Die Herren Offiziere und Unteroffiziere auf Posten“ kommandiert, und einen letzten Blick auf die tadellose Richtung geworfen, als Hufschlag das Nahen des Generals verkündet, und im nämlichen Augenblicke der gestrenge Herr auf dem hellbraunen Wallach Nettelbeck, seinem Lieblingspferde aus der Eskadron trotz der krummen Vorderbeine, im eleganten Galopp um die Ecke sprengt. Dem „Guten Morrgen, Husarren“ antwortet das einstimmige: „Morgen Exzellenz“; und im langsamen Schritt, das wendige Pferd dabei durch leichten Schenkeldruck zum Abkauen, zum Passadieren und Übertreten zwingend, reitet der General die Front vom rechten nach dem linken Flügel ab.

„Die Schneide des Säbels hm hm gerade nach vorrn.“ „Das Pferd muß auf allen vierr Beinen hm hm senkrecht auf der Grrundlinie stehen.“ „Alle Pferde müssen kauen, schäumen.“ So und ähnlich lauten die kurzen Bemerkungen, welche dabei fallen.



„Erstes Glied vorwärts — Marsch! — Halt! — Augen — links“ tönt das Kommando.

„Wie brreit sollen die Mäntel hm, gerrollt werden?“ fragte der General plötzlich den an seiner Seite folgenden Rittmeister, der sich eben über das gut und fest liegende Gepäck, die gleichmäßige Länge der Mäntel, die kurz abgebundenen Futtersäcke, die rund gewundenen Furagierleinen innerlich freut.

Wahrhaftig festgenagelt, aber bei aller Dreistigkeit möchte er sich doch nicht auf einer unrichtigen Angabe ertappen lassen.

„Ich weiß die Zahl der Zentimeter im Augenblicke nicht, Exzellenz. Aber ich habe das Maß im Stalle an einer „Standsäule“ mit Messingstiften anschlagen lassen; und danach werden alle Mäntel unter Aufsicht der Unteroffiziere genau gerollt.“

„Ja, die Mäntel liegen auch gut. Nun, ich will es Ihnen sagen.“ Und der General gab das Maß genau an, doch soll einem unverbürgten Gerüchte zufolge der Rittmeister die Zahl trotz seines bei dieser Gelegenheit gegebenen gegenteiligen Versprechens schon längst wieder vergessen haben.

„Ich habe sichere Nachricht, hm hm“, hieß es nach dieser anscheinend zur Zufriedenheit ausgefallenen Musterung, „daß der Feind von Trroppau, hm hm, her in Anmarrsch ist, hm hm. Die Eskadrron soll suchen hm hm, etwas Näheres über ihn zu erfahren.“

„Leutnant von Mirbach, übernehmen Sie mit dem vierten Zuge die Avantgarde. Sie folgen dem Wege nach dem Exerzierplatze, schicken Patrouillen weit vorauf und melden, sobald Sie etwas vom Feinde sehen. Selbstverständlich wird ein solcher Auftrag im Trabe oder Galopp ausgeführt, da aber heute in der Stadt Markt ist, so reiten Sie durch das Gewühl der Menschen und Buden Schritt. Vom Thore ab geht es gleich vorwärts, ich werde mit der Eskadron schon folgen.“ Die letzte Hälfte der laut gegebenen Anweisung war nötig, um dem ungeduldigen General, welcher gern zur Eile trieb, jeden Vorwand in dieser Richtung zu benehmen. Sie hatte den gewünschten Erfolg.

An der Spitze der Eskadron ritt der General durch die Stadt.

„Sie werden sehrr starrk, leberr Rrittmeister“, meinte er mit freundlichem Kopfnicken.

„Leider, Exzellenz, aber der Kopf ist noch frisch“, war die prompte Antwort.

„Wirr wollen sehen.“

Auf halbem Wege zum Exerzierplatze kam ein Husar von der Avantgarde



der Eskadron im langen Galopp entgegen, parierte sein Pferd mit ruhigem Zügelanzug auf den Hacken vor dem Rittmeister und meldete, daß eine feindliche Eskadron Ulanen im Anmarsche gegen die Garnison beobachtet werde.

„Reiten Sie in der Karriere zurück zu Seiner Exzellenz, George", — Seine Exzellenz war in unmittelbarer Gehörweite — „und melden ihm dasselbe. Melden Sie ihm zugleich, daß ich die Avantgarde angewiesen habe, den Feind an sich zu locken und daß ich mit dem Reste der Eskadron durch den Hohlweg über Bellevue vorgehen und den Ulanen in die Flanke fallen werde."

„Vorrtrrefflich," murmelte der General und beschenkte den beglückten Gefreiten für seine „vorrtrreffliche Meldung" mit einem Thaler.

Der Plan des Rittmeisters gelang. Der findige Leutnant vom vierten Zuge erkannte ohne vorherige Verabredung die Absichten seines Chefs und zog sich vor dem imaginären Feinde langsam zurück. Der Rest der Eskadron debouchierte aus einem andern eingeschnittenen Seitenwege auf den Exerzierplatz, marschierte auf und beide Abteilungen stürzten sich nun mit lautem Schlachtruf vorwärts, denn „meine Husarren hm hm müssen immerr mit Hurra attackieren", hatte der General einmal gemeint, obgleich das eigentlich gegen das Reglement verstieß.

Am Ende des Platzes kam der Angriff zum Stehen.

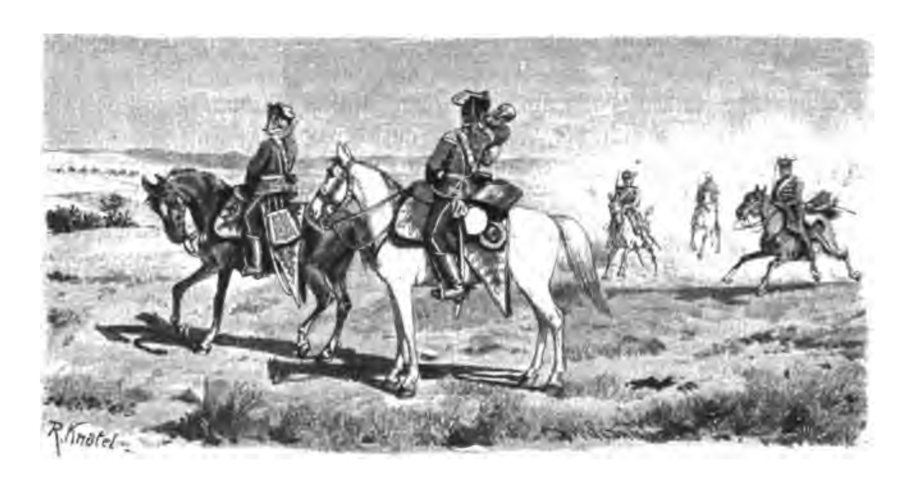
„Nun?" fragte der herbeieilende General.

„Exzellenz, der Feind ist geschlagen, die Verfolgung ist hier zum Stehen gekommen, weil Staubwolken in der Ferne größere feindliche Kräfte andeuten."

„Vorrtrrefflich. Exerzieren Sie mir jetzt Ihre hm hm Eskadron vor."

Die Husaren machten ihre Sache gut. Um Äußerungen, wie sie in früherer Zeit und bei andern Truppen wohl gefallen waren, wie: „Reiten Sie mir, hm hm, doch noch fünf Attacken vor", und ähnliche, zu vermeiden, schwenkte der Rittmeister die Schwadron auf dem Platz herum, daß es eine wahre Freude anzusehen war, und die zahlreich in ehrerbietiger Ferne zum Zuschauen versammelten „Zivilisten" wiederholt Zeichen unverhohlener Bewunderung von sich gaben.

Endlich hieß es: „Durcheinander geritten", und als die Husaren sich über den ganzen Exerzierplatz zerstreut hatten, ritt der Rittmeister in schnellster Gangart bis zu einer entfernten Ecke und ließ das Signal Appell geben. So rasch die



Pferde laufen wollten, sammelten die Reiter sich hinter ihrem Führer, sorgsam die Front frei machend. Im Galopp rückte dieser mit den Leuten, welche zuerst zum Kern zusammenschlossen, in der Richtung nach dem Kommandierenden vor, rechts und links hingen sich die übrigen Husaren an, und als kurz vor dem hohen General das: „Halt! — Ach — tung!“ erschallte, stand die ganze Eskadron ruhig wie eine Mauer, fest geschlossen, scharf gerichtet da, kein Mann auf seinem eigentlichen Platze, und doch alle in großer Ordnung und Sicherheit.

„Vorrtrrefflich.“ Es war angenehm, den Lieblingsausdruck so oft zu hören.

Auch der Pferdezustand erwies sich in den Augen des Inspizierenden als befriedigend. Wohl waren die Tiere unter den aufgehobenen Schabrackenflügeln warm nach der starken Arbeit, aber der ruhige Flankenschlag, die glänzenden Augen deuteten auf Gewöhnung und widersprachen einer etwaigen Überanstrengung. Die braune Stute des Rittmeisters, Gonzaga mit einem langen Pedigree war ihr Name, Bombenliese hatten die Kameraden ihrer unüberwindlichen Ruhe im feindlichen Feuer wegen sie getauft, hatte kein nasses Haar, in hellen Flocken flog der Schaum ihr vom Gebiß, das ganze Aussehen verriet, daß eine stundenlange Anstrengung ihr nicht mehr als ein Spiel sei, und bewundernd ruhten die Augen des hohen Offiziers auf dem schönen Tiere. —

„Rrücken Sie ein.“ Rasch war die ursprüngliche „Rangierung“ wieder hergestellt, und in langgestreckter Kolonne „zu Zweien“, der Heimweg angetreten. Die Husaren begannen bereits ein lustiges Lied zu singen, was der Kommandierende besonders liebte, als dieser denn doch noch eine kleine Überraschung an den Tag brachte.

„Der Feind greift Sie in Ihrer linken Flanke an, Herr Rittmeister.“

Der so angeredete Offizier wandte sich in der Karriere nach der gefährdeten Seite und wie er dabei seine Klinge hoch in der Luft schwenkte, rasselten im Nu ohne Kommandowort alle Säbel aus der Scheide.

„Zu zweien links um.“ Des Rittmeisters helle Stimme drang durch den dicken Staub und übertönte jeden Gesang. „Auseinander — Marsch! Marsch!“

„Vorrtrrefflich! Nun wollen wir hm hm, es aber wirklich genug sein lassen.“

Nachmittags kamen dann noch die gymnastischen Übungen an die Reihe. Aber auch hier erwies sich die Eskadron auf der Höhe. Fast die ganze beste Voltigierklasse konnte von hinten in den Sattel des gepackten Pferdes springen, eine besonders schwere, aber gerade ihrer Schwierigkeit wegen bei dem General sehr beliebte Übung. Außerdem hatte der „gerissene“ Rittmeister einen förmlichen kleinen Zirkus eingerichtet, und die schmucken Gesellen seiner Eskadron verstanden „am galoppierenden Pferde“ die erstaunlichsten Produktionen vorzuführen. Der Gesamtleistung aber wurde die Krone aufgesetzt, als schließlich die ganze Eskadron Mann für Mann in rascher Aufeinanderfolge mit Zuhilfenahme des Bügels ein feldmarschmäßig adjustiertes Pferd bestieg, ohne daß Sattel und Gepäck dabei herumrutschte, obgleich beide Gurte abgenommen waren. Das war ein kleines Kunststück eigner Erfindung, nicht schwer, aber „augenverblendend“. Auch jetzt

keine lange Kritik, einfache Anerkennung mit einem kurzen Worte. Das war mehr als angenehm, das war schmeichelhaft in hohem Grade.

„Nun möchte ich auch Ihrre hm hm eignen vorrtrefflichen Pferrde noch einmal an der Hand sehen.“ Das war das Ende der Besichtigung.

Rittmeister von Schneid hat den verehrten Vorgesetzten nicht wiedergesehen, aber bald darauf auf seinem Sarge einen von dankbarer Erinnerung geweihten Palmzweig niedergelegt.

Die Reiterei im Sommer.

Während der Wintermonate hat der Kavallerist gelernt, sein Pferd zu beherrschen, die blanke Waffe zu führen und außerdem eine gewisse Kenntnis vom Gebrauche des Karabiners gewonnen. Im Sommer werden die Kenntnisse und Geschicklichkeiten des einzelnen Mannes systematisch weiter entwickelt und wird namentlich durch gründliche Übungen auf dem Scheibenstande der Reiter auch zu einem leidlichen Scharfschützen herangebildet. Außerdem aber ist die warme Jahreszeit in hervorragendem Maße der Schulung der Truppe gewidmet.

Die kriegerischen Aufgaben der modernen Kavallerie gliedern sich, wie dies schon an andrer Stelle hervorgehoben ist, nach zwei verschiedenen Gesichtspunkten in den Sturmritt auf dem Schlachtfelde und in jene Summe von fortlaufenden Dienstverrichtungen des kleinen Krieges, welche, unter der Bezeichnung des Felddienstes zusammengefaßt, den Zwecken der Aufklärung und Sicherung dienen. Beide Aufgaben scheinen auf den ersten Blick kaum irgend welche Berührungspunkte mit einander zu haben. In der praktischen Ausführung dagegen fließen sie oft genug ineinander. Der kleine Krieg kann nicht geführt werden, ohne daß gelegentlich eine Truppe zu geschlossener Attacke vorgeht, und anderseits wird die Verwendung der Kavalleriemassen in der ausgedehnten Gefechtslinie nur dann rechtzeitig und am richtigen Flecke eintreten, wenn vorgeschobene Patrouillen sie fortwährend über den Stand der Schlacht auf dem Laufenden erhalten haben. Die Friedensausbildung für beide Zwecke erfolgt allerdings zu verschiedenen Übungsperioden, doch wird schon während der Herbstmanöver ersichtlich, daß eine Reiterei nur dann im stande ist, allen berechtigten Anforderungen der Kriegsleitung zu entsprechen, wenn sie für die Aufgaben des kleinen Krieges wie der geschlossenen Attacke gleich gut vorgebildet ist, und deshalb wird den Übungen auf beiden Gebieten auch gleicher Wert beigelegt.

Der Ausbildung der Waffe für die Verwendung in geschlossenen Massen auf dem Schlachtfelde dienen vorzugsweise die Übungen der Eskadron und der größeren Verbände auf den Exerzierplätzen und die Übungen der Kavalleriedivisionen. Die Zeit zwischen dem Schwadronsexerzieren und der später angesetzten Regimentsübung sind dem Felddienst gewidmet. Dieser erscheint als das eigentliche Alpha und Omega der heutigen kavalleristischen Schulung, denn während eine Reitertruppe selbst im Verlauf eines längeren Feldzuges doch höchstens an einigen wenigen Schlachttagen dazu berufen werden kann, gegen den Feind

anzustürmen, und während bei diesen Attacken die geschlossene Masse lediglich den Signalen und Kommandoworten der Führer folgt, so bildet im Gegensatze zu solchen vereinzelten Ruhmestagen und Ruhmesthaten der von der Kavallerie zu Zwecken der Aufklärung und Sicherung geführte kleine Krieg eine ununterbrochene Kette von Dienstleistungen, bei welchen an den Intellekt, die Geistesgegenwart, den Mut und die körperliche Gewandtheit des einzelnen Mannes, wie an den Gehorsam, die Ausdauer und die Schnelligkeit des Pferdes erhöhte Anforderungen zu stellen sind. Und wenn auch auf den Blättern der Geschichte die Summe von frischem, fröhlichem Reitersinn, der hierbei zutage tritt, nicht mit so glänzenden Farben verzeichnet wird, wie der Todesritt von Mars la Tour und die Attacke der Gardedragoner am denkwürdigen 16. August 1870, so übt doch der richtig geleitete Sicherheits= und Aufklärungsdienst der Kavallerie an bescheidener Stelle eine bedeutungsvolle Rückwirkung aus auf den Gang der Operationen, und eine gründliche Vorbildung der Waffe für denselben wird zur Notwendigkeit.

Die Reiterei soll von offensivem Geiste beseelt sein und ihr Heil im raschen, ungestümen Vorwärtsstürmen suchen, nicht in der ruhig abwartenden Verteidigung. Die Bewegung ist das Element des Reiters, die Schnelligkeit seine Stärke, im Sattel ist und bleibt sein rechter Platz. Dennoch kann es auch Fälle geben, wo der Reiter



Ulanen im Fußgefecht.

den Rücken des Pferdes verlassen und die Schußwaffe zur Hand nehmen muß, um irgend eine wichtige Örtlichkeit, eine Brücke, ein Defilee, das am Eingange eines Waldes ge=

legene Gehöft zu verteidigen, oder gar im Fußgefecht zu nehmen, und der Masse seiner Kameraden im Sattel den Durchgang zu öffnen, der Kavalleriedivision Zeit und Gelegenheit zu geben für die Erfüllung ihrer eigentlichen reiterlichen Aufgaben.

Die deutsche Kavallerie ist deshalb zum größten Teile mit einem weittragenden Hinterladungskarabiner bewaffnet und das Fußgefecht abgesessener Reiter reglementarisch geworden. Doch darf man nicht glauben, daß die auf die Erfahrungen des französischen Krieges in dieser Richtung getroffenen Anordnungen etwas wirklich Neues enthielten. Es ist alles schon einmal dagewesen.

„Diese charmanten canaillen haben solche amitié vor uns, daß sie mir nicht verlassen. Ich habe sie alle um und vor mir," schrieb Friedrich der Große einst im hellen Königszorn an Fürst Moritz, den jungen Dessauer, über die irregulären Reiterschwärme der Österreicher, die ihn und seine Grenadiere an schwierigen Defileen und im bedeckten Gelände nach Herzenslust zu plagen pflegten. Er half sich durch Organisation seiner Husaren und Freibataillone, und konnte dies um so eher, als es sich damals bei allen Gelegenheiten, bei denen die Reiter zum Fußgefecht schritten, nur darum handelte, den Feind zu beunruhigen, die geordnete Bewegung zu stören. Heute dagegen reiht das Fußgefecht sich dem Zusammenhange der kriegerischen Aktionen als ein notwendiges Glied an, denn nach den 1870 wiederholt gewonnenen Erfahrungen machen die Zwecke der Kavalleriedivisionen es nötig, daß die Reiterei ganz selbständig und unabhängig ist. Durch eine Zugabe von Infanterie, selbst wenn diese der größern Beweglichkeit wegen ihr Gepäck zurückläßt oder auf Wagen gesetzt wird, sind die Bewegungen der Kavallerie an jene gebunden — sie ist halb gefesselt.

Die Kavallerie kommt unter den verschiedensten Verhältnissen in die Lage, von ihrer Feuerwaffe mit Erfolg Gebrauch zu machen. Oft wird eine Eskadron, welche zur Einziehung von Nachrichten über den Feind und das Terrain der Armee voraneilt, ja selbst ein Regiment oder die ganze Division an geeigneter Stelle durch verhältnismäßig wenige, gut postierte Schützen, vielleicht gar durch bewaffnete Landeseinwohner aufgehalten werden können, wenn die Truppe nicht im stande ist, solchen Widerstand mit dem Karabiner in der Hand zu brechen. Auf der andern Seite gibt nur die Bewaffnung mit einer Schußwaffe und die Vertrautheit mit einem ausgiebigen Gebrauch derselben der Reiterei die Möglichkeit, ihre eignen Kantonnements gegen Überfall oder Verrat zu sichern, und setzt sie in den Stand, aufklärende Kavallerie aufzuhalten, eine Örtlichkeit selbst gegen feindliches Fußvolk eine Zeitlang mit Erfolg zu verteidigen, oder den Gegner über die eigne Stärke und Stellung zu täuschen.

Allerdings darf die Kavallerie niemals vergessen, daß das Fußgefecht ein Notbehelf, eine Ausnahme von der Regel ist und bleiben muß, und daß ihre Hauptstärke in der Schnelligkeit und Gewandheit zu Pferde, in der Wucht ihrer Attacke besteht. Soweit die bisherigen Erfahrungen reichen, braucht man übrigens in dieser Beziehung keine Besorgnisse zu hegen. Es wird immer mehr Mühe kosten, unsre Schwadronen zum Fußgefecht zu bringen, als sie vor Übertreibungen darin zurückzuhalten. Die im deutschen Charakter begründete Vorliebe für den Reiterdienst schon wird die Kavallerie davon zurückhalten, daß sie zu bloßer

berittener Infanterie herabsinkt, und auch die militärischen Bestimmungen über die Anwendung des Fußgefechts zeigen deutlich das Bestreben, der Kavallerie den Sinn dafür zu bewahren, daß sie ihre kriegerischen Aufgaben im Sattel auskämpft. Von der zum Feuergefecht bestimmten Abteilung sitzen etwa zwei Drittel ab und formieren sich zu Schützenschwärmen, die das Gefecht nach Art der Infanterie führen; der Rest bleibt als Pferdehalter an einem sichern Orte zurück. Von jeder Kavallerietruppe aber, die ein Fußgefecht aufnimmt, bleibt eine Abteilung im Sattel, welche den günstigen Augenblick zu erspähen trachtet, um mit dem Säbel in der Faust in die Entscheidung einzugreifen.

In dieser Weise wird das Feuergefecht bei der deutschen Reiterei als Glied einer ganzen Kette von Dienstverrichtungen angesehen und betrieben. Die zahlreichen Felddienstübungen während der Sommerdienstperiode, Übungen, die nicht auf dem Exerzierplatze vorgenommen werden können, sondern zu denen die Umgegend der Garnison mehr oder minder günstiges Terrain bietet, geben den Reitern aber auch vielfache Gelegenheit, die Vorkommnisse und Zufälligkeiten eines Feldzuges kennen und würdigen zu lernen. Nichts ist geeigneter, den einzelnen Mann zum Bewußtsein seiner Kraft und Geschicklichkeit zu bringen, seine Überlegung und Selbständigkeit zu kräftigen, als der interessante und weitgreifende Felddienst; und das „im Felde, da ist erst der Mann was wert“ läßt sich mit doppelter Berechtigung auf den heutigen Felddienst anwenden.

Langsam reitet dort am Waldessaume eine Patrouille entlang. Die Mehrzahl der Reiter bleibt rückwärts im Holze verborgen, und nur ein einzelner Dragoner hält vorsichtig Umschau. Es gilt die feindliche Vorpostenstellung ungesehen auszukundschaften, und außerdem möchten die „Leichten“ eine Scharte auswetzen, die ihrem Truppenteil von den auch heute den Gegner bildenden Kürassieren jüngst geschlagen. Denn der deutsche Soldat nimmt den Felddienst sehr ernst und bei aller guten Kameradschaft auf dem Tanzboden behandeln sich selbst die Mannschaften derselben Truppe bei solchen Gelegenheiten nur zu sehr als Feinde. Da! ein Zeichen mahnt den Rest der Patrouille zu doppelter Vorsicht, auf jenem Hügel hält unbeweglich ein einzelner Kürassier. Wo mag der andre Mann des Doppelpostens stecken? Ist die Patrouille entdeckt und meldet der Kürassier ihre Anwesenheit bei der Feldwache? Das ist kaum möglich. Der einzelne Panzerreiter aber darf seinen Posten nicht verlassen, das könnte eine herrliche Gelegenheit geben, ihn von rückwärts zu überraschen und gefangen zu nehmen. Gefangene zu machen ist zwar verpönt, wenn nicht geradezu verboten, aber der Leutnant von der eignen Feldwache ist „gut“ und wird heute nichts sagen, denn neulich haben die Kürassiere einen unglücklichen Dragoner, der in ihre Hände fiel, wirklich zu arg durchgewalkt. Eine Terrainfalte begünstigt das kühne Vorhaben. Die Dragoner gelangen in den Rücken der nichts Böses ahnenden Vedette, die bei dem raschen Ansturm der Feinde sogar vergißt, den Signalschuß zu geben, und das Pferd zur Flucht wendet. Aber Unteroffizier Meyer hat alles vorhergesehen. Die flinken Pferde haben den schweren Kürassiergaul bald überholt; ein Dragoner greift nach den Zügeln, ein zweiter schlägt dem Gegner mit der flachen Klinge über die Faust, daß er die Pistole fallen läßt, die dann sorgsam aufgehoben und

als Trophäe mitgeführt wird. „Kerls, laßt sind, ick werde jiftig" ruft der Kürassier und greift nach dem Pallasch, aber: „Man ruhig, oller Mehlsack", tönt es höhnend zurück und mit geschicktem Griff hat ein dritter Gegner den langen Degen ihm rückwärts aus der Scheide gezogen. „Revanche for Pavia", ruft der „jebildete" Unteroffizier; der Streich ist geglückt, der Riese ist überwunden und wird im Triumph nach der Feldwache geführt, immer natürlich mit einer gewissen Vorsicht, denn feindliche Patrouillen schweifen gleichfalls umher und wer weiß, was aus dem Zusammentreffen mit einer solchen alles entstehen kann. Unterwegs wird der Gefangene mit den ausgesuchtesten Marterqualen bedroht, wenn er nicht Losung und Feldgeschrei verraten würde. Aber er bleibt fest und dadurch steigt er wieder in der Achtung der Dragoner, wie denn der befehligende Offizier schon dafür Sorge tragen wird, daß die versprochene Tracht Prügel ihm erspart bleibt. Leidet er doch schon genug unter der Aussicht auf den Hohn und Spott, die seiner bei der eignen Eskadron harren, und dem ungnädigen Empfange durch Unteroffiziere und Offiziere.

Jede Schwadron ist im Felde mit einer Anzahl von Dynamitpatronen und besonders konstruiertem Handwerkszeug zum Zerstören von Eisenbahnen- und Telegraphenlinien ausgerüstet. Zwar dürfen beide Verkehrsmittel nur auf den Befehl der oberen Kriegsleitung unterbrochen werden, denn ein Unterführer kann nicht übersehen, ob sie nicht bald der eignen Armee zu gute kommen werden, immerhin erfordert ihre erfolgreiche Zerstörung eine gewisse Geschicklichkeit, die im Frieden erlernt sein will.



Deshalb schnallt sich der völlig kriegsmäßig ausgerüstete Reiter die schweren Steigeisen an den Fuß, mit deren Hilfe er die glatte Telegraphenstange erklettert, um dort die Drähte zu durchschneiden, welche bislang dem Feinde so gute Dienste geleistet haben, oder noch besser, sie mit Silberfäden zu umwickeln und den elektrischen Strom dadurch abzuleiten, so daß der Punkt, wo die Unterbrechung vorgenommen, schwerer zu entdecken ist. Zu diesem Zwecke auch werden besondre Baulichkeiten, eine Eisenbahnstrecke, eine kurze Telegraphenlinie, Mauer und Bretterzaun bei den Kavallerieregimentern hergestellt und an ihnen nach Anweisung des Reglements die Wirkungen des mörderischen und zerstörenden Sprengstoffes erprobt.

Wohl sehnt sich der deutsche Reitersmann im Felde danach, seine Kraft mit der des Gegners zu messen, und kennt im Kampfe keine schwächliche Rücksicht auf das Leben des Feindes, anderseits

treibt ihn das wahrhaft menschliche Gefühl, dem verwundeten Kameraden und selbst dem sterbenden Gegner jede mögliche Erleichterung zu verschaffen und wenn auch das mitgeführte Verbandzeug in erster Linie für ihn selbst bestimmt ist, so erlernt er doch begierig dessen Verwendung in einfachen Fällen, lernt die Handleistungen, mit denen ein Kranker vorsichtig zu betten ist, ja er übt sich sogar darin, den Kameraden sorgsam vor sich auf das Pferd zu heben, und im Galopp aus der drohenden feindlichen Nähe zu entführen.

Eine erschöpfende Schilderung der Friedensthätigkeit unsrer Reiterei würde zu weit führen, und wir haben deshalb im Vorstehenden auf einige der Hauptdienstzweige unsrer Kavallerie hingewiesen. Wir möchten aber das den kleinen Krieg behandelnde Kapitel nicht schließen, ohne einer weit zurückliegenden Episode aus dem militärischen Friedensleben unsres Kaisers zu gedenken. Ihr Verlauf ist den Mitteilungen eines früheren Soldaten in einem Tagesblatte nacherzählt und wenn die kleine Anekdote aus diesem Grunde vielleicht nicht in allen ihren Einzelheiten voll beglaubigt erscheint, so ist sie in ihrer Gesamtheit doch in hohem Maße geeignet, das lebhafteste Interesse aller unsrer Leser zu erwecken.

Wir lassen den alten Krieger selbst berichten:

Im Sommer 1830 war das Gardekorps oder Abteilungen desselben zum Manöver nach Krossen abgerückt. Unter ihnen befand sich das prächtige preußische Regiment der Garde du Korps, dem ich seit fünf Monaten angehörte. Am 3. August versammelten sich die Abteilungen auf ihren Rendezvousplätzen; es war hoher Besuch an diesem Tage zu erwarten; die Garde du Korps hofften, vor den Augen des Kriegsherrn eine Attacke reiten zu können, und wer beschreibt daher mein Erstaunen und meine Betrübnis, als der Oberst mich mit acht andern Leidensgefährten für noch nicht sattelfest genug erklärte, um bei dieser Gelegenheit in der Front zu bleiben.

Wir baten und flehten, uns diese Schmach zu ersparen, aber Wachtmeister und Eskadronchef zuckten die Achseln. Der Befehl war gegeben, sie mußten so gut gehorchen wie wir armen Teufel. Traurig und niedergeschlagen bestiegen wir deshalb unsre Pferde, um unter meiner Führung eine stille, vom Gefechtsfelde ganz entlegene Waldecke aufzusuchen.

In einer grünen Thalsenkung mißmutig am Boden kauernd, die Zügel unsrer Pferde in der Hand, horchten wir mißmutig auf den Geschützdonner und das Kleingewehrfeuer des Kampfes, welcher sich inzwischen entsponnen hatte, ohne daß wir viel von demselben hätten erblicken können, als ich plötzlich durch das Gebüsch des Unterholzes mehrere Reiter wahrnahm, welche in rascher Gangart sich unserm Standorte näherten.

Es war Seine königliche Hoheit Prinz Wilhelm von Preußen, welcher die gegnerische Seite heute kommandierte, mit zwei Adjutanten. Ein kecker Gedanke fuhr mir durchs Hirn; rasch verständigte ich meine Kameraden; wie der Blitz waren wir im Sattel und erwarteten, den Pallasch in der Faust, hinter hohem Gebüsch verborgen, die Heransprengenden.



Im Nu waren sie umringt und: „Königliche Hoheit, Sie sind mein Gefangener", rief ich dreist dem Prinzen zu.

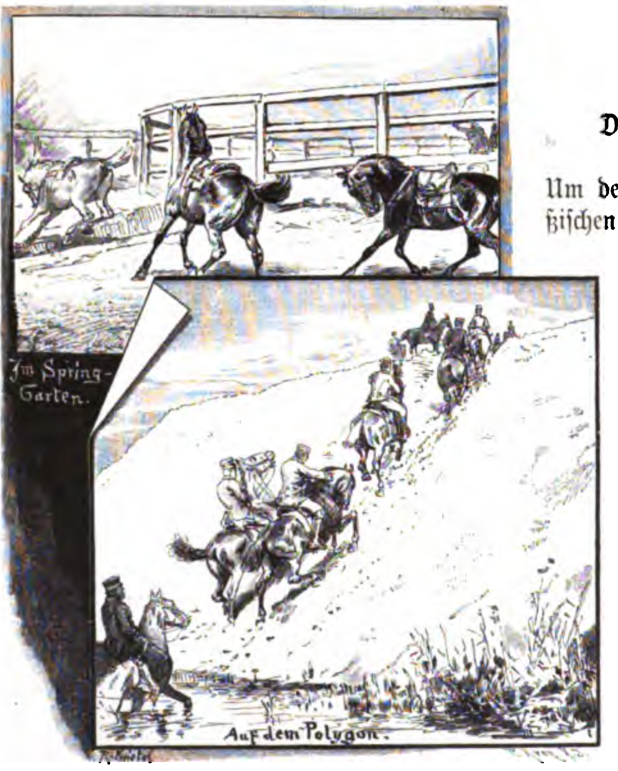
„Mensch, kennst du mich denn nicht?" war die halb mit Lachen und halb mit Entrüstung gegebene Antwort.

„Ich kenne nur den feindlichen General."

Wohl oder übel mußte meiner Aufforderung Folge gegeben werden, wir nahmen den Prinzen und seine Begleiter in die Mitte und trabten unsrer Heeresabteilung zu, denn ich hatte nichts Geringeres im Sinn, als meinen hohen Gefangenen selbst an den König Friedrich Wilhelm III abzuliefern. Dieser aber rief, auf die Kronprinzessin Elisabeth deutend, deren Wagen in der Nähe hielt: „Dahin, dahin, an den Chef Seines Regiments bringe Er ihn", und die erlauchte Dame, welche bekanntlich den ritterlichen Prinzen wahrhaft vergötterte, empfing ihn, die komische Situation voll erkennend, mit dem verwunderten: „Also, Schwager, das kann dir auch passieren?"

Unser Kommandeur war anfangs wohl mit meiner Handlungsweise nicht recht zufrieden, aber ich hielt unsern verehrten Prinzen Wilhelm für einen viel zu begeisterten Soldaten, als daß er den Streich hätte übel aufnehmen können, und ich hatte recht. Wenige Wochen darauf verlas der Oberst vor versammeltem Regiment die königliche Kabinettsordre, welche mich wegen bewiesener Schneidigkeit zum Unteroffizier beförderte, und Prinz Wilhelm selbst war dazu die Veranlassung gewesen.

So war unser Heldenkaiser, der gewaltige Kriegsfürst und Sieger in zahlreichen, blutigen Schlachten, vor mehr als einem halben Säkulum einmal auf kurze Zeit Kriegsgefangener derselben Truppe, welche vor allen andern freudigen Muts ihr Blut verspritzen würde zum Schutze des angestammten Königs und obersten Feldherrn.



Das Militärreitinstitut.

Um der Reitausbildung der preußischen Kavallerie einen Mittelpunkt zu geben, von welchem die dort gebildeten Lehrer die gleichen Grundsätze auf alle einzelnen Truppenteile übertragen sollten, war durch königliche Kabinettsordre vom 10. Dezember 1816, zunächst probeweise auf ein Jahr, die Militärreitanstalt in das Leben gerufen und mit der allgemeinen Kriegsschule in Berlin verbunden, 1818 aber definitiv organisiert worden. Unter der Direktion eines Stabsoffiziers fungierten zwei Rittmeister mit zwei Stallmeistern als Lehrer, und jede Kavalleriebrigade kommandierte im Wechsel unter ihren Regimentern einen Offizier, jedes Regiment zwei Unteroffiziere und Gemeine mit ihren Pferden als Schüler. Laut Kabinettsordre vom 21. Januar 1820 wurde die Reitschule zur Lehreskadron formiert und einer Gardekavalleriebrigade attaschiert. Die Zahl der kommandierten Schüler von der Kavallerie blieb, abgesehen von einer Veränderung in Bezug auf das numerische Verhältnis der Unteroffiziere zu den Gemeinen, dieselbe, dagegen traten Offiziere, Chargierte und Gemeine von der Artillerie hinzu. Die etatsmäßigen Lehrerstellen wurden um zwei vermehrt und besonders qualifizierte Leute ein zweites Jahr „auf Schule“ behalten.

Das Jahr 1826 brachte eine Organisationsveränderung von besondrer Wichtigkeit, indem die Lehreskadron die zu ihr kommandierten Pferde als sogenannte Stammpferde behielt und von diesem Zeitpunkte an auch regelmäßig eine gewisse Zahl eigner Remonten empfing.

Nach etwa zwanzig Jahren, 1849, wurde die Lehreskadron wieder zur Militärreitschule umgetauft und nach Schwedt a. d. Oder verlegt, nach demselben Orte, an welchem einst Seydlitz als Page des Markgrafen seine an verwegenen Reiterstücken so reiche Laufbahn begonnen hatte. Der Etat umfaßte den Kommandeur, drei Offiziere als Lehrer, zwei Stallmeister, dreiundzwanzig bezw. vierundzwanzig Offiziere, nämlich einen von jeder Kavalleriebrigade und einen von je zwei Artilleriebrigaden, und vierundneunzig Unteroffiziere als Schüler. Die Wartung der Pferde erfolgte durch kommandierte Pferdepfleger.

Im Jahre 1861 trat der Inspekteur der Gardekavallerie zugleich an die Spitze der reorganisierten und erweiterten Reitschule. Der eigentliche Lehrkörper setzte sich unter den Befehlen des Direktors zusammen aus einem Stabsoffizier als Detailoffizier, sieben Lehrern, zwei Stallmeistern, einem Pferdezähmer. Die Schüler bestanden aus siebenundfünfzig Offizieren und achtundzwanzig bezw. neunundzwanzig Unteroffizieren oder Gefreiten. Von dieser Schülerzahl kommandierte jedes Kavallerieregiment und jede Artilleriebrigade einen Offizier, je zwei Kavallerieregimenter und jede Artilleriebrigade einen Chargierten. Vierzehn Offiziere und acht bis zwölf Unteroffiziere konnten ein zweites Jahr kommandiert bleiben. Die Chargierten hatten ein besonders brauchbares, sechs bis neun Jahre altes Dienstpferd mitzubringen. Im übrigen bestand der Etat der Schule aus hundertundvierzehn Pferden, nämlich aus je vierzehn alten und jungen Remonten, siebenundvierzig Stammpferden für Offiziere, einunddreißig Stammpferden für Unteroffiziere, zwei Wagenpferden und — zum erstenmale — sechs Schulpferden.

Mit dem Beginn der Feindseligkeiten im Jahre 1866 wurde die Reitschule in Schwedt aufgelöst, bei ihrer Wiedereinrichtung nach Hannover verlegt und am 4. Juli 1867 in das Militärreitinstitut umgewandelt. Dieses hat während seines jetzt achtzehnjährigen Bestehens auch bereits verschiedene organisatorische Veränderungen erfahren, und ist namentlich 1876 aus den großen Stallungen und Bahnen des früheren hannoverschen Marstalles und der alten Artilleriekaserne in ein für seine Zwecke neuerbautes, ausgedehntes Etablissement übergesiedelt.

Aus unbedeutenden Anfängen ist somit die kleine preußische Reitschule und Lehreskadron herangereift zu dem glänzenden kavalleristischen Zentralpunkt, wo die lernbegierigen Reiter des großen deutschen Heeres zusammenströmen, und alles, was dort gelehrt wird an Reitfertigkeit und Pferdekenntnis, an weicher, sorgsamer Behandlung der vierbeinigen Hauptwaffe des Kavalleristen und an kühnem rücksichtslosem Pferdegebrauch basiert auf der geistigen Urheberschaft des großen preußischen Königs.

Unter der oberen Leitung eines Generals, des mit den Rechten und Kompetenzen eines Divisionskommandeurs ausgerüsteten Chefs, umfaßt das Militär-

reitinstitut in seiner jetzigen Organisation zwei bis zu den ökonomischen Verhältnissen hinab vollständig von einander getrennte, selbständige Abteilungen.

Die „Reitschule für Offiziere“ wird unmittelbar kommandiert von dem im Range eines Regimentskommandeurs stehenden ersten Direktor, während die „Kavallerieunteroffizierschule“, deren besondrer Zweck aus ihrer Bezeichnung erhellt, dem zweiten Direktor unterstellt ist. Wie in der ganzen Armee das von des „Dienstes ewig gleichgestellter Uhr“ regulierte Arbeitspensum eines Jahres sich als ein geschlossenes, in sich abgerundetes Ganze darstellt, so ist auch der einfache Kursus auf dem Militärinstitut auf diesen Zeitraum berechnet. Elf zu diesem Behufe aus der Front zum Institute kommandierte Rittmeister und zwei Stallmeister fungieren als Lehrer der zweiundachtzig Leutnants, von denen jedes Kavallerieregiment ein Jahr um das andre einen, und jede Feldartilleriebrigade jährlich gleichfalls einen als Schüler entsendet. Diese, in Reitabteilungen zu zehn bis zwölf Pferden formiert, sollen sich zunächst auf einem der Stammpferde des Instituts, dem sogenannten „Stammbullen“, durch Reiten ohne Bügel, Freiübungen zu Pferde und dergleichen einen tadellosen vorschriftsmäßigen Sitz und gute Haltung, wie die richtige Einwirkung für sämtliche Lektionen auf einem völlig gerittenen Pferde zu eigen machen. Mit den gleichfalls täglich gerittenen Chargenpferden wird der vollständige Dressurgang eines Pferdes durchgenommen und die eignen Pferde unter Aufsicht der Lehrer mit Eintritt winterlicher Witterung in der Bahn geritten, während sie sonst den Offizieren zu beliebiger Disposition stehen. Damit ist das Maß körperlicher Anstrengung, welche eine dreistündige Reitübung mit sich führt, indes keineswegs erschöpft. Fünf Longierpferde vielmehr dienen dazu, dem Schüler die Behandlung des Pferdes ohne Reiter „an der Hand“ zu lehren, während Fecht- und Turnübungen, wie theoretische Vorträge über Reiterei, Exerzierreglement, Pferdekenntnis und Hufbeschlag die Tagesarbeit vervollständigen. Die Mehrzahl der Schüler kehrt nach einem Jahre zu ihren Truppenteilen zurück, um das Erlernte in der Front weiter zu verwerten, vierundzwanzig der beanlagtesten Offiziere aber verbleiben auf ein zweites Jahr beim Institut. Diese letzteren reiten schon im ersten Jahre die nach allen Regeln der „hohen spanischen Schule“ dressierten vorhandenen Schulpferde, um mit den verschiedenen künstlichen Gängen und Sprüngen und der Arbeit in den Pilaren bekannt zu werden, und später auch die Methode zu verstehen, junge Pferde zu Schulpferden heranzubilden. Wie jeder Kavallerietruppenteil erhält auch das Militärreitinstitut jährlich eine bestimmte Anzahl junger, roher Pferde, und zwar fünfundvierzig, von denen dreißig der Offizierreitschule überwiesen werden. Jeder der im zweiten Jahre in Hannover verweilenden Schüler reitet nun in der Abteilung eine solche „junge Remonte“, um die Behandlung und das Anreiten, wie den systematischen Gang der Dressur kennen zu lernen, und als zweites Pferd sein Chargenpferd. Die zwölf jüngeren dieser Offiziere besteigen täglich als drittes Pferd außerdem noch eine im zweiten Ausbildungsjahre befindliche „alte Remonte“, während die zwölf älteren als Lehrer an der Kavallerieunteroffizierschule thätig sind.

Der Direktor dieser letzteren hat zwar nur den Rang und Gehalt eines etatsmäßigen Stabsoffiziers, ist aber dem Chef des Instituts direkt unterstellt

und übt die niedere Gerichtsbarkeit innerhalb seines Ressorts. Die Schüler bestehen aus dreiundachtzig Unteroffizieren oder Gefreiten, von jedem Kavallerieregiment einer; achtundzwanzig unter ihnen, deren Eifer und Anlagen erwarten lassen, daß sie nicht nur selbst besonders tüchtige Reiter, sondern auch brauchbare Reitlehrer werden, verbleiben ein zweites Jahr auf der Schule, werden vom Direktor zu Unteroffizieren befördert und während dieser zweiten Periode namentlich im selbständigen Reiten wie in der Behandlung alter und jungen Remonten und im Longieren unterwiesen. Auch hier vervollständigen Übungen im Gebrauch der Waffen und theoretische Vorträge, wie sie dem militärischen und wissenschaftlichen Standpunkte der Schüler angemessen sind, das Lehrpensum.

Es liegt auf der Hand, daß die im Laufe eines Kursus zu überwältigende Arbeit an der Dressur der Pferde nur mit einer systematischen Zeiteinteilung überwältigt werden kann. Langjährige Erfahrung hat deshalb den fortschreitenden Gang der Ausbildung nach Perioden geregelt, und wenn der Lehrer nach Individualität der Anschauung und dem mehr oder minder spröden Material seiner Abteilung sich an diese Zeitmarken auch nicht unbedingt zu binden braucht, so dienen sie doch über die Reitschule hinaus in der ganzen Armee als willkommene Anhaltspunkte. Diese beginnen mit den leichtesten Übungen von Mann und Pferd, um in rationeller Steigerung zu immer schwereren überzugehen. Die hauptsächlichste Bahnarbeit, die verschiedenen Seitengänge, der denkbar kürzeste und der sogenannte Kontragalopp fallen in die Winterszeit, während mit der wiederkehrenden Frühlingssonne das gesamte Institut auf die unmittelbar neben dem Kasernement gelegene weite Vahrenwalder Heide herausrückt, um in regelmäßiger Schulung Roß und Reiter an den geräumigen, ruhigen langen Galopp, welcher die Grundlage taktischer Beweglichkeit der Kavallerie bildet, und das ruhige Nehmen von Hindernissen zu gewöhnen.

Wenn schon diese Einteilung des Dienstbetriebes es klar erkennen läßt, daß die Bahnarbeit des Pferdes der deutschen Reiterei nur Mittel zum Zweck, wenn auch für die Gebrauchsfähigkeit des einzelnen Tieres wie der Waffe ein im höchsten Grade wichtiges und bedeutsames Mittel sein soll und kann, so tritt dies noch deutlicher zutage in der Anordnung von Parforcejagden, welche als Dienstzweig dem Übungsgange auf dem Militärreitinstitute angeschlossen sind.

Die Beschaffung einer Meute in Hannover ist ursprünglich auf die private Initiative von Offizieren des dort garnisonierenden neuerrichteten Ulanenregiments Nr. 13 zurückzuführen, welche schon 1866 einen Verein zur Pflege der Jagdreiterei gegründet hatten. Später hat die Munifizenz des Kaisers eine bedeutende Summe aus dem Kronfideikommißfonds zur Erhaltung der Meute angewiesen. Die Hunde, im ganzen fünfundzwanzig Koppel, sind jetzt im eignen Zwinger des Reitinstituts untergebracht, jagen Hasen, Fuchs und Wildschwein, und zu dem dienstlichen Zweck vom 15. August bis zum Ende der Saison wöchentlich dreimal auf der Schleppe. Unteroffiziere versehen den Dienst als Pikeure, zwölf Dienstpferde finden Verwendung zur Berittenmachung derselben, und der Geist, in dem der allerhöchste Kriegsherr die Reitausbildung der heranwachsenden

Generation seiner Kavallerie geleitet haben will, kennzeichnet sich am besten durch die Bestimmung, daß jeder Offizier der Reitschule wöchentlich wenigstens eine Jagd auf seinem Chargenpferde mitreiten soll und daß diese Dienstjagden jedem andern Dienst vorgehen.

So stellt sich die im jährlichen Kreislaufe nimmer rastende Thätigkeit im Militärreitinstitut als ein Teil jener gewaltigen und kunstvollen Maschinerie dar, welche wir unter der Bezeichnung der deutschen Heeresorganisation bewundern. Es mag immerhin wahr sein, daß das, was man im vorigen Jahrhundert unter dem Begriff der Reitkunst verstand, Rückschritte in unsrer anders gearteten Zeit gemacht hat. Den beschämenden und beunruhigenden Schluß aber, den manche Schwarzseher an diese Thatsache knüpfen möchten, kann man aus vollster Überzeugung bekämpfen und dreist behaupten, daß dafür die deutsche Kavallerie im Vergleich zu früheren Tagen an Reitfertigkeit erheblich gewonnen hat. Und wie die ritterliche Waffe in steter mühevoller Friedensarbeit nicht erlahmt, sondern stets fortzuschreiten bemüht ist auf allen Gebieten kriegerischer und reiterlicher Thätigkeit, so darf der Patriot sich solchen Strebens aufrichtig erfreuen und mit froher Zuversicht in der sorgsamen Bahndressur der Pferde, wie in dem fröhlichen Galopp über die Heide anscheinend geringfügige, thatsächlich aber grundlegende Momente erkennen für weitere glänzende Reitererfolge auf den Schlachtfeldern der Zukunft.





Hinter den Hunden.

Der Herbst des Jahres 1881 hatte ganz köstliches Jagdwetter gebracht. Ein besonders zahlreiches Feld war den Hunden am 3. November, am Tage des sportlichen Schutzheiligen St. Hubertus gefolgt, und man hatte nicht nötig, wie dies meistens der Fall zu sein pflegt, mit diesem Ereignis die Saison abzuschließen. Noch mehrere Male konnte Rittmeister von Lindenschmitt, der schneidige derzeitige Master, hinausziehen mit der seiner Obhut anvertrauten Meute auf die ausgedehnte Heide, und durfte überzeugt sein, daß viele passionierte Reiter seinem Rufe stets freudig nachkommen würden.

Indessen: Jedes Ding hat sein Ende; allmählich begann der nordische Winter seine Vorboten mit Schnee und Eis auch nach Hannover zu entsenden, und man beschloß, am 14. November sich zum letztenmale in diesem Jahre zu einem frischen fröhlichen Ritte über die Heide zusammenzufinden.

In der Nacht vorher hatte es tüchtig gefroren, die Wege waren steinhart und ein scharfer Nordostwind fegte durchkältend über die Ebene daher. Diese ungünstigen äußern Umstände mochten manchen kecken Reitersmann in der warmen Stube zurückhalten. Andre hatten sich gerüstet, kehrten aber trotz der Aufmunterung des Masters, welcher auf den Wiesen längs der Vietze ein ganz praktikables Terrain in Aussicht stellte, wieder um. Sie mochten den Lungen und Beinen ihrer Tiere wohl nicht eine so harte Probe zumuten.

An der südlichen Ecke des allen hannoverschen Jagdreitern wohlbekannten Dorfes Krähenwinkel waren zur festgesetzten Mittagsstunde deshalb mit militärischer Pünktlichkeit außer dem Master nur neun Herren und, trotz Kälte und Wind, zwei junge Damen eingetroffen. Die beiden Schwestern, Töchter eines höhern Offiziers, von dessen Leistungen auf der Hindernisbahn die Armee sich Wunderdinge erzählte, fehlten selten bei dem Rendezvous der Hunde, und hatten auch heute verstanden, dem gestrengen Papa die Erlaubnis zum Erscheinen abzu-

schmeicheln. Leicht, graziös und sicher thronten die schlanken Gestalten der kaum den Kinderschuhen entwachsenen jungen Mädchen im Sattel und schon die Art der Zügelführung und der ruhig natürliche Sitz der Damen mußten jeden Zweifel darüber beseitigen, ob ihre Reitfertigkeit auch wohl den Anstrengungen einer Parforcejagd gewachsen sein würde. Ihre Pferde verfolgten wohl mit aufmerksamem Ohrenspiel die lebendige Beweglichkeit der übrigen Rosse und der Hunde, zeigten im übrigen aber keine Aufregung. Sie waren dem väterlichen Rennstalle entnommen, kannten genau die Arbeit, die ihrer wartete, und die Namen Vordermann und Sonntag, mit denen sie in den Gesprächen der Jagdgesellschaft wiederholt bezeichnet wurden, machten es auch dem Uneingeweihten klar, daß dieselben Tiere, welche hier so willig der leichten Damenhand folgten, schon zahlreiche Lorbeeren auf der Hindernisbahn eingeheimst hatten. Im Gegensatze zu der ruhigen Gelassenheit dieser Veteranen stand das unruhige Benehmen ihres Stallgenossen, der hinter den Hunden vielleicht seine Schulung über Hindernisse beginnen sollte. Der prächtige goldbraune Hengst erschien wie aus dem Wasser gezogen, schnarchte und prustete, drehte und wendete sich, und „winkte" so wenig Vertrauen erweckend nach allen Seiten, daß sein Herr und Meister für gut fand, sich von dem Kreise der übrigen Reiter in respektvoller Entfernung zu halten.

Unter diesen konnte man den hohen General bemerken, welcher niemals bei einer Jagd fehlte und auf seinen vortrefflich gerittenen, schönen Pferden den jüngeren Kameraden den Weg zu zeigen pflegte, manche Reiter von Ruf und auch ein „Schwergewicht", dessen bunter Fuchswallach die zweihundert Pfund indessen spielend zu tragen schien. Alle Herren waren in Uniform und trugen nach der für den Sport gebräuchlich gewordenen Art den Waffenrock oder die Ulanka ohne Epauletten. Der in Hannover überhaupt selten vertretene rote Rock der Zivilisten fehlte gänzlich.

In Erwartung weiteren Zuzuges wurde das akademische Viertel heute ausnahmsweise über die Gebühr lange ausgedehnt. Endlich gegen halb ein Uhr befahl der Master, den Kastenfuchs, einen alten muskelkräftigen Herrn mit grauer Lunte und grauem Kopfe in Freiheit zu setzen, gewährte ihm einen Vorsprung von fünf Minuten und ließ dann die aus neun Koppeln bestehende Meute anlegen.

Das Wild schien durch die Gefangenschaft, welche allerdings nur wenige Tage gedauert hatte, nicht an Schnelligkeit eingebüßt zu haben, und auch die Fährte stand trotz des harten Bodens und der trockenen Luft vortrefflich. Mit vollem Geläute, welches dem Jagdreiter melodischer in die Ohren klingt als selbst der silberhelle Gesang einer Lucca, stürmten die Hunde dahin, so dicht geschlossen, daß man sie mit einem Leintuche hätte überdecken können.

Die Wiesen erwiesen sich härter, als man gehofft hatte, und die zahlreichen, fest gefrorenen Wassergräben waren teilweis recht breit, aber als nach etwa dreißig Minuten die Hunde zu einem Stillstand kamen, weil der Fuchs mit scharfer Biegung sich in ein Gehöft des Dorfes Langenhagen gedrückt hatte, war das Feld noch vollständig beisammen.

Nach kurzer Suche schlug die alte Diana an, der Rest der Meute bestätigte die wiedergefundene Fährte und hinein ging es in die mit den dort üblichen Rickwerken und hohen Dornhecken umzogenen Dorfgrundstücke. Das gab nun, weil selten geboten, doppelt willkommene Gelegenheit zum Nehmen von etwa einem Dutzend Hochsprüngen. Allen voran sah man den General im ruhigen Tempo jeden Sprung nehmen, der ihm in den Weg kam; seinem Vorgesetzten fast zur Seite folgte, ohne einen Fehl zu machen, der schwere Ulan mit dem weißen Kragen. Andern Herren wurden die Rickwerke verhängnisvoll, und auch Major von Bamberg ging bei einer fünffüßigen Hecke mit seinem angehenden Steepler kopfüber. Roß und Reiter waren sofort wieder auf den Beinen, und „Papa, das war wohl zu niedrig für dich“, riefen dem Sieger in zahlreichen Rennen neckisch die Töchter zu, als sie nun ihrerseits im glänzenden Sprunge über das schwierige Hindernis hinwegflogen.

Als Reineke die freie Heide wieder gewonnen, war die Zahl seiner Verfolger auf fünf zusammengeschmolzen und fast schien es, als wenn er auch diesen entgehen sollte. Denn die Fährte stand nicht mehr so gut, wie anfangs, die Hunde gingen langsamer, das helle Geläut wurde schwächer und schwächer und verstummte endlich ganz. Der Stopp war bei dem scharfen Ritt auf hartem Boden und gegen heftigen Wind ganz erwünscht, aber verloren! Ein böses Wort nach so aufregender Jagd.

Glücklicherweise hatte ein in der Nähe befindlicher Landmann den Fuchs über die Chaussee wechseln sehen. Im Galopp wurden die Hunde dorthin geführt. Richtig! Harald nimmt die Fährte auf, und in voller Fahrt führt die Jagd nun schnurgerade auf den Tannenkamp zu, welcher sich am Horizonte abzeichnet.

Es wäre schade, wenn der Fuchs den Wald mit seinen vielen Schlupfwinkeln erreichte, denn dort würde die Verfolgung auf große Schwierigkeiten stoßen. Deshalb durchzuckt die Reiter wie ein elektrischer Funke der Ruf „Tallyho“, den der eine Unteroffizierpikeur jetzt hören läßt.

Dort die Furche entlang schnürt das stark ermüdete Wild; à vue jagen jetzt die Hunde, und Brenna greift den schlauen Reineke in dem Augenblicke, als er in den schützenden Kamp zu entschlüpfen wähnt.

Rasch springen die Reiter von den Pferden. Vier nur sind zur Stelle; außer dem Master, dem General und dem Schwergewicht noch ein jugendlicher Husar im braunen Schnürenkleide. Aber auch die beiden Damen haben tapfer ausgehalten, trotzdem daß die Jagd eine Wegstrecke von zwei und einer halben Meile durchmessen hat, und als etikettemäßig die Handschuhe von der rechten Hand gestreift und mit weitschallendem Horrida und Halali das glückliche Ende der Jagd verkündet ist, naht sich deshalb der ritterliche General den holden Mädchengestalten, um zur Erinnerung an den herrlichen Sport dieses Tages als gemeinschaftliche Siegestrophäe die Lunte des erlegten Wildes am Kopfstücke des alten Vordermann zu befestigen.

Im langsamen Reisetrabe wird der Heimweg angetreten, auf welchem die ganze Jagdgesellschaft sich heil und unversehrt wieder zusammenfindet. Der Wind bläst jetzt in den Rücken und läßt die Schärfe der Luft nicht mehr so fühlbar

erscheinen. Niemand denkt überhaupt in diesem Augenblick an die Kälte, denn alle sind noch voll von den Einzelheiten des Rittes, und die Jagd vom 14. November wird gewiß lange Zeit hindurch das Gesprächsthema an manchem Offiziertische bilden.

Der Sport in der Armee.

Vor kaum fünfzig Jahren sind die Wettrennen nach englischem Muster in unserm Vaterlande heimisch geworden. Seit dieser Zeit aber hat sich die Lust am kühnen Wagen, die Liebe zum Reiten über Hindernisse innerhalb der Reihen des Offizierkorps in so erfreulicher Weise entwickelt, daß unter den hundertundachtundsechzig siegreichen Herrenreitern auf der Steeplechasebahn im Jahre 1881, von denen einzelne wohl fünfzigmal während der Rennsaison in den Sattel stiegen, kaum zwei oder drei sich befanden, die nicht aktive Offiziere waren, oder des Königs Rock früher getragen hatten.

Dieses Vorwiegen der Offiziere unter den deutschen Herrenreitern redet an sich schon dem Rennsport das Wort. Das glänzende Resultat aber kann um so höher angeschlagen werden, als von vornherein die Renn- und Jagdreiterei der jüngeren Offiziere keineswegs von allen Seiten die wünschenswerte Aufmunterung fand, in vielen Fällen sogar ernste Schwierigkeiten zu überwinden hatte.

Manche Stimmen, welche nur zu geneigt sind, die sogenannte alte Zeit immer als die bessere und allein gute anzusehen, weissagten von der überhandnehmenden „Anglomanie“ den Untergang der bewährten preußischen Reitertradition, und selbst jetzt sind solche Unkenrufe noch nicht völlig verstummt, wenn sie auch nur vereinzelt sich hervorwagen mögen.

Was ist denn, muß man fragen, unter der mit einer gewissen hohnvollen Verachtung ausgesprochenen Bezeichnung Anglomanie eigentlich zu verstehen?

Wenn die Gegner des Reitens querfeldein damit lediglich die Einführung der Rennen auf deutschem Boden, und das Reiten hinter den Hunden als Nachahmung englischer Vorbilder kennzeichnen wollen, so sind sie im Unrecht. Denn Wettrennen wie Parforcejagden sind in Deutschland von alters her bekannt gewesen, letztere von den Vornehmen und Reichen sogar mit großer Vorliebe ausgeübt worden, und nur die Art des jetzigen Betriebes ist englischen Ursprungs.

Sind dagegen mit diesem Schlagworte mancherlei reiterliche Ausschreitungen gemeint: die Vernachlässigung des guten militärischen Sitzes, in der sich vielleicht dieser oder jener Sportjünger gefällt, das Stehen in den Bügeln, das Reiten halbroher stierer Pferde, und andre Versündigungen an dem Idol der feinen Bahnreiterei, so kann man dem guten Willen, hier Remedur eintreten zu lassen, nur freudig und aus tiefinnerster Überzeugung zustimmen. Doch mag dazu ganz beiläufig bemerkt werden, daß auch der englische Jagdreiter sehr wohl versteht, sich ordentlich in den Sattel „herunter“ zu setzen, wie denn das gute Jagdpferd jenseits des Kanals um so höhere Verkaufspreise erzielt, je besser es „eingebrochen“ ist, wie der dortige Ausdruck lautet.

Es ist unzweifelhaft richtig, daß die Erfolge unsrer Reiterei auf dem Schlachtfelde, wie ihre gesamte kriegerische Thätigkeit und Tüchtigkeit wesentlich auf gut gerittenen, gehorsamen und wendigen Pferden beruhen. Nur infolge der harmonischen Entwickelung aller mechanischen Kräfte mittels guter Dressur und des dadurch erzielten Gleichgewichts sind die Tiere im stande, den stets sich steigernden körperlichen Anstrengungen zu widerstehen, und anderseits muß der einzelne Kavallerist mit größter Sorgfalt zum weichen und verständigen Reiter herausgebildet werden, um sein Pferd im Gleichgewicht und im Gehorsam zu erhalten.

Was aber der gemeine Mann erlernt, das soll und muß der Offizier in weit höherem Maße verstehen und ausüben. So verlangen es schon die Reglements und Instruktionen Friedrichs des Großen; so lautet die hundertjährige Tradition der Waffe; und daran hält auch die heutige Reitinstruktion unverrückt fest.

Eine rationell betriebene Bahnreiterei ist somit für die Kavallerie unentbehrlich. Sie bleibt aber, mag man ihre Wichtigkeit mit Recht so hoch anschlagen, wie man will, immer nur ein Faktor für die militärische Brauchbarkeit der Waffe. Sie ist lediglich Mittel zum Zweck, wenn auch ein sehr bedeutsames; sie muß aber an Einfluß und Bedeutung verlieren, je mehr sie als Selbstzweck aufgefaßt und betrieben wird. Gewiß ist es der schönste Wunsch eines jeden passionierten Reiters, und man darf wohl jeden deutschen Reiteroffizier zu dieser Zahl rechnen, ein gut gerittenes Pferd unter sich zu fühlen, das gleichmäßig leicht am Zügel steht, die weißen Schaumflocken um sich wirft und, der leisesten Hilfe willig folgend, mit Mut und Geschick jede Terrainschwierigkeit überwindet. Einen betrübenden Eindruck aber macht ein Pferd, oder gar eine Abteilung, welche in der Bahn vielleicht die schönsten Seitengänge, den kürzesten Galopp, selbst einen Sprung über die Stange vorzuführen versteht, aber bockend und refüsierend hinter die Zügel kriecht, wenn endlich einmal der Staub der halbdunkeln Reitbahn von den Füßen geschüttelt wird uud draußen unter Gottes freiem Himmel die Probe auf das Exempel gemacht werden soll. Und wer könnte oder wollte behaupten, ein derartiges Bild nicht auch schon gesehen zu haben?

In solchem Falle war bei der Reitausbildung von Mann und Pferd der zweite, nicht minder wesentliche Faktor zurückgestellt, mehr oder weniger vernachlässigt worden. Für die kriegerische Brauchbarkeit der Kavallerie ist erforderlich, daß der Mann auch ein dreister und kühner Reiter, und daß das Pferd gewöhnt ist, rücksichtslos allenthalben hinzugehen. Der Offizier aber übt das, was er in angemessener Beschränkung in dieser Hinsicht dem gemeinen Mann lehren und zeigen soll, am erfolgreichsten auf der Hindernisbahn und im Jagdfelde.

Wenn es überhaupt noch eines Beweises bedürfte, um die Nützlichkeit und Notwendigkeit dreisten Reitens über Feld für den Kavallerieoffizier darzuthun, so ergibt sich ein solcher von selbst aus dem Wohlwollen und der Förderung, welche der allerhöchste Kriegsherr den Sportbestrebungen innerhalb der Armee angedeihen läßt. Davon legen Zeugnis ab die prachtvollen Ehrenpreise, die der Kaiser für zahlreiche Armeerennen schon seit Jahren bewilligt hat und deren Wert der hohe Herr dadurch noch zu erhöhen liebt, daß er sie dem glücklichen Sieger höchsteigenhändig übergibt. Das beweist ferner der aus der allerhöchsten Privatschatulle

regelmäßig gezahlte reiche Beitrag zu den Unterhaltungskosten der hannoverschen Meute, und endlich der Befehl, welcher das Reiten hinter den Hunden als Dienstzwang in den Lehrplan des Militärreitinstituts eingeführt hat.

Bei dieser Aufmunterung und der Anregung von noch andrer berufener Seite hat der Sinn für die praktische Ausübung des Sports denn auch von Jahr zu Jahr in der Armee tiefer und fester Wurzel gefaßt. Außer den Koryphäen im Sattel, deren Namen in aller Munde sind, besitzt die Armee eine große Zahl Steeplechasereiter, deren Thaten sich in engern Kreisen bewegen, und neben den verschiedenen größeren Rennplätzen und ihren teilweise mit hohen Geldpreisen ausgestatteten Hindernisrennen hält fast jedes Kavallerieregiment sein eignes kleines Rennfest ab.

Auf den ersten Blick erscheint es auffällig, daß die Zahl der Offiziere, welche in den Sattel steigen, um im scharfen Rennlaufe neben der Güte ihrer Pferde die eigne Reitfertigkeit, Herz, Umsicht und Gewandtheit gegen einander zu erproben, mag sie absolut genommen noch so groß sein, doch im Verhältnis zu der Stärke des Offizierkorps ziemlich gering ist. Das ist indessen nur zu natürlich und erklärt sich aus der Beschränkung, welche durch die unvermeidlichen Kosten, das Körpergewicht einzelner, wie Alter und Dienststellung andrer der allgemeinen Teilnahme an den Rennen erwachsen muß.

Das Reiten in Rennen bildet einen trefflichen Sport und der Offizier, dessen Verhältnisse ihm die thätige Beteiligung an den Vorgängen auf der Hindernisbahn gestatten, sollte billigerweise eine warme Förderung seines Thuns erfahren. Die Kavallerie wird dadurch um eine Anzahl besonders kühner und leistungsfähiger Reiter reicher, ohne daß allerdings das Steeplechasereiten deshalb als ein allgemeines Bildungsmittel für die Armee bezeichnet werden kann.

Um aber im Donner des Schlachtgewühls und unter schwierigen Terrainverhältnissen vollkommene Ruhe und Sicherheit des Entschlusses zu bewahren, um namentlich den unter heutigen Kampfbedingungen doppelt wichtigen Moment des Eingreifens seiner Waffe zu erkennen und auszunutzen, muß der Reiteroffizier bis in die höchsten Dienststellungen hinauf geübt und gewöhnt sein, im raschen Reiten querfeldein jedes Terrain und seine Schwierigkeiten selbst anstandslos zu überwinden, in Bezug auf dessen Gangbarkeit für die Truppe aber richtig zu beurteilen. In dieser Beziehung tritt die Notwendigkeit einer ausreichenden Schulung unabweislich in den Vordergrund und dazu eignet sich die Parforcejagd in hervorragender Weise.

Wem es einmal vergönnt gewesen ist, auf einem guten Pferde der mit hellem Geläut auf frischer Fährte jagenden Meute zu folgen, der schwelgt in der Erinnerung und erklärt begeistert, daß es kein größeres Vergnügen auf der Welt gibt. Bei einer Aufforderung zu thätiger Beteiligung am Jagdsporte ist diese anregende Seite der Sache nicht zu unterschätzen, wenn sie auch dort nicht in das Gewicht fällt, wo es sich um die Betonung des bedeutenden Einflusses handelt, den die allgemeine Ausübung der Parforcejagd seitens des Offizierkorps der Armee auf die Schlagfertigkeit und taktische Brauchbarkeit der Kavallerie auszuüben im stande ist.

Die Steeplechase führt den Reiter über die vorher abgesteckte Bahn. Er kann sich jeden Sprung vorher genau ansehen, erwägen, wie und an welcher Stelle er ihn am besten nimmt und überhaupt einen Schlachtplan zur Bekämpfung seiner Gegner im Sattel entwerfen. Die Jagd dagegen kreuzt ganz verschiedenartiges Terrain, und wenn auch im allgemeinen kein so hoch trainiertes Pferd erforderlich scheint, um den Hunden zu folgen, so hat der Jagdreiter weder von der Dauer eines Run vorher Kenntnis, muß also mit den Kräften seines Pferdes immer für etwa noch kommende Ereignisse haushalten, noch kennt er die Art und Natur der Hindernisse, welche sich ihm entgegenstellen werden. Diese letztere Schwierigkeit tritt am schärfsten zutage, wenn man in einer unbekannten Gegend jagt, und schwächt sich immer mehr ab, je öfter man dasselbe Terrain betritt. Immer aber erfordert es Mut, Umsicht und eine richtige Würdigung der Pferdekräfte, um beim Halali zu sein und dies in um so höherem Maße, als die Hunde unter veränderten Verhältnissen eine ganz verschiedene Schnelligkeit entwickeln. So steigert das Reiten hinter den Hunden nicht nur die eigne Reitfertigkeit, sondern übt das Auge und die Fähigkeit, sich in unbekannter Gegend rasch zurecht zu finden, stählt die Kräfte des Pferdes und gewöhnt dasselbe zur ruhigen Entschlossenheit bei Überwindung der verschiedenartigsten Terrainschwierigkeiten.

Bei der Betreibung der Parforcejagd innerhalb des deutschen Reiteroffizierkorps ist selbstverständlich von solchen Hunden abzusehen, deren Schnelligkeit, wie dies bei einigen englischen Meuten der Fall ist, trainierte Vollblutpferde für die Reiter erfordert. Dagegen muß ohne Ausnahme jeder Kavallerieoffizier, gleichviel in welcher Dienststellung und in welchem Lebensalter er sich befindet, und ebenso ohne Rücksicht auf seine Vermögenslage und sein Körpergewicht, derartig beritten sein, um einer Meute mittelschneller Hunde auf seinem Dienstpferde folgen zu können. Der großen Mehrzahl nach ist das bereits der Fall und die zahlreichen Anfänge zur Beschaffung und Unterhaltung von Hunden durch einzelne Offizierkorps bezeugen am besten und sichersten, in welchem Maße sich die Erkenntnis von der Wichtigkeit einer allgemeinen und regelmäßigen Ausübung der Parforcejagd seitens der Offiziere immer weiter Bahn bricht.

In den meisten Fällen wird man in Deutschland zwar davon absehen müssen, wirkliches Wild mit den Hunden zu jagen. Fast überall treten einem solchen Unternehmen die Besitzverhältnisse und das geringe Interesse der Landbewohner entgegen. An die Stelle der Parforcejagd tritt dann die Schleppjagd. Die natürliche Fährte des Wildes wird hier künstlich hergestellt, indem man ein mit stark riechendem Anisöl bestrichenes Stück Fleisch auf der Erde den Weg entlang zieht, den die Jagd nehmen soll. Die Hunde, einmal auf diesen scent eingejagt, gehen auf demselben ebenso sicher und sicherer als auf der Wildfährte. Man hat also die Wahl der Linie für die Jagd in der Hand und kann sich durchaus von dem Betreten verbotener Fluren fernhalten. Eine gut geleitete Schleppjagd ist deshalb überall leicht einzurichten und gewährt wenigstens annähernd die vielen Vorteile der wirklichen Jagd, ja man kann sie Ausbildungszwecken im weiteren Umfange dienstbar machen, als die letztere, indem man während der Saison mit kurzen Jagden und niedrigen, leichten Hindernissen beginnt und die Ansprüche

an die Leistung der Pferde und die Geschicklichkeit der Reiter nach und nach steigert.

Die Schnitzeljagd mag an solchen Orten als reiterliche Übung gepflegt werden, wo eine Meute nicht besteht. Sie bleibt aber doch immer nur ein Galopp über Feld in Gesellschaft, und vermag weder dem Jäger die Freude an der Arbeit der Hunde, noch dem



Schnitzeljagd.

Reiter die mancherlei Anregungen zu ersetzen, die eine Jagd mit Hunden in fortwährender Abwechselung stets mit sich bringt.

Wie die Jagd auf der Reitschule zu Hannover als besonders bevorzugter Dienst betrieben wird, so müßten auch Einrichtungen getroffen werden, um sämtlichen Kavallerieoffizieren der Armee die Möglichkeit zu geben, regelmäßig den Hunden zu folgen. Mit geringer pekuniärer Unterstützung seitens der Militärverwaltung wäre es leicht möglich, im Bereiche eines jeden Armeekorps wenigstens eine Meute Hunde aufzustellen, und wo die Frage nach gutem Jagdterrain zu große Schwierigkeiten bereiten sollte, da wäre in der Benutzung der Artillerieschießplätze zu diesem Zwecke immerhin ein Auskunftsmittel zu erblicken. Ohne große Kosten wäre es dann jedem Reiteroffizier, vom General bis zum jüngsten Leutnant möglich, jährlich eine Anzahl Jagden zu reiten. Die so gewonnene Erfahrung aber würde nicht nur der Ausbildung der Truppe zu immer höherer kriegerischer Tüchtigkeit in hohem Maße zu gute kommen, sondern auch zur allgemeinen Stählung der Volkskraft das ihrige beitragen. Denn es gibt, und wir im Lande der allgemeinen Dienstpflicht sollten das nicht unterschätzen, keine bessere Schule, um die Kraft und Ausdauer seines Pferdes beurteilen zu lernen,

keine bessere Stärkung und Erfrischung von Nerven, Auge und Herz, als die Parforcejagd, und nur aus der Zahl solcher Offiziere, welche gewohnt sind, mit den verschiedensten Pferden leicht über jedes Terrain fortzukommen, werden der Reiterei neue Führer von der Bedeutung eines Seydlitz und Zieten, eines Blücher und Colomb erstehen.

Remontierung der Armee.

Die Menge der Pferde in den verschiedenen europäischen Staaten erreicht zum Teil bedeutende Ziffern. An der Spitze steht Rußland, dessen weite Ebenen einen Bestand von mehr als neunzehn Millionen Pferden beherbergen; der österreichisch-ungarische Kaiserstaat zählt etwa drei und eine halbe Million Pferde, von denen mehr als zwei Millionen auf die transleithanische Hälfte entfallen; Frankreich drei Millionen; das deutsche Reich 3 522 316, davon Preußen 2403288 Pferde. Erscheint demnach Rußland absolut genommen als das weitaus pferdereichste Land, so nimmt Großbritannien mit einem Pferdebestande von 2762148 im Verhältnis zu der landwirtschaftlich benutzten Bodenfläche doch relativ den ersten Platz ein. Dort kommen auf eine Quadratmeile nämlich 837, in Ungarn 638, im Deutschen Reiche 512, in Preußen 468, in Rußland 470 und in Frankreich 392 Pferde.

Berechnet man im Deutschen Reiche den Durchschnittswert eines Pferdes nur mit fünfhundert Mark, so bildet die Gesamtsumme siebzehnhundert und sechzig Millionen, von denen mehr als zwölfhundert Millionen Mark auf Preußen entfallen: immerhin ein ansehnlicher Teil des Nationalvermögens. Fast alle europäischen Staaten sind schon aus diesem Grunde bestrebt, die Landespferdezucht durch Unterhaltung von Gestüten und Hengstedepots, durch Ankauf von Zuchtmaterial, durch Zucht- und Einfuhrprämien und durch Aussetzung von Preisen für Wettrennen wirksam zu unterstützen und zu heben. Vergegenwärtigt man sich dabei, daß infolge der deutschen Heereseinrichtungen der Bedarf an Militärpferden bei Ausbruch eines Krieges sich von rund einundachtzigtausend auf mehr als dreihunderttausend erhöht und damit gegen neun Prozent des gesamten Pferdebestandes in Anspruch nimmt, so erscheint es natürlich, daß die deutschen Bundesstaaten und namentlich Preußen ihr Augenmerk mit ganz besonderm Interesse auf die Hebung der Landespferdezucht richten.

Seit der im Jahre 1732 durch König Friedrich Wilhelm I erfolgten Gründung des bekannten Gestüts in Trakehnen ist dies in immer zunehmendem Maße geschehen und die Bemühungen der preußischen Regierung, nicht allein die Zahl der Pferde zu vermehren, sondern namentlich ihre Leistungsfähigkeit durch Veredelung und rationelle Kreuzung zu erhöhen, sind von entsprechendem Erfolge begleitet gewesen. Augenblicklich besitzt Preußen, welches für die Landespferdezucht überhaupt jährlich mehr als vier Millionen Mark verwendet, drei Hauptgestüte zu Trakehnen bei Gumbinnen, zu Graditz bei Torgau und zu Beberbeck bei Hofgeismar, in denen insgesamt mehr als sechshundert Mutterstuten aufgestellt sind. Das sämtliche im Besitz des Staates befindliche Material an Vollblut-

stuten, etwa vierzig, ist in Graditz vereinigt. Der hohe Wert der Vollblutpferde beruht darin, daß sie ihre vortrefflichen Eigenschaften der Schnelligkeit und Ausdauer in konstanter Weise forterben. Diese Vererbungsfähigkeit mag wissenschaftlich nicht zu erweisen sein, sie ist aber auf empirischem Wege festgestellt, ebenso wie die Rennen als sicherste Prüfungsmethode für die Brauchbarkeit des jungen Vollblutpferdes zu Zuchtzwecken. Vollblutpferd und Zuchtrennen bilden deshalb unbestritten die Grundlage der heutigen Landespferdezucht. Dabei findet das Vollblutpferd als Individuum für manche Gebrauchszwecke sehr geeignete Verwendung, wenn auch die Behauptung einzelner Verehrer des Vollbluts, der zufolge ein schlechtes Vollblutpferd immer noch ein besseres Gebrauchspferd abgeben soll, als das beste Halbblut, ihrer Sache nur schaden kann. Im allgemeinen bildet das Geschlecht der Vollblutpferde, und darin liegt seine Bedeutung, indessen den Schöpfbrunnen, aus dessen Vorräten einzelne Individuen zur Veredelung und Blutauffrischung an die verschiedenen Schläge der Landwirtschaft abgegeben werden. Außer diesen drei Hauptgestüten gibt es zur Zeit in Preußen fünfzehn Landgestüte, Hengstedepots, von denen aus mehr als zweitausend Hengste auf etwa achthundert Deckstationen verteilt werden. Diese Hengstedepots sind über die ganze Monarchie verteilt. Vier liegen in den beiden Provinzen Ost- und Westpreußen, davon führen die drei in Rastenburg, in Insterburg und in Gudwallen bei Darkehnen die Bezeichnung litauische Landgestüte, das zu Marienwerder heißt westpreußisches. Das brandenburgische Friedrich-Wilhelmsgestüt befindet sich zu Neustadt a. d. Dosse, das für die Provinz Sachsen bestimmte unter gemeinsamer Leitung mit dem letztgenannten in Lindenau bei Neustadt. Das pommersche Landgestüt ist in Labes, das posensche ist Zirke, zwei schlesische in Leubus bei Maltsch und Cosel, das schleswig-holsteinsche in Traventhal, das hannoversche in Celle, das westfälische in Warendorf, das hessen-nassauische in Dillenburg, das rheinische in Wickrath.

Der Staat hat damit im Interesse der Wehrhaftigkeit des Landes dem Bestreben umfassende Rechnung getragen, die Leistungsfähigkeit der Pferdezucht über das ganze Land möglichst gleichmäßig zu verteilen, aber mit ganz verschiedenem Erfolge. Das hauptsächlichste Pferdeland ist und bleibt Ostpreußen, dem sich Westpreußen und etwa Hannover beinahe ebenbürtig anreihen. Auch in Pommern, Brandenburg, Posen und Schlesien hat die Pferdezucht bedeutende Fortschritte gemacht, weniger in den westlichen Provinzen, so daß für das große Rheinland ein einziges Gestüt mit nur achtzig Hengsten dem vorhandenen Bedarf Genüge leistet, während sämtliche andre Hengstedepots mehr als hundert Hengste, einzelne sogar das doppelte dieser letzteren Zahl aufweisen. Im allgemeinen kann man annehmen, daß die wirtschaftlichen Verhältnisse im Westen unsers Vaterlandes, der dort herrschende intensive landwirtschaftliche Betrieb der Zucht des edlen Soldatenpferdes nicht besonders günstig sind.

Die Beschaffung der Remonten für die Armee geschieht durch freihändigen Ankauf vom Produzenten. Eine eigne Abteilung für das Remontewesen bearbeitet im preußischen Kriegsministerium die auf diesen wichtigen Dienstzweig bezüglichen Angelegenheiten, und von dem Zentralpunkte Berlin aus, wo sie im Winter die

Ergebnisse der Ankaufsgeschäfte zusammenstellen, bereisen sechs Remonteankaufskommissionen während der Sommermonate einen ihnen zugewiesenen Distrikt und zwar die erste einen Teil von Ostpreußen, die zweite Ost- und Westpreußen, die dritte Schlesien, Posen, Pommern, Brandenburg und Westpreußen, die vierte Schleswig-Holstein, Brandenburg, Pommern, die fünfte Hannover, Sachsen, Westfalen, die sechste Sachsen, Hessen-Nassau, Baden, Elsaß-Lothringen. In Mecklenburg mit seiner günstig entwickelten Pferdezucht erfolgt die Remontierung der beiden Dragonerregimenter und der Artillerieabteilung selbständig durch die Landesregierung.

Im Jahre 1882 haben diese sechs Kommissionen, deren jede aus einem höheren Offizier als Präses, zwei Hilfsoffizieren, dem Roßarzt und einigen Ordonnanzen besteht, zusammen 449 Remontemärkte abgehalten und dabei 17 508 vorgestellte Pferde gemustert. Auf die engere Wahl kamen davon 7912 Pferde, angekauft wurden schließlich 7054, und aus dieser Ziffer erkennt der Leser den ungefähren Jahresbedarf der preußischen Armee. Von den so gekauften Pferden wurden 838 für die Kürassiere ausgewählt, 1865 sollten den Ulanenregimentern, 3203 den leichten Husaren und Dragonern zugeteilt werden, 757 waren Artilleriezug- und 391 Artilleriereitpferde. Unter den auf die engere Wahl gestellten Tieren, von deren Ankauf zu Militärzwecken die Kommissionen schließlich doch absahen, waren 120 mit Augenfehlern behaftet, 435 hatten nicht das erforderliche Maß und für 303 wurden zu hohe Preise gefordert. Diese selbst, die Kaufpreise, waren sehr verschieden. Das billigste Pferd wurde für 300 Mark angekauft, das teuerste kostete 1400 Mark. Im allgemeinen wurden bezahlt für 2724 Remonten bis zu 600 Mark, für 3895 Pferde von 610—900 Mark, für 435 Tiere 910—1400 Mark, und der Durchschnittspreis für alle angekauften Pferde betrug mit Einschluß aller Nebenkosten 683 Mark vierundsechzig Pfennig. Dabei dürfte die Mitteilung auch für die Leser dieser Blätter nicht ohne Interesse sein, daß weit über die Hälfte der Remonten, nämlich 4574 von größeren Gutsbesitzern, 1566 von kleineren Gutsbesitzern und Händlern, und 914 von bäuerlichen Besitzern angekauft wurden.

Das Thätigkeitsfeld der Remonteankaufskommission deckt sich nicht mit den Grenzen der einzelnen Landesteile, wie dies schon oben angedeutet ist, vielmehr reisen einzelne dieser Kommissionen in drei und mehr Provinzen. Deshalb läßt sich nicht mit Sicherheit feststellen, welchen Anteil die Provinzen an der Remontegestellung haben. Doch muß Ostpreußen die von der ersten Kommission gekauften 2640 Pferde allein, und die von der zweiten Kommission beschafften 2012 zum weitaus größten Teile für sich in Anspruch nehmen. Außerdem sind viele der in den andern Provinzen der Monarchie angekauften Remonten als Füllen aus Ostpreußen geholt und ostpreußische Remonten werden jährlich durch Händler nach andern Gegenden geführt, um dort der vielleicht nachsichtigeren Kommission vorgestellt zu werden. Einzelne der letzteren sind oft schlimm daran, denn beispielsweise konnte die sechste Kommission in ihrem weiten Distrikt 1882 nur 250 brauchbare Pferde finden, während die dritte in der Ankaufsübersicht mit 937 Remonten aufgezählt ist, die vierte 623 und die fünfte 592 Pferde lieferte.

Im allgemeinen greift man nicht zu hoch, wenn man den Bruchteil der Remonten ostpreußischen Ursprungs zu fünfundsechzig Prozent aller angekauften Pferde annimmt. Ferner liefert Ostpreußen jährlich etwa 1000 weitere Remonten für die bayrische Remonteankaufskommission; der größte Teil der für das königlich sächsische Armeekorps von Händlern gekauften volljährigen Soldatenpferde stammt aus dieser Provinz, und jährlich kommen noch etwa 4000 Füllen von dort zur Ausfuhr. Diese Zahlen weisen unwiderleglich darauf hin, daß die Ankäufe der Remontekommissionen für die östlichen Provinzen von bedeutendem wirtschaftlichen Einflusse sind. Die ostpreußische Landespferdezucht gründet sich so recht eigentlich auf diese Ankäufe und die Bedürfnisse der Armeeverwaltung üben deshalb naturgemäß auf die Zuchtrichtung und auf den Umfang der dortigen Pferdezucht einen bestimmenden Einfluß aus.

Die noch heute vielfach vertretene Ansicht, als ob Ostpreußen wesentlich nur leichte Pferde liefere, beruht auf einem Irrtum. Von den im Jahre 1882 angekauften 838 Kürassierpferden entfallen 675 oder vierundsiebzig Prozent, und von den 757 Artilleriezugpferden 270 auf die beiden ersten Ankaufskommissionen, wie denn Ostpreußen sich an der Zahl der Ulanenpferde mit zweiundsiebzig Prozent, an der der leichten Pferde nur mit achtundsechzig Prozent beteiligt.

Auffällig erscheint die geringe Zahl der aus dem pferdereichen Hannover für die Remontierung der Armee gestellten Pferde. Mit Sachsen und Westfalen zusammen lieferte diese Provinz nur 592 Pferde. Der Grund hierfür muß in den günstigen Absatzverhältnissen und in dem blühenden Füllenhandel gesucht werden. Der Bauer, in dessen Händen sich dort die Pferdezucht hauptsächlich befindet, kann seine Absatzfohlen oder den Jährling zu gutem Preise verkaufen, und damit höher verwerten, als wenn er das junge Tier noch drei Jahre füttert.

Im allgemeinen kaufen die Remontekommissionen dreijährige Pferde, d. h. solche Pferde an, die in den ersten Monaten des Kaufjahres ihr drittes Lebensjahr vollendet haben, und nur unter besondern Voraussetzungen erstehen sie auch vierjährige und ältere, sogenannte volljährige Pferde. Die Zahl dieser letzteren betrug 1882 nur 441. Eine Ausnahme von diesen für alle deutschen Armeen gültigen Grundsätzen macht die sächsische Kriegsverwaltung, welche nur volljährige Pferde von Händlern kauft und diese gleich an die Truppen verteilt. Auch in Preußen und Bayern werden ältere Remonten häufig ohne weiteres den Regimentern überwiesen. Die dreijährigen Pferde würden aber den Anstrengungen, die eine noch so vorsichtige Dressur immer im Gefolge hat, nicht widerstehen und sich zu früh abnutzen.

Deshalb folgen den Remontekommissionen Kavalleriekommandos, welche die gekauften Pferde den Remontedepots zuführen, wo sie bei gutem Futter in ausgedehnten Laufhöfen Gelegenheit zu körperlicher Entwickelung finden. Preußen verteilt seine Remonten in fünfzehn Remontedepots, aus denen auch der Pferdebedarf des württembergischen Armeekorps gedeckt wird. Sieben davon liegen in den Provinzen Preußen, nämlich Jurgaitschen, Neuhof-Ragnit, Kattenau, Brakupönen, Pr.-Mark, Sperling, Liesken, zwei in Pommern, nämlich Neuhof-Treptow a. R. und Ferdinandshof, ferner Bärenklau in Brandenburg, Wirsitz in Posen,

Wehrse in Schlesien, Arendsee in der Provinz Sachsen, Hunnesrück in Hannover, der Oberseener Hof im Großherzogtum Hessen.

Nach einem Jahre erfolgt die Verteilung der Remonten an die verschiedenen Truppenteile, und nur ausnahmsweise werden einzelne im Wachstum und der Entwickelung zurückgebliebene Tiere ein zweites Jahr im Depot behalten.

Der Chef der Abteilung für das Remontewesen pflegt diese Verteilung persönlich zu leiten und um die Pferde in Empfang zu nehmen, entsendet jedes Regiment das von einem Offizier geführte Remontekommando nach dem ihm angewiesenen Depot. In früheren Jahren rüstete man sich, um „nach Remonten" zu gehen, wie zu einem Feldzuge. Die Mannschaften eines solchen Kommandos mußten aus besonders zuverlässigen, nüchternen Leuten bestehen, um die jungen Tiere von Anfang an zutraulich zu gewöhnen, und in wochenlangem Marsche hin und zurück lernten Unteroffiziere und Gemeine Land und Leute in unbekannten Gegenden kennen, während der Offizier fröhlich die Gastfreundschaft der zahlreichen Gutsbesitzer genoß, in deren Haus ihn seine Marschroute führte, mit den Kameraden der Garnisonen, durch welche er marschierte, persönliche Beziehungen anknüpfte, und reiche kavalleristische Erfahrungen einsammelte.

Das Zeitalter des Dampfes hat auch hier Wandel geschafft. Eine sparsame Militärverwaltung hat berechnet, daß die Beförderung der Remonten auf der Eisenbahn erheblich weniger kostet, als der langdauernde Fußmarsch der vielen Kommandos, und damit hat die Romantik der Remontekommandos ihr Ende erreicht. Der eifrige Schwadronschef schüttelte zwar anfangs bedenklich das weise Haupt, denn diese Neuerung hatte wie so manche andre verschiedene Unbequemlichkeiten im Gefolge, indessen, was half's? In der Armee ist man gewohnt, sich mit allem abzufinden, was befohlen wird, und thut es, so gut es eben gehen will.

Einen Moment besondrer Aufregung im Leben des Kavalleristen bildet aber nach wie vor die Ankunft der Remonten beim Regiment und ihre kurz darauf erfolgende Verteilung an die Eskadrons. Der Chef der dritten Schwadron muß durchaus ein neues Standartenpferd haben und dort der schöne braune Wallach würde sich ganz besonders dazu eignen; oder ein zweiter Rittmeister macht die verwegensten Gründe geltend, um von dem wohlwollenden Kommandeur die dem Regimente überwiesene „Extraremonte" zu erhalten; und alle ohne Ausnahme möchten bloß braune, überhaupt dunkle Pferde haben, während Schimmel und bunte Füchse gar nicht sehr begehrt sind. Aber alle Pfiffe und Kniffe einer scharfen Konkurrenz sind vergebens. Das Regiment besitzt eine besondre Remontekommission, an deren Spitze der etatsmäßige Stabsoffizier steht. Von ihr werden nun unter Zuhilfenahme der genauen vom Remontedepot mitgebrachten Personalbeschreibung, dem sogenannten Nationale, die Pferde nach Gebäude, Exterieur, Geschlecht und Farbe in fünf ganz gleichmäßige „Kabeln" geteilt und diese dann unter die Eskadrons verlost. Natürlich hat jeder Rittmeister das schlechteste Los gezogen und wenn im nächsten Frühjahr seine „junge Remonte" ein besondres Lob des besichtigenden Brigadekommandeurs erntet, so ist das hauptsächlich der Pflege und sachgemäßen Behandlung zu verdanken, die er den Tieren hat angedeihen lassen.

Darin hat der Eskadronchef übrigens nicht so ganz unrecht. Die jungen Tiere sind noch weich und bedürfen, um sie zu guten Militärpferden heranzubilden, der sorgsamsten Aufsicht und großer Vorsicht in der Dressur. Während zweier Winterdienstperioden werden sie deshalb als Remonten behandelt, und erst mit sechs Jahren in die Eskadron eingestellt. Alle deutschen Pferde und unter ihnen auch die als Soldatenpferde am höchsten geschätzten Ostpreußen gelangen erst nach dieser Zeit zu völliger Entwickelung, entfalten dann aber eine ganz außerordentliche Leistungsfähigkeit und bleiben in vielen Fällen bis zum hohen Lebensalter frisch und brauchbar.

Auf dem Remontemarkt.

„Am Montag, den 28. Juli, vormittags acht Uhr findet in Guddatschen auf dem freien Platze vor dem Gasthaus „Zur grauen Erbse" der diesjährige Remontemarkt statt."

In allen Gegenden des preußischen Staates, deren Pferdezucht von einiger Bedeutung ist, bringen die Kreisblätter und sonstigen Provinzialmoniteurs während der Sommermonate ähnliche Anzeigen. Besonders vielfach in den kleinen Städten Ostpreußens, denn die ausgedehnten Weideländereien jener Provinz, welche schwer dem Pfluge zu gewinnen sein werden, lassen den systematischen Betrieb der Aufzucht unsres edelsten Tieres dort in finanzieller Hinsicht lohnend erscheinen. Der bedeutendste, regelmäßig wiederkehrende, pünktlich und gut zahlende Abnehmer ist der Militärfiskus mit seinem jährlichen großen Bedarf, und so ist natürlich der Präses der Remonteankaufskommission, von welchem Anzeigen wie die obige ausgehen, nicht allein ein sehr begehrter, sondern auch ein gefürchteter Mann, von dessen Ausspruch die Haupteinnahme manches Landwirts in den eigentlichen Pferdegegenden abhängig ist. Die Offiziere sind gleichfalls gewiegte Pferdekenner, und das ist auch notwendig. Denn besonders im Pferdelande Preußen gibt es unter den Besitzern zahlreiche „gerissene Pferdeschmeißer" und „Koppscheller", Herren, die es aus dem Grunde verstehen, alle kleinen Fehler und Mängel der vorzustellenden Tiere vor dem kritischen Auge des Käufers zu verstecken.

„So sehe ich ihn nie wieder traben," sagt sich mit völligem Bewußtsein der Remontekommissär, wenn der ebenmäßig gestellte, aalglatte Rappwallach mit langen, gleichmäßigen Tritten an ihm vorbeikommt, aber doch besticht ihn die ganze geschäftsmäßige Art des Vorführens. Er bezahlt einen hohen Preis, um erst später im Remontedepot die schmerzliche Entdeckung zu machen, was für einen „Schlappen" er sich mit dem scheinbaren „Löwen" aufgebunden hat.

Wenn der Zeitpunkt des Remontemarktes bekannt geworden ist, entwickelt sich in den betreffenden Kreisen eine rege Thätigkeit. Die jungen dreijährigen Pferde werden aus der Koppel geholt, um „aufgestallt", an Halfter und Zaum gewöhnt, und „eingemustert" zu werden. Sie werden gestriegelt und gebürstet und bekommen infolge eines reichlich gewährten Körnerfutters rasch das kraftvoll strotzende Aussehen und das kurze glänzende Haar, das jedermann auf den ersten

Blick für sie einnehmen muß. Auf dem Markte selbst werden die nach einem flüchtigen Überblick augenscheinlich ganz unbrauchbaren Tiere sofort zurückgestellt. Der Rest wird gemessen, einer eingehenden Musterung unterzogen und darauf der Handel abgeschlossen, der übrigens nur darin besteht, daß der Verkäufer das Angebot der Kommission annimmt oder ausschlägt. Die angekauften Tiere, an den Nummertäfelchen der Halfter kenntlich, werden noch durch den Veterinär vorzugsweise „auf die Augen" untersucht, erhalten am Halse unter der Mähne einen Brand und werden dann sofort in militärische Obhut genommen.



Auf diesen öffentlichen Märkten erscheinen die umwohnenden Pferdezüchter und Pferdebesitzer mit ihren Remonten, größeren und regelmäßigen Lieferanten, die jährlich dreißig Tiere und mehr der Kommission vorstellen, wird dagegen häufig die Vergünstigung eines Privatmarktes auf ihrem Gutshofe zugestanden.

Herr von Mühlenbach auf Koblanken ist früher Offizier gewesen, hat dann aber das väterliche Gut übernehmen müssen, sich mit Liebe und Geschick auf die Zucht seines Lieblingstieres geworfen, in manchem schweren Jahre den Kopf oben behalten und sieht jetzt endlich seine Bemühungen mit Erfolg gekrönt. Schon manches tüchtige Soldatenpferd ist aus seinem Gestüt hervorgegangen, die Remontekommission erkennt aber auch seine Verdienste an und dieses Jahr braucht er seine Pferde nicht mehr nach dem benachbarten Städtchen zu bringen, morgen zum erstenmale findet bei ihm selbst Markt statt.

In Haus und Hof, in Küche, Keller und Stall macht sich eine große Aufregung bemerkbar. Die wohlbeleibte Gattin des Besitzers ist vollauf beschäftigt mit den Vorbereitungen für das morgige Diner, die Knaben hat das amo, amas, amat des strengen Hauslehrers nie so langweilig gedünkt wie heute, die erwachsenen Töchter freuen sich des Besuches, der die stille, gleichmäßige Einsamkeit ihres Lebens für kurze Zeit unterbrechen soll, und der Hausherr? Ja, der Hausherr, welcher die innersten Tiefen seines Weinkellers zur würdigen Begrüßung so werter Gäste, wie der Präses der Remontekommission mit seinen Offizieren, erschließen soll, ist nirgends zu finden; und auch Johann folgt nicht dem oft wiederholten Rufe der Klingel.

Endlich wird der Herr Rittmeister, wie der alte Soldat sich in stolzer Wert-

schätzung der im Dienste des Königs erlangten Ehrenstellung noch immer mit Vorliebe nennen läßt, entdeckt, wie er mit Diener, Kutscher und Knechten seine „diesjährige Ernte“ einer letzten Musterung unterzieht.

An jener entfernten Scheune, welche zugleich als Fohlenstall dient, ist ein kleiner hölzerner Vorbau angebracht, unter dem die musternden Offiziere vor den blendenden Strahlen der Sonne und etwaigem Regen gleichmäßig geschützt sind. Dort werden die einzelnen Tiere heute zum soundsovielsten Male einzeln im Schritt und Trabe vorbeigeführt und der mit allen Feinheiten des Remontemarktes innig vertraute frühere Offizier wiederholt nochmals auf das Eingehendste seine Instruktionen, damit die Pferde sich morgen nach Möglichkeit gut präsentieren.

Vor dem Stande des Präses wird das zu musternde Pferd anscheinend absichtslos, in der That aber mit großer Sorgfalt von dem Führer so aufgestellt, daß die Vorderfüße auf einer künstlich hergestellten, dem Laienauge kaum bemerkbaren geringen Bodenerhöhung stehen. So erscheint das Tier vorn höher und stolzer, die Rückenlinie gewinnt an Schönheit, alle Teile zeigen eine edlere Streckung.

Auch die Reihenfolge, in welcher die Pferde vorgestellt werden sollen, wird genau bestimmt. Zuerst kommen einige der besten, tadellosen Tiere, um das Wohlwollen des Beschauers gewissermaßen von vornherein durch den gewonnenen günstigen Eindruck gefangen zu nehmen; beileibe aber dürfen die „Minderen“ nicht alle bis zuletzt aufgespart werden. Sie würden in diesem Falle dem abgespannten Auge des kritischen Beobachters noch weniger gut erscheinen, als sie wirklich sind und sollen deshalb sorgsam zwischen den Auserwählten des Stalles eingeschoben werden. Außerdem sind bei ihnen einzelne Anordnungen genau zu befolgen.

Die beiden von Bauern gekauften Stuten dort sind ganz gut gemachte Pferde, aber sie klemmen den Schweif auf eine bedenkliche Weise ein — sie müssen morgen früh eine Dosis Pfeffer oder noch besser Ingwer erhalten, dessen Wirkungen nicht so sichtbar sind, aber länger andauern; der Rappe mit dem großen Kopfe und den hängenden Ohren erschlafft leicht in seiner von vornherein schönen und kraftvollen Aktion — er darf erst unmittelbar vor dem Mustern aufgezäumt werden; jener gedrungene Fuchs dagegen wird erst „vorn lose“, wenn er einige Zeit gegangen ist — Martin, das Faktotum des Stalles, kann ihn vor Ankunft der Gäste ungesehen eine halbe Stunde longieren; dem „Franzosen“ dort mit seinen auswärts gedrehten Füßen müssen die Hufe noch etwas „gerichtet“ werden und dem kleinen überbauten Blauschimmel mit dem prächtig langen Araberschweife werden ein paar neue Eisen nichts schaden — er gewinnt damit an Maß, erscheint korrekter und gibt dann vielleicht doch noch einen schönen Husar ab; einige angelaufene Beine sollen mit Bandagen behandelt, Mähnen und Stirnhaare aller Tiere über Nacht eingeflochten, morgen früh aber sorgsam ausgebürstet und die gemeinen Fesselhaare bei einzelnen noch verschnitten werden. „Vor allem aber, Martin, morgen früh jedem eine halbe Metze Hafer extra.“

Martin nickt verständnisvoll mit dem grauen Kopfe und auch die Knechte bedürfen nicht der besondern Ermahnung, genau auf alle die ihnen eingeprägten Kleinigkeiten zu achten. Es steckt in jedem ein Stück von einem Pferdehändler und sie betrachten es als Ehrensache, „ihre“ Pferde so vorteilhaft zu produzieren, wie nur irgend möglich.

In dieser Nacht schläft Herr von Mühlenbach nicht viel. Der Stand des Barometers hat ihm nicht gefallen. Das Wetterglas kündet Regen und bei schlechtem Wetter kann der Beste nicht für das Resultat des Handels einstehen. Da gleiten die jungen Tiere und klemmen den Schweif und wollen nicht vorwärts gehen. Und gerade der korrekte schöne Gang seiner Pferde bildet den Ehrgeiz des alten Offiziers. Sie gehen alle gut, das muß ihnen der Neid lassen; und gerade in diesem Jahre ist das um so wichtiger, als der neue Präses gleichfalls sein Hauptaugenmerk auf den Gang richten soll. Der frühere Oberst war etwas stumpf geworden, er wollte bloß starke Rücken haben und darüber hat es manchen freundschaftlichen Disput gesetzt. Übrigens hat jeder Präses seinen besondern „Vogel"; der eine hält es mit „geraden klaren Beinen," der andre vorzugsweise mit „viel Hals und gutem Aufsatz", ein dritter wieder will unbedingt Schweifträger haben und so geht das fort. Glücklich deshalb, wenn wie in diesem Falle, Züchter und Käufer demselben Grundsatze huldigen: Gang ist die Hauptsache.

Das Barometer hat den Hausherrn umsonst beunruhigt, der verhängnisvolle Morgen erstrahlt in schönstem Sonnenglanze und eine wesentliche Vorbedingung für einen günstigen Verlauf des Tages ist erfüllt, denn was könnte den Blick, was die Laune des gestrengen Präses bei so herrlichem Wetter trüben?

Ein Rundgang überzeugt den Hausherrn, daß die Pferde gesund und die Knechte auf dem Platze sind; der alte Kutscher hat den Füchsen die Galageschirre aufgelegt und ist rechtzeitig mit dem Staatswagen zur Bahn gefahren; Mutter wirft einen Blick der Befriedigung auf den appetitlich gedeckten Frühstückstisch, und aus allen Bodenluken schauen neugierige Kinderaugen den Weg entlang, den die Erwarteten kommen müssen.

Endlich wird die Staubwolke entdeckt und gemeldet. Kurze Zeit darauf lenkt Wavrzinek mit eleganter Wendung seinen Viererzug in das enge Hofthor und bringt ihn genau vor der Hausthür zum Stehen.

Erst das Geschäft und dann das Vergnügen, sagt das Sprichwort. Hier ist das anders. Erst wird das schmackhafte Frühstück eingenommen, aber dann beginnt der wichtige Akt des Tages.

Das erste Pferd wird vorgeführt.

„Drei Jahre" meldet der Roßarzt, welcher ihm in das Maul fühlt.

„Führen" befiehlt der Präses, und im guten ausgiebigen Trabe wird der Braune den sorgsam gepflegten Rasenweg hin und zurück geführt.

Die Pferdehändler haben eine eigne Manier, das gemusterte Pferd zu energischen Tritten anzuregen, indem sie mit dem Stocke an die Innenwände des abgenommenen Cylinderhutes klopfen. „Lat ehm noch een Mal hinlopen, hei kann noch eenen' Dhaler dürer werden," heißt es dazu im plattdeutschen Jargon des hannoverschen Heidebauern. Das ist hier nicht angebracht, dafür aber entdeckt der aufmerksame Beobachter unter den Dorfkindern, die sich wie zufällig unter der großen Kastanie neugierig zusammengefunden haben, einen größeren Knaben mit aufgeweckten, verschmitzten Gesichtszügen, der genau in dem Augenblicke, wenn das geführte Pferd an ihm vorbeikommt, mit der langen Gerte, die er spielend in der Hand hält, ein eigentümlich raschelndes Geräusch auf dem Kieshaufen hervorbringt.

Doppelt hoch hebt der Gaul dann den Schweif und scheint über dem Boden fortzufliegen. Alle Chancen gelten, meint man im Pferdehandel.

Nur zwei Pferde von den dreiunddreißig werden bei der ersten Besichtigung ausgestoßen, doch sie sind noch jung und werden deshalb derselben Kommission im nächsten Jahre zum zweitenmale vorgestellt werden können. Alle andern sind von der Hand des Schreibers „angekreidet“, mit einer fortlaufenden Kreidenummer auf den Flanken versehen. Das ist ein gutes Resultat und die Stimmung des Herrn von Mühlenbach hebt sich von Stunde zu Stunde, da auch bei der nun beginnenden eingehenden Musterung alles glatt und gut verläuft.

In einer dunkeln, besonders zu diesem Zweck geleerten Wagenremise werden nun noch bei scharf von vorn einfallendem Lichte die Augen untersucht. Der Hausherr atmet erleichtert auf. Nur ein Tier mußte beiseite gestellt werden wegen beginnender akuter Augenentzündung. Die kann rasch und ohne nachteilige Folgen vorübergehen, und der Braune vielleicht noch in diesem Jahre auf einen andern Markt gebracht werden, oder er wird im Herbst an den Händler losgeschlagen.

Ein halbleise geführtes Zwiegespräch zwischen dem Präses und seinen Offizieren und darauf zwischen jenem und dem Besitzer der Pferde entzieht sich der Öffentlichkeit, doch scheint das Ergebnis befriedigend ausgefallen zu sein. Wenigstens brennt man in der nahen Schmiede dreißig Pferden die Remontenummer ein, und schmunzelnd und händereibend gesteht später Herr von Mühlenbach seiner begierig auf diese Nachricht harrenden Gattin, daß er mit dem bewilligten Durchschnittspreis im allgemeinen zufrieden sein könne. Das ist ein großes Wort für den selten zufriedenen Landwirt und Pferdezüchter.

Den Schluß des Geschäfts bildet das Nationalisieren der Pferde: „Rappwallach — ohne Abzeichen — Besitzer: Herr von Mühlenbach — Vater: Florestan — Alter: drei Jahre — 1,45 Meter —. Husar“ — diktiert der erste Hilfsoffizier dem Schreiber in die Feder, wie die Pferde nochmals hinter einander vorgeführt werden. Diesem Akte wohnen auch die Damen bei, welche gar nicht begreifen können, daß der liebenswürdige und sonst so verständige Präses gerade ihre Lieblinge nicht hat nehmen wollen. Im Innern schwanken sie zwischen der Annahme, ob der Offizier sein Metier doch wohl noch nicht von Grund aus kennt, neigen aber doch mehr zu der Ansicht, daß er ihnen, den Damen, mit der Zurückweisung der Pferde hat eine Galanterie erweisen wollen.

Das Diner, mit Umsicht angeordnet und ausgezeichnet zubereitet, mundet vortrefflich und verläuft bei fröhlich geselliger Stimmung der Gäste wie der Gastgeber, welche nach dem anstrengenden Tage den alten Weinen, mit denen Herr von Mühlenbach heute nicht kargt, sämtlich tapfer zusprechen.

Am andern Morgen bringt Wavrzinek die Offiziere nach dem Orte, wo der nächste Markt abgehalten werden soll, nicht ohne daß vorher der Präses für das kommende Jahr abermals einen Privatmarkt in Koblanken zugesagt hätte.

Kurz darauf treten auch die angekauften Remonten unter Obhut eines Dragonerkommandos den Marsch nach dem nächstgelegenen Remontedepot an.

Die kräftigen Tiere mit den kleinen ausdrucksvollen Köpfen, den eisenfesten Sehnen, den schönen hochgetragenen Schweifen bieten einen prächtigen Anblick dar.

Sorgfältige Pflege und stete Übung werden ihre Entwickelung fördern und ihren Mut so stählen, daß sie binnen wenigen Jahren zu den vorzüglichen Kampfrossen zählen, deren Schnelligkeit und Ausdauer den Namen unsrer „Ulans“ zu einem so gefürchteten gemacht hat.

Bei allem Eifer, mit dem jeder Offizier auch den Dienst des Pferdeankaufs betreibt, kommt auf den Remontemärkten im Frieden trotz der zahlreichen lebensvollen Bilder, die sie bieten, immer die Ruhe, die Überlegung, selbst eine gewisse Gemächlichkeit zum Ausdruck, die in der Natur der Sache liegt. Das ändert sich, wenn es sich bei ausgesprochener Mobilmachung darum handelt, den Bedarf an älteren Dienstpferden für die Kriegsarmee zu beschaffen. Dann atmet alles rastlose, energische, unermüdliche Geschäftigkeit.

Zum größten Teile erhält der Staat die Mobilmachungspferde durch Aushebung. Die sämtlichen im Lande befindlichen Pferde waren schon im Frieden in gewissen Zeitabständen von besonders dazu kommandierten Offizieren gemustert, die kriegsbrauchbaren werden nun abermals vorgeführt, und den Eigentümern gegen Bezahlung eines billigen Rücksichten entsprechenden Preises abgenommen, der von einer aus Offizieren und Zivilpersonen gemischten Aushebungskommission festgesetzt wird. Vielfach werden aber auch Märkte zum freihändigen Ankauf von Pferden ausgeschrieben und im Drange eines solchen Augenblicks hofft namentlich der kleine Händler „ä Geschäfftche“ zu machen.

Täglich fast mit Tagesanbruch erscheint auf dem dicht vor der Provinzialhauptstadt gelegenen großen Weideplan der Oberst von Boller, welcher als Pferdekenner einen hohen Ruf genießt, und hält bis zum späten Abend aus, ein Pferd nach dem andern die Revüe passieren lassend.

„Unbrauchbar. Weg damit“ oder „Halt. Noch mal zurück“, so lauten die kurzen Anordnungen des auf seinen wuchtigen Knotenstock gestützten Herrn. Der Roßarzt bestimmt das Alter der Tiere, welche einer genaueren Besichtigung gewürdigt werden, und gerät dabei oft genug in Konflikt mit dem geriebenen Handelsmann, der so geschickt den Gaul „gemaulacht“ zu haben meinte, durch manche nur ihm im ganzen Umfange bekannte Manipulationen die Kennzeichen der Zähne verändert hatte; eine Ordonnanz stellt das Maß fest, und dann geht es an das Kaufgeschäft.

„Was? Tausend Mark! Du bist verrückt, Jude!“ ruft der ergrimmte Offizier, „siebenhundert Mark kriegst du für den alten Schinder und nicht einen Pfennig mehr. Du willst nicht? Fort damit. Ich habe keine Zeit zum Handeln. Vorwärts. Das folgende!“, oder

„Acht Jahre soll die Mähre sein? Ich kenne sie schon sechs Jahre und als ich sie zuerst sah, war sie zehn. Um mich zu begaunern, müßt Ihr früher aufstehen. Fort! Rasch! oder ich will dem Kerl Beine machen.“

So geht es ununterbrochen fort, die Händler begreifen bald, daß der Offizier die Pferde ihrem richtigen Werte nach schätzt, den Verkäufer nicht drücken, seinerseits aber nicht über das Ohr gehauen sein will, und nehmen in den meisten Fällen sein Gebot an. Beide Teile kommen dabei am besten weg. Das Geschäft geht glatt und flott, niemand aber darf wagen, ein Pferd ein zweites Mal vor-

zuführen, nachdem er den gebotenen Preis nicht angenommen hat. Der Oberst hat ein zu vortreffliches Gedächtnis.

„Was ist denn das für ein Gaul?“ heißt es dann wohl. „Infamer Lümmel der, will mich betrügen. Das ist ja der Braune von gestern. Der verfl .... Jude hat ihm nur den Schwanz abgeschnitten und die Beine rasiert. Na warte! dir werde ich den Marsch blasen“ und unbarmherzig saust der schwere Krückstock auf den gekrümmten Rücken des so ertappten Sünders hernieder.

Alles lacht und: „Gott du Gerechter! Was is doch der Herr Oberst für ein graußer Mann“ seufzt davonschleichend und sich den Buckel reibend der in zweifachem Sinne geschlagene Hebräer.

Zweihundert Pferde und mehr kauft Oberst von Boller im Laufe eines Tages an und die Zahl der von ihm der Armee zugeführten Mobilmachungspferde übersteigt erheblich das dritte Tausend. Dabei hat er einen unglaublich scharfen Blick und täuscht sich fast nie. Jede Truppe nimmt gerne die mit seltener Meisterschaft ausgewählten Tiere und noch nach langen Jahren heißt es in den Schwadronen, wenn von einem besonders guten Pferde die Rede ist: „Ja, den hat auch der alte Boller angekauft.“

Ausrangierung.

Im allgemeinen erhält jede Eskadron jährlich dreizehn Remonten, und kann dann so viele alte und unbrauchbare Pferde ausrangieren, daß der für den Frieden vorgeschriebene Pferdebestand vollständig vorhanden ist. Unter Zugrundelegung dieser Ziffer würde sich das Pferdematerial der Truppe etwa in zehn Jahren erneuern und die Militärpferde durchschnittlich bis zu einem Alter von sechzehn Jahren kriegstüchtig bleiben. Zufälligkeiten mancherlei Art, die unvorhergesehene Abgabe von Offizierchargenpferden, Unglücksfälle während des Manövers oder im Stalle, oder dergleichen bedingen es aber, daß einzelne Tiere weit über dieses Alter hinaus bei der Eskadron behalten werden müssen. So sah sich beispielsweise eine Husarenschwadron bei Ausbruch des Krieges 1870 gezwungen, zwei zweiundzwanzigjährige preußische Stuten mit in das Feld zu nehmen. Blume und Bellona — die deutschen Militärpferde werden nicht nur durch den Regimentsbrand auf der Hinterbacke als solche gekennzeichnet, sondern erhalten auch einen Namen, der für alle Tiere desselben Jahrgangs im Regiment den gleichen Anfangsbuchstaben hat, damit jeder mit den Verhältnissen Vertraute ohne weiteres den Rückschluß auf das Alter eines jeden Tieres machen kann — Blume und Bellona also waren harte Tiere. Sie haben alle Anstrengungen und Strapazen des Krieges überwunden und sind weder gedrückt noch lahm oder sonst krank gewesen. Die erstgenannte brave Stute wurde in einem Gefechte von feindlicher Kugel tödlich getroffen, die letztere ist dagegen gesund und noch immer brauchbar in die Heimat zurückgekehrt. Wenn man diesen authentischen Fall als einen vollgültigen Beweis für die lange Dauer des in der Jugend richtig geschonten preußischen Soldatenpferdes ansehen kann, so bedarf eigentlich die weiter oben aufgestellte Behauptung von der Leistungsfähigkeit desselben einer besondern

Erhärtung nicht. Jede Truppe, jeder einzelne Reitersmann weiß aus eigner Erfahrung zahlreiche Proben davon zu berichten und die in neuerer Zeit immer häufiger sich wiederholenden Distanzritte, welche übrigens ganz besonders dazu geeignet scheinen, stellen jedesmal von neuem fest, was in einem guten Gaule steckt.

Mag das treue Tier indes noch so gut und zähe sein, einmal kommt der Zeitpunkt dennoch, wo es für den königlichen Dienst untüchtig wird und dann heißt es kurz: fort damit. Fiskus ist ein hartherziger Geselle, der das Wort Gnadenbrot nicht kennt, und die kommandierenden Offiziere der einzelnen Regimenter und Schwadronen führen den erhaltenen Befehl aus, so leid es ihnen in manchen Fällen auch thun mag, wenn sie ein langjähriges Streitroß für wenige Silberlinge der schlechten Behandlung eines rohen Käufers überantworten müssen.

Der Verkauf der auszurangierenden Pferde erfolgt in öffentlicher Versteigerung. Der Termin ist durch die Blätter bekannt gemacht und an dem betreffenden Tage herrscht reges Leben auf dem Kasernenhofe. Aber die schimmernden Uniformen werden fast verdrängt durch den Zivilrock in allen Formen und Farben. Droschkenkutscher, Landleute, feilschende Juden und Händler drängen sich mit Verkäufern von Halftern und Stricken um den Tisch, an dem der Auktionator Platz nimmt, das National jedes Tieres verliest und den Zuschlag erteilt.

Die bekannten Fehler werden mitgeteilt und oft genug bekundet die Notiz „wegen Alters ausrangiert“ die völlige Fehlerlosigkeit. Komische Szenen kommen genug vor. Dort der alte Trompeterschimmel läßt sich durch den neuen Besitzer nicht vom Stallplatze ziehen, sondern bleibt eigensinnig am Thore stehen. Schläge helfen sowenig wie gütliches Zureden, bis schließlich ein Dragoner die Zügel ergreift und das Tier der Uniform unter dem hellen Jubel der jugendlichen Zuschauer willig folgt. Ein Brauner mit der breiten Narbe eines klaffenden Säbelhiebes am Halse entledigt sich des nunmehrigen Herrn, der sich auf den bloßen Rücken geschwungen, durch Bocken und Schlagen auf höchst unsanfte Weise; eine Fuchsstute legt verdächtig die Ohren zurück und will sich von dem jüdischen Handelsmann nicht in das Maul sehen lassen. „Se ist man bloß een bißken kokett“, meint ein Witzbold und „Was wollen Sie denn sehen, das Alter wird ja angegeben,“ ruft ärgerlich der beaufsichtigende Offizier, und der wegen chronischer rheumatischer Lähme ausrangierte Wallach hat noch so viel Mut, um zu entlaufen und in großen Sätzen dem wohlbekannten Stalle zuzueilen.

Zuletzt bringt man einen Rappen in den Ring, der im wahren Sinne des Worts kein Bein mehr vor das andre zu setzen vermag. Die Witze der Käuferschaft erreichen ihren Höhepunkt, und das leichtsinnige Gebot von zehn Mark wird mit brüllenden, höhnischen Zurufen begrüßt. Doch in diesem Falle sollten Karl Geroks Dichterworte:

„Wenn ihr die tapfern Dragoner nennt,
Denkt auch der Rosse vom Regiment.“

sich zu einer schönen That menschlicher Dankbarkeit verwandeln. Ein schlichter Bauersmann drängt sich durch den Kreis, klopft dem alten Tiere, das sein Erkennen durch aufmerksames Ohrenspitzen zu erkennen gibt, freundlich den Hals und meint:

„Warte nur, alter Herkules. Als die vertrackten Franzosen mich zu fassen glaubten, hast du mir geholfen. Jetzt helfe ich dir. Du sollst es dein Lebtag gut haben.“

Herkules erzielt einen hohen Preis, denn der Spekulationsgeist der Mitbieter meint das reine Gefühl des früheren Soldaten zum eignen Vorteil ausbeuten zu sollen. Dieser bleibt aber Sieger, zahlt freudig die hundert Mark, für welche ihm sein Lebensretter zugeschlagen wird, und führt ihn unbekümmert um die Gaffer und ihre spöttischen Bemerkungen fort. Ein Hurra der anwesenden Dragoner lohnt die That.

Er liebkost den Hans und streichelt ihn traut,
Einen alten Kam'raden, seit lang' nicht geschaut.
„Halfst du mir einst vor den Chassepots,
Heut will ich dir helfen vor schlimmerem Los;
Du sollst im Alter nicht leiden Not,
Komm Hans, sollst teilen mein Gnadenbrot.
„Einhundert zum dritten“ schlug zu der Sergeant,
Strich ein drauf den Kaufpreis in klingend Kurant,
Zum Hof hinaus zogen durch Feld und Flur
Die zwei Veteranen von Mars la Tour.

(Fedor v. Köppen, Männer und Thaten.)





Kavallerieübungsreisen.

Die Erfahrungen des deutsch-französischen Krieges hatten zu der Erkenntnis geführt, daß es wünschenswert sei, die deutschen Reiteroffiziere in noch höherem Grade, als dies bisher geschehen war, für die ihrer im Felde wartenden Aufgaben des kleinen Krieges schon im Frieden vorzubereiten. Dazu sollen unter anderm auch die Kavallerieübungsreisen das ihrige beitragen, die seit längerer Zeit jetzt jährlich bei mehreren Armeekorps abgehalten werden.

Der Zweck dieser Übungen ist nach dem Wortlaut der mit Bezug auf dieselben ergangenen Vorschriften vor allem darin zu suchen, daß den Teilnehmern „eine innerhalb ihrer und der nächsthöheren Sphäre des Dienstes der Kavallerie liegende, auf den Krieg gerichtete geistige Anregung gegeben werde.“

Die Kavallerieübungsreisen, bei denen die zur Teilnahme kommandierten Offiziere praktische militärische Aufgaben an Ort und Stelle lösen, ohne daß die augenblickliche kriegerische Lage durch Truppen zur Anschauung gebracht wird, bilden deshalb eine Art von Generalstabsreisen im kleinen, und werden auch auf ähnliche Weise geleitet. Sie unterscheiden sich von diesen letzteren aber grundsätzlich durch den Befehl, nach welchem, um das Interesse für die Sache nicht durch vieles Schreiben zu lähmen, schriftliche Arbeiten im Quartier unterbleiben sollen.

An den Kavallerieübungsreisen nehmen außer dem Leitenden, einem älteren Offizier des Generalstabes oder der Kavallerie, der Regel nach nur Rittmeister und Leutnants teil. Offiziere der höheren Adjutantur, denen auf andre Weise genügende Gelegenheit geboten wird, sich militärisch fortzubilden, sollen nur dann herangezogen werden, wenn sie die Kosten der Reise selbst zu tragen bereit sind, und auf Wunsch des Leitenden dürfen zu dessen Unterstützung ein oder zwei Stabsoffiziere zu diesen Übungen kommandiert werden.

Der militärischen Dienststellung der übenden Offiziere entsprechend werden die Gegenstände der Besprechungen im Terrain, wie die daran zu knüpfenden

Aufträge hauptsächlich aus den mannigfaltigen Aufgaben des Sicherheits- und Aufklärungsdienstes entnommen, wie sie einer selbständigen Kavalleriedivision zufallen. In dieser Hinsicht sind weitläufige Berichte auch völlig überflüssig. Dagegen muß besondrer Wert auf die Abfassung kurzer und bestimmter Meldungen gelegt werden, denen unter Umständen ein flüchtiges Bleikroquis zur Orientierung beigelegt wird. Diese Meldungen, von deren verständlicher präziser Ausdrucksweise im Kriege vieles abhängt, sind nach Form und Inhalt bei den Übungsreisen gerade so zu erstatten, wie sie im Felde wirklich gemacht werden können, und müssen deshalb ebenso wie die Kroquis auf mitgeführten Meldekarten an Ort und Stelle „im Sattel“ abgefaßt werden.

Mit diesen allgemeinen, für die Abhaltung von Kavallerieübungsreisen gültigen Gesichtspunkten waren die sechzehn Reiteroffiziere vertraut, die sich am 1. Juli 1876 — der Zeitpunkt für diese Übungen fällt gewöhnlich zwischen die Eskadrons- und die Regimentsexerzitien, um den regelmäßigen Dienstbetrieb in den Truppenteilen möglichst wenig zu beeinträchtigen — in einer kleinen Provinzialstadt zusammenfanden. Da waren die bunten Uniformen aller Kavallerieregimenter des Korps vertreten, Husaren, Kürassiere, Dragoner und Ulanen waren pünktlich aus den teilweise ziemlich entfernten Garnisonen eingetroffen, alte Freunde und Bekannte schüttelten sich herzlich die Hand, und an der Tafel des einzigen Wirtshauses hatte wohl seit langer Zeit nicht ein so reges, fröhliches Treiben geherrscht.

Der Chef des Generalstabes des Armeekorps, obgleich selbst Infanterist, hatte es sich doch nicht nehmen lassen, die erste derartige Übung innerhalb des Korpsbereichs selbst zu leiten. Er weihte nun zunächst den einen gleichfalls kommandierten Stabsoffizier von der Kavallerie in seine durch die Generalidee zum Ausdruck kommenden Pläne ein. Zwei feindliche Kavalleriedivisionen standen sich gegenüber; von ihnen übernahm der Chef die Führung des mit der Verteidigung der Landesgrenzen betrauten Norddetaschements und Major v. Kolbe das Kommando der angreifenden Süddivision. Beide Offiziere mußten natürlich im vollständigen Einvernehmen den dem einzelnen überwiesenen Teil der Übung leiten, und deshalb stellte jeder der genannten Herren zunächst allabendlich die Lage seiner Abteilung durch einen Divisionsbefehl fest, und beide besprachen dann gemeinschaftlich die Einzelheiten, unter denen die Operationen des folgenden Tages sich abspielen sollten.

Die kommandierten Offiziere wurden gleichmäßig auf die beiden Abteilungen verteilt und die besten Freunde mußten sich nun wenigstens für die Dauer einer kurzen Stunde trennen, um in der Spezialkonferenz mit ihrem Kommandeur das Geheimnis der kriegerischen Lage zu erfahren und dann vielleicht am andern Tage durch irgend eine überraschende Handlung die feinsten Dispositionen des liebsten Kameraden über den Haufen zu werfen.

Major von Kolbe teilte den Offizieren, welche der Süddivision ihre Dienste weihen sollten, die Generalidee, welche für die Dauer der gesamten Übung in Geltung bleibt, und die Spezialidee für den folgenden Tag mit und erließ auf Grund derselben folgenden Divisionsbefehl:

Zuckmantel, 1. Juli 1876. Zehn Uhr abends.

Ein aus Neiße nach Ziegenhals vorgeschobenes feindliches Detaschement ist durch den Vormarsch des Südkorps zum Rückzuge nach Deutsch-Wette gezwungen. Hinter der Neiße, namentlich in Ottmachau und Patschkau ist die Ansammlung feindlicher Kavallerie gemeldet. Patrouillen brauner Husaren streifen auf den Straßen südlich der Neiße.

Das Südkorps wird morgen zur Einschließung von Neiße vorgehen. Die Ulanenbrigade mit der 1. reitenden Batterie wird bis auf weiteres unter die Befehle des Südkorps gestellt und wird von dort direkt Befehl erhalten.

Der Rest der Süddivision mit Einschluß der Kolonnen steht morgen früh $5^3/_4$ Uhr zum Abmarsch aus dem Biwak bereit.

gez. A., Generalleutnant.

Am Morgen des 2. Juli begaben sich dann die gesamten Offiziere der Süddivision in das bezügliche Terrain. Major von Kolbe selbst bestimmte die Marschordnung und die Truppeneinteilung für den Marsch, ein Husar übernahm das Kommando der Avantgarde, indem er die ihm auf dem Papier dazu überwiesenen Truppen ordnungsmäßig gliederte. Weitere Aufgaben für zwei jüngere Herren erstreckten sich auf die Rekognoszierung des tiefen und reißenden Neißeflusses oberhalb und unterhalb von Ottmachau, wohin der Marsch der Division sich richtete.

Ungehindert gelangte die Spitze bis an die Brücke von Ottmachau. Hier erhielt sie Feuer. Was beschließt der Eskadronchef?

Einer der rekognoszierenden Offiziere hat die Neiße an einer selbst den Landleuten nicht bekannten etwas flacheren Stelle durchritten. Das Wasser geht den Reitern zwar bis fast an die Kniee, aber immerhin ist die Furt praktikabel. Der Kommandeur der Avantgarde wartet deshalb das Gros der Division nicht ab. Eine Eskadron durchwatet den Fluß und fällt dem Verteidiger, in welchem abgesessene Reiter erkannt sind, in die Flanke, während gleichzeitig die Brücke zu Fuß gestürmt wird. Der Streich gelingt, der Feind räumt die feste Stellung und eine Husareneskadron verfolgt ihn, um später über den Weg Meldung zu machen, den er eingeschlagen hat.

Die Division hat bereits einen Marsch von vier Meilen hinter sich, bezieht ein Biwak am nördlichen Neißeufer und setzt Vorposten aus.

In dem Verlauf eines solchen Übungstages treten eine Fülle von Aufgaben für die einzelnen Offiziere zutage, von denen nur einzelne hier kurz angedeutet werden konnten. Mit der Uhr in der Hand wird auf das Genaueste berechnet, wann eine Abteilung an irgend einem Punkte erscheinen kann, während der Kommandeur derselben angibt, in welcher Gangart er marschieren will, an Ort und Stelle wird die Aufstellung der Feldwachen, der einzelnen Vedetten, werden die Sicherheitsmaßregeln im Kantonnement und die Wege geprüft und besprochen, welche von den Patrouillen eingeschlagen werden sollen. Zuweilen stoßen auch wohl zwei feindliche Reiterabteilungen zum Chok aufeinander, doch ist ein solches kriegerisches Bild schwer klar zu entscheiden, da die Erfolge der Reiterei vorzugsweise auf der Schnelligkeit in der Ausführung beruhen, die Gefechtsmomente also

blitzartig rasch und häufig unvermittelt wechseln. Im Kreise der Offiziere entwirft dann der Kommandeur der Division ein zusammenhängendes Bild vom Verlauf des Tages, teilt die eingegangenen Meldungen mit und kritisiert diese, wie die getroffenen Maßregeln überhaupt.

Es liegt auf der Hand, daß diese Art der Übungen großen Nutzen und viel Anregung gewähren müssen, sobald sie — und das bleibt die stete Voraussetzung — verständig geleitet werden. Sie sind aber auch außerdem geeignet, die körperliche Frische der Teilnehmer wach zu halten, denn manche Offiziere legen an den einzelnen Übungstagen vielleicht eine Übungsstrecke von acht deutschen Meilen oder mehr zurück, und alle sind täglich zehn Stunden unterwegs.

Die Aufgaben der verschiedenen Operationstage bilden eine Kontinuität unter stets wechselnden militärischen Gesichtspunkten und alle drei oder vier Tage versammelt der Chef sämtliche Offiziere, um ihnen in einer gemeinschaftlichen Konferenz den Überblick über die gegenseitigen Verhältnisse beider Parteien zu geben und dabei noch so manche Winke einfließen zu lassen, welche von allgemeinem Interesse sind.

Nach gethaner Arbeit ist gut ruhen. Abends wird die Dienstmiene abgelegt und die Kameraden treffen sich in ungezwungener Geselligkeit am vorher verabredeten Orte, um bei Speise und Trank sich nach des Tages Mühen zu erquicken und zu stärken. Da tritt denn das natürliche Temperament des einzelnen in sein Recht, und mancher führt hinter der Flasche Sekt das große Wort, dem es vor wenig Stunden sehr schwer fiel, einen schlichten Regimentsbefehl oder gar nur eine Meldung von der Feldwache in klarer Weise verständlich niederzuschreiben. Die größte „Schnauze“ — „Futterluke“ soll der Berliner jetzt sagen — hat unbestritten jener baumlange, spindeldürre Husar, dessen brandrote Haare zu dem goldbeschnürten grünen Attila nicht recht passen wollen. Der „Rote“ ist trotz des spottenden Witzes, mit dem er alles bespricht, ein allgemein beliebter Kamerad, wie jeder ohne weiteres entdecken wird, der ihn im Kreise der Genossen beobachtet, und das eiserne Kreuz „erster Güte“ legt zugleich beredtes Zeugnis von seiner soldatischen Tüchtigkeit ab. Er ist kein „Tintenfuchser“, und hat sich, wie er am Abend des ersten Übungstages den Kameraden unter allgemeinem schallenden Gelächter erzählte, bei dieser Reise „barbarisch in den Wurstkessel gelegt.“ Warum? Das Unglück hat ihn zur Süddivision verschlagen und Major Kolbe, sonst doch so ein gemütlicher, jovialer Kerl, kommt immer erst eine Stunde später ins Quartier, als der Chef mit seinen Offizieren. Entweder muß der Mann die Sache doch nicht ordentlich verstehen, oder er ist ein Streber. Übrigens darf man zur Ehre des Roten nicht verschweigen, daß er trotz seiner Abneigung gegen den Verbrauch von Galläpfelsaft die ihm zufallenden Aufgaben vortrefflich zu lösen versteht, daß seine Eskadron auch im Frieden tüchtig „im Zuge“ ist, und daß er ganz das Zeug dazu hat, um im nächsten Kriege an der Spitze seiner Reiter sich neben dem eisernen Kreuze noch die hohe Auszeichnung des Ordens pour le mérite zu verdienen.



Die andern Waffen.

Artillerie.

Verschiedene geschichtliche Angaben über das Auftreten sogenannter Feuerrohre reichen bis hinter die Zeit der allgemeinen Anwendung des Schießpulvers für Kriegszwecke zurück. Die Araber sollen bereits 690 vor Mekka und 1147 vor Lissabon Feuergeschütz geführt haben und ebenso die Tataren in der denkwürdigen Schlacht von Wahlstadt am 5. April 1241. Ganz allmählich wurden dann die schweren Wurfmaschinen des Mittelalters, die Gewerffen, Petrere, Tumler und Pulten durch Geschütze ersetzt, die übrigens nicht sich systematisch aus jenen entwickelten, sondern unvermittelt als eine eigne, neue Waffe auftraten.

In Florenz sind 1326 metallne Kanonen und schmiedeeiserne Kugeln angefertigt; in unserm Vaterlande scheint der deutsche Orden um das Jahr 1338 Geschütze besessen zu haben. In offener Feldschlacht sollen zuerst von den Engländern bei Crecy, 1346, Kanonen mitgeführt sein, die kleine eiserne Kugeln schossen, und gegen Ende des 17. Jahrhunderts war der Gebrauch der Geschütze allgemein geworden.

Ursprünglich hatte man die Rohre aus Stäben hergestellt, welche der Länge nach zusammengeschweißt und durch eiserne Ringe noch fester verbunden wurden. Die so gewonnene Waffe befestigte man auf einem niedrigen Block und transportierte sie auf Wagen. Die Pulverladung wurde mit einer Ladeschaufel eingefüllt, durch Eingraben des Blocks, oder durch Unterlagen die Richtung gegeben, und das ins Zündloch gestreute Mehlpulver mit einer Kohle entzündet. Merkwürdigerweise wurden diese ersten, primitiven Kanonen von hinten mittels Kammern geladen, deren zwei zu jedem Rohre gehörten, die abwechselnd an dem letzteren

befestigt wurden. Als jedoch im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert die Bronze immer größere Verbreitung fand, goß man Kammer und Rohr über einen festen Kern, setzte beide Teile dann zusammen und ging damit auch zur Vorderladung über. Den Schießgerüsten wurden bald Räder gegeben, und an den Rohren zum Bewegen und Richten Handhaben angebracht, oft auch eine Winde. Für die Größe und Form der Rohre, für die Art der Geschosse und die zur Ladung erforderliche Menge Pulver gab es in jenen Zeiten keine bestimmten, gleichmäßigen Normen. Die Geschützgießereien, deren es in Deutschland bedeutende zu Augsburg, Nürnberg, Wien und Dresden gab, fertigten dieselben nach Laune und Geschmack und förderten dabei wahre Ungetüme zutage. Unter ihnen waren namentlich bemerkenswert die aus schmiedeeisernen Stäben und Ringen zusammengesetzte „Marguérite l'Enragée“, die „tolle Grete von Gent“; der ähnlich konstruierte „Mons Beg“ von Schottland; das bronzene Riesengeschütz „Sultan Mohammed II“; die 39000 Kilogramm wiegende „Kaiserkanone“ im Kreml zu Moskau; die „zwölf Pairs von Frankreich“, welche Steinkugeln von 250 Kilogramm aus ihren Bronzerohren 6700 Schritt weit schleudern sollten; und endlich die „faule Mette“, welche 1411 in Braunschweig aus Bronze mit zahlreichen Rohrverzierungen kunstreich als „Kammerstück“ gegossen ist. Diese Bezeichnung bedeutet, daß die Bohrung der Stäbe hinten in einer engern, zur Aufnahme der Pulverladung bestimmten Kammer endigte, der auch die geringere Stärke des hintern Rohrteils entsprach. Ihr Gewicht betrug 9000 Kilogramm und die Seele hatte 66,7 Zentimeter Durchmesser, während die schwersten modernen Geschütze kein größeres Kaliber als 43 Zentimeter kennen. Die 375 Kilogramm schweren Granitkugeln schoß sie mit 26—35 Kilogramm Pulverladung.

Ihre kriegerischen Leistungen sind weder zahlreich noch besonders glänzend. Im Jahre 1413 stellten die braunschweiger Herzöge Heinrich und Bernhard das kostbare Riesengeschütz dem Burggrafen von Nürnberg, Friedrich VI von Hohenzollern zur Verfügung, welcher mit dessen Hilfe die festen Schlösser der Gebrüder von Quitzow Friesack und Plaue eroberte, und dadurch die trotzigen märkischen Barone unter Gesetz und Recht beugte. Das war die Ruhmeszeit der „faulen Mette“, oder „faulen Grete“, wie sie auch wohl genannt wird. Erst acht Jahrzehnte später, 1492, wurde sie aus dem Zeughause wieder hervorgeholt, als Herzog Heinrich der Ältere sich der Stadt Braunschweig zu bemächtigen suchte. Sie that aber im ganzen in zwei Tagen nicht mehr als zwei Schuß, deren Wirkung überdies gleich Null war; der zweite hätte „beinahe“ das herzogliche „Hauptlager“ getroffen, ging indes etwas zu kurz. Dann folgte abermals eine Pause von achtundfünfzig Jahren, bis 1550 Herzog Heinrich der Jüngere Braunschweig abermals mit einer Belagerung heimsuchte. Die unternehmenden Verteidiger hegten diesmal die Absicht, das Geschütz durch das Michaelisthor in die Außenwerke zu schaffen, um es näher an den Feind zu bringen. Aber der Gedanke erwies sich als unausführbar. „Denn da sie daſselbige,“ sagt ein „fliegendes Blatt“, „aus dem Thore bringen wollten und damit auf die Brücke kamen, welche damals noch nicht gewölbet war, wollte die Brücke diese Last nicht tragen, sondern es ließ sich an, als ob sie brechen wollte.“ Man stellte deshalb wohlweislich

das unbehilfliche Geschütz im Michaelisbastion auf, von wo es in drei Tagen zwei Schüsse abgab. Die erste Kugel zerschellte im Rohr, was bei den Steingeschossen nicht zu den Seltenheiten gehört. Nach achtundvierzig Stunden aber „wurde es zum andern Mal losgebrannt, und fiel über das Lager dreißig Morgen breit, jenseits dem Teiche nach Melmerode, da das Lager auf diesseit des Teiches war.“ Die faule Mette hatte Unglück, einmal zu kurz und jetzt zu weit.

Damit war ihre kriegerische Laufbahn beendet. An Stelle derartiger Riesengeschütze waren inzwischen handlichere Rohre getreten und das Stück, von dem es einst hieß

„Das erste Geschütz war die faule Gret —
Damit beschoß man Burgen, Flecken und Städt“ —

kam in die artilleristische Rumpelkammer und wurde nur noch zum Viktoriaschießen bei feierlichen und festlichen Gelegenheiten benutzt. Und selbst bei solchem Friedensdienst sollten der armen alten Mette, die übrigens jetzt längst zersägt und eingeschmolzen ist, allerlei Widerwärtigkeiten nicht erspart bleiben. Als im Jahre 1650 der westfälische Friedensschluß feierlich begangen werden sollte, ließ man in dem allgemeinen Jubel die sonstige löbliche Vorsicht außer acht und feuerte das Geschütz an einem Tage zweimal ab; ja man wollte das Wagestück sogar nochmals wiederholen; „das drittemal aber ist es nachgeblieben, weil das Geschütz wegen der starken Bewegung tief in die Erden gesunken, daß man es mit eisernen Winden und anderm Hebezeuge hat wieder herausbringen müssen.“

Diese Ungeheuer von Geschützen fanden ein Gegenstück in den durch ihre riesige Länge ausgezeichneten Feldgeschützen, den Feldschlangen, Serpentinen, Falkaunen und Falkonets, deren Rohr oft vierzig bis sechzigmal so lang war, wie der Durchmesser des Geschosses.

Mit dem Beginne des sechzehnten Jahrhunderts fing man an, in das Geschützwesen der Heere mehr System zu bringen, und namentlich Kaiser Karl V hat in Deutschland, Italien und Spanien Fortschritten den Weg gebahnt, die sich teilweise bis in die neueste Zeit erhalten haben. Mochten aber technische Verbesserungen verschiedenster Art die Treffsicherheit der Kanonen und ihre Wirkung erhöhen, so haftete dem schweren Geschütz andauernd der Mangel einer großen Unbeweglichkeit an. Die Artillerie entbehrte völlig das offensive Element; sie fand hauptsächlich Verwendung im Festungskriege, und wurde im freien Felde nur zur Verteidigung besonders wichtiger Punkte benutzt. Einmal dorthin geschafft, war das Geschütz kaum im stande, seinen Platz zu wechseln und fiel deshalb oft dem Sieger in die Hände. Während der Zeit der spanisch-niederländischen Kriege von 1568—1609 entwickelte sich die Technik der Artillerie namentlich durch Verwendung des Gußeisens für die Geschützrohre. Die Ladeschaufel verschwand, und man lud die Kanonen nun mittels Kartuschen, zu deren Entzündung die schon längere Zeit im Gebrauche befindliche Lunte diente. Man schoß Vollkugeln aus Eisen und Stein, Granaten, Bomben, erfand die Kartätschen und selbst die Anfänge der Shrapnelkonstruktion, verbesserte die Lafetten und bediente sich schon einer

Protze. Auf dem Gefechtsfelde wurden indes die Geschütze allgemein durch Bedienungsmannschaften gezogen. Gustav Adolf erwarb sich das Verdienst, die Geschütze leichter und beweglicher zu machen. Er führte sogar lederne Kanonen, Kupferröhren mit Eisenringen und Tauumwickelung in Lederhülsen, ein, die aber einen schlechten Kartätschschuß abgaben, sich rasch erhitzten und deshalb bald wieder abgeschafft wurden. Der schwedische König teilte auch jedem Infanterieregiment und selbst der Reiterei einige leichte Geschütze zu; und seinem Beispiele folgend, fand die Artillerie von nun an immer ausgedehntere Anwendung im Felde.

In Preußen ließ 1717 König Friedrich I nach neuen Verhältnissen neunzig schwere Kanonen, vierundzwanzig Mörser und eine neue Feldartillerie gießen, nachdem schon früher die „zwölf Kurfürsten“, vierundzwanzigpfündige Geschütze, und 1704 durch den Hof- und Stückgießer Jacobi die „Asia“, ein bronzener Hundertpfünder beschafft worden waren. Friedrich der Große erkannte die Bedeutung der Artillerie für den Krieg in ihrem ganzen Umfange und aus seiner Zeit schreibt sich nicht nur die ausgiebigere taktische Verwertung der Truppe, sondern auch die Einführung eines vervollkommneten Materials her. Der königliche Feldherr beließ in vielen Fällen der Infanterie wohl ihre Bataillonsgeschütze, aber er legte den größten Wert auf die Konzentrierung der mächtigen Feuerwirkung und zog deshalb auf dem Schlachtfelde die Geschütze gern zu großen Batterien zusammen. Er vermehrte seine Feldartillerie, teilte sie nach Batterien und Brigaden ein, und ist der Schöpfer der beweglichen reitenden Artillerie. Seit jener Zeit hat die preußische Artillerie sich organisch weiter entwickelt und sich bis in die neueste Zeit alle technischen Veränderungen und Verbesserungen in Bezug auf die Konstruktion der Rohre, die Lafettierung und Bespannung, die Herstellung und Form der Geschosse, die Ladung und Zündung, und die Pulverfabrikation dienstbar gemacht. Noch vor wenig mehr als hundert Jahren eine Kunst und ein Gewerbe, dessen der Feldherr sich wohl zur Schädigung seines Gegners bediente, ohne demselben darum doch die volle Gleichberechtigung mit dem Fußvolk und der Reiterei einzuräumen, hat die Artillerie sich seit der Einführung der gezogenen Hinterlader in Verbindung mit der größeren Beweglichkeit in jedem Terrain zur dritten, jüngsten, aber um so furchtbareren Waffe emporgeschwungen. Sie vermag dem anrückenden Feinde die todbringenden Geschosse auf früher ungeahnte Entfernungen entgegenzuschleudern, den fliehenden damit ebenso weit zu verfolgen, und in nächster Nähe ihn mit einem in des Wortes wahrster Bedeutung mörderischen Kugelregen zu überschütten. Die Treffsicherheit auf große Distanzen erlaubt ihr, lange in einer vorteilhaften Stellung zu verbleiben, ihre Beweglichkeit gestattet den Wechsel, sobald er nötig wird, und die Wahl von Positionen, von denen eine günstige Feuerwirkung zu erzielen ist, selbst wenn sie schwer zugänglich sind. Alle diese Vorteile hat die deutsche Artillerie, die Erfahrungen früherer Feldzüge mit Umsicht verwertend, im letzten Kriege zur überraschenden, durchschlagenden Geltung gebracht und sich damit im Laufe der Jahrhunderte aus den einzelnen „Stücken“ und den sie bedienenden „Stückknechten“ zu einer herrlichen Schlachtenwaffe entwickelt, ohne deren vorbereitende Mitwirkung heute in sehr vielen Fällen überhaupt ein militärischer

Erfolg kaum gedacht werden kann, und welche häufig genug ein „ausschlaggebendes“ Wort in der Schlachtenentscheidung mitzusprechen hat.

Mit der Vervollkommnung des schweren Geschützes ist die Zahl der bei den Heeren befindlichen Kanonen bis zu einem gewissen Grade fortwährend gestiegen. Gustav Adolf hatte durchschnittlich auf tausend Mann vier Geschütze, Friedrich der Große besaß deren fünf. Seit der Aufstellung der modernen massenhaften Volksheere hat sich dieses Verhältnis geändert. Das deutsche Heer wird nach der im Jahre 1881 erfolgten Neuaufstellung von vierzig Batterien in erster Linie mit 2040 Geschützen in das Feld rücken können. Das wären, wenn man die Stärke der deutschen Feldarmee auf etwa 725000 Mann veranschlagt, noch nicht drei Geschütze auf tausend Mann. In der That ist die deutsche Armee trotz der an und für sich genommen bedeutenden Zahl von Kanonen erheblich schwächer an Artillerie, als beispielsweise die Heere unsrer westlichen und östlichen Nachbarn. Frankreich besitzt im Frieden 399 bespannte Feldbatterien mit einer Kriegsstärke von 2394 Geschützen, und außerdem achtunddreißig mit dem 95-Millimeter-Geschütz nach dem System La Hitolle ausgerüstete, gleichfalls bespannte Positionsbatterien. Die französische Artillerie kann also im Kriegsfalle sofort mit Einschluß der sechsundsiebzig sogenannten Depotbatterien, welche indes im Frieden gleichfalls die Bespannung haben, 437 Batterien mit insgesamt 2622 Feldgeschützen aufstellen, und bleibt der deutschen immer noch um 564 Feldgeschütze überlegen, wenn man drei Feldbatterien für Algier in Abzug bringt, ganz abgesehen von andern Einrichtungen, die dieses Übergewicht noch bedeutend erhöhen. Die übrigen in Afrika befindlichen neun Batterien gehören der Fuß- und Gebirgsartillerie an.

Rußland verfügt an Artillerie, welche für einen europäischen Krieg in Betracht kommt, über 288 Batterien zu acht Geschützen und sechsundzwanzig reitende Batterien zu sechs Geschützen. Das ergibt, ungerechnet die bereits im Frieden bespannten sechsunddreißig sogenannten Reservebatterien zu vier Geschützen, 2460 Feldgeschütze, oder 440 mehr als in Deutschland. Bei der Erwägung der Frage, ob die deutsche Feldartillerie noch weiter zu verstärken sei, darf außerdem der Umstand nicht außer acht gelassen werden, daß die in sämtlichen Kulturstaaten neuerdings eingeführten Geschützsysteme auf gleicher Höhe mit Deutschland stehen, und daß wir also die unleugbare Überlegenheit an artilleristischem Material bei andern Heeren nicht etwa durch ein besseres Geschütz ausgleichen können.

Die Artillerie hat die Erfindungen der Neuzeit ausgenutzt, um die Durchschlagskraft der Geschosse in immer steigendem Maße zu erhöhen, und sie will auf der andern Seite, um die große Treffsicherheit gehörig ausnutzen zu können, im stande sein, in jedem überhaupt gangbaren Terrain fortzukommen. Diese verschiedenen Gesichtspunkte haben in der deutschen Armee zu der durchgreifenden Trennung von Feld- und Fußartillerie geführt. Die letztere findet vorzugsweise im Festungskriege Verwendung und kann sich, um die Möglichkeit zu erlangen, auch die dicksten Mauern und die stärksten Panzer zu durchschlagen, um so leichter immer schwererer und unbehilflicherer Geschütze bedienen, als diese, einmal in Position gebracht, nur in seltenen Fällen in eine andre Stellung geschafft

werden. Die Feldartillerie dagegen strebt neben einer angemessenen Schußweite möglichste Beweglichkeit und große Treffsicherheit an.

Die Feldartillerie ist schon im Frieden den Armeekorps zugeteilt, und auch die Fußartillerie auf die verschiedenen Festungen verteilt. Die kommandierenden Generale aber verfügen über die technische Waffe nur zu den taktischen Zwecken der Herbstmanöver, und üben auf die innere Ausbildung derselben keinen Einfluß. Diese wird von sogenannten Waffeninstanzen überwacht und geleitet, deren oberste, die Generalinspektion der Artillerie in Berlin, Feld- und Fußartillerie gemeinschaftlich unter ihrem Befehle vereinigt.

Um den jungen Offizieren eine weitergehende Fachausbildung zu geben, ist bereits 1788 in Potsdam eine Ingenieurakademie, und drei Jahre später in Berlin die Artillerieakademie errichtet. Beide Lehranstalten wurden 1816 zu der „vereinigten Artillerie- und Ingenieurschule“ verbunden, die während der ersten Zeit ihres Bestehens in einem dreijährigen Kursus auch den Zwecken der heutigen Kriegsschulen diente.

Die Generalinspekteure der Artillerie und des Ingenieurkorps bilden zusammen das Kuratorium der jetzt in einem prachtvollen Neubau zu Charlottenburg untergebrachten Vereinigten Artillerie- und Ingenieurschule, ein höherer Artillerist oder Ingenieuroffizier fungiert als Inspekteur, und unter ihm führt ein Stabsoffizier, gleichfalls Artillerist oder Ingenieur, die Direktion. Sämtliche Offizieraspiranten der Artillerie und des Ingenieurkorps werden, wenn sie nach erfolgreichem Besuche einer Kriegsschule zum Offizier gewählt sind, zunächst zu „außeretatsmäßigen Sekondeleutnants“ ernannt, und müssen noch ein Berufsexamen ablegen, um zu etatsmäßigen Offizieren ihrer Waffe aufzurücken. Dazu ist der Besuch der vereinigten Artillerie- und Ingenieurschule erforderlich, nachdem der Artillerist wenigstens zwei Jahre, der Ingenieur ein Jahr praktischen Dienst bei der Truppe gethan hat. Der untere Cötus für Artillerieoffiziere hat eine Dauer von zehn und einem halben Monat. Außerdem besteht eine Selekta für höchstens dreißig Offiziere dieser Waffe, welche ihre Ausbildung in den höheren technischen Fächern während neun Monaten fördern wollen. Dem untern Cötus für Ingenieuroffiziere im ersten folgt der obere im zweiten Schuljahre. Die Lehrgegenstände erstrecken sich für die Offiziere beider Waffen über Kriegswissenschaft im allgemeinen, Taktik, Artillerie- und Ingenieurwissenschaft, Kriegsgeschichte, Zeichnen, neue Sprachen, Mathematik, Physik, Chemie, und dehnen sich auch auf praktische Übungen aus, auf Besichtigungen von militärischen Etablissements und Aufnahmen. Die Ingenieure treiben außerdem Wasserbau, Fortifikations- und architektonisches Zeichnen.

Gemeinschaftlich besitzen die Feld- und die Fußartillerie außerdem noch die Artillerieschießschule und die Oberfeuerwerkerschule.

Die erstere wurde 1867 in Berlin gegründet, um Schießlehrer für das neue Geschützmaterial heranzubilden. Sie ist zusammengesetzt aus dem Stamm, welcher einen Stabsoffizier als Direktor und das Lehrerpersonal umschließt, der Lehrbatterie und der Lehrkompanie, zu deren beider Jahreskursen die Regimenter

Offiziere und Unteroffiziere als Schüler entsenden. Die Artillerieschießschule untersteht der Artillerieprüfungskommission, einer aus Offizieren der Waffe zusammengesetzten Behörde, die alle das Artilleriematerial und dessen Verwendung betreffende Fragen gutachtlich zu prüfen und die erforderlichen Versuche in dieser Richtung vorzunehmen bestimmt ist und zu dem Zwecke über eine besondre Versuchsabteilung verfügt.

Die Oberfeuerwerkerschule unter Leitung eines Stabsoffiziers als Direktor will die 240 Schüler, die ihre Befähigung in den Regimentsschulen dargethan haben, und mindestens zwei Jahre dienen, zu Feuerwerkern heranbilden und hat außerdem die Berufsprüfung zum Oberfeuerwerker und zum Feuerwerksleutnant abzuhalten. Die Lehrzeit erstreckt sich über etwa zwanzig Monate, und zerfällt in den sechs- bis achtwöchentlichen vorbereitenden Laborierkursus und den theoretischen Unterricht, der wieder durch viermonatliche Übungen im Laborieren, im Untersuchen von Geschützrohren, im Pulverprobieren und in der Terrainaufnahme unterbrochen wird. Das aus der Oberfeuerwerkerschule hervorgehende Feuerwerkspersonal ist zur Anfertigung und Verwaltung der Munition, wie zu allen auf diese letztere bezüglichen praktischen und theoretischen Arbeiten in den Laboratorien wie bei der Truppe bestimmt.





Die Feldartillerie.

Jede der drei Truppengattungen, welche vorzugsweise bestimmt sind, im Schlachtenkonzert sich gegenseitig zu unterstützen, besitzt ihre besondern, aus Organisation und Bewaffnung hervorgehenden Eigentümlichkeiten. Von der Infanterie und Kavallerie, bei welchen jeder einzelne Kämpfer sein Feuerrohr oder die blanke Waffe führt, unterscheidet sich die Artillerie vor allen Dingen dadurch, daß eine unbehilfliche und schwere Maschine das eigentliche Kampfmittel bildet, das erst durch die Zuhilfenahme von Pferden beweglich gemacht wird und durch mehrere Menschen bedient werden muß, um in Wirksamkeit zu treten.

Die Artillerie gefürchtet ist,
Dieweil sie mit Kanonen schießt.

Eine Kompanie setzt sich aus einer gewissen Anzahl von Soldaten oder Gewehren, die Eskadron aus so und so viel Pferden oder Säbeln zusammen. Die kleinste taktische Einheit der Feldartillerie, die Batterie, rechnet nach Geschützen. Für den Krieg werden in der Regel sechs bis acht Kanonen zu einer Batterie vereinigt; die deutsche Feldbatterie besitzt im Frieden vier bespannte Geschütze. Nur einzelne reitende Batterien stehen fortwährend auf dem Kriegsetat von sechs bespannten Geschützen. Wenn aber auch die Zahl der zu einer Batterie verschmolzenen Kanonen an und für sich gering ist, so ist die Arbeit des mit ihrer Führung betrauten Chefs doch nicht geringer, oder sein Wirkungskreis weniger umfangreich, wie bei den Kameraden der andern Waffen. Im Gegenteil, seine

Obliegenheiten vervielfältigen sich durch die Beaufsichtigung des umfangreichen toten Materials, zu dem außer den Kanonen noch das Fuhrwerk für den regelmäßigen Nachschub der Munition zählt, durch die Pferde, welche zum Ziehen und Reiten zu gewöhnen sind, durch die nach verschiedenen Richtungen sich erstreckende Ausbildung der Mannschaften. Diese müssen wie bei den andern Truppen zu Soldaten erzogen werden, wozu als Mittel für die bessere Disziplinierung vor allem das Fußexerzieren dient, müssen das Geschützexerzieren lernen und dazu in den Funktionen der sämtlichen verschiedenen Nummern geübt werden, erhalten Reitunterricht und Unterweisung im Fahren. Zunächst wird der Fahrer durch die Übung mit gepaarten Pferden an die Führung zweier Tiere gewöhnt, dann der gleichmäßige Zug auf gerader Linie erlernt. Hierauf folgen Wendungen und Volten, das Aufmarschieren und Abschwenken und endlich das „Bespannt-Exerzieren", wobei Bespannung und Bedienung beim Geschütz vereinigt sind. Zahlreiche Handhabungs- und Herstellungsarbeiten, das Aus- und Einlegen der Kanonenrohre, das Fortschaffen von Fahrzeugen in besondern Fällen, Arbeiten, die sich auf den augenblicklichen Ersatz schadhaft gewordener Teile beziehen, die Anfertigung der Munition, die Herstellung von Geschützeinschnitten und Protzdeckungen wollen erlernt und geübt sein. In der Regimentsschule werden befähigte Leute zu Unteroffizieren ausgebildet und zur Oberfeuerwerkerschule vorbereitet.

Ein Bruchteil der Feldartillerie ist als reitende Artillerie organisiert und damit die größtmögliche Beweglichkeit und Schnelligkeit erzielt. Bei der Feldartillerie im allgemeinen sind nur die Offiziere, Trompeter, Unteroffiziere und die Fahrer beritten, die reitende Artillerie setzt auch sämtliche Bedienungsmannschaften zu Pferde. Das etwas geringere Kaliber und die fortfallende Belastung durch die Bedienungskanoniere erleichtern das Geschütz der reitenden Artillerie immerhin um zwölf Zentner, das ist von achtundvierzig auf sechsunddreißig Zentner.

Die Mannschaften der Feldartillerie sind lediglich zur eignen Verteidigung mit einem Faschinenmesser bewaffnet; die Berittenen führen neben dem Säbel auch einen Revolver. Durch einen überraschenden Reiterangriff oder durch die wohlgezielten Kugeln weniger im Versteck liegender Infanteristen kann die gesamte Mannschaft einer Batterie niedergesäbelt oder erschossen werden, ohne selbst erhebliches dagegen unternehmen zu können. Mit dem Eintritt einer solchen Katastrophe sind aber nicht allein zahlreiche Menschenleben verloren, sondern die ganze Truppe ist in ihrer Wirksamkeit vernichtet. Um sie vor derartigen mißlichen Zufällen zu schützen, wird der Artillerie deshalb beim Eintritt in das Feuergefecht eine sogenannte Partikularbedeckung von seiten der andern Waffen zugeteilt. Im scharfen feindlichen Feuer verliert die Artillerie nichts desto weniger viele Leute, ja es kann vorkommen, daß der Feind in die Batterie eindringt, wenn auch die wenigen übriggebliebenen Mannschaften bis zum letzten Augenblicke mit todesmutiger Aufopferung ihren Dienst versehen haben. Dann hat er wohl die Siegeszeichen gewonnen, und der Verlust drückt schwer genug, aber die Truppe trifft kein Vorwurf. Sie hat in solchem Falle mit Ehren gekämpft und ist trotz der Wegnahme der Geschütze in Ehren untergegangen.

Drei oder vier Batterien schließen zur Abteilung zusammen, die von einem Stabsoffizier kommandiert wird. Zwei oder drei Abteilungen bilden ein Regiment, zwei Regimenter eine Brigade, mehrere Brigaden eine Inspektion. Die vier Feldartillerieinspektionen der preußischen Armee endlich erkennen in der Generalinspektion der Artillerie die höchste vorgesetzte Behörde.

Im allgemeinen ist jedem einzelnen Armeekorps schon im Frieden eine Feldartilleriebrigade zugeteilt, die aber erst im Mobilmachungsfalle vollständig unter die Befehle des ersteren tritt. Die beiden Regimenter der Brigade sind verschieden organisiert und sollen auch im Felde verschiedene Verwendung finden. Das eine besteht nämlich aus zwei Abteilungen zu je vier Batterien, und jede Abteilung tritt bei Ausbruch des Krieges unter den unmittelbaren Befehl einer der beiden Divisionen des Korps. Man nennt dieses Regiment deshalb häufig schon im Frieden das Divisionsregiment.

Das andre Feldartillerieregiment, der Nummer nach gewöhnlich das erstere, zerfällt im allgemeinen in drei Abteilungen, davon eine reitende, zu je drei Batterien. Von der reitenden Artillerie werden einzelne Abteilungen oder Batterien den Kavalleriedivisionen überwiesen, die Feldbatterien aber und die übrig bleibenden reitenden bilden die Korpsartillerie, über welche dem kommandierenden General die alleinige Verfügung zusteht. Den reitenden Batterien des Korpsregiments gewährt ihre Minderbelastung die Möglichkeit, mit besondrer Schnelligkeit aus der Reservestellung auf einen bedrohten Punkt des Schlachtfeldes zu eilen, wie den weitausholenden, raschen Operationen der Reiterei zu folgen.

Im ganzen verfügt die preußische Armee mit Einschluß der ihr eng verbundenen Kontingente über zwei Garderegimenter und siebenundzwanzig Feldartillerieregimenter der Linie, welche die Nummern 1—11, 14—27, 30 und 31 führen, oder mit Einschluß einer Lehrbatterie über 259 Batterien, darunter achtunddreißig reitende, mit insgesamt 1142 bespannten Geschützen. Die Kopfstärke der Feldartillerie im Frieden beträgt 1411 Offiziere und 27363 Mann.

Die deutsche Artillerie, welche im letzten Kriege durch ihre Kühnheit, Beweglichkeit, ihre Treffsicherheit und die vernichtende Wirkung ihrer Geschosse schon so ruhmreiche Erfolge aufzuweisen hatte, ist nichtsdestoweniger mit rastlosem Eifer bestrebt, noch Höheres und Besseres zu leisten. Aus den Reihen der Waffe selbst heraus wird oft genug die Ansicht laut, daß man während des Feldzuges in Frankreich erst angefangen habe, seine Geschütze kriegsmäßig gebrauchen zu lernen. Seit jener Zeit sind verbesserte Geschütze eingeführt und, was das wesentlichste ist, bedeutende Fortschritte auf dem Gebiete der Schießkunst erzielt. Die Feuerwirkung ist dabei eine so ungeheure geworden, daß keine Truppe der Welt in einem gezielten Feuer auszuhalten vermöchte. Da man nun auch beim Gegner ein gleiches vernichtendes Feuer voraussetzen muß, so ist das Bestreben sämtlicher Truppen, auch der deutschen Artillerie dahin gerichtet, überraschend aufzutreten, um vorher vom Feinde gar nicht bemerkt zu werden, oder doch eher mit dem Einschießen fertig zu werden als dieser. Denn die Batterie, welche schon während des Einschießens Verluste erleidet, ist verloren, sie nützt nur noch insoweit, als sie das feindliche Feuer auf sich lenkt und dadurch andre Truppen frei macht.

Es ist natürlich sehr schwer, diese Wirkung der Artillerie auf dem Manöverfelde richtig zu beurteilen, um so schwieriger, als im französischen Kriege die deutsche Artillerie der feindlichen unendlich überlegen war und ihrerseits also noch nicht in der Lage gewesen ist, selbst ein derartig überwältigendes Feuer auszuhalten, wie die Zahl und die Art der Geschütze in einem folgenden Kriege es über sie ausschütten muß. Dennoch kann und muß man sich, gestützt auf frühere kriegerische Erfahrungen und sorgsame Beobachtung im Frieden ein einigermaßen zutreffendes Bild entwerfen von der Waffenwirkung der modernen Artillerie. Damit der Leser sieht, was unsre Artillerie denn „eigentlich kann", fügen wir ein solches auch an dieser Stelle ein und entnehmen dasselbe einem jüngst erschienenen Buche: Über die Führung der Artillerie im Manöver und Gefecht, mit den eignen Worten des unbekannten Verfassers:

Eine jede Batterie vermag heute in dem Zeitraume einer Viertelstunde:

1) bis 4000 Meter jede Marschkolonne oder Rendezvousformation von mindestens der Stärke eines Regiments zum Aufmarsche bezw. Stellungswechsel zu nötigen;

2) bis auf 3000 Meter jede Marschkolonne oder Bataillonskolonne zur Entwickelung zu zwingen;

3) bis auf 2000 Meter jeden feststehenden Gegner von nicht über 150 Fuß Frontbreite kampfunfähig zu machen;

4) jede von 2000 Meter bis 1000 Meter avancierende Infanterie von nicht über 150 Fuß Frontbreite auf dieser Strecke zum Stehen zu bringen;

5) bis 1000 Meter auch das kleinste Ziel zu vernichten. Und zwar wird sich das Feuer auf dieser Entfernung — und auch auf einige hundert Meter weiter — gleich nach den ersten Schüssen derartig ausdrucksvoll zeigen, daß von dem beschossenen Flecke aus kein Infanterist mehr einen gezielten Schuß abgibt.

Als Schlüsse hieraus ergeben sich dann hauptsächlich die folgenden:

1) Artillerie gegen Artillerie kämpft heutzutage bis 2000 Meter duellartig. Eine Entscheidung ist in kurzer Zeit zu erwarten. Der Kampf über 2000 Meter wird sich verlustreich gestalten, aber nicht zur gänzlichen Kampfunfähigkeit des Gegners führen.

2) In offenem Terrain vermag Infanterie nicht unter dem Zielfeuer einer noch unbekämpften Artillerie von 2000 Meter bis 1000 Meter Terrain zu gewinnen. Ein Haltenbleiben, ohne im Terrain Deckung zu finden, ist ihr selbst auf 2000 Meter nicht möglich. Erst von 1000 Meter ab kämpft Artillerie gegen Infanterie um Sein oder Nichtsein.



Gefechtsschießen in Shrapnelhausen.

In Shrapnelhausen.

Auf eintönig staubiger Landstraße rollt langsam das einspännige Gefährt dahin. Der liebenswürdige Künstler, mein Nachbar auf dem harten Polster des vorweltlichen Vehikels, hat sich mit mir verständigt, um in gegenseitiger Ergänzung mit Griffel und Feder, in Bild und Wort eine Darstellung von dem Leben und Treiben auf deutschen Artillerieschießplätzen vor den Augen der freundlichen Leser zu entrollen und gemeinsam streben wir nun dem Barackenlager zu, welches augenblicklich eine volle Artilleriebrigade zu Fahr- und Schießübungen innerhalb seines Rayons vereinigt. Wir haben in Erfahrung gebracht, daß am heutigen Tage das fleißige Einerlei, wie des „Dienstes ewig gleichgestellte Uhr“ es mit sich bringt, durch die Besichtigung der Truppen seitens des höchsten artilleristischen Chefs eine besonders anregende Unterbrechung erfahren wird, und da der Soldat stets früh, bei solchen Gelegenheiten aber besonders zeitig aufzustehen pflegt, sind wir schon vor Tagesanbruch unterwegs, um ja nichts von dem in Aussicht stehenden militärischen Schauspiel zu versäumen. Menschen und Tiere, wie der ganze Habitus einer kleinen deutschen Garnisonstadt, tragen unverkennbar den Stempel einer gewissen Affinität zu derjenigen Truppengattung, welche der Ort beherbergt. So stellt der edle alte Klepper, welcher uns unserm Ziele zuführt, auch ohne das verräterische „A 3“ auf dem Hinterschenkel dem Kenner sich ohne weiteres als ein ausrangiertes königliches Dienstpferd vor, und auch der zutrauliche Rosselenker entpuppt sich sehr bald als „alter Kanonier“ von echtem Schrot und Korn

und fühlt sich gedrungen, statt uns der stillen Beschaulichkeit zu überlassen, wie der prächtige Sommermorgen und die eigenartige Schönheit der märkischen Landschaft sie erweckt, in biederer Gesprächigkeit seine Fahrgäste in die eignen Lebensschicksale einzuweihen, wie er in dem Heimatsstädtchen, wo auch wir genächtigt haben, seine „drei Jahre“ bei der dort liegenden fünften Batterie „abgedient“ hat und nur bedauert, aus irgend welchen Gründen, trotzdem daß sein Hauptmann ihn „so sehr gebeten“, nicht haben „dabei“ bleiben zu können. Von ihm erfahren wir denn auch, daß das Barackenlager ursprünglich für die französischen Kriegsgefangenen erbaut ist, daß ihrer sechzig bis siebzig dort ihr Grab gefunden haben, und daß diesen fern von der Heimat gestorbenen Soldaten ein Erinnerungszeichen geweiht ist. Auch dem Andenken der in den letzten drei Kriegen gefallenen Offiziere und Mannschaften der dritten Feldartilleriebrigade ist ein ehrendes Denkmal gesetzt.

Die Landstraße ist noch völlig öde und menschenleer, und auch in dem Gasthof „Zur Granate“, den richtige Spekulation unmittelbar neben dem Lager errichtet hat, ja selbst in der Bäckerei, welche die Krieger aller Chargen mit der frischen Semmel zum Morgenkaffee versorgt, scheint der neue Tag noch nicht angebrochen, dagegen herrscht innerhalb des hohen hölzernen Thores, des „Kaiserthores“, welches die Bezeichnung „Barackenlager“ trägt, trotz der frühen Morgenstunde bereits reges Leben. Das Kaiserthor ist auch mit dem Wahrzeichen der nahegelegenen märkischen Garnisonstadt geschmückt, der an dem altertümlichen Thorbogen, dem letzten Reste der frühere Wehrhaftigkeit bekundenden Stadtmauer, angebrachten gewaltigen Holzkeule, welche mit eisernen Nägeln reichlich bespickt ist, doch hat Soldatenwitz den mit seltsam verschnörkelten Buchstaben, wie unsre Vorväter sie gebrauchten, am Stadtthore zu jedermanns Nachachtung und Ergötzen angebrachten Spruch

> Wer seinen Kindern gibt das Brot
> Und leidet nachher selber Not,
> Den schlägt man mit der Keule tot

hier umgesetzt in:

> Wer in der Garnison lebt flott,
> Und auf dem Schießplatz leidet Not,
> Den schlagt mit dieser Keule tot.

Nachdem der im „Zentralgebäude“ wohnende „Lagerkommandant“, ein zu solchem Dienste befehligter Stabsoffizier, welcher nach Art des Stadtkommandanten für Ruhe und Ordnung innerhalb des Lagers sorgt, und alle Anordnungen trifft, die sich nicht auf den innern Dienst der einzelnen Truppenabteilungen beziehen, in liebenswürdigster Weise die Erlaubnis zum Eintritt gegeben, befinden wir uns inmitten des bunten Treibens einer militärischen Kolonie.

In gerader Linie zieht sich längs eines mit kräftig heranwachsenden Bäumen bestandenen Parkes, der dem ganzen Lager den Stempel eines angenehm heiteren Landaufenthalts aufdrückt, die „Kaiserstraße“ dahin. Niedrige, langgestreckte, aus rotem Backstein aufgeführte Gebäude gewähren Offizieren und Mannschaften einfache, schmucklose, aber gesunde Unterkunft, während die aus gleichem Material

hergestellten Stallbaracken in paralleler Fluchtlinie mit den Wohngebäuden, etwa dreißig Schritt von ihnen entfernt, fortlaufen. Eine zweite ähnliche Straße und eine Anzahl andrer Gebäude, Arbeitsschuppen und dergleichen, vervollständigen das Lager, welches augenblicklich genügenden Unterkunftsraum für fünfzehn Batterien mit ihrem Friedensstande von je fünfundvierzig Pferden bietet, aber zur Aufnahme sämtlicher siebzehn Batterien einer Brigade erweitert werden soll. Auch die höheren Offiziere bis zum Brigadekommandeur einschließlich beziehen während der Übungszeit die ihnen bestimmten Räume innerhalb des Lagers und selbst die Höchstkommandierenden finden für die kurze Zeit ihres Aufenthalts ein für sie reserviertes stilles und bescheidenes Heim. Darauf lassen die bekannten beiden Schilderhäuschen vor der Eingangsthüre des kleinen Hauses schließen. Zwei Posten bekunden die Anwesenheit des Generalinspekteurs.

Kürzlich ist befohlen worden, daß die Generalstabsoffiziere des Generalkommandos und der Divisionen im ersten Jahre ihres Kommandos den Artillerieschießplatz während der Schießübungen auf zwei Tage besuchen sollen. Das ist eine wichtige Maßregel, die den künftigen Truppenführern Gelegenheit bietet, die Waffe kennen zu lernen, die sie dereinst im Kriege verwenden sollen, um so wichtiger, als die Artillerie ja im Frieden eine Sonderstellung einnimmt, und ihre künftigen Befehlshaber gar keinen Einfluß auf ihre Ausbildung haben.

In dem Bestreben, auf dem Schlachtfelde stets größere Mengen Artillerie, wenigstens eine Abteilung von drei oder vier Batterien, unter demselben Kommando zu vereinigen, einem Bestreben, welches in ganz gerechtfertigter Weise auf den kriegerischen Erfolgen basiert, wie sie das auf einen Punkt gerichtete überwältigende Feuer stets im Gefolge hat, und mit der gesteigerten Trefffähigkeit der neueren Geschütze auf weite Distanzen, bedarf die Artillerie zu ihrer Friedensausbildung immer ausgedehnterer Übungsfelder zum Scheibenschießen wie zum exakten Evolutionieren in größeren Verbänden. Da unbebaute Strecken von den wünschenswerten Dimensionen nicht in der Nähe sämtlicher Artilleriegarnisonen sich vorfinden, so hat die Kriegsverwaltung in verschiedenen Provinzen unsres Vaterlandes Ödländereien angekauft, und vereinigt in den dort errichteten Barackenlagern die Truppen regimenter- oder brigadenweise auf vier Wochen zu jährlichen Übungen. Diese bilden gewissermaßen den Abschluß der rein artilleristisch-technischen Ausbildung der Truppe, welche nach Beendigung derselben an den größeren Herbstübungen der Armee teilnimmt. Derartige größere Etablissements bestehen zur Zeit bei Jüterbog, bei Falkenberg in Schlesien, auf der Lockstedter Heide in Holstein, bei Griesheim im Bereiche des 11. Armeekorps, bei Berlin, Wesel, Wahn, Königsberg, Glogau und Hagenau. Das sächsische Korps besitzt ein Barackenlager bei Zeithayn und die bayrische Artillerie übt auf dem Lechfelde bei Augsburg.

Der Schießplatz bei Jüterbog umfaßt bei 3500 Meter Länge und 1200 Meter durchschnittlicher Breite ein Areal von 1200 Morgen. Wie die meisten unsrer Exerzierplätze ist er sanft wellig, so daß er dem Auge wie eine völlige Ebene erscheint. Doch können sich in den einzelnen Terrainfalten ganze Divisionen verbergen.

Wie nach bewährtem preußischen Prinzip die kriegerischen Erfolge sich aus der strengsten und gewissenhaftesten Beachtung einer Summe militärischer, formaler Exerzitien und Funktionen aufbauen, unter denen manche von vornherein unbedeutend oder gar unwichtig scheinen mögen, so bildet das präzise und exakte Fahren ein Grundelement der artilleristischen Ausbildung. Hier, wie überall, wo Eifer und Pflichttreue ein richtiges Erkennen unterstützen, werden denn auch vortreffliche Resultate erzielt und es gewährt in der That einen imposanten Anblick, wenn die aus mehr als dreißig Geschützen bestehende langgestreckte Kolonne sich im ausgiebigen Trabe durch schwieriges und ungleichmäßiges Terrain ohne „Stocken“ und „Abreißen“ wie eine Schraube fortbewegt oder wenn die Linie nach rascher Entwickelung genau gerichtet im Galopp vorwärts stürmt und auch ein noch so kritisches Auge kein Geschütz „flattern“ sieht. Den höchsten Triumph aber feiert die Fahrkunst, wenn auf das schmetternde Signal oder Kommando, welches aller Herzen höher schlagen macht: „Im Avancieren — protzt ab!“ jedes Geschütz im schnellsten Rosseslaufe in die bezeichnete Stellung einrückt, um nach fünfzig Sekunden schon den ersten Schuß abzugeben. Auf den Hinterhacken parieren die Stangenpferde wie vom Blitz getroffen, und während die Bedienungsmannschaften das Geschütz abhängen und seinen ehernen Mund dem Feinde zuwenden, schwenken die sechs Pferde mit der Protze fast um sich selbst und im kleinsten denkbaren Bogen geht es zurück, so daß die Protze in haarscharfer Richtung hinter ihrem Geschütz wie angenagelt steht. Der „Fahrer“ der Artillerie ist nicht nur eine wichtige Persönlichkeit für sein Geschütz, sondern hat auch vielleicht den schwersten Dienst in der Armee, und wie „an der Stange“ von seiner Kraft und Geschicklichkeit gar manches abhängt, so arbeitet er mit den „Vorderpferden“ im unebenen Terrain sich mit wahrer Todesverachtung durch dick und dünn, über Gräben und Hindernisse. Ein besonders lebendiges Bild bietet die reitende Artillerie mit den berittenen Bedienungsmannschaften.

Vor den Baracken sind die Mannschaften zum Appell angetreten. Ein Signal ertönt. Alles stiebt auseinander, und nach kaum vier Minuten zieht das erste vollständig aufgeschirrte Gespann aus dem Stall, nach fünf und einer halben Minute trabt die erste Batterie mit aufgesessenen Mannschaften vor, und nach abermals einer Minute sind sämtliche Batterien der Abteilung gefechtsbereit.

Neben den Fahr- und Exerzierübungen bleibt nun aber das kriegsmäßige Schießen die Hauptaufgabe für den Aufenthalt der Regimenter im Barackenlager. Die deutschen Geschütze, von denen das der Feldartillerie ein Kaliber von 8,8 Zentimeter, das der reitenden Artillerie ein solches von 7,85 Zentimeter besitzt, sind im stande, ihre Geschosse bis auf eine Distanz von 7000 bezw. 6800 Meter zu schleudern, ja vor einiger Zeit wußten die Tagesblätter sogar von einem Falle zu berichten, in welchem eine Granate mehr als 9000 Meter weit über die Grenzen des Schießplatzes hinaus geflogen war, das Dach eines Stalles durchschlagen und sich, glücklicherweise ohne zu krepieren, inmitten einer zahlreichen Ferkelfamilie gebettet hatte. Die Truppe schießt aber nur unter ganz besonderen Umständen auf solche Entfernungen, die ja nie ein genaues Zielen erlauben, schon

aus dem Grunde, weil zur Erreichung der nötigen Elevation von 45° der Lafettenschwanz eingegraben werden muß, vor allen Dingen aber, weil der offensive Geist unsrer Artillerie sie nahe an den Feind herantreibt, um aus guter Schußweite möglichst lange Zeit wirken zu können. Die beste Distanz unsrer Feldartillerie ist 1500 bis 2000 Meter.

Die Schießübungen finden stets nach untergelegter, taktischer Idee statt. Die feuernde Abteilung, sei es Batterie, Abteilung oder Regiment, erhält unter Zugrundelegung bestimmter kriegerischer Verhältnisse einen Auftrag, wählt demgemäß ihre Aufstellung und eröffnet ihr Feuer gegen die ihr bezeichneten Ziele, deren Entfernung selbstverständlich unbekannt ist. Die Artillerie unterscheidet nahe Ziele, welche bis zu 1000 Meter entfernt sind und mittlere bei einer Distanz bis zu 2000 Meter, während die Entfernung über diese Grenze hinaus als weite bezeichnet wird. Zum Einschießen auf ein Ziel mittels der sogenannten „Gabelung“ wirft die Batterie erst eine Granate entschieden zu kurz, und dann eine zweite möglichst über das Ziel hinaus. Durch Halbierung der beiden Distanzen lernt man dann bald die richtige Entfernung kennen. Oft aber muß der Offizier zu allerlei Hilfszielen nach vorwärts oder rückwärts greifen, wenn der vorgelagerte Pulverdampf oder ein ganz verdeckt liegendes Ziel den Punkt nicht erkennen lassen, wo die diesseitigen Geschosse einschlagen.

Von großer Mannigfaltigkeit sind die künstlichen Ziele, wie sie auf den Schießplätzen gebräuchlich. Ganze Batterien, offen oder hinter deckenden Erdwällen aufgestellt, werden mittels alter Geschützräder und übergelegter Holzstücke, Schützenzüge in ähnlicher Weise, wie bei der Infanterie durch Leinwandscheiben dargestellt und anrückende Kolonnen durch derartige Infanteriescheiben zur Anschauung gebracht, welche sich in bestimmten Abständen folgen. Eine sinnreiche Vorrichtung verbirgt diese letzteren dem Auge bis zu dem Augenblicke, wo das Eintreten der Abteilungen in das Gefecht angenommen wird, und nun bewegen sie sich langsam aber stetig auf Wellblechschlitten vorwärts, getrieben durch ein mit vier Pferden bespanntes Göpelwerk, mit dem die Verbindung durch eine weitreichende Drahtseiltransmission hergestellt ist. Offiziere und Mannschaften, in mit Wellblech eingedeckten Sicherheitsständen untergebracht, haben den Auftrag, während des Schießens Beobachtungen über die Wirkungen des Feuers anzustellen und auch nach demselben die Resultate bei den einzelnen Scheiben genau zu verzeichnen. Um die ganze Übung aber immer kriegsmäßiger zu gestalten, sind vor den Zielen Kanonenschläge und andere kleinere Feuerwerkskörper niedergelegt, welche von den Sicherheitsständen aus entzündet werden und so feindliches Feuer mit seiner Überraschung und dem hindernden Einfluß auf das Erkennen der eignen Feuerwirkung markieren.

Plötzlich richtet zum überraschenden Schrecken des ahnungslosen Zuschauers eine frisch auffahrende Batterie ihr Granatfeuer auf den schmucken, hellgestrichenen Turm eines freundlich an der Grenze des Platzes gelegenen Dörfchens, der schon während der Fahrübungen mehrfach als point de vue gedient hat, und von dort steigt gleich darauf der Rauch des Antwort gebenden Kanonenschlages auf. Damit ist das Mißverständnis gelöst. Wir haben es mit einer Attrappe zu thun, wie

sie Potemkin seiner kaiserlichen Gebieterin auf jener vielberedeten Reise in die Krim öfter vor Augen geführt haben soll. Zieldorf, wie der offizielle Titel des Dörfchens lautet, Shrapnelhausen oder Granatenheim, wie der Lagerwitz den schmucken Ort benennt, ist unbewohnt und lediglich aus Holz, aber unter Berücksichtigung von Perspektive und Licht so geschickt aufgebaut, daß vom Standpunkte der Geschütze aus auch ein scharfes Glas die Täuschung nicht zu erkennen vermag. Seine tägliche Zerstörung indes verursacht dem Offizier, welcher dazu kommandiert ist, mit Hilfe eines starken Kommandos die Scheiben für den folgenden Tag wieder in stand zu setzen — eine Arbeit, welche übrigens oft den vollen Tag bis in die Abendstunden hinein in Anspruch nimmt — in dem Bestreben, die Schäden wieder völlig zu verdecken, so viel Mühe und Ärger, daß die gutmütige Bosheit der Kameraden ihn neckend zum Ortsschulzen und Standesbeamten von Shrapnelhausen ernannt hat.

Im Artilleriekampfe hat der kommandierende Offizier nächst der Feststellung der Entfernung, auf welche er zu feuern hat, sich über die Art des Geschosses schlüssig zu machen, welches er anwenden, beziehungsweise unter veränderten Verhältnissen wechseln will. Wie die Granate im Aufschlage krepiert und ihre Sprengstücke besonders gegen kompakte und feste Ziele sich eignen, so übt der Shrapnel, dessen Zeitzünder ihn in der Luft entladet, so daß er die Ladung kleiner Kugeln mit den Sprengstücken noch im Vorwärtsschleudern weit umherstreut, die beste Wirkung mehreren getrennten Zielen, etwa einer Infanterieschützenlinie gegenüber, und die Kartätsche, am Geschütz selbst in nächster Nähe der Bedienungsmannschaften verwahrt, wird gegen einen feindlichen überraschenden Angriff in Bereitschaft gehalten und soll aus nächster Nähe, 200 bis höchstens 400 Meter, Tod und Verderben säen.

Selbstverständlich werden während der Schießübungen die umfassendsten Vorsichtsmaßregeln getroffen. Ein Offizier umgibt den Platz mit einer Kette von Sicherheitsposten, welche an gewissen, vorher bestimmten Punkten aufgestellt werden und hißt, indem er zugleich dem ältesten Offizier auf dem Platze bezügliche Meldung macht, auf dem weithin sichtbaren Wasserturme, welcher die das Lager mit diesem notwendigsten aller Erfordernisse versehene Wasserleitung birgt, eine rote Fahne auf. Mit diesem Zeichen entfalten auch die Sicherheitsstände, wie die einzelnen Batterien Flaggen und nun erst kann das Feuer beginnen, welches sofort auf der ganzen Linie verstummen muß, wenn aus irgend welchem Grunde eine dieser Flaggen sich senkt. Aufklärung wird dann durch Telegraph und Telephon gegeben, welche die Sicherheitsstände unter einander und mit den schießenden Batterien verbinden.

Die genaue Befolgung dieser Vorschrift hat dahin geführt, daß Unglücksfälle durch die feuernden Batterien auf den deutschen Schießplätzen so gut wie unbekannt sind. Lesen wir ab und zu in den Zeitungen dennoch von der Verletzung einzelner Personen, so ist die Ursache fast immer auf eigne Unvorsichtigkeit zurückzuführen. Dagegen mögen manche ergötzliche Szenen durch die telephonische Unterhaltung entstehen. So erfolgte einst auf die wiederholte Anfrage des den Apparat bedienenden Unteroffiziers, aus welchem Grunde die Fahne bei der

Scheibe gesenkt worden sei, keine Antwort, bis endlich der ungeduldige Regimentskommandeur mit dem ärgerlichen: „Sie verstehen das nicht, ich werde selbst einmal anfragen," an das Rohr trat, um sich mit erhobener Stimme nach der Ursache der Störung zu erkundigen. Sofort tönte es vernehmlich zurück: „So schrei doch nicht so, du —", und nun folgte eine für den gleichgestellten Kameraden bestimmte, höchst unparlamentarische Liebesbezeichnung.

„Bitte, treten Sie zurück, meine Herren," begnügte der lächelnde Oberst sich zu den Umstehenden zu sagen, aber einem unverbürgten Gerüchte zufolge soll er doch nicht wieder unbedachtsamerweise das Telephon selbst benutzt haben.

Nach Beendigung der Übung werden zunächst die Resultate des Feuers auf den verschiedenen Scheiben und Zielen festgestellt. Bei dieser Gelegenheit kann der Laie sich des überwältigenden Eindrucks nicht erwehren, den die ganz zerschossene Batterie hervorbringt, während das von „hinten" gesehene Shrapnelhausen, einem Siebe vergleichbar, mehr humoristisch auf den Beschauer wirkt. Dann aber erscheinen die kommandierten „Kugelsucher" in großer Zahl, um weit ausgedehnt das Terrain hinter den Scheiben nach Art eines Treibjagens abzupatrouillieren. Mit Strenge wird darauf gesehen, daß die Leute nichts, auch keine kleinen Sprengstücke oder Zünder für sich auflesen, dagegen wird das abgelieferte Metall ihnen bezahlt, und namentlich sollen sie mit großer Aufmerksamkeit nach nicht krepierten Granaten, deren Zahl allerdings meist nur gering und stets genau bekannt ist, forschen, welche an dem Trichter, den sie beim Eindringen in das Erdreich bohren, leicht erkennbar sind. Kanoniere übrigens, wie die Landleute, welche in bedeutendem Umfange der Erlaubnis nachkommen, nach der dienstlichen Absuchung des Platzes ihrerseits Sprengstücke einzusammeln und gegen Vergütung an die Truppe zurückzuliefern, wissen durch die wiederholten Verbote und Anweisungen ganz genau, daß sie einen solchen „Blindgänger" unter keinen Umständen berühren dürfen. Der Ort wird vielmehr durch eine kleine Flagge bezeichnet, oder der glückliche Finder legt sich „größerer Sicherheit" wegen selbst in der Nähe des gefährlichen Punktes auf die Erde, um den Feuerwerker zu erwarten, welcher das Geschoß mit Dynamit sprengt. Die Summe, welche hier an Fundgeld alljährlich ausbezahlt wird, muß ganz bedeutend sein, denn jede Batterie verfeuert 270 Granaten und 190 Shrapnels nach der Scheibe, so daß das Gewicht des in den Sommermonaten verschossenen Metalls, Eisen und Blei, zwischen 3000 und 4000 Zentner beträgt.

Hat mit Exerzieren und Schießen der Hauptdienst sein Ende erreicht, so füllen eine Menge andrer Verrichtungen den Rest des Tages für die Mehrzahl der Leute in angespannter Arbeit aus. Pferde und Geschirre wollen gepflegt und geputzt werden, das Geschütz ist gründlich zu reinigen und der Schlosser mit dem Ölkännchen behandelt auf das eingehendste alle Teile des Rohrs mit seinem so einfachen und doch so sinnreichen Verschlußmechanismus. Übungen im Tracieren und Aufwerfen leichter Feldverschanzungen wechseln ab mit dem Ausgraben von Kochlöchern, und während die besten Reiter der Batterie in heißer Glut die jungen Remonten schenkel- und zügelrecht zu machen bestrebt sind, ist das „Vorkommando" derjenigen Brigade, welche später das Lager beziehen wird, in den weitläufigen

Arbeitsschuppen bereits eifrig beschäftigt, die Munition für den starken Verbrauch innerhalb des Übungsmonats herzustellen. Daneben sind, wenn erforderlich, „Heuschreckenkommandos“ bemüht, die grünenden Bäume und Sträucher des Parks von dieser Plage zu säubern, „Raupenkommandos“ liegen ziemlich regelmäßig und mit Erfolg ihrer Aufgabe ob, und die einzelnen Leute der „Erdkommandos“ tragen in kleinen Portionen gute Erde herzu. Solcher regelmäßigen und andauernden Mühewaltung ist es geglückt, mitten im märkischen Sande auf kahler Heide eine schattenspendende, fröhlich emporwachsende Anpflanzung nicht hervorzuzaubern, sondern zu gedeihlicher Entwickelung zu bringen, und wenn mancher Schweißtropfen dabei vergossen sein mag, so ziehen von Jahr zu Jahr die jüngeren Kameraden immer größeren Vorteil aus der prächtigen Anlage. Denn diese dient in ihrer erheblichen Ausdehnung Offizieren wie Mannschaften als angenehmer und kühler Aufenthaltsort, und wie die hübsch und sinnig ausgestatteten Räume des Offizierkasinos abseits vom Getriebe des Lagers ihren ruhigen versteckten Platz unter den Bäumen gefunden haben, und eine „Zur Parole“ betitelte kühle und schattige Laube die befehlsempfangenden Adjutanten und Wachtmeister mit ihren Schreibtaschen zu solch wichtigem Geschäfte zu vereinigen pflegt, so bietet der „Waldkater“ frischen Trunk jedermann, der das schäumende Bier zu würdigen und zu bezahlen weiß. Dort wird nach der Heimkehr vom Dienste von den Offizieren gern der vielbeliebte „Frühschoppen“ genossen, und auch der Kanonier hält nach des Tages Last und Mühe und nach der im Lager besonders reichlich und kräftig verabreichten „Menage“ die Siesta vorzugsweise in der Nähe der fröhlich sprudelnden Bierquelle, dabei die jugendlich kräftigen Glieder im leichten Leinwandanzuge lang im Grase ausstreckend.

Abends wird es in den verschlungenen Laubgängen lebendig; trotz der anstrengenden Arbeit des Tages treibt der urwüchsige Humor der jugendfrischen Soldaten seine Blüten. Manches helle Lachen erschallt, heitere Spiele versammeln auf den offenen Plätzen eine größere oder geringere Zahl von Teilnehmern und an einzelnen feierlichen Tagen übt das „Regimentsexerzieren“ seine nie versiegende Anziehungskraft, bei welchem der Kommandeur auf dem Rücken eines recht breitschultrigen Kameraden die Front herunter galoppiert, Ton- wie Sprechweise besonders bekannter und beliebter Offiziere zu allgemeinem Ergötzen täuschend nachzuahmen weiß, auch mit manchem Donnerwetter um sich wirft und „drei Tage ins Loch“ bei jeder denkbaren Gelegenheit gewiß den fröhlichen Untergebenen zudiktiert.

Nach und nach indes wird es stiller und stiller, einzeln schleichen sich die lustigen Gesellen davon dem einfachen Lager zu und bald nachdem die Retraite verklungen, verlöscht auch das letzte Licht in den Baracken. Die jungen Männer suchen und finden im Schlafe erneute Kraft und Stärkung zu wiederholter Anstrengung und Arbeit im Dienste des Vaterlandes.

Alles atmet Ruhe und Frieden auf dem weiten Platze, der vor kurzer Zeit noch von dem hallenden Kommandoruf und dem Stampfen mutiger Kriegsrosse wiederhallte. Der aus den Wolken brechende Mond spiegelt sich wieder in den hellblinkenden Rohren der Geschütze, wie sie in schöner endloser Reihe und schnur-

gerader Linie zum Geschützpark aufgefahren sind; und einsam wandelt nur am abwärts gelegenen Pulvermagazin der Posten in treuer Wacht auf und nieder. Bald tritt das Regiment den Rückmarsch in die Garnison an und der brave „Achtzehner“ freut sich wohl heute schon in stiller Sehnsucht des glücklichen Tages, an dem ganz Landsberg morgens zusammenströmen wird, um die eng mit dem Leben der kleinen Stadt verbundene Truppe zu begrüßen und abends in trauter Stunde die dralle Hanne, der treue „Schatz“ ihm zum erstenmale den lang entbehrten „Stullen“ reicht, während er mit der Erzählung von den Erlebnissen und Fährlichkeiten seiner ersten großen Manöverfahrt die ganze Familie des Quartierwirts auf der Bank vor dem niedrigen Häuschen um sich versammelt.

Die Fußartillerie.

Die Friedensstärke der preußischen Fußartillerie beträgt 573 Offiziere und 12753 Mannschaften. Wie die Infanterie gliedert sich die Truppe zunächst in Kompanien, diese werden zu Bataillonen und die letzteren im allgemeinen wieder zu Regimentern vereinigt. Im ganzen zählt die Armee mit Einschluß eines Garderegiments elf Regimenter Fußartillerie mit je zwei Bataillonen, und zwei selbständige Fußartilleriebataillone. Die Regimenter der Linie führen die Nummern 1—8, 10 und 11, die Fußbataillone werden mit Nr. 9 und 14 bezeichnet. Nach oben hin findet die Organisation der Fußartillerie ihren Abschluß, indem zwei oder drei Regimenter zu Fußartilleriebrigaden, deren es vier gibt, und diese wieder je zwei zu Fußartillerieinspektionen vereinigt werden, die ebenso wie die Feldartillerie der Generalinspektion der Artillerie unterstehen.

Durchschnittlich befindet sich im Bereiche eines jeden Armeekorps ein Fußartillerieregiment auf die hauptsächlichsten Festungen verteilt.

Alle Maßregeln und Einrichtungen, die sich auf die Verteidigungsfähigkeit und die Kriegsbereitschaft eines festen Platzes beziehen, sind, soweit sie sich auf die Artillerie beziehen, einem besondern Artillerieoffizier vom Platz überwiesen. Der letztere hat in Gemeinschaft mit dem Ingenieuroffizier vom Platz dem Gouverneur oder Kommandanten der Festung Vorschläge zu machen, um die zähe und energische Verteidigung des anvertrauten Platzes vorzubereiten, und ist zugleich Vorsteher des Artilleriedepots. Solche Depots befinden sich in allen Festungen und auch in einigen offenen Städten. Dort werden Waffen und Munition für den Kriegsbedarf des Heeres niedergelegt, und in ihren Laboratorien findet auch die Anfertigung der Munition statt. Zeugoffiziere und Zeugfeldwebel verwalten die vorhandenen Bestände, Feuerwerksoffiziere und Feuerwerker überwachen die Herstellung der Patronen. Vier Artilleriedepotinspektionen zu Posen, Stettin, Köln und Straßburg im Elsaß führen die Oberaufsicht über die in ihrem Verwaltungsbezirke gelegenen Artilleriedepots.

Von den Gebäuden, in denen die verschiedenen Artilleriedepots untergebracht sind, verdient das ehrwürdige und prunkvolle „große Zeughaus“ in Danzig

besondre Beachtung, welches wie die meisten bemerkenswerten Baulichkeiten der alten Stadt aus dem Anfang des siebzehnten Jahrhunderts, aus jener Zeit stammt, zu welcher Danzig einen eignen Freistaat unter polnischer Oberhoheit bildete. Der im Barockstil aufgeführte Ziegelrohbau ist mit schwer ornamentierten steinernen Werkstücken durchsetzt, von den Giebeln herab grüßen Landsknechtsgestalten in reicher Vergoldung, die in den Türmen angebrachten Wendeltreppen bilden eine architektonische Berühmtheit, und die in der hintern Fassade eingemauerten zahlreichen Kanonenkugeln legen Zeugnis ab von den ernsten und schweren Zeiten, denen das Zeughaus getrotzt hat. In den gewölbten großartigen Hallen des Erdgeschosses ist schweres Geschütz und Fuhrwerk aller Art aufgestellt, in den übrigen kolossalen Sälen haben die Gewehre, Pistolen und Revolver, die Lanzen, Degen, Säbel und übrigen Handwaffen Platz gefunden.

Die Fußartillerie ist mit Jägerbüchse und Seitengewehr bewaffnet. Die militärische Erziehung der Leute schließt sich derjenigen der Infanterie an. Die Mannschaften lernen ihr Gewehr handhaben und vor der Scheibe gebrauchen, wenn auch der Natur der Sache nach die sämtlichen Exerzierübungen, das Turnen und Voltigieren nicht in so ausgedehntem Maße betrieben werden, wie beim Fußvolk, da erst die Erlernung einer Menge andrer Fähigkeiten und Fertigkeiten die artilleristische Ausbildung des Mannes vervollständigt.

Das Exerzieren am Geschütz wird um so eifriger und eingehender betrieben, als der Fußartillerist lernen soll, die sämtlichen verschiedenen Festungs- und Belagerungsgeschütze zu bedienen, und mit diesen Übungen geht Hand in Hand als einer der wichtigsten Ausbildungszweige die Unterweisung in den zahlreichen Handhabungs- und Herstellungsarbeiten. Dazu gehört unter anderm die Aufstellung und der Gebrauch der verschiedenen Hebezeuge und andrer Maschinen, mittels deren die schweren Rohre in die richtige Lage gebracht werden, der Transport der Geschütze in die Batterie, ihre Aufstellung daselbst und die vorläufige, augenblickliche Instandsetzung schadhaft gewordener Einzelteile an Rohr oder Lafette. Einen ganz besondern Nachdruck legt die Fußartillerie auf die Übungen im Batteriebau, wobei unter dem Ausdrucke Batterie die Verschanzung zu verstehen ist, in welcher das schwere Geschütz auf sorgsam vorbereiteter Bettung eine Aufstellung findet, die vor den Einwirkungen der feindlichen Geschosse Schutz verleiht, und zugleich das eigne Feuer möglichst verderbenbringend gestaltet. Die geschickte Anfertigung der dazu erforderlichen Materialien an Schanzkörben, Sandsäcken, Faschinen und dergleichen geht dem eigentlichen Batteriebau voraus, der anfangs bei Tage und ganz systematisch, später aber unter erschwerenden Umständen, wie sie in kriegerischen Verhältnissen begründet liegen, ausgeführt wird.

Alljährlich im Herbste finden für die Offiziere und Unteroffiziere ausgedehntere Festungsdienstübungen statt, bei denen zusammenhängende Aufgaben aus dem Belagerungs- und Verteidigungskriege mit Bezug auf eine bestimmte deutsche Festung gestellt, an Ort und Stelle auf dem Papier gelöst und ausführlich erörtert werden. In ähnlicher Weise sollen die regelmäßigen Festungsdienstübungen der Mannschaften diese letzteren mit den Verhältnissen des Festungskrieges, sowohl beim Angriff als der Verteidigung, bekannt machen, und während

derselben kommen alle Arbeiten, als da sind: Herrichtung von Geschützständen, Strecken der Bettungen, Einschneiden von Schießscharten, Bau von bombensichern Räumen zur Aufbewahrung der Munition, von Traversen und gedeckten Ständen, Transport der Geschütze durch Laufgräben u. s. w. zur praktischen Ausführung, so weit dies eben auf den Übungsplätzen und innerhalb der Festungswerke geschehen kann.

Das Geschützschießen nach der Scheibe beginnt mit dem sogenannten Belehrungsschießen der Kompanien, aus dem 9=Zentimeter=Geschütz, das folgende Unterrichtsschießen der Kompanien, welches hauptsächlich den Zweck verfolgt, den Offizieren und Unteroffizieren die richtige Beobachtung der Schüsse und die darauf gegründete sachgemäße Korrektur der Richtung des Geschützes zu lehren, wird mit allen Geschützarten und den verschiedensten Geschossen durchgeführt. In den weiteren Stadien der Schießübung, zu der das gesamte Regiment gleich der Feldartillerie für mehrere Wochen das Barackenlager auf dem Schießplatze bezieht, wird den Kompaniechefs Gelegenheit gegeben, mit einer vorschriftsmäßig besetzten Batterie die eigne Geschicklichkeit darzuthun, während der Kommandeur einzelne Lücken und Ungleichheiten bei der Ausbildung der Kompanien zur Sprache bringt und ausgleicht. Ein nach den Befehlen des besichtigenden Generals abgehaltenes Prüfungsschießen legt Zeugnis ab von dem, was in mühevoller Jahresarbeit gethan und geleistet, gelehrt und gelernt ist.

Nach dem bewährten Grundsatze, welcher allen Friedensübungen kriegerische Verhältnisse in möglichster Naturtreue zu Grunde zu legen gebietet, bedient die Fußartillerie sich für ihre Schießübungen eigenartiger, ihren Sonderzwecken entsprechender Ziele. Da gibt es zunächst ein vollständiges Festungswerk in seinen hauptsächlichsten Formen, ferner Scheiben, welche die verschiedenen Mauerbauten, Reduits und Kaponieren nach Richtung, Lage und Größe zur Darstellung bringen, Zielbatterien und endlich außer Infanterie= und Arbeiterscheiben noch solche, welche die Schutzbauten beim Vordringen des Angreifers, die Erdanlagen der Sappentete veranschaulichen.

Die Werke einer Festung sind erbaut, um dem Verteidiger dahinter Schutz vor der Feuerwirkung des Gegners zu gewähren, und auch der Angreifer sichert sein Fortschreiten durch Verschanzungen, die den direkten Schuß aufhalten. Die Fußartillerie ist deshalb bemüht, sich auch auf Ziele einzuschießen, die, überhaupt dem Auge des Zielenden nicht sichtbar, anfangs nach Richtung und Höhe und auf Grund des Festungsplanes bestimmt werden, wendet dazu zahlreiche Hilfsziele an, und man kann die auf diese Weise erzielten, überraschenden Resultate in der That nicht drastischer, aber auch nicht treffender bezeichnen, als dies in den humoristischen Zeilen geschehen:

Demnach trifft man nicht nur heut'
Das, was sichtbar, meilenweit;
Nein, auch das, was ganz versteckt
Ruiniert man indirekt.
Schließlich wird noch ecrasiert
Das, was gar nicht existiert.

Es ist der höchste Ehrgeiz des Fußartilleristen, auch unter den ungünstigsten Verhältnissen gute Treffresultate zu erzielen, wobei ihm im Vergleich zu den andern Truppen allerdings der Umstand zu Hilfe kommt, daß im allgemeinen die Gegenstände, auf die er das Feuerrohr richtet, unbeweglich sind. Selbst in dunkler Nacht sieht man deshalb auf den Schießplätzen die gewaltigen Geschosse ihre feurige Bahn ziehen und oft genug versammelt der Hauptmann seine Kompanie erst nach Sonnenuntergang, um sie, ganz wie im Felde, auf den vorher rekognoszierten Platz zu führen. Kein lautes Wort wird gehört, flüsternd nur geben die Offiziere ihre Weisungen, flüsternd rufen sich die Mannschaften zu, denn wenn der Feind drinnen in der Festung irgendwo auffallendes Geräusch hört, so richtet er sein Geschütz dorthin und da er alle Entfernungen genau kennt, ist der Batteriebau, wenn nicht ganz gefährdet, doch nur unter schweren Verlusten an Menschenleben ausführbar.

Rasch sind die äußern Umrisse der Batterie bestimmt; fleißige Arme regen sich; einer arbeitet dem andern in die Hand, so will es die militärische Vorschrift und so geschieht es; bald ist der schützende Erdaufwurf vollendet; hurtig werden die Holzbohlen zur Bettung gestreckt, damit die Lafette nicht in den frischaufgeworfenen Boden einsinkt; im Umsehen ist das Geschütz mit Menschenkraft an seinen Platz gebracht, und ein Triumphgeschrei begleitet das scharfe Zischen der ersten Granate, die mitten in der feindlichen Batterie krepiert.

Das Vaterland kennt und würdigt die Verdienste, welche die deutsche Belagerungsartillerie sich vor zahlreichen feindlichen Plätzen erworben hat. Von der unausgesetzten angestrengten Thätigkeit der Mannschaften bei der Geschützbedienung während einer Belagerung macht sich indes der Laie im allgemeinen keine auch nur annähernde Vorstellung. Diese Arbeit, zusammen mit dem ungeheuren Munitionsverbrauche gelangt zur deutlichsten und unmittelbarsten Anschauung durch die Zahl der abgefeuerten Schüsse. Zwei Beispiele mögen die Leistungen der Waffe im französischen Kriege in dieser Beziehung in das rechte Licht stellen. Vom 22. Dezember 1870 bis zum 26. Januar 1871 hat die Artillerie vor Paris 110286 Schuß gethan, und in einem ungefähr gleich langen Zeitabschnitte, vom 23. August bis 27. September, sind 202099 Projektile in das belagerte Straßburg geworfen, darunter 117575 Granaten, 3883 Langgranaten, 25 Kartätschen, 20589 Shrapnells und 60027 Bomben. Außerdem haben die Belagerer in dieser Zeit 192048 Patronen verfeuert, nämlich 131935 aus Infanteriegewehren und Karabinern, 60113 aus Wallbüchsen.



Etwas vom Festungskrieg der Zukunft.

Die Erfahrungen, welche von den deutschen Heeren vor französischen Festungen gesammelt worden sind, haben die Unzulänglichkeit der bisherigen Befestigungen gegenüber den vervielfältigten und verbesserten Streitmitteln der Neuzeit erwiesen. Trotz des Unterliegens der vielfach als uneinnehmbar geltenden feindlichen Plätze hat sich aber auf der andern Seite die Überzeugung siegreich Bahn gebrochen, daß die Wichtigkeit der Festungen für die gesamte Kriegführung sich keineswegs gegen früher vermindert hat, sondern im Gegenteil in hohem Grade gestiegen ist. Diese Anschauungen haben dazu geführt, daß im Laufe des letzten Jahrzehnts von fast allen größern europäischen Staaten gewaltige Anstrengungen zum fortifikatorischen Schutze ihres Gebiets nach wesentlich veränderten leitenden Grundsätzen unternommen worden sind. Dies konnte um so leichter geschehen, als der Krieg selbst hinreichende und deutliche Anhaltspunkte für die verbesserte Gestaltung des Festungsbaues an die Hand gegeben hatte.

Anders verhält es sich in Bezug auf den Festungskrieg, d. h. die Lehre vom Angriff und der Verteidigung von Festungen. Deutsche Festungen sind glücklicherweise nicht in die Lage gekommen, sich eines ungestümen Angreifers entledigen zu müssen, und von den Franzosen haben wir im Grunde nur gelernt,

wie wir es nicht machen sollen. General Prinz Kraft von Hohenlohe-Ingelfingen, der kommandierende Offizier des artilleristischen Angriffs auf die große Lagerfestung von Paris, faßt die kriegerischen Erfahrungen in dieser Richtung in dem Satze zusammen: „daß wir nicht mehr so belagern können, wie wir es früher gelernt haben." Darüber aber, wie es in Zukunft werden soll, gehen Deutsche und Franzosen, gehen Artilleristen und Ingenieure in ihren Anschauungen noch vielfach auseinander.

Das in den folgenden Zeilen entworfene flüchtige Bild von der Art und Weise, wie Angriff und Verteidigung einer Festung sich in Zukunft gestalten dürften, kann zwar der Natur der Sache nach keine bestimmten kriegerischen Begebenheiten als Autorität anrufen, aber es stützt sich auf die aus der Theorie abgeleiteten Grundsätze, wie sie auf der vereinigten Artillerie- und Ingenieurschule zu Berlin gelehrt worden sind, und auf die Ergebnisse, welche Belagerungsübungen im großen Stile geliefert haben. Im großen und ganzen dürfte diese Darstellung trotz der vorhandenen vielfachen Meinungsverschiedenheiten deshalb den thatsächlichen Verhältnissen einigermaßen nahe kommen.

Die moderne Lagerfestung, um deren Belagerung es sich handelt, besteht aus zwei Teilen. Die eigentliche Stadtumwallung ist im wesentlichen gegen die frühere Zeit, in der sie den alleinigen Schutz ausmachte, unverändert geblieben. Der Schwerpunkt der Verteidigung aber liegt in dem weit hinausgerückten Gürtel von einzelnen detaschierten Forts, deren jedes wieder eine kleine Festung für sich bildet.

Der Feind hat eine Schlacht gewonnen und überflutet das offene Land bis in den Feuerbereich des großen Zentralpunktes der Landesverteidigung. Er beschließt die Belagerung desselben und beginnt seine Operationen dazu mit einer Zernierung, das heißt: er besetzt die in die Festung führenden Straßen und schneidet ihr dadurch jeden Verkehr mit der Außenwelt ab, und gräbt rund um den Platz Feldgeschütze in Emplacements ein, die im ebenen Terrain mindestens 3000 Meter von den äußeren Werken entfernt sind. Zugleich wird der Belagerungspark herbeigeschafft. Den entscheidenden Einfluß auf dessen Zusammensetzung und Stärke hat selbstverständlich die Zahl der vorhandenen Geschütze. Der ursprüngliche Angriffsentwurf hielt zur Belagerung von Paris, das eine Enceinte von vier Meilen und einen Fortsgürtel von sieben Meilen Umfang besaß, außer dem Hauptangriff gegen die Forts Issy und Vanvres im Süden einen Nebenangriff auf der Nordwestfront für notwendig. Dazu wurden 450 Geschütze verlangt. Der Belagerungstrain bestand aber nur aus 299 gezogenen Kanonen und glatten Mörsern, von denen wieder nur 240 beim Beginn der Belagerung verfügbar waren, und wurde erst später unter großen Schwierigkeiten verstärkt.

Die Stärke des Truppenkorps, welches zur selbständigen Belagerung einer Festung ausgeschieden wird, richtet sich nach der Ausdehnung und der Stärke des Platzes, nach der Ausrüstung desselben mit schwerem Geschütz, nach Zahl und Tüchtigkeit der eingeschlossenen Truppen, nach der Möglichkeit eines Entsatzversuches durch das Hauptheer des Verteidigers und nach zahlreichen andern Gesichtspunkten militärischer und politischer Natur. Früher rechnete man, daß die Zahl der Belagerer die Besatzungsstärke der kleineren Festungen um das Fünffache, bei

größeren das Dreifache übersteigen müsse. Dieser Theorie widersprechend haben 1870—71 die Besatzungen eroberter Städte mehrfach einen größern Mannschaftsbestand nachgewiesen, als das Belagerungskorps. Im allgemeinen aber darf man annehmen, daß auch bei hohem moralischen Werte einer Truppe der Angreifer erheblich stärker sein muß als der Verteidiger, vielleicht mit einer ganz willkürlichen Annahme doppelt so stark.

Die bedrohte Festung hat inzwischen Zeit gefunden, sich vollständig in Verteidigungszustand zu setzen. Ihre Besatzung, welche bei einer großen Lagerfestung 40—50000 Mann beträgt und zu gleichen Teilen aus Linie und Landwehr besteht, darunter einige Feldartillerie zu Ausfallbatterien und ein bis zwei Regimenter Kavallerie, ist auf den Kriegsfuß gebracht. Die Forts sind armiert, die verbindenden Laufgräben vollendet, die Zwischenbatterien zur Armierung vorbereitet. Das Vorterrain ist rasiert, die vorgesehenen Überschwemmungen ins Werk gesetzt, die Brücken abgebrochen oder zur Sprengung vorbereitet. Man ist eifrig mit der Anfertigung von Munition aller Art beschäftigt, das Pulver ist in die Kriegspulvermagazine zu schaffen, einzelne Minen sind vielleicht schon jetzt zu laden. Falls es nötig und möglich erscheint, wird das artilleristische Material wohl noch durch die oberste Heeresleitung verstärkt, vor allen Dingen aber der Proviant herbeigeschafft, an Mehl, Hülsenfrüchten, Wein, Bier, Brantwein, Tabak, lebendem Vieh, Salzfleisch u. s. w., soweit hierfür nicht schon im Frieden Sorge getragen ist. Voraussichtlich werden die verschiedenen Konserven bei der Verproviantierung der Festungen eine Rolle von wachsender Bedeutung spielen. Kurz vor der Einschließung werden dann noch die Brieftauben aus den einzelnen im Lande zerstreuten Stationen in die Festung gebracht.

Die einzelnen Werke, namentlich die Forts, erhalten ihre bestimmte, feste Besatzung. Außerdem muß ein größeres Arbeitskommando und eine aktive Division zu Ausfallzwecken in der Stadtfestung disponibel bleiben. Diese letztere Truppenabteilung hat zu Anfang die Dörfer und Ortschaften außerhalb des Fortgürtels besetzt und verteidigt, dadurch die Einschließung verzögert und des Feindes Streitkräfte beunruhigt.

Der zur Aufnahme des Belagerungsparkes bestimmte Platz liegt möglichst nahe an der Eisenbahn und wird, wenn die Umstände es irgend gestatten, mit derselben durch einen eignen Schienenstrang verbunden. Da er gegen das Feuer der Festung ebenso gut, wie gegen die feindliche Einsicht von Türmen und Observationen geschützt sein soll, so wird er in der Mehrzahl der Fälle nicht weniger als eine deutsche Meile von den äußeren Festungswerken entfernt liegen; und häufig noch durch eigene Verschanzungen gegen die Ausfälle der Belagerten gedeckt werden müssen. Der Artilleriepark, in dessen Nähe sich der weniger umfangreiche Geniepark befindet, enthält außer den zahlreichen Geschützen verschiedenen Kalibers auch die aufgestapelten Vorräte an Munition und Batteriebaumaterial, Laboratorien und Pulvermagazine.

Um mit Aussicht auf Erfolg die nach den neueren Grundsätzen ausgebaute Lagerfestung belagern zu können, wird mindestens ein deutscher Belagerungstrain von 400 Geschützen erforderlich sein. Vor Straßburg, das keine Forts besaß,

genügten 1870 noch 160 gezogene Kanonen und 81 glatte Mörser, im ganzen 241 Geschütze, und der französischerseits damals für Koblenz bereit gehaltene Train zählte sogar nur 220 Geschütze, darunter 160 gezogene. Dagegen wurden in Straßburg von uns fast 1200 Geschütze erobert.

Während der Belagerungspark aufgefahren wird, müssen die vom Verteidiger außerhalb der Forts besetzten Orte dem Feinde abgenommen werden. Das ist eine verlustreiche Aufgabe, wenn der letztere seine Pflicht thut, denn er kämpft in vorbereiteten Stellungen und kann über den Bereich der Festungsgeschütze hinaus nicht verfolgt werden. In jedem Falle vermag eine energische Verteidigung in diesen vorbereitenden Gefechten, wenn sie auch schließlich für den Angreifer ein erfolgreiches Resultat ergeben, den Feind lange hinzuhalten, und gewinnt dadurch Zeit zur Vollendung der eignen Armierungsarbeiten.

Wenn der Belagerte endlich bis hinter den Fortsgürtel zurückgetrieben ist, kann mit dem „förmlichen Angriff“ begonnen werden.

Zu diesem haben Artillerie- und Ingenieurkommandeur, die sich überhaupt fortwährend in die Hand arbeiten müssen, spätestens während der Ausführung der Einschließung den „Belagerungsentwürfe“ vereinbart. Im allgemeinen darf man annehmen, daß die Belagerungsentwürfe für die wichtigsten Festungen der Nachbarstaaten auf Grund eingehender Rekognoszierungen schon im Frieden ausgearbeitet und in den Archiven des Generalstabes oder des Kriegsministeriums sorgsam aufbewahrt werden. Sie bedürfen dann eintretenden Falles nur noch der Modifikationen mit Rücksicht auf die spezielle Sachlage. Der Belagerungsentwurf bestimmt die anzugreifende Front der Festung und stellt im allgemeinen alle zu ergreifenden Maßregeln fest. Die Wahl der Angriffsfront richtet sich nach verschiedenen Rücksichten: nach den dort anzutreffenden, relativ schwächsten Festungswerken, nach dominierenden Höhen, nach der Möglichkeit versteckter Aufstellungen, unter Umständen auch nach strategischen Gesichtspunkten, wie etwa der Offenhaltung einer günstigen Rückzugslinie im Falle des Entsatzes. Die Militärbehörden eines Landes haben deshalb guten Grund, wenn sie ihre Festungswerke der Einsichtnahme unberufener Neugier streng verschließen, denn jeder Staat sucht die Festungen der Nachbarn möglichst genau kennen zu lernen, und zu dieser Kenntnis ist auch jede anscheinend noch so nebensächliche Nachricht beizutragen im stande.

Endlich ist die Auffahrt des Artillerieparks vollendet, das Baumaterial für die Batterien an Schanzkörben, Faschinen, Hürden u. s. w. aus den Beständen heimatlicher Festungen herbeigeschafft oder im Park angefertigt, die Munition vorbereitet. Da erfolgt in einer günstigen Nacht die erste Artillerieaufstellung.

Vielleicht auf 2500 Meter von den Forts entfernt werden, einen größern Teil des Gürtels umfassend, Belagerungsbatterien eingegraben, leichte und schwere Bombardementsbatterien. Wenn dieser Bau geschickt eingeleitet ist, so wird der Verteidiger ihn nicht entdecken und deshalb im Laufe der Nacht nicht zu hindern vermögen, denn das elektrische Licht läßt nur auf Entfernungen bis zu 1100 Meter noch ein Erkennen zu und die älteren Leuchtkugeln reichen nicht einmal so weit. Erkennt man aber mit Tagesanbruch von der Festung aus die begonnene

Arbeit, so wird ein überlegenes Feuer auf dieselbe gerichtet, in der folgenden Nacht regnet es Schuß auf Schuß dorthin, und die Möglichkeit der Vollendung ist vielleicht in Frage gestellt. Deshalb muß mit aller Kraftanstrengung dahin gestrebt werden, den Bau der Batterien da, wo sie nicht etwa versteckt angelegt werden können, so zu fördern, daß sie in einer Nacht vollendet und auch armiert sind. Das ist bei den Erdstärken, wie sie die Perkussionskraft heutiger Projektile erfordert, eine schwierige Aufgabe und man nimmt deshalb oft zur List seine Zuflucht, scheint an einer Stelle Batterien aufzuwerfen, lenkt das Feuer der Festung dorthin, und zugleich wird der wirkliche Bau an andrer Seite in aller Stille ausgeführt.

Trotz aller Schwierigkeiten und Hindernisse sind die Bombardementsbatterien glücklich aufgeworfen und können ihr Feuer eröffnen. Sie führen ihre Bezeichnung zu Unrecht, denn von einem Bombardement kann bei der großen Entfernung nicht die Rede sein. Resultate, wie sie noch 1870—71 möglich waren, sind nicht mehr zu erwarten. Die Geschütze erreichen die Stadt nur mit einzelnen Schüssen, und die Baulichkeiten in den Forts sind hinlänglich geschützt, aber sie können dem Feinde den Aufenthalt im Vorterrain unmöglich machen, die Verteidigungsarbeiten stören, größere Ansammlungen von Ausfallstruppen hinter den Forts hindern und suchen das Feuer der Festungswerke auf sich zu lenken, um die Anlage der ersten Parallele zu erleichtern. Dieser den gegenüberliegenden Festungswerken im allgemeinen parallel laufende Graben dient zur gedeckten Aufstellung einer größern Truppenmenge und ist nötig, um zur zweiten Artillerieaufstellung schreiten zu können. Von dieser aus beginnt der eigentliche Artillerieangriff. Mit jedem Schritte, den der Angreifer von der ersten Parallele aus weiter vorgeht, wird er mehr und mehr durch kleinere nächtliche Ausfälle gestört und aufgehalten. Stößt in der Nacht ein energischer Ausfall, und ist er auch nur von einem halben Hundert Leuten unternommen, auf die Erdarbeiter, so ist der Batteriebau auf Stunden unterbrochen und die Vollendung bis zum Morgen eine Unmöglichkeit. Deshalb können nur überlegene Bedeckungstruppen einige Sicherheit bieten, welche am Tage in der Parallele angesammelt sind, und nachts das Terrain vor der im Bau begriffenen Batterie besetzen und selbst unter den größten Opfern behaupten müssen. Der Verteidiger befindet sich, seinen ungebrochenen Mut vorausgesetzt, bei den nächtlichen Kämpfen augenscheinlich im Vorteil und der Angreifer kann von Glück sagen, wenn wenigstens der größere Teil seiner Batterien in zweiter Aufstellung schußbereit ist.

Die zweite Artillerieaufstellung richtet sich zunächst gegen etwa zwei Forts, deren Eroberung in erster Linie bezweckt wird. Es sind deren wenigstens zwei nötig, um eine genügend breite Basis zum spätern Angriff auf die Stadtfestung zu gewinnen. Außerdem aber müssen alle übrigen Forts, welche im stande sind, die gegen die „Angriffsfront“ aufgefahrene Artillerie wirksam zu beschießen, ebenfalls durch besondre Batterien mundtot gemacht werden. Das sind wenigstens zwei, bei größeren Festungen vier, selbst sechs Forts. Man unterscheidet Demontierbatterien, welche gegen die feindlichen Geschütze und ihre Aufstellungsorte kämpfen, Demolitions- und Wurfbatterien, Enfilier- und Rikoschettbatterien.

Die letzteren sind bestimmt, ganze Festungsfronten, oder einzelne Facen derselben der Länge nach zu bestreichen. Das ist aber unter heutigen Verhältnissen nur in seltenen Ausnahmefällen möglich, denn bei dem großen Umfange des Fortsgürtels fehlt dem Angriffe das Umfassende, das ihn früher auszeichnete. Beide Teile stehen einander fast in gerader Front gegenüber, und alle Saillants oder Spitzen der Forts schneiden sich unter so stumpfen Winkeln, daß die Batterie, welche eine Linie der Festung der Länge nach fassen will, gezwungen ist, sich auf wenige hundert Meter der Nachbar- oder Kollateralfront zu nähern.

Ist es gelungen, eine Batterie im Laufe der Nacht zu vollenden, so erkennt doch der Verteidiger spätestens am andern Morgen die drohende Gefahr. Der Geschützkampf beginnt. Zuerst bringt die Festung nur die Geschütze ins Feuer, welche als „Armierung gegen den gewaltsamen Angriff“ sich fortwährend auf den Wällen in Position befinden. Aber nach wenig Stunden ändert sich das Bild. Ein Geschütz nach dem andern erscheint zwischen den Traversen der Forts. Von den Wällen der direkt und am heftigsten angegriffenen Forts schleudern die 9- und 12-Zentimeter-Kanonen ihre Geschosse gegen den Angreifer, aus den Schießscharten der nebengelegenen, der sogenannten Kollateralforts donnern die mächtigen 15-Zentimeter-Ringgeschütze, in den Höfen der Forts und im hinterliegenden Terrain sind kurze Kanonen und gezogene Mörser möglichst verdeckt aufgestellt, mit diesen werden unter Zuhilfenahme der Verbindungsbahn rasch auch die bislang nicht armierten Zwischenbatterien versehen, und in den Kommunikationen tauchen leichte 9-Zentimeter-Kanonen, die sogenannten ambulanten Batterien auf.

Das Glück begünstigt den Angreifer. Er überwältigt das Feuer eines Forts, demontiert mehrere Geschütze, und die andern werden, der Übermacht weichend, zurückgezogen. Da wenden sich plötzlich, durch den Artilleriekommandeur telegraphisch befehligt, eine Menge andrer, kaum sichtbar an verschiedenen Punkten verdeckt plazierter Geschützgruppen gegen die empfindlichsten Batterien des Angreifers und während diese sich auf das neue Ziel einschießen, ist das Fort wieder in Verteidigungszustand gesetzt, sind die in die Brustwehr geschossenen Löcher mit Sandsäcken gefüllt, die demontierten Geschütze durch andre ergänzt. Das Fort nimmt den Artilleriekampf wieder auf; die Nacht sinkt, ohne Entscheidung gebracht zu haben. Fort und fort fliegen auch während derselben die Geschosse von beiden Seiten durch die Luft, die Elevation ist bei Tage erschossen, man vermag die bekannten Ziele auch im Dunkeln zu treffen; vorwiegend aber benutzen beide Teile die Nacht, ziehen neue Kräfte heran und bringen immer mehr Geschütze hinter schützender Brustwehr gegen einander in die Kampflinie. Die Vorbereitung des Terrains schon im Frieden, die vorhandenen Eisenbahnen und gute Kommunikationen begünstigen hier ungemein den Verteidiger, der Angreifer vermag nur durch eine hohe Überlegenheit an Arbeitskräften und Geschützmaterial ihm gleich zu kommen.

Von seinen hochgelegenen Observatorien beobachtet der Belagerte außerdem die Arbeit des Gegners genau, und dieser letztere wird keine solche Örtlichkeiten in größerer Menge finden, wo er völlig unbemerkt „indirekte Batterien“ ein-

schneiden kann, die dann gewöhnlich mit gezogenen Mörsern und kurzen 15-Zentimeter-Kanonen ausgerüstet werden.

Es kann deshalb als ein besondrer Glücksfall angesehen werden, wenn der Angreifer am zweiten und dritten Tage mehr erreicht als am ersten, wo sein überraschendes Auftreten ihn begünstigte. Nur durch eine derartige Überlegenheit seiner Geschütze an Zahl und Konstruktion, daß dagegen das Material der Festung nicht mehr aufkommen kann, vermag er das Feuer der letzteren zum Schweigen zu bringen und das immer erst nach wochen- und monatelangem heißen Ringen. In diesem Artilleriekampfe liegt überhaupt der Schwerpunkt des modernen Festungskrieges, auf seinem Ausgange beruht die eigentliche Entscheidung. Wenn es dem Angreifer gelingt, hier zu siegen, so mag die Festung noch einen längern Widerstand leisten können, aber ihr schließlicher Fall ist nur noch eine Frage der Zeit, falls nicht Hilfe von außen naht.

Aber selbst wenn es dem Angreifer gelungen ist, alle sichtbar wirkenden Geschütze des Belagerten zum Schweigen zu bringen und eine größere Zahl derselben zu demontieren, so wird ihm das weitere Vordringen noch schwer genug gemacht. Der Verteidiger zieht seine noch übrig gebliebenen Geschütze hinter den Wall zurück und wartet das weitere ruhig ab. Er ist dazu um so mehr im stande, als die Wohn- und Vorratsräume jetzt gegen den Demolitionsschuß des Angreifers absolute Sicherheit gewähren, während bei früheren Belagerungen mit dem Fortschreiten der Approchen das Innere der Festung fortwährend bombardiert und der Aufenthalt an vielen Punkten dadurch zur Unmöglichkeit wurde. Auch gegen den Hunger, diesen grausamen Bezwinger, ist ausreichend Vorsorge getroffen. Unsre Festungen sind bereits im Frieden, je nachdem sie näher an der Grenze oder mehr im Innern des Landes liegen, für die etatsmäßige Kriegsbesatzung auf vier bis acht Monate verproviantiert, und bei dem entwickelten Eisenbahnnetze wird es ohne Zweifel möglich sein, im Falle der Not rechtzeitig Lebensmittel für die ganze Einwohnerschaft selbst auf ein Jahr und länger hineinzuschaffen. Selbst in Paris, wo vor der Schlacht bei Wörth niemand an die Möglichkeit einer Einschließung gedacht hatte, hatte man in der kurzen Frist von 8. August bis 18. September so viel Lebensmittel anzuhäufen vermocht, daß die ungeheure Bevölkerung von zwei und einer halben Million Seelen fast vier und einen halben Monat lang dem Hunger Trotz bieten konnte.

Wenn der Angreifer sich den feindlichen Werken trotzdem bis auf 1300 Meter genähert hat, so versucht er vielleicht unter dem Schutze des Nebels und andrer günstiger Umstände durch List oder Überraschung ein Fort zu nehmen. Ein solches Unternehmen kann gelingen, kostet aber, wenn rechtzeitig entdeckt und abgeschlagen, eine Menge Menschenleben. Im allgemeinen aber wird, trotzdem daß bei dieser Entfernung der Belagerte das vorliegende Terrain mit dem elektrischen Lichte taghell beleuchtet, der Angreifer schrittweise mit seinen Sappen weiter fortschreiten. Eine einzige 15-Zentimeter-Langgranate sprengt aber den festesten Wälzkorb vollständig auseinander, und dessen umhergeschleuderte Trümmer räumen unter den dahinter befindlichen Arbeitern noch mörderischer auf, als die eisernen Sprengstücke des Geschosses. Man bedient sich deshalb der Erdwalze, die aber, um einige Sicherheit

zu bieten, selbst bei Anwendung eingelegter dünner Panzerplatten, doch eine Stärke von mindestens drei Meter haben muß. Wenn eine solche Erdmasse täglich zwei Meter weit vorschreitet, „gewälzt“ wird, so bedarf es dazu großer Anstrengung der acht hinter ihr Platz und Deckung findenden Sappeure, und wiederholter Ablösung, ganz zu geschweigen von der Störung der Arbeit durch feindliche Angriffe.

Je weiter der Angreifer vorrückt, desto mehr kommt er in das flankierende Feuer der Nebenforts. Auf dem Glacis gelangt er außerdem in den Bereich der Minengalerien, die ihn gleichsam zu schrittweisem unterirdischen Vorgehen nötigen. Trotzdem gelingt es ihm, das Glacis zu kouronnieren. Er richtet dort, wenige Meter von der Mauer des Forts entfernt, die Breschbatterie ein, er legt Bresche in zwei Forts, kämmt die Brustwehr des Walles ab, daß kein Verteidiger sich dort mehr zu behaupten vermag, und schreitet zum Sturm. Ungeachtet des heftigen Flankenfeuers und des energischen Widerstandes im Innern des Forts und aus den Kasernen in der Kehle gelingt dieser unter Strömen Blutes.

Was nun? Die untermauerten Erdwälle sind während des Sturmes von der Besatzung in die Luft gesprengt, oder werden später vom Verteidiger leicht niedergelegt. Die Fahne des Siegers weht über einem Erdklumpen. Außerdem ist der Verteidiger auch früher nicht müßig gewesen. Weiter rückwärts sind passagere Verschanzungen aufgeworfen und mit Geschütz gespickt. Zwar sind diese Werke nicht so stark wie die ersten, aber der weitere Weg ist doch gesperrt. Die Arbeit muß von neuem beginnen; erfordert wieder Verlust an Zeit und Menschen.

In der vorstehenden Darstellung ist der Verteidiger immer nur passiv gedacht, als ein Mann, der sich einfach seiner Haut wehrt. Er vermag aber dem Angreifer noch weit mehr Schwierigkeiten in den Weg zu legen, ihm weit empfindlichere Verluste beizubringen, wenn er aus dieser passiven Rolle heraustritt und seine Aufgabe mehr aktiv erfaßt, häufige Ausfälle überraschend unternimmt, geschickt und energisch durchführt. Ebenso werden die zahlreichen neueren Erfindungen auf dem Gebiete des Waffenwesens, die Landtorpedos mit elektrischer und mit selbstthätiger Zündung, die gepanzerten Eisenbahnwaggons, die Panzerdrehtürme, welche sebst gegen die Wirkungen der von den Belagerungsparks mitgeführten schwersten Geschütze unverwundbar erscheinen, zu furchtbaren Waffen in der Hand des mutvollen Verteidigers, während Luftballons und Brieftauben die Verbindung des eingeschlossenen Platzes mit der Außenwelt vermitteln.

Nun werden Festungen durch mechanische Schutzmittel allein nicht uneinnehmbar, mögen diese auch bis zum höchsten Grade der Vollkommenheit entwickelt sein. Der feste Wille führt zum Sieg auch den dicksten Wällen und Mauern, dem vernichtendsten Kugelregen gegenüber. Ebenso beruht auch die hauptsächlichste Kraft der Verteidigung auf der zähen Thatkraft und unbeugsamen Ausdauer des Kommandanten, auf der braven vaterlandsliebenden Besatzung. Und von diesem Gesichtspunkte ausgehend, dürfen wir getrost die deutschen Zentralfestungen und Hauptwaffenplätze nach Vollendung ihres Ausbaues für uneinnehmbar halten. Wenigstens wird und soll ihre Eroberung mit ganz unverhältnismäßigen Opfern erkauft werden.

Geschütze und Geschosse.

Zur Durchführung der verschiedenen kriegerischen Zwecke, für welche Feldartillerie und Fußartillerie bereits im Frieden besonders geschult werden, sind auch verschiedenartige Kriegsmaschinen bestimmt.

Bei der Konstruktion aller Geschütze spielt die Wahl des Materials für die Rohre eine Hauptrolle. Dasselbe muß haltbar genug sein, um dem großen Hitzegrade und der gewaltsamen Ausdehnung zu widerstehen, welche die Pulvergase bei ihrer Entzündung entwickeln und ebenso der starken Reibung, die durch das Geschoß im innern Hohlraume des Rohres an den Wänden der Seele hervorgerufen wird. Nur ein ungemein festes, hartes, zugleich elastisches und bis zu einem gewissen Grade dehnbares Metall verspricht eine gewisse Dauer. Die hauptsächlichsten, für den Guß von Kanonenrohren verwendeten Materialien sind Bronze in ihren verschiedenen Formen als gewöhnliche, wie als Stahl- oder Hartbronze und Eisen. Das letztere wieder tritt als Stab- oder Schmiedeeisen, als Gußeisen und als Gußstahl bei der Geschützfabrikation auf. Vor allem besitzt der Kruppsche Tiegelgußstahl alle verlangten Eigenschaften in hohem Grade und eignet sich vorzugsweise zur Verwendung für schweres Geschütz. Preußen hat denn auch die außerordentliche Leistungsfähigkeit der gezogenen Gußstahlkanonen frühzeitig erkannt und seine Feldartillerie schon seit 1860 mit solchen ausgerüstet.

Die großen Erfolge der preußischen Feldartillerie im Kriege 1870—71 sind zu bekannt, als daß auf dieselben hier noch näher eingegangen zu werden braucht. Aber trotz des augenscheinlichen Übergewichts, das unsre Artillerie gegenüber dem Feinde gezeigt hatte, waren der aufmerksamen Beobachtung in der eignen Armee einzelne, namentlich den hintern Rohrverschluß betreffende Mängel nicht entgangen. Die Geschützkonstruktion hatte inzwischen bedeutende Fortschritte gemacht. In demselben Maße wie das Material der Kanonen widerstandsfähiger wurde, konnte die Pulverladung vergrößert und damit größere Schußweiten, flachere Flugbahnen — eine zerstörendere Wirkung erzielt werden. Diesen Fortschritten entsprechend, gelangte 1873 für die gesamte deutsche Armee ein neues Feldartilleriematerial zur Einführung.

Die aus Gußstahl hergestellten Rohre sind in ihrem hintern Teile mit einem Mantel versehen, um der Explosionskraft der Pulvergase größeren Widerstand entgegensetzen zu können, und werden in zwei verschiedenen Größen angefertigt. Die schwereren, für die Feldbatterien bestimmt, haben ein Kaliber von achtundachtzig Millimeter, das heißt der Durchmesser der Seele ist so groß, wie angegeben. Die reitenden Batterien führen ein Geschütz mit einem Kaliber von achtundsiebzig und einen halben Millimeter. Durch diesen Unterschied im Kaliber erleichtert sich das Gewicht des zweiten Rohres von 450 auf 390 Kilogramm, und auch das Gewicht der Granate beträgt nur 5,07 gegen 7 Kilogramm bei dem schwereren Geschütz, das Gewicht der Pulverladung 1,5 bezw. 1,25 Kilogramm. Beide Rohre haben vierundzwanzig sogenannte Keilzüge, die sich von hinten nach vorn verengen.

Die Ladung wird von hinten in das Rohr eingeführt, und dieses durch den Rundkeilverschluß mit Liderungsring fest abgeschlossen, um das Entweichen von Pulvergasen nach rückwärts zu verhindern. Die Kanonen der deutschen Feldartillerie schießen Granaten mit einer Anfangsgeschwindigkeit von 465 bezw. 440 Meter in der Sekunde, Shrapnells und Kartätschen. Die Feldringgranate ist cylindrisch geformt, etwa zweieinhalb Kaliber, oder zweieinhalbmal so lang wie der Durchmesser der Seele, und läuft vorn in eine Spitze aus. Der aus einer Anzahl übereinander gelegter Ringe zusammengesetzte innere Eisenkern wird von einem zweiten Eisenstück, dem äußern Eisenkern eingeschlossen, und das Ganze mit einem Hartbleimantel umhüllt. An der Spitze des Geschosses befindet sich das Mundloch zur Aufnahme des Perkussionszünders, welcher durch den Aufschlag am Ziele explodiert. Das zwischen beiden Eisenkernen befindliche Sprengpulver wird entzündet und treibt die Granate in tausend Stücken nach allen Richtungen auseinander. Der Feldshrapnell hat eine ähnliche Form und Größe wie die Granate, besteht jedoch nur aus einem hohlen Eisenkern und dem Hartbleimantel. Der Innenraum ist mit 210 Kavalleriekugeln im Gewicht von siebzehn Gramm, bei den Shrapnells für die Kanonen der reitenden Artillerie nur mit 123 dergleichen Kugeln gefüllt. Das zum Auseinandertreiben des Geschosses bestimmte Pulver befindet sich in einer besondern Kammerhülse. Der Zeitzünder ist durch eine Nietschraube vorn am Shrapnell befestigt und explodiert nach einer bestimmten Anzahl Sekunden, die nach der Tempierskala eingestellt werden. Die Kartätschen endlich sind Büchsen von Weißblech, welche mit sechsundsiebzig Zinkkugeln im Gewichte von je siebzig bezw. sechsundvierzig Gramm geladen sind.

Durch die am Rohre befindlichen Querstäbe, die Schildzapfen, wird dieses mit einem Schießgerüst, der Lafette, in feste Verbindung gebracht. Will man dem Geschütz eine andre Seitenrichtung geben,. so muß die Lafette gedreht, „geschwänzt“ werden; zum Aufnehmen der Höhenrichtung dagegen bewegt sich das Rohr in seinen Schildzapfenlagern und wird durch eine an der Lafette befestigte Richtmaschine in die gehörige Lage gebracht. Zum Richten des Geschützes dienen Visir und Korn. Letzteres ist in der Regel auf der rechten Schildzapfenseite des Rohrs befestigt, die Visiereinrichtungen bestehen aus eignen Visieraufsätzen oder Quadranten, welche auf einer dazu vorgerichteten Stelle des hintern Vierkant aufgesetzt werden. Zur Sicherung der Bedienungsmannschaften von Geschützen, die hinter Deckungen feuern, hat man sogenannte indirekte Richtvorrichtungen eingeführt. Das Geschützzubehör an Wischkolben u. s. w, zum Laden und Reinigen und entsprechende Ladevorrichtungen ermöglichen die korrekte Handhabung und die Bedienung der Kanone.

Den Ansprüchen, welche der Feldherr an die Beweglichkeit der Feldartillerie zu stellen berechtigt ist, kann die Waffe nur genügen, wenn die Lafette möglichst leicht und handlich eingerichtet ist, auf einfache sichere Weise mit einem fahrbaren Vordergestell verbunden und dadurch zu einem vierräderigen Fuhrwerk umgewandelt werden kann, das mit der nötigen Bespannung in jedem überhaupt gangbaren Terrain fortkommt.

Die Lafette des deutschen Feldgeschützes ist eine sogenannte Wandlafette, das heißt die Vorrichtung, auf der das Rohr in den Schildzapfenlagern ruht, besteht aus zwei von der Stirn nach dem Lafettenschwanze konvergierenden Wänden aus Stahlblech, die durch verschiedene Riegel zu einem haltbareren Ganzen verbunden sind. Eine gußeiserne Achse mit Rädern von 140 Zentimeter Durchmesser vervollständigt das Schießgerüst. Auf der ersteren befinden sich bei den Lafetten für das Feldgeschütz Achssitze, auf denen ein Teil der Bedienungsmannschaften bei raschen Bewegungen der Batterie Platz findet. Diese Sitze fallen für die Geschütze der reitenden Artillerie fort. Im übrigen sind die leichten und schweren Feldlafetten vollständig gleich. Mittels der am hintern Ende der Lafette, dem Lafettenschwanze, angebrachten Protzöse wird die Lafette an den Protzhaken gehängt. Der letztere befindet sich an einem Vorgestell, dessen Achse und Räder denen der Lafette gleich sind; eine Deichsel vervollständigt die Protze zum Fuhrwerk, und der geräumige Protzkasten wird als Sitz benutzt, enthält aber auch außer verschiedenem Material in zwei Geschoßkasten die erste Munition. Die von sechs Pferden gezogene, in rascher Gangart dahineilende schwere Feldkanone C/73, — das ist die offizielle Bezeichnung des Geschützes der Feldartillerie — wiegt mit voller Ausrüstung 1940 Kilogramm, die Kanone der reitenden Artillerie — leicht C/73 — 1800 Kilogramm; die Lafette mit Rohr hat ein Gewicht von 985 bezw. 893 Kilogramm.

Das einheitliche Material der Feldartillerie bringt viele Vorteile mit sich, und gestattet namentlich den Austausch einzelner Teile, der Räder, Achsen, Kartuschen und Geschoßkasten unter einander. Bei den Belagerungs- und Festungsgeschützen dagegen sind andre Gesichtspunkte maßgebend.

Sie sollen gegen die verschiedenartigsten, meist sehr widerstandsfähigen Ziele wirken, und der Feldherr muß deshalb über eine Zahl von Geschützen verfügen, die nicht allein verschiedenes Kaliber führen, und eine vielseitige Geschoßwirkung erzielen, sondern selbst ganz verschiedenen Geschützgattungen angehören.

Zum Demontieren, das heißt zum Unbrauchbarmachen von Erd- und Mauerscharten, von Geschütz und Geschützständen durch direktes Feuer, und zum direkten Breschschuß, endlich unter Umständen zum Beschießen lebender Ziele und auch zum Bombardement speziell auf große Entfernung gehören lange gezogene Kanonen. Und da zum Zerstören der erstgenannten Ziele teils mehr, teils weniger Perkussionskraft erforderlich ist, die Geschütze auch öfter den Platz wechseln, also beweglich sein müssen, so bedarf man verschiedener Kaliber. Deutschland besitzt an Belagerungsgeschützen für diesen Zweck als Emplacementsgeschütz, welches vorwiegend gegen lebende Ziele gebraucht wird, die 9-Zentimeter-Bronzekanone, deren Ersatz durch ein 8,8-Zentimeter-Hartbronzerohr indes bevorsteht; zum Demontieren gegen Erdziele und Mauerwerk und zum Bombardement bis auf eine Entfernung von 2000 Meter die schwere aus Hartbronze gegossene 12-Zentimeter-Kanone, welche seit 1878 eingeführt ist. Gegen starke Panzerungen der feindlichen Forts, gegen besonders widerstandsfähige Ziele überhaupt, und auf große Entfernungen, wie zum Bombardement findet die 15-Zentimeter-Ringkanone mit Stahlringrohr Verwendung.

Um mit verhältnismäßig kleiner Ladung im Bogen über eine vorliegende Deckung hinweg das Ziel zu treffen, mit einem Wort zum indirekten Schuß führt der Belagerer kurze gezogene Kanonen. Die starke Sprengwirkung des Geschosses muß in diesem Falle die geringere Perkussionskraft ersetzen, daher sind große Kaliber erforderlich. Da mit Ausnahme der feindlichen Kanonen die meisten Ziele erst aus nächster Nähe vom Belagerer gesehen und dann direkt beschossen werden können, so besitzt gerade diese Geschützgattung für den Festungskrieg eine besondre Bedeutung. Das deutsche Heer besitzt als Hauptgeschütz für den indirekten Schuß die kurze 15=Zentimeter=Bronzekanone, und ein kurzes Hartbronzerohr von 21 Zentimeter wird mutmaßlich über kurz oder lang zur Einführung gelangen.

Gezogene schwere Mörser dienen als Ersatz der früheren schweren glatten Mörser, die sie sowohl an Wurfweite wie Trefffähigkeit bedeutend übertreffen. Sie werden zum Hinabstürzen des Erdreichs hinter einer bereits in Bresche gelegten Mauer und überhaupt zum Auseinandersprengen von Traversen, Brustwehren, Erdwerken aller Art benutzt. Der deutsche Belagerungstrain führt zu diesen Zwecken den 21=Zentimeter=Mörser. Die Einführung des 28=Zentimeter=Kalibers soll beabsichtigt sein.

Unter Umständen ist es endlich wünschenswert, zur Ermöglichung eines Vertikalfeuers gegen lebende Ziele aus der zweiten und dritten Parallele und dem Kouronnement, also auf nächste Entfernungen bis 500 Meter leichte glatte Mörser bei der Hand zu haben. Im deutschen Heere dient der nur zwei Mann Bedienung fordernde glatte 15=Zentimeter=Mörser diesen Zwecken.

Der deutsche Belagerungspark soll, soweit Nachrichten darüber in die Öffentlichkeit dringen, zur Zeit aus zwei Trains zu je 400 Geschützen bestehen. Von ihnen lagert der eine in Spandau, der andre in Posen und Koblenz.

Jeder dieser Trains enthält:

40 lange 9=Zentimeter=Bronzekanonen,
120 schwere 12=Zentimeter=Kanonen (Hartbronze),
120 kurze 15=Zentimeter=Bronzekanonen,
40 15=Zentimeter=Ringkanonen,
40 21=Zentimeter=Bronzemörser,
40 glatte 15=Zentimeter=Mörser,
150 Wallbüchsen, nach dem System Mauser.

Voraussichtlich wird der Belagerungspark im Laufe der Zeit nicht unwesentlich verstärkt. Zunächst durch das Hinzutreten neuer Geschütze, der 21=Zentimeter=Ringkanone und des 28=Zentimeter gezogenen Mörsers, dann im Gebrauchsfalle aber auch durch 15=Zentimeter=Ringkanonen aus den Beständen der größern Festungen. Mehrere der letzteren halten eine Anzahl dieser vorzüglichen, 1871 nach den neuesten Prinzipien konstruierten Belagerungsgeschütze dafür in Bereitschaft.

Eine noch größere Mannigfaltigkeit der Konstruktion und der Verwendungsart als die Belagerungsgeschütze weisen die deutschen Festungsgeschütze auf. Da gibt es 8=Zentimeter=Stahlkanonen C/64, 8=Zentimeter=Stahlkanonen C/67, 8=Zentimeter=Bronzekanonen, glatte 9=Zentimeter= und glatte 12=Zentimeter=Kanonen

als sogenannte Flankengeschütze; zwei verschiedene 9-Zentimeter-Stahlgeschütze mit Kolbenverschluß, zwei weitere 9-Zentimeter-Stahlgeschütze mit Keilverschluß, eine 9-Zentimeter-Bronzekanone, zwei verschiedene 9-Zentimeter-Eisenkanonen und zwar eine mit Keil- und die andre mit Kolbenverschluß, welche gegen lebende Ziele und ausnahmsweise zum Demontieren bis auf 900 Meter Verwendung finden; zwei verschiedene Arten von 12-Zentimeter-Bronzekanonen, eine aptierte 12-Zentimeter-Bronzekanone und ein eisernes 12-Zentimeter-Geschütz sind im stande, schwächere Erdziele zu zerstören und auf 1200—1500 Meter zu demontieren; die schwere 12-Zentimeter-Hartbronzekanone richtet sich gegen stärkere Erdwerke und demontiert auf größere Entfernungen; kurze 15-Zentimeter-Bronzekanonen und kurze 15-Zentimeter-Eisenkanonen erweisen sich im indirekten Schuß gegen feindlicherseits aufgeworfene Brustwehren verderblich; auf weitere Entfernungen und durch direktes Feuer oder sonst zu ähnlichen Zwecken werden vier 15-Zentimeter-Geschütze, von ihnen zwei eiserne mit Kolben- und Keilverschluß, eine bronzene und eine Stahlkanone, ferner die lange 15-Zentimeter-Ringkanone benutzt; eine andre 15-Zentimeter-Ringkanone findet Aufstellung in Panzertürmen und schleudert ihr Geschoß besonders weit; im hohen Bogenschuß wirkt der 21-Zentimeter-Mörser gegen Hohlbauten und gedeckte Ziele; zwei glatte Mörser endlich mit Kalibern von 15 bezw. 23 Zentimeter machen den Aufenthalt lebender Wesen hinter Deckungen bis auf eine gewisse Entfernung höchst ungemütlich und erhellen nachts das Vorterrain durch ihre Leuchtkugeln.

Diesem Festungsmaterial tritt noch eine Anzahl schwerer Küstengeschütze hinzu.

Belagerungs- und Festungsgeschütze werden im allgemeinen längere Zeit in ein und derselben Position verwendet und brauchen deshalb nicht manövrierfähig im Sinne der Feldartillerie zu sein. Eine gewisse Fahrbarkeit, selbst unter schwierigen Verhältnissen, müssen namentlich die ersteren aber doch besitzen, da sie oft längeren Transporten auf den Heerstraßen unterliegen und zur Armierung der Batterien nicht selten beträchtliche Strecken querfeldein geschafft werden müssen. Die Transportschwierigkeiten für Belagerungsgeschütz können sich unter Umständen so erhöhen, daß von einer Benutzung der schweren Kaliber gänzlich abgesehen werden muß. Jedenfalls ist bei der Lafettierung der Belagerungsgeschütze auf die Forderung einer beschränkten Beweglichkeit entsprechende Rücksicht zu nehmen, und anderseits erfordert der beschränkte Raum im Innern der Kasematten und die Aufstellung der Festungsgeschütze hinter Panzerscharten besondre Lafettenkonstruktionen. In dieser letzten Beziehung gestattet namentlich die Grusonsche Minimalschartenlafette, bei welcher der Drehpunkt des durch hydraulische Kraft bewegten und gedrehten Rohrs nicht wie gewöhnlich in den Schildzapfen, sondern in der Scharte selbst liegt, eine Verkleinerung der eigentlichen Schartenöffnung auf ein Minimum. Im übrigen wird die Lafettierung für Belagerungs- und Festungsgeschütz nach gleichen Grundsätzen aus Holz oder Eisen als Rahmen- oder Schlittenlafetten hergestellt, besondre Protzen dienen zum Fortschaffen der schweren Stücke, denen auch die nötigen Visiereinrichtungen nicht fehlen.

Selbstverständlich geht die aus diesen zahlreichen Geschützarten verfeuerte Munition weit auseinander. Die glatten Geschütze schleudern Kartätschen, welche

bezw. mit 41 und 45 Eisenkugeln von 100 Gramm Schwere geladen sind, und Bomben, von denen die des 23-Zentimeter-Mörsers 30 Kilogramm wiegt und mit einer Sprengladung von 1600 Gramm versehen ist. Granaten, Langgranaten, Grusonsche Hartgußgranaten und Shrapnells sind die Geschosse der gezogenen Kanonen, deren Munition durch grobkörniges, prismatisches oder gewöhnliches Geschützpulver und verschiedene Zündvorrichtungen vervollständigt wird. Beispielsweise wiegt die geladene Granate der 9-Zentimeter-Geschütze 6,99 Kilogramm, die Hartgußgranate der langen 15-Zentimeter-Ringkanone 35,5 Kilogramm, der mit 610 Infanteriekugeln von 33 Gramm Schwere gefüllte Shrapnell desselben Geschützes 39,5 Kilogramm, die Hartgußgranate der 21-Zentimeter-Ringkanone gar 98,5 Kilogramm.

In den vorstehenden gedrängten Notizen sind gelegentlich zwei Privatmänner erwähnt, die als hervorragende Industrielle weit und breit bekannt sind, und die Zusammenstellung deutscher Geschütze und Geschosse kann billigerweise nicht abgeschlossen werden, ohne die Bedeutung der gewerblichen Thätigkeit von Krupp und Gruson für unsre Artillerie wenigstens zu streifen.

Der Kruppsche Tiegelgußstahl wird durch Niederschmelzen von Puddelstahl, Schmiedeeisen, Roheisen und einigen andern Zusätzen in feuerfesten Tiegeln erzeugt und die gegossenen Blöcke können durch Ausschmieden unter schweren Dampfhämmern bis zu einem Grade gehärtet werden, daß sie Glas schneiden. Dabei übertrifft die Festigkeit des guten Gußstahls diejenige des Eisens um das Zwei- bis Vierfache und die große Gleichmäßigkeit bildet seine sonst unerreichte Tugend.

Friedrich Krupp hatte sich zu Anfang dieses Jahrhunderts das Ziel gesteckt, die wichtige englische Erfindung auch in seinem Vaterlande einzuführen. Vor dem westlichen Thore der Stadt Essen gründete er 1810 die erste deutsche Gußstahlfabrik. Er hatte mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen und erst seinem Sohne Alfred Krupp war es vergönnt, Außerordentliches zu erreichen. Auf der ersten großen Weltausstellung zu London 1851 schlug er seine englischen Konkurrenten durch einen Stahlblock von 2500 Kilogramm, und vier Jahre später war er in der schwierigen Aufgabe, den Gußstahl in derartigen Massen herzustellen, schon so weit vorgeschritten, daß er einen 5000 Kilogramm wiegenden Block einsenden konnte. Endlich übertraf ein roher cylindrischer Block von 20000 Kilogramm fast alle Begriffe des Möglichen. Er war 2,50 Meter lang, hatte einen Durchmesser von 1,16 Meter, und zeigte auf der durch die Schläge eines riesigen Dampfhammers hervorgerufenen Bruchfläche einen gleichförmig körnigen, silberfarbenen Bruch. Schon seit 1847 hatte Krupp die Idee der Herstellung von Gußstahlkanonen gepflegt, bis 1856 dauerten die Proben. Dann kam der Erfolg. Zu Anfang des Jahres 1862 waren schon über 1000 Stück Geschütze an die verschiedenen Staaten abgeliefert und Krupp hatte immer noch mehr Aufträge, als er ausführen konnte. Ein Versuch auf dem Artillerieschießplatze bei Tegel hatte die überlegenen Wirkungen des Kruppschen Sechsundneunzigpfünders im Vergleich mit dem gleichschweren Armstrong-Vorderlader zur Anschauung gebracht. Auch Gußstahlplatten für die gepanzerten Kriegsschiffe wurden verlangt, die Fabrikation erhielt ein unabsehbares Feld der Lieferung.

Schon 1855 war die Kruppsche Fabrik sehr bedeutend. Sie beschäftigte 800 Arbeiter, besaß acht Dampfhämmer und verfügte über zwölf Dampfmaschinen zur Bewegung der mannigfaltigen und großartigen Apparate. Die Jahresproduktion betrug nahezu drei Millionen Kilogramm. Nach dem Berichte der Handelskammer zu Essen vom Jahre 1863 besaß das Etablissement 65 Dampfmaschinen, 24 Dampfhämmer, 274 Arbeitsmaschinen, beschäftigte 5500 Arbeiter und lieferte 12½ Millionen Kilogramm Gußstahl. Gegenwärtig sind auch diese Ziffern weit überflügelt und die Werke haben eine geradezu fabelhafte Ausdehnung gewonnen. Außer dem eigentlichen Etablissement zu Essen gehören dazu drei Kohlenbergwerke bei Essen und Bochum, verschiedene Eisenbergwerke in Deutschland und bei Bilbao im Norden Spaniens, vier Hochöfenwerke in Duisburg, Neuwied und Sayn, ein siebzehn Kilometer langer Schießplatz bei Meppen und kleinere Schießplätze bei Dülmen, vier Ozeandampfer, endlich Lehm- und Sandgruben und Steinbrüche.

Im ganzen sind im Betriebe elf Hochöfen und 1542 andre Öfen verschiedenster Art, 439 Dampfkessel, 82 Dampfhämmer, 21 Walzmühlen und 450 Dampfmaschinen mit zusammen 185000 Pferdekräften. Unter den Dampfhämmern befinden sich „Unser Fritz“ und „Max“, die beiden stärksten überhaupt existierenden. Der erstere ist 60 Meter hoch und seine Birne fällt mit einer Schlagkraft von 1000 Zentnern auf ein 100 Fuß langes, aus starken Eichenbalken gezimmertes und in die Erde eingerammtes Untergestell, auf dem ein von Wasser umgebener 20000 Zentner schwerer Eisenblock ruht. „Fritz, nur immer druff“, liest man an dem Eisenkoloß und diese Inschrift hat ihre Geschichte. Als nämlich im Jahr 1877 der deutsche Kaiser die Kruppschen Werke besuchte, interessierte ihn besonders dieser Hammer. Der Chef stellte dem Monarchen den den Hammer dirigierenden Maschinisten vor und rühmte von demselben, er verstehe den Schlag so sicher zu führen, daß ein in den Mittelpunkt des Blocks gelegter Gegenstand unbeschädigt bleibe. Der Kaiser brachte seine mit Brillanten besetzte Uhr an die bezeichnete Stelle und forderte den Maschinisten auf, die Birne zu senken. Dieser zögerte wohl in anbetracht des kostbaren Gegenstandes und erst auf das ermunternde: „Na, Fritz, man immer druff“ des alten Krupp sauste die Birne mit furchtbarer Gewalt hernieder. Die Uhr hatte nicht die geringste Quetschung erlitten. Der geschickte Maschinist erhielt sie vom Kaiser zum Geschenke, Krupp fügte dem noch tausend Mark hinzu und ließ jene Worte auf dem Hammer verewigen.

Die Gesamtproduktion in Essen an Stahl und Schmiedeeisen, welches für Kriegs- und Friedenszwecke Verwendung findet, betrug 1881 260 Millionen Kilogramm. Dazu wurden bei einem Kohlenverbrauch von 3100 Tonnen ungefähr 1500 Tonnen Eisenerz täglich in den Hochöfen verarbeitet. Zur Bewältigung der Arbeit auf dem Essener Werke allein sind 50 Kilometer Eisenbahngeleise gelegt, auf denen 38 Lokomotiven und 883 Eisenbahnwagen den Dienst versehen, und 65 Kilometer Telegraphendrähte gespannt, für deren Ausnutzung auf 35 Stationen 55 Morsebatterien dienen. Außerdem sind vorhanden 69 Pferde und 191 Wagen, ein chemisches und ein physikalisches Laboratorium, ein photographisches Atelier, eine lithographische Anstalt, eine Druckerei mit drei

Schnell- und sechs Handpressen, eine Buchbinderei und eine eigne ständige Feuerwehr von 63 Mann.

Die Zahl der Arbeiter, welche 1860 1764, und 1870 7084 betrug, ist auf ungefähr 20000 angewachsen. Dazu kommen noch die Familienglieder der eigentlichen Arbeiter mit 45776 Köpfen, so daß einschließlich von 13000 Schulkindern im ganzen 65381 Menschen ihren Unterhalt durch die Werke finden. Davon leben 19000 Seelen in Häusern, die der Kruppschen Firma gehören. Die Konsumanstalten, welche lediglich für das Wohl der Arbeiter und Angestellten errichtet sind, umfassen ein Gasthaus, acht Bierwirtschaften, eine Selterwasserstube, eine Dampfmühle, eine große Bäckerei, ein Schlachthaus mit Fleischhalle, eine Schneiderbutike, zwei Schusterläden und sechsundvierzig Detailhandlungen. Diese Anstalten verkaufen ihre Waren mit dem geringen Aufschlage von fünf Prozent über dem Einkaufspreise und haben 1882 davon für einen Wert von beinahe vier Millionen Mark verausgabt.

Die Spezialität von Gruson in Buckau bei Magdeburg besteht im sogenannten Hartguß. Mittels desselben werden zahlreiche Arbeiten für gewerbliche Zwecke ausgeführt. Hartgußeisen ist anerkannt das beste Material für die gepanzerten Türme und Batterien, und die Hartgußgranaten haben über die weit teuereren Stahlgranaten den Sieg davongetragen. Bereits sind 1600000 Geschosse aus der Grusonschen Fabrik hervorgegangen. Diese besitzt außerdem ein Patent auf die oben kurz erwähnte Minimalschartenlafette, welche für die gepanzerten Festungswerke bestimmt ist, konstruiert hydraulische Pulverpressen, und besitzt das alleinige Recht für Deutschland zur Anfertigung der sogenannten Hotchkißkanone. Dieses kleine Revolvergeschütz ist von der Marine eingeführt, welche dem Grusonschen Etablissement einen bedeutenden Lieferungsauftrag gegeben hat.

Wenn Krupp eine früher gemachte Erfindung auf den höchsten Grad der Vollkommenheit zu entwickeln verstanden hat, so kann Gruson selbst als der Erfinder des Hartgusses angesehen werden.

Die Verwendung des gewöhnlichen Gußeisens für zahlreiche gewerbliche Zwecke scheiterte an der geringen absoluten Festigkeit desselben, welche unverhältnismäßig schwere Formen für viele Maschinenteile bedingt. Man versuchte nun seit langer Zeit, durch Mischung verschiedener Eisensorten ein haltbareres Produkt herzustellen, oder durch Anwendung von eisernen Gußformen, welche im Gegensatze zu den Lehmformen eine rasche Abkühlung des flüssigen Metalls zur Folge haben, dem Guß eine härtere Oberfläche zu verschaffen. Gruson ging bei seinen Versuchen davon aus, diese beiden Methoden zu vereinigen. Er mischte graues weiches und hartes weißes Roheisen unter einander und goß diese Mischung in eiserne Formen, die sogenannten Koquillen. Durch die rasche Abkühlung bindet sich der Kohlenstoff in der äußern Schicht des Gußstücks und dieses besteht nun aus einer äußern Schicht stahlharten weißen Eisens, die allmählich nach dem Innern zu in eine Masse von zähem, grauen Eisen übergeht; die dünne, unvergleichlich harte Oberfläche ruht auf elastischer Grundlage.

Die neue Erfindung fand 1858 praktische Anwendung zuerst bei der Magdeburg-Halberstädter Bahn, welche die Herzstücke für ihre Weichenanlagen

aus Hartguß herstellen ließ. Der Versuch glückte. Andre Bahnen folgten, und als dann in den sechziger Jahren die Hartgußgranaten sich über alle Erwartung bewährten, und 1874 Deutschland, gefolgt von zahlreichen andern Staaten, große Mengen von Panzerungsmaterial bestellte, da nahm die kleine, schlecht beschäftigte Gießerei solchen Aufschwung, daß sie seit sechsundzwanzig Jahren, seit dem Zeitpunkte, da Gruson sein erstes Herzstück aus Hartguß verfertigte, sich zu dem Range eines Werkes von Weltruf entwickelt hat, eines Werkes, das seine Erzeugnisse nach allen Kulturstaaten versendet, und jährlich viele Millionen umsetzt.

„Das ganze Buckauer Etablissement,“ sagt ein eingehender Aufsatz in einem unsrer gelesensten Familienblätter, „zu dem außerdem selbstverständlich der unvermeidliche eigne Schießplatz gehört, bedeckt mit seinen Werkstätten ein Areal von fast 90000 Quadratmetern und steht damit unter allen deutschen Industriestätten in der ersten Reihe. Nicht weniger als 33 Dampfmaschinen und über 550 Werkzeugmaschinen unterstützen die Arbeiterbataillone.“ . . . „Im ganzen zahlte Gruson im Jahre 1883 rund 1350000 Mark an Löhnen. Kennzeichnet diese Zahl den Umfang des Geschäftsbetriebes nach der einen Seite hin, so sprechen die statistischen Angaben über den Materialverbrauch der Fabrik vielleicht noch deutlicher: in runden Zahlen ausgedrückt verarbeitete dieselbe allein im Jahre 1883 an 16 Millionen Kilogramm Roheisen, 990000 Kilogramm Schmiede- und Walzeisen, 600000 Kilogramm Stahl mit über sieben Millionen Kilogramm Kohlen und fast sechs Millionen Kilogramm Koks! Welche Bedeutung ein derartiger Bedarf für die gesamte deutsche Montanindustrie hat — denn sie ist an ihm in erster Linie beteiligt, da ausländische Rohstoffe nur ausnahmsweise Verwendung finden, das bedarf keiner Erörterung.“

Das Ingenieurkorps.

Hörst du mal im Frieden sagen
(Daß es geschieht, ist zu beklagen):
„Der Pionier, das ist der Mann
Der alles weiß und gar nichts kann“ —
Sei ruhig stolz — im Felde kommt
Die Zeit, die unsrer Waffe frommt.

Der hübsche Knittelvers entstammt dem humoristischen Gedichte eines jüngern Militärschriftstellers über den Feldbrückenbau; der auf das viele Wissen und geringe Können des Pioniers bezügliche Reim geht mit manchen ähnlichen Sprüchen, welche die verschiedenen Waffen charakterisieren sollen, in der Armee von Mund zu Mund. Er wendet sich gutmütig spottend gegen die hohen Ansprüche, die thatsächlich an Wissen und Können des heutigen Ingenieuroffiziers gestellt werden. Dieser soll nicht nur in den rein militärischen Fächern, in Taktik und Strategie die gleiche Ausbildung mit den übrigen Offizieren der Armee erhalten, sondern muß außerdem zahlreiche Kenntnisse auf technischem und militärtechnischem Gebiete sein eigen nennen, um den mannigfachen dienstlichen An-

forderungen zu genügen. Er, der Vers, ist übrigens keineswegs so böse gemeint, wie es den Außenstehenden auf den ersten Blick scheinen könnte, und wird auch nicht als herbe, und jedenfalls unberechtigte Kritik empfunden. Bringt man ihn gelegentlich in lustiger Gesellschaft einmal vor, so stimmen in das schallende Gelächter unzweifelhaft auch die Herren vom Genie aus vollem Herzen ein.

> Denn merk es wohl, vergiß es nie,
> Wir Schwarzen kämpfen mit Genie,
> Drum hat der alte Fritze schon
> Geniekorps uns benannt, mein Sohn.

Kriegsbaumeister oder Schanzmeister hießen die Militäringenieure in den Heeren des Mittelalters, denen sich im sechzehnten Jahrhundert die Schanzbauer als eine eigne technische Truppe anschlossen. In Preußen wurde zuerst unter König Friedrich Wilhelm I, in Sachsen unter August II ein Ingenieurkorps gebildet.

Mit der steigenden Wirkung der verbesserten Feuerwaffen erreichte das Terrain selbst und seine Verstärkung und Befestigung zur schützenden Aufstellung immer größere Wichtigkeit. Demgemäß ist auch das Spezialkorps der Ingenieure in allen Heeren mehr und mehr entwickelt und vervollkommt. Die Offiziere desselben sollen in Krieg und Frieden alle militärischen Bauten und militär-technischen Arbeiten leiten. Namentlich liegt ihnen ob: der Neubau von Festungen, deren Umbau nach neueren Erfahrungen und ihre Instandhaltung, die Vervollkommnung aller auf rein wissenschaftlicher Grundlage beruhenden Zweige des Geniewesens, Terrainaufnahmen mit Rücksicht auf fortifikatorische Interessen, die Ausführung kriegstechnischer Versuche, Studien über den Angriff fremder und die Verteidigung eigner Festungen. Die Waffe selbst hat den technischen Dienst beim Angriff und der Belagerung von Festungen zu versehen, soll aber auch dem ope-



rierenden Heere folgen, um vorhandene Bewegungshindernisse wegzuräumen, neue Verkehrsmittel zu schaffen, flüchtige Erddeckungen au dem Schlachtfelde herzustellen, oder den Rückzug durch Unterbrechung der Kommunikationen zu decken. Häufig werden die Pioniere in der Ausführung dieser Arbeiten durch kommandierte Mannschaften der Infanterie und Kavallerie unterstützt, welche dazu im Frieden vorgebildet und ausgerüstet sind.

Das preußische Ingenieurkorps in der Stärke von 318 Offizieren und 8487 Mann setzt sich zusammen aus dem Ingenieuroffizierkorps und fünfzehn Pionierbataillonen, darunter eins der Garde. Die andern Bataillone werden durch die Nummern 1—11 und 14—16 unterschieden. Diese wenigen Bataillone verlangen nur einen Bruchteil der sämtlichen Ingenieuroffiziere für den Dienstbetrieb. Die übrigen Offiziere, welche ähnlich wie bei der Artillerie zum wirklichen Ingenieuroffizier erst nach erfolgreichem Besuche der vereinigten Artillerie- und Ingenieurschule aufrücken, sind deshalb zu den verschiedensten Aufgaben ihres Berufes verfügbar. Sie verbleiben aber nicht für die Dauer in einem bestimmten einseitigen Dienstverhältnisse, sondern thun abwechselnd praktischen Dienst bei der Truppe, um dann wieder sich andern Arbeiten zuzuwenden.

An der Spitze des gesamten Ingenieurkorps steht die Generalinspektion des Ingenieurkorps und der Festungen; der kommandierende Offizier, ein Generalleutnant oder General der Infanterie, führt den Titel Chef des Ingenieurkorps und der Pioniere und Generalinspekteur der Festungen. Unter ihm gliedern sich die Kommandoangelegenheiten der Generalinspektion in vier Ingenieurinspektionen. Die Inspekteure nehmen den gleichen Rang ein, wie die Divisionskommandeure der Infanterie und Kavallerie, und erfüllen ähnliche Obliegenheiten. Sie verfügen oder beantragen die Kommandierung der ihren Befehlen unterstellten Ingenieuroffiziere zu den verschiedenen Dienstleistungen, überwachen die Ausbildung der Pionierbataillone, den Ingenieurdienstbetrieb und die Bauten in den Festungen.

Jede Ingenieurinspektion zerfällt in eine Pionierinspektion und zwei Festungsinspektionen. Die Pionier- und Festungsinspekteure stehen im Rangverhältnis eines Regimentskommandeurs. Wie schon die Bezeichnung ergibt, vereinigen die erstern eine Anzahl von Pionierbataillonen, drei bis vier, unter ihren Befehlen, während der Festungsinspekteur als Vorgesetzter der Ingenieuroffiziere gilt, welche bei den Fortifikationen der seinem Bereiche zugeteilten Festungen beschäftigt sind.

Außerdem besteht eine besondre Inspektion der Militärtelegraphie und ein Ingenieurkomitee, welches letztere die Entwürfe zu Festungsneubauten entwirft und prüft, die Reglements für den Ingenieur- und Pionierdienst ausarbeitet, für die rechtzeitige Einführung aller Fortschritte auf militär-technischem Gebiete in der Armee Sorge trägt und sich über die Kenntnis fremder Festungen auf dem Laufenden zu erhalten hat.

In jeder Festung befindet sich ein Ingenieuroffizier vom Platz, welcher die Fortifikations- und die Artilleriebauten leitet und deren Ausführung unter die zum Festungsbau kommandierten übrigen Offiziere verteilt.

Die Pionierbataillone endlich zerfallen wie jedes Infanteriebataillon in vier Kompanien. Hier wird der Dienst mit um so unermüdlicherem Eifer betrieben,

als der rein militärischen Erziehung noch eine vielseitige technische Ausbildung hinzutreten muß.

Die Pioniere sind mit der Jägerbüchse und dem Faschinenmesser bewaffnet, und die Mannschaft außerdem mit der tragbaren Feldausrüstung, das heißt den nötigen Werkzeugen und Requisiten für die verschiedenen Erd-, Stein- und Holzarbeiten versehen. Weitere Werkzeuge, Spreng- und Zündmittel folgen der Truppe auf eignen Requisitenwagen.

Exerzieren, Felddienst und Scheibenschießen wird wie bei der Infanterie, wenn auch in beschränkterem Maße geübt. Die Pioniere legen mit Recht besondern Wert darauf, sich zum Schutz der aufgeworfenen Werke, der geschlagenen Brücke selbst tüchtig zu erweisen. Wo die Kompanien und Bataillone deshalb nicht mit einer in ihr Fach schlagenden Spezialaufgabe betraut sind, da gelten sie im Rahmen der Ordre de bataille als fechtende Truppe, verstehen ihr Feuer mit Ruhe und Sicherheit abzugeben, ja nicht selten sieht man bei den Friedensübungen das „Genie" mit einem brausenden Hurra an entscheidender Stelle siegreich eingreifen.

Die technische Ausbildung umfaßt die den Pionieren eigentümlichen Dienstzweige und zerfällt wieder in den Sektionsdienst, den allgemeinen Pionierdienst, den Feldtelegraphen- und Eisenbahndienst, soweit der letztere nicht dem Eisenbahnregiment speziell zufällt. Eine eingehende theoretische Instruktion in den Kompanie- und Bataillonsschulen unterstützt die praktischen Arbeiten. In der sogenannten Aspirantenklasse erhalten die ältesten Unteroffiziere außerdem die erforderliche Ausbildung zum Wallmeister und Fortifikationssekretär.

Zum allgemeinen Pionierdienst wird die Anfertigung von Strauchmaterialien, die Einrichtung von Lagern, die Unterweisung im Wegebau gerechnet. Hierher gehören ferner Verschanzungsarbeiten, das Anlegen und die Beseitigung von Bewegungshindernissen auf den Straßen, Sperrungen von Defilees, die rasche Befestigung von Ortschaften, der Bau von Feldbrücken mit unvorbereitetem Material, wie es an Ort und Stelle gefunden wird, endlich Sprengungsarbeiten in Festungswerken, Brücken, Gebäuden und auf dem Eise.

Der Sektionsdienst gliedert sich wieder nach drei hauptsächlichen Richtungen, und nach den einzelnen Aufgaben werden häufig auch die Arbeiter verschieden genannt. So bezeichnet man die Mannschaften unsrer Pionierbataillone wohl als Pontoniere, wenn sie mit der Aufstellung von Kriegsbrücken beschäftigt sind, fliegende Brücken und Fähren konstruieren. Handelt es sich um die Anlage von Parallelen und andrer gedeckter Annäherungswege zur feindlichen Festung, so kennt man sie als Sappeure, und als Mineure, falls sie Bergleuten gleich im Innern der Erde Gänge aushöhlen, um darin die gefährliche Sprengmine zu entzünden.

Die Ausbildung in diesen, anscheinend scharf von einander getrennten Dienstzweigen, geht natürlich Hand in Hand. Dennoch bleibt genug zu thun, und wie diese gedrängte Darstellung zur Genüge die Vielseitigkeit und den Umfang der an den Pionierdienst gestellten Anforderungen kennzeichnet, so erkennt man staunend das Maß geistiger und leiblicher Arbeit, welche auch hier während des Dienstjahres in treuer Pflichterfüllung zum Wohle des Vaterlandes geleistet wird.



Das deutsche Thor in Metz.

Unsre Festungen.

Von den dreiundzwanzig Festungen, welche im Laufe des letzten französischen Krieges in die Gewalt der Deutschen fielen, haben im Grunde nur zwei, Paris und Belfort, den französischen Waffen wesentlichen Vorschub geleistet. Die Mehrzahl der übrigen hat nach verhältnismäßig schwachem Widerstande eine große Menge Gefangene, Waffen und Vorräte in die Hände des Siegers geliefert, und sie haben damit einen geradezu nachteiligen Einfluß auf die Kriegführung ausgeübt.

Drei Ursachen lagen vor allem dieser auffallenden Erscheinung zu grunde, die um so überraschender wirken mußte, als andre größere Belagerungen unter ähnlichen Bedingungen nicht vorhergegangen waren: Die modernen Präzisionswaffen, die gesteigerten Verkehrsmittel und die allgemeine Wehrpflicht. Die letztere führt früher nie geahnte Massen von Soldaten in das Feld und gestattet im Gegensatz zu ältern Kriegen, ohne erhebliche Schwächung der Operationsarmee auch noch die nötigen Truppen zu gleichzeitiger Belagerung einer größern Zahl von festen Plätzen aufzustellen.

Der Durchschlagskraft der gezogenen Hinterlader gegenüber haben die fast durchweg erst in unserm Jahrhundert mit großen Kosten aufgeführten Festungsbauten mit ehedem für undurchdringlich erachteten Mauerstärken ihren Wert verloren. Die enormen Steinkolosse, welche unter den verschiedenen technischen

Bezeichnungen als Turmreduits, Blockhäuser, Defensionskasernen, Traditors oder Grabenkaponieren oft drei und vier Etagen von Schießscharten über einander zeigten, erweisen sich heutzutage nicht nur als unnütz, sondern wirken sogar schädlich. Denn die in ihre Mauern einschlagenden feindlichen Geschosse schleudern die Steintrümmer weit umher und machen damit den Aufenthalt im Gebäude selbst und in dem umliegenden Terrain geradezu unmöglich.

Die modernen Verkehrsmittel, Eisenbahnen und Telegraphen, gestatten die Heranführung eines zahlreichen Belagerungsparkes und einen gegen früher unbegrenzt zu nennenden Munitionsaufwand. Das Tag und Nacht ohne Zwischenpausen andauernde mörderische Feuer der heutigen Artillerie muß einen entmutigenden Einfluß auch auf die beste Garnison ausüben, wenn das Innere der Festung nicht außerhalb der wirksamen Artillerieschußweite liegt und dadurch der Besatzung die Möglichkeit gegeben wird, nach dem anstrengenden Dienste zeitweise der Ruhe zu pflegen, ohne in unmittelbarer Lebensgefahr zu schweben. In der That hat bei der überwiegenden Mehrzahl der französischen Festungen die Einschüchterung durch das Bombardement mit seinen ununterbrochenen Schrecken, der fortwährenden Gefährdung des Lebens, dem Angreifer die Thore geöffnet, der noch lange nicht im stande gewesen wäre, sich den Eingang zu erzwingen. Und wenn man auch zugeben kann, daß die Besatzung in jenen Plätzen nicht aus den besten und zuverlässigsten Truppen bestand, so bleibt die Erfahrung in ihrer Gesamtheit doch bestehen. Die bisherigen Festungen haben ihren Wert verloren und mußten den erhöhten Kriegsmitteln der Neuzeit angepaßt werden.

Wo man nicht vorzieht, die gewaltigen Steinbauten einzureißen, werden sie mit einem Erdmantel umgeben, und sind dann wenigstens als gesicherte Unterkunfts- und Magazinräume zu verwenden. Ihre aktive Widerstandskraft ist dahin. Bei Neuanlage solcher gegen die Geschoßwirkung geschützten Räume wählt man die sogenannten Hangards, Wohnkasematten unter dem Walle, die nur nach innen geöffnet sind. Um aber die eigentliche Festung dem Schußbereiche des Gegners zu entziehen, umgibt man sie mit einem Kranze von detaschierten Forts, kleineren Einzelfestungen, denen die hauptsächliche Verteidigung zufällt. Die wirksame Schußweite der heutigen Geschütze reicht auf 6000—7500 Meter, und in den meisten Fällen wird sich der Angreifer mit seinen Kanonen den nächsten Festungswerken auf 1200—1500 Meter nähern können. Die Forts müssen deshalb auf etwa 6000 Meter vorgeschoben werden und dürfen, um sich gegenseitig wirksam unterstützen zu können und um dem Angreifer zu verbieten, zwischen zwei derselben gegen die im Zentrum gelegene Stadtfestung vorzugehen, in den meisten Fällen nicht über 2500—3000 Meter von einander entfernt liegen. Wollte man aber alle vorhandenen Festungen in der angedeuteten Weise umbauen, so würde selbst die bis in die ältesten Jahrgänge angespannte allgemeine Wehrpflicht nicht hinreichen, ihnen die erforderliche Besatzung zu gewähren, ganz abgesehen von den dazu notwendigen beinahe unerschwinglichen Mitteln. Man hat sich deshalb in Deutschland dazu entschlossen, die Zahl der Festungen zu beschränken und die beibehaltenen zeitgemäß auszubauen. Selbst dazu bleiben noch bedeutende Summen erforderlich. Der Reichstag bewilligte 1873 zum Umbau und zur Ausrüstung

von Festungen 216 Millionen Mark und zwei Jahre später für die Verstärkung der in den Reichslanden gelegenen Plätze 128942850 Mark. Dazu traten die Einnahmen für den Grundwert geschleifter Festungswerke, wie Zuschüsse von Eisenbahnverwaltungen und städtischen Kommunen, so daß die Heeresverwaltung über mindestens 400 Millionen Mark verfügen konnte. Über die Auswahl der beizubehaltenden Festungen, oder betreffendenfalls über den Platz von Neuanlagen mußten in erster Linie strategische Rücksichten entscheiden. Im wesentlichen wird man feste Plätze auf den mutmaßlichen Anmarschlinien des Gegners erbauen. Die wichtigsten Verkehrsadern auch für den Krieg bilden die Eisenbahnen. An den hauptsächlichsten Bahnlinien sind deshalb auch die großen Festungen zu suchen.

Die befestigten Waffenplätze, welche aus der Kernfestung und den detaschierten Forts bestehen, bilden feste Lager, zu deren bloßer Beobachtung der Feind ihrer bedeutenden Besatzung wegen erhebliche Kräfte abzweigen muß, wenn er nicht gezwungen ist, sie zu nehmen, um den Eisenbahnknotenpunkt in seine Gewalt zu bekommen. Außerdem geben sie willkommene Stützpunkte ab für die Organisation und Disziplinierung der weniger ausgebildeten Reserveformationen des eignen Heeres. Neben diesen hauptsächlichsten Plätzen unterscheidet man noch geschlossene oder Sperrfestungen, die mit keinem Fortsgürtel umgeben sind, und einzelne selbständige Forts, die namentlich in Frankreich einen wesentlichen Bestandteil der Grenzbefestigung bilden, im Deutschen Reiche aber nur eine untergeordnete Rolle spielen.

Die Stadtumwallung der Kernfestung ist im wesentlichen seit der Zeit, in der sie noch den alleinigen Schutz der Festung ausmachte, unverändert geblieben. Die Erweiterung zahlreicher größerer Festungen geschieht vornehmlich im Interesse der Stadt, nicht aus militärischen Beweggründen. Wenn frühere Kriegsbaumeister einen großen Wert auf eine sinnreiche Zusammenstellung von Linien und Winkeln legten, so kommt unsre Zeit davon mehr und mehr zurück. Der Grundriß der Festung ist für ihre Verteidigung ziemlich gleichgültig, so lange er den Truppen einen freien Verkehr im Innern gestattet. Man sucht sich so viel als möglich der geraden Linie zu nähern, welche die stärkste Feuerwirkung in gerader Front ermöglicht.

Die Forts umgeben den Kern in einem regelmäßigen Kreise, sofern nicht die Konfiguration des Terrains eine Abweichung erforderlich macht, wenn beispielsweise ein dominierender Punkt mit einem Fort oder einem Panzerdrehturm, wie sie namentlich in Metz, Straßburg, Wilhelmshaven und Kiel, neuerdings auch in Posen und Königsberg aufgestellt sind, besetzt werden muß, oder ein unwegsamer Sumpf ohne Verteidigung gelassen werden darf. Laufgräben, welche im Frieden nur teilweise ausgeführt werden, verbinden die Forts untereinander, Eisenbahnen und Telegraphen führen von einem zum andern und zur Kernfestung. Einige hundert Meter hinter den Forts, möglichst im Terrain gedeckt, liegt eine zweite Reihe von detaschierten Werken, den sogenannten Zwischen- oder Annexbatterien. Jede derselben schließt die Intervalle zwischen zwei Forts und sie sind von geringerer Stärke als diese letzteren.

Man unterscheidet in den deutschen Festungen größere und kleinere Forts,

die je zehn bis zwanzig Wallgeschütze führen und eine bis vier Kompanien Besatzung aufnehmen können. Der Aufwand zu ihrer Erbauung beträgt etwa zwei bezw. eineinviertel Million Mark. In ihren Formen sind sie einander im übrigen völlig ähnlich. Das detaschierte Fort bildet eine kleine Festung für sich, die aber den Vorteil genießt, nur von einer Seite, in der Front, angegriffen werden zu können, und dabei rückwärts mit der Kernfestung und seitwärts mit den Nebenforts in Verbindung zu bleiben.

Das detaschierte Fort besteht aus zwei Facen von neunzig bis hundert Meter Länge, die sich unter einem sehr stumpfen Winkel schneiden. Die daran stoßenden Flanken, welche die Front der Nebenforts bestreichen sollen, sind sechzig Meter lang, und die der Kernfestung zugekehrte, nach innen etwas gebrochene Kehle des Werks hat eine Länge von 200—300 Meter. Facen und Flanken bestehen aus Wall und vorliegendem Graben. Die ersteren sind ihrer ganzen Länge nach kasemattiert, und die so gewonnenen Hangards bieten völlig geschützte Wohnungen, Magazine und Munitionsräume. Der Graben ist tief und schmal, um das Breschieren aus der Ferne zu verhindern, er wird durch gemauerte Kaponieren bestrichen. Aus dem Graben laufen ausgeführte Mauergalerien bis 200 Meter unter das Vorterrain. Vor der Brustwehr des Walles befindet sich ein Rondengang und vor diesem eine auf die Eskarpemauer aufgesetzte niedrige freistehende Mauer.

Die Kehle des Forts wird durch eine zweistöckige Kaserne abgeschlossen, welche indes nur nach rückwärts Fenster hat, nach vorn wie auf dem Dache mit Erde beschüttet und so nicht nur gegen die schwersten Projektile vollkommen gesichert, sondern zugleich mit Brustwehr und Wallgang versehen ist und daher auf ihrer Plattform mit Geschütz armiert werden kann. Eine große Kapitalhohltraverse verbindet, das Innere des Forts in zwei Hälften teilend, die Kaserne mit den Hangards, so daß also der Durchgang durch die beiden dem feindlichen Feuer ausgesetzten Höfe durchaus unnötig ist. Der Wallgang ist auf seiner ganzen Ausdehnung traversiert, das heißt auf den Facen je zwei, auf den Flanken je ein Geschütz sind durch Querwälle oder Traversen eingeschlossen. Diese Traversen sind meistens hohl; starke Kräne in ihrem Innern besorgen das Heraufwinden von Geschütz und Munition, andre Auffahrmaschinen, ähnlich den bei uns in großen Hotels bestehenden Einrichtungen, befördern die Besatzung auf den Wall und zurück in die Wohnräume. Alle Gänge sind mit Gas erleuchtet, selbst in dem Pulvermagazine brennt stets helles Licht in Sicherheitslampen.

Ein solches Fort bietet vollkommen sichere Unterkunft für die nicht gerade kämpfenden Mannschaften, und auch diese sind durch die starke Brustwehr, die sie fast ganz deckt, und durch die Hohltraversen, in denen sie bei allzu heftigem Feuer des Feindes für den Augenblick Platz finden können, im Vergleich zu früheren Verhältnissen erheblich mehr geschützt.

Der Angreifer stößt zuerst auf das flach verlaufende Glacis, welches bei den Forts nicht von Infanterie verteidigt wird. Es folgt der Sprung in den sechs Meter tiefen Graben, dessen fünfundzwanzig Schritt breite Sohle von den Kaponieren und aus den Schießscharten der Mauer am jenseitigen Rande wirksam unter Feuer gehalten wird. Zwei Meter mißt der erste Mauerabsatz der Eskarpe, und die

frei dahinter stehende Mauer hat eine Höhe von zwei und einen halben Meter. Ohne daß diese vorher niedergelegt, ist an einen Sturm nicht zu denken. Hat der Stürmende sie oder ihre Trümmer aber glücklich überwunden, so liegt der schwerste Teil seiner Aufgabe hinter ihm. Die Wallböschung ist verhältnismäßig leicht zu ersteigen, und in nächster Nähe verlieren die schweren Geschütze viel von ihrer Furchtbarkeit. Es kommt dann noch auf einen letzten Kampf Mann gegen Mann an, ob der Sturm gelingt oder abgeschlagen wird.

Die deutschen Festungen zerfallen ihrer Größe und Bedeutung nach in drei Klassen. Zu den festen Plätzen erster Ordnung zählen Danzig, Glogau, Ingolstadt, Koblenz mit Ehrenbreitstein, Köln, Küstrin, Königsberg, Magdeburg, Mainz, Metz, Neiße, Posen, Rastatt, Spandau, Straßburg, Thorn, Ulm, Wesel. Festungen zweiter Ordnung sind Bitsch, die Feste Boyen, Diedenhofen, Germersheim, Glatz, Königstein, Marienburg, Neu-Breisach, Saarlouis, Torgau. Küstenbefestigungen befinden sich in Friedrichsort, Memel, Pillau, Swinemünde, Sonderburg, Wilhelmshaven, ferner an dem untern Laufe von Weser und Elbe.

Sämtliche Festungsbauten fallen unter den Begriff der permanenten Befestigungen, von denen man verlangt, daß sie unbedingt „sturmfrei", das heißt dem Angreifer mit den Mitteln des Feldkrieges nicht zugänglich sind. Im Gegensatz zu den bereits im Frieden mit allen Mitteln der Kunst vorbereiteten permanenten Befestigungen nennt man Feldbefestigungen und provisorische Befestigungen solche Verschanzungsarbeiten, die zur Verstärkung einer bestimmten Verteidigungslinie mit den an Ort und Stelle sich bietenden Hilfsmitteln ausgeführt werden.

Die Aufmerksamkeit der deutschen Kriegsverwaltung wandte sich nach dem Kriege 1870—71 naturgemäß den in erster Linie bedrohten und zum Teil arg vernachlässigten Festungen der neuerworbenen Reichslande zu. Im Frühjahr 1882 hat der Erweiterungsbau von Straßburg seinen Abschluß gefunden. Elf Forts umgeben auf dem linken Rheinufer die Stadt in einer Entfernung, die zwischen fünf und acht Kilometern schwankt. Drei detaschierte Werke auf dem rechten Ufer des Rheins sollen noch projektiert sein. Innerhalb dieses Fortsgürtels, der überhaupt 15000 Hektare fruchtbaren und wohlangebauten Landes einschließt, liegen außer der alten freien Reichsstadt und ihren fünf Vororten zwölf elsässische und vier badische Dörfer. Der Durchmesser dieses verschanzten Lagers beträgt im Mittel dreizehn Kilometer oder nahezu zwei deutsche Meilen.

Für Metz war schon von französischer Seite mehr gethan. Es handelte sich hier deshalb vorzugsweise um die Vollendung und den Ausbau von vorhandenen Forts. Auch die Neubefestigungen von Metz, dessen Fortsgürtel dreizehn größere Orte und mehrere hundert vereinzelte Höfe, Villen und Landhäuser umschließt, sind seit einigen Jahren zu Ende geführt und der durch seine natürliche Lage hochbegünstigte Platz darf jetzt als eine der stärksten, wenn nicht die stärkste Festung der Erde angesehen werden.

Die überhaupt nur fünfunddreißig Meilen lange französisch-deutsche Grenze ist durch diese Festungsbauten und die nur auf einzelnen Pässen zu überschreitenden Vogesen zwischen beiden zu einer fortifikatorisch sehr starken geworden. Die einzige Öffnung, welche sich einem Angriffe von unsern westlichen Nachbarn bietet,

ist die sogenannte trouée de Belfort, derselbe Weg, den Bourbakis Ostarmee genommen haben würde, wenn Werder mit seinem kleinen Heere nicht mit zäher Ausdauer stand gehalten hätte. Für die Schließung dieses Ausfallsthores ist vorläufig noch nichts gethan. Jedenfalls besteht hier eine Lücke im deutschen Festungssystem, die mit der Zeit ausgefüllt werden wird, mag man nun sich dazu entschließen, Mülhausen zu befestigen, Breisach zu verstärken oder auf dem rechten Ufer des deutschen Stromes, etwa in Freiburg, einen Waffenplatz erster Ordnung zu errichten.

In zweiter Reihe stellen sich einer französischen Offensive Ulm, Mainz und Koblenz entgegen. Der erstgenannte Platz, das Meisterwerk des verstorbenen preußischen Ingenieurgenerals v. Prittwitz, und vor Erfindung der gezogenen Geschütze vielleicht eine der großartigsten und stärksten überhaupt bestehenden Festungen, ist zum Schutze Süddeutschlands im letzten Jahrzehnt durch Anlage zweier detaschierter Forts auf dem linken Donauufer bezw. dem linken Ufer der Iller verstärkt worden. Mainz und das durch die Natur ungemein begünstigte Koblenz decken den Norden unsers Vaterlandes. Beide Festungen sind durch Ausbau vorhandener Position und Anlage neuer Verschanzungen erheblich erweitert und verteidigungsfähiger geworden.

Die eigentliche Grenze gegen Frankreich kann somit als sehr stark und auf dem Hauptwege sogar als undurchdringlich gelten. Weniger ist das bei der indirekten Grenze gegen Holland und Belgien der Fall. Der Weg von Lille und Valenciennes ist gänzlich frei, da Belgien seine Verteidigungskraft in und um Antwerpen konzentriert hat. Hier galt es zunächst den großen Zentralpunkt Köln, der durch die alte Stadtumwallung in empfindlichster Weise eingeengt und beschränkt ward, im Sinne einer neueren Lagerfestung auszubauen. Das ist mit dem Aufwande erheblicher Mittel geschehen, ist beziehungsweise noch in der Ausführung begriffen. Die Stadt soll bis in den Umkreis des früheren Fortsgürtels erweitert, und zwölf Forts wie vierzehn Zwischenbatterien verschiedener Größe so weit hinausgeschoben werden, daß die Metropole des Rheinlands vor einem Bombardement völlig sicher gestellt ist.

Zum Schutze seiner Grenze gegen Österreich, welche vom Bodensee bis nach Schlesien völlig offen ist, hat das deutsche Reich nichts gethan, als für den Umbau der Forts von Neiße, welche dem heutigen Standpunkte der Befestigungskunst nicht mehr entsprechen, eine verhältnismäßig geringe Summe anzuweisen. Ja man hat sogar die Dresdener Schanzen, ein wichtiges Defilee, das den Weg von Böhmen nach Berlin versperrte, wieder eingehen lassen. Ebenso hat Österreich-Ungarn seine Nordgrenze im alten Zustande belassen. Mag diese Thatsache auf stillschweigender Übereinkunft beruhen, oder einer ausdrücklichen Abmachung entspringen, so läßt sie nur erfreuliche Schlüsse auf das zwischen beiden Staaten herrschende ungetrübte Einvernehmen und gegenseitige Vertrauen zu.

Für den Kriegshafen Wilhelmshaven, für die Befestigungen an der untern Elbe und Weser, für Friedrichsort, für Swinemünde und die Küstenbefestigung überhaupt sind erhebliche Mittel aufgewendet worden, ja es verlautet, daß Kiel mit der Zeit noch zu einem großen befestigten Lager umgestaltet werden soll.

Ähnliche Anstrengungen wie für den Schutz der langgestreckten deutschen Küste sind an der Ostgrenze des Reichs gemacht worden. Königsberg und Posen sollen jedes elf neue Forts verschiedener Größe erhalten, Thorn deren sieben, während Danzig, das erst in zweiter Linie bedroht erscheint, und Glogau, welches gleichzeitig gegen Süden gerichtet ist, nur unbedeutend erweitert werden. Dagegen hat Küstrin zum Ersatz für das eingegangene Stettin als Brückenkopf an der Oder eine erhöhte Wichtigkeit erlangt. Der bisher ziemlich unbedeutende Platz erhält sechs neue Forts und wird beziehungsweise auch im übrigen vollständig neu ausgebaut.

Von den übrigen Festungen des Reichs ist das erst 1869 und 70 völlig umgebaute Magdeburg, sind ferner Rastatt, Saarlouis, Germersheim, Wesel, die Feste Boyen, Glatz, Diedenhofen, Bitsch und Neu-Breisach im wesentlichen unverändert geblieben, ja es ist wohl noch eine offene Frage, ob eine oder die andre derselben gleichwie Minden, Landau, Wittenberg, Erfurt, Stettin, Kolberg, Stralsund und andre nicht noch eingezogen und ihres Festungscharakters entkleidet werden. Für die Vergrößerung von Spandau dagegen, der militärischen Werkstatt Preußens und gewissermaßen der Citadelle Berlins, sind seiner Zeit mehr als dreizehn Millionen Mark ausgesetzt, um die Oranienburger Vorstadt mit in die Stadtumwallung hineinzuziehen, und um vier große Forts zum Schutze der zahlreichen Militäretablissements zu erbauen. Zu diesem letzteren Zwecke wären noch weitere Befestigungen nach Berlin zu erforderlich. Man hat von deren Anlage aber abgesehen, der großen Lasten und der Schädigung von Berliner Interessen wegen. Sie werden deshalb wohl erst im Kriegsfalle provisorisch ausgeführt werden, wenn nicht möglicherweise ganz Berlin zu einer ungeheuren Festung umgewandelt wird, in deren Bereich dann auch Spandau seinen Platz findet.

Im Süden bildet Ingolstadt das Spandau Münchens. Die schon 1250 erbaute Festung hat zahlreiche Schicksale erlebt, wurde 1800 geschleift und erst dreißig Jahre später durch König Ludwig I von Bayern nach dem System Montalembert wieder aufgebaut. Nach 1870 ist auch Ingolstadt mit zwölf Millionen Mark zu einem modernen Waffenplatz erweitert.

Seiner geographischen Lage wegen muß das Deutsche Reich gerüstet sein, nach allen Seiten Front zu machen. Mit dem erforderlichen Nachdruck sind deshalb auch die Befestigungsarbeiten gefördert worden, aber in weiser Beschränkung ist man nicht über das Maß des Notwendigen hinausgegangen. Den sechsunddreißig deutschen Festungen gegenüber besaß Frankreich trotz seiner unendlich vorteilhafteren Grenze gegen nur eine wirkliche Großmacht deren im Jahre 1871 bereits 137 und hat ihre Zahl seitdem noch um sieben neue Plätze, nämlich Rheims, Rouen, Amiens, Orleans, Bourges, Nevers und Laon vermehrt. Dabei ist der Fortsgürtel von Paris, der in den alten Befestigungen schon über fünfundfünfzig Kilometer maß, über das doppelte hinausgerückt, und die Hauptstadt damit zu einer solchen Riesenfestung erweitert, daß sie wohl nur von der chinesischen Mauer an Ausdehnung übertroffen wird.

Trotz ihrer hohen Wichtigkeit für die Kriegführung besitzen sämtliche Festungen eine große Schattenseite. Die zu ihrer Besatzung notwendigen Truppen werden der Verwendung im freien Felde entzogen, und das in um so höherem Maße,

je ausgedehnter die Werke des einzelnen Platzes sind, und je größer die Zahl der letztern ist. Es ist leicht, die Truppen in die Festung hineinzuführen, sagt ein geflügeltes militärisches Wort mit vollem Recht, aber schwer, sie wieder hervorzuholen. Scheinen deshalb auch die deutschen Festungen, namentlich im Innern des Reiches, nur spärlich gesät, so sind doch alle Vorbereitungen getroffen, um gegebenen Falls einen offenen Ort rasch in eine Festung verwandeln zu können. Der Geist rücksichtsloser Initiative aber, welcher das deutsche Heer vom Feldherrn bis zum letzten Troßbuben hinab beseelt, wird dasselbe hoffentlich vor dem Schicksal bewahren, hinter den Mauern einer Festung Schutz und Rettung suchen zu müssen.

Pontoniere bei der Arbeit.

Während im Festungskriege dem Ingenieur bei der Verteidigung oder dem Angriffe einer Festung an seinem Teile hoher Ruhm und reiche Ehren in Aussicht stehen, begnügt er sich im Feld-, im eigentlichen Bewegungskriege mit einer Anzahl sehr wesentlicher, aber nicht in die Augen springender Arbeiten, unter denen die Zerstörung beziehungsweise die Herstellung von Wegen und Brücken für die operierende Armee eine hervorragende Rolle spielt. Dem Heerführer steht für die wissenschaftliche Vorbereitung und Anordnung der sämtlichen Maßnahmen auf technischem Gebiete eine Anzahl Ingenieuroffiziere zur Verfügung; die ausführende Truppe besteht in den Pionierbataillonen.

Unter den Begriff einer Kriegsbrücke fällt eine Reihe verschiedenartigster Konstruktionen von dem Laufstege, welcher, für einzelne Schützen und Patrouillen berechnet, in aller Eile durch wenige Bretter hergestellt ist, denen als Mittelunterstützung ein in den Bach gefahrener Leiterwagen dient, bis zu der breite Ströme überspannenden Brücke, welche längere Zeit stehen bleiben und von allen Waffen und Trains ungehindert passiert werden soll, die also die schwersten Lasten zu tragen und den Unbilden der Witterung zu trotzen im stande sein muß. Solche Brücken werden hergestellt als Pontonbrücken, wenn die Brückendecke auf untergeschobenen Schiffen ruht, oder als Bockbrücke, wenn die Brückenstützen in hölzernen Gestellen, den sogenannten Böcken bestehen, welche in den Grund eingebohrt werden. In den meisten Fällen wird aber wohl durch eine gemeinschaftliche Anwendung beider Bauarten schon deshalb eine gemischte Brücke entstehen, weil an dem flachen Ufer der Bock, im tiefen Wasser das Schiff als Stütze den Vorzug verdient.

Da es einem umsichtigen Feinde in den meisten Fällen gelingen wird, das im Lande vorhandene, zum Brückenschlage geeignete Material an Schiffen und Holz rechtzeitig zu entfernen, so suchen sich die Armeen durch Mitführung einer „Brückenequipage“ in dieser Hinsicht unabhängig zu machen. Scharfsinnige Köpfe haben sich mit der Herstellung eines Brückenmaterials beschäftigt, welches möglichst vielseitige Verwendung und kompendiöse Verpackung auf eigens dazu angefertigten

Wagen gestattet. Unter solchen verschiedenen Systemen dürfte der Name der nach dem Erfinder, dem verstorbenen österreichischen Oberst Freiherr v. Birago benannten, von der österreichischen Armee adoptierten Biragoschen Brücke auch in weiteren Laienkreisen bekannt sein. Die Konstruktion der im deutschen Heere gebräuchlichen Kriegsbrücke gründet sich wesentlich auf die Anschauungen des sächsischen Generals Hoyer. Jede Division führt hier auf vierzehn Wagen in eisernen Pontons, Böcken und dem nötigen Balken- und Brettermaterial die Mittel zur Überbrückung von neununddreißig Meter mit sich. Das aus zwei Divisionen bestehende Armeekorps ist daher im stande, unter Zuhilfenahme seines eignen, ihm noch besonders zur Disposition stehenden, auf dreiunddreißig Wagen eine Brückenlänge von hundertdreiunddreißig Meter bergenden Trains, eine Brücke von im ganzen zweihundertundzehn Meter Länge herzustellen.

Von der Schnelligkeit der Ausführung ist im Kriege so mancher Erfolg abhängig; und um die Aufstellung der komplizierten Maschinerie einer solchen Kriegsbrücke ohne Zeitverlust bewerkstelligen zu können, um das prompte Ineinandergreifen der verschiedenen Manipulationen zu ermöglichen, ist eine genaue Bekanntschaft der Mannschaft mit dem Material und wiederholte Einübung erforderlich.

Sergeant Versmeyer instruiert in den schon weiter oben erwähnten Versen seinen Avantageur dahin:

Wichtig ist vor allen Dingen,
Soll der Brückenschlag gelingen,
Für den Bau stets das Depot:
Jeder weiß dann, wie und wo
Er die Böcke, Balken all
Finden kann: das Material.

Wichtig ist es ferner auch,
Weil nach gutem, altem Brauch
Im Depot die Herrn Off'ziere
Aufbewahren stetig ihre
Wohlgefüllten Weinesflaschen
Und die vollen Frühstückstaschen.

Hier muß ich dir ferner sagen,
Daß du nie die großen Wagen
Zum Verladen des Ponton
Wagen nennst, mein teurer Sohn:
Richtig nennst allein und nett
Du sie stets: Pontonhackett!

Ist nun alles vorbereitet,
Man zur Arbeit rüstig schreitet.
Ein Off'zier wird für die Tete
(Bist du's, trinke zeitig Lethe)
Ausgewählt; er baut voran
Mit beinahe dreißig Mann.

Hat den ersten Bau zu leiten,
Die Pontons hübsch zu begleiten,
Festzuankern, einzubauen,
Überallhin hinzuschauen,
Macht es keinem gut und recht,
Was er thut, 's ist immer schlecht.

Laß dich dieses nicht verdrießen,
Thu' es mit Geduld genießen,
Nasen gibt es überall,
Sicher noch beim General.
Selbst ich alter Unteroff'zier
Bin nicht sicher stets dafür.

Auf den ersten Offizier
Folget stets, das merke dir,
Mit beinahe fünfzig Mann
Der Off'zier der Folge dann:
Seine Leute müssen tragen
Balken und die Bretterlagen.

Bist du dieser, Kamerad,
Geb' ich dir den einen Rat,
Sei so grob als es nur geht,
Sonst die Arbeit stille steht,
Halt die Brückenmitte frei,
Sorg' fürs Rödeln auch dabei.

Ist die Brücke so vollendet
Und die Arbeit ganz beendet,
Könnte sie, merk auf, mein Sohn,
Wohl passieret werden schon.
Aber wie dies geht auf Erden,
Wird sie das nur selten werden.

Meist kommt dann ein großer Mann,
Sieht sie ganz genau sich an,
Lobet wenig, tadelt viel,
Hält am Ufer lange still
Und befiehlt vom Pferd herab:
Brecht jetzo die Brücke ab.

Dieses ist der Lauf der Welt,
Wenn's die Laune auch vergällt!
Übung ist für den Soldaten
Ja die Kron' der Friedensthaten;
Naht der Krieg erst frisch, froh, frei,
Kommt der Lohn auch stets herbei.

Die einzelnen Pontons werden nach und nach „eingebaut", um ebenso fortschreitend den „Belag" zu erhalten, oder man verbindet zwei derselben schon am Ufer durch die Streckbalken zu einem „Brückengliede", das dann auch leicht aus der fertigen Brücke wieder ausgefahren werden kann, um einem Schiff die Durchfahrt auf dem Strom zu ermöglichen.

Im Felde bleibt der Brückenschlag immer ein mit manchen Schwierigkeiten verknüpftes Unternehmen, welches nach kriegsgeschichtlichen Erfahrungen im feindlichen Feuer, also zu Gefechtszwecken, nur in den seltensten Fällen gelingt.

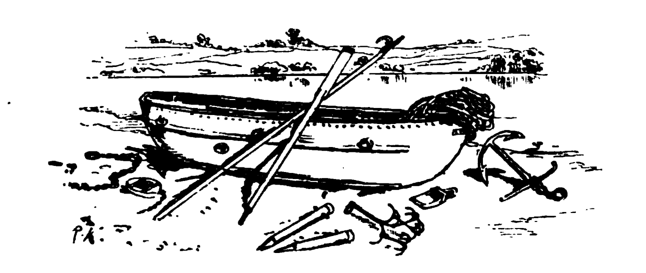


Hat die oberste Heeresleitung nach strategischen Rücksichten im allgemeinen die Gegend bezeichnet, in der ein Fluß zu überschreiten sein wird, so verbinden sich zunächst Generalstabsoffizier und Ingenieur zu eingehender Rekognoszierung an Ort und Stelle. Der erstere faßt die taktischen Gesichtspunkte ins Auge. Er erwägt die Möglichkeit, eine kleine Truppe zum direkten Schutze des Brückenbaues schon vor Beginn desselben auf Kähnen an das jenseitige Ufer überzusetzen, wählt den nach uns zu einspringenden Bogen des Flusses, um von den Flanken den feindlichen Störenfried unter Feuer zu nehmen, dessen Wirkung durch das diesseitige überhöhende Ufer verstärkt

wird, während der Feind auf der kahlen jenseitigen Ebene ungeschützt gegen unsre hinter Büschen, Bäumen und Erdaufwürfen gedeckten Linien zum Angriff vorgehen muß. Der Ingenieur dagegen beschäftigt sich mit der technischen Seite des Unternehmens. Er prüft den Untergrund, die Breite und die Stromgeschwindigkeit. Er wählt eine flach verlaufende Uferstelle, um nicht genötigt zu sein, mit zu hohen Böcken einzubauen und verlangt oberhalb des Brückenplatzes ein passendes, geschütztes Depot, um hier die Pontons und die einzelnen Brückenglieder montieren und dann mit dem Strome einführen zu können.

Zu Friedensübungen unter diesen und ähnlichen Gesichtspunkten finden alljährlich größere Pontonierübungen an einem der Ströme Deutschlands statt.

Die Friedensarbeit ist auch auf diesem Gebiete nicht umsonst gewesen, sondern mit reichem Erfolge gekrönt worden. Wer weiß es nicht, wie viel die von den Pionieren des fünften Armeekorps bei Villeneuve St. Georges geschlagene Brücke über die Seine dazu beigetragen hat, um die feindliche Hauptstadt mit eisernem Ringe umklammern zu können, und manche Kriegsbrücke, über Rhein, Mosel, Marne und Seine geschlagen, um während der Einschließungen von Straßburg, Metz und Paris die Kommunikationen unter den Truppen und nach rückwärts herzustellen, hat monatelange Dienste gethan und Zeugnis abgelegt von der Geschicklichkeit und Rührigkeit deutscher Pioniere.





Sappeure und Mineure.

Am rechten Ufer der Weichsel in der Provinz Westpreußen liegt die alte Stadt Graudenz und wenige Kilometer nördlich derselben auf steiler, den Wasserspiegel um achtzig bis hundert Meter überhöhenden Bergebene die kleine Festung gleichen Namens.

Friedrich der Große hat die Befestigung des Platzes im Jahre 1776 befohlen, und trotz der kurzen Zeit seines Bestehens kann derselbe mit Stolz auf seine Geschichte zurückblicken. Der General René de l'Homme de Courbière, einer Refugiéfamilie der Dauphinée entstammend, war zur Zeit des siebenjährigen Krieges aus holländischen in preußische Dienste übergetreten, hatte sich überall, so namentlich 1759 bei der Verteidigung der offenen Stadt Herrnstadt in Schlesien gegen Soltikow rühmlich ausgezeichnet, und übernahm 1806 das ihm schon früher übertragene Kommando in der Festung Graudenz. Hier wurde er am 22. Januar 1807 vollständig eingeschlossen, und die Franzosen hielten den wichtigen Platz mit einer geringen Unterbrechung bis zum 12. Dezember desselben Jahres blokiert, versuchten auch über den Friedensschluß hinaus sich auf die eine oder die andre Weise in den Besitz desselben zu setzen. Die Unzuverlässigkeit des größten Teiles der Besatzung machte dem tapfern Gouverneur eine thätige Verteidigung fast unmöglich, aber er hielt dennoch aus. Graudenz blieb in preußischem Besitze und das war vor allem das Verdienst des energischen und standhaften Generals, dessen Bild mit doppeltem Glanze aus jener trüben Zeit zu uns herüberstrahlt.

Für die heutige Kriegführung hat Graudenz seinen Wert verloren, ist deshalb 1873 „aufgelassen", und dient nur noch als Depotplatz. Seine Werke aber dienen nichtsdestoweniger wichtigen militärischen Zwecken und waren beispielsweise

mit dem umgebenden Terrain im Jahre 1883 zum Gegenstand einer Übung bestimmt, bei welcher die beteiligten Pionierkompanien ihre Geschicklichkeit im Angriff und der Verteidigung einer Festung erproben, und namentlich auch im unterirdischen Minenkriege Erfahrungen sammeln sollten.

Schon Mitte Juli sind kleine Vorkommandos in Graudenz eingetroffen, um die nötigen einleitenden Arbeiten für die Belagerungsübung vorzunehmen. Diese bestehen namentlich darin, die gemauerten Minengalerien der Festung in Holz auszubauen und weiter vorzutreiben, und anderseits in der Anlage der notwendigen Materialiendepots für Angriff und Verteidigung. In den letzten Tagen des Monats rücken die zu der Übung kommandierten zehn Kompanien ein, defilieren am 1. August im Parademarsch vor dem General, welcher die Übung leitet, und führen dann in den folgenden Wochen die zahlreichen technischen Arbeiten aus, welche der eigentlichen Belagerung vorangehen.

Die artilleristische Armierung einer Festung, das Hinausbringen der Geschütze auf die Brustwehren und der Bau neuer Batterien zwischen den Forts ist Sache der Artillerie. Schwieriger und zeitraubender als diese gestaltet sich, besonders bei den großen Festungen der Neuzeit, ihre fortifikatorische Armierung. Da müssen zunächst rings um die Festung herum auf eine Entfernung von 1500 bis 3000 Meter die Gehölze niedergelegt, Gebäude abgebrochen, überhaupt alle Hindernisse „rasiert“ werden, welche sich der freien Umsicht und dem ungehinderten Fluge der Geschosse entgegenstellen, oder dem Feinde Deckung gewähren können. Dann heißt es Verbindungslinien und Schützengräben zwischen den Forts aufwerfen, um den Gegner an einem Durchbruch zu verhindern und die eignen Batterien zu schützen, Wege längs dieser Linien anlegen, und Schutzhohlräume für Mannschaften, Munition und Material errichten. Im einzelnen müssen die Böschungen der innern Brustwehrlinien abgestochen werden, welche im Frieden nach dem natürlichen Fall des Bodens abgeböscht sind, Palissadierungen eingerichtet, Lagerhütten, Blockhäuser, provisorische Stationen aufgestellt nnd eine Menge andrer Arbeiten ausgeführt werden, die je nach den eigenartigen Verhältnissen in den einzelnen Festungen verschieden, aber im Frieden bereits sorglich vorbereitet sind.

Der Angreifer häuft im Ingenieurpark die zum Sappenbau nötigen Materialien an Faschinen, Sappenkörben, Sandsäcken mit dem erforderlichen Werkzeuge auf.

Während die Mannschaften mit diesen vorbereitenden Arbeiten beschäftigt sind, geht der Leitende mit den kommandierten Offizieren des Ingenieurkorps, der Artillerie und der Infanterie nach Art der bei den Generalstabsreisen üblichen applikatorischen Lehrmethode an Ort und Stelle die ersten Stadien einer Belagerung durch. Der Angreifer macht sich darüber schlüssig, welche Front er für den Angriff wählen, an welchem Platze er die erste Batterie aufführen, welche Form der Sappe er nach Bodenbeschaffenheit und der mutmaßlichen Feuerwirkung des Verteidigers anwenden will; und dieser letztere trifft nach dem, was ihm in Wirklichkeit von den Maßnahmen des Feindes bekannt werden würde, seine Gegenmaßregeln. Wie bei den Generalstabsreisen werden auch hier alle getroffenen Anordnungen in die Form des militärischen Befehls gebracht.

Diese Belagerung auf dem Papier, wenn man so sagen darf, schließt mit der engern Einschließung des Kernwerkes von Graudenz ab. Der Angreifer hat sich auf dem Festungsplateau festgesetzt und seine artilleristischen Maßregeln gehen mit den Arbeiten der Sappeure Hand in Hand. Die weitere Durchführung der Belagerung ist Sache der praktischen Übung.

Am 10. August wird mit der Herstellung der ersten Parallele der Anfang gemacht. In den tief eingeschnittenen Schluchten des Vorterrains, die gegen die Einsicht von der Festung her gedeckt sind, gelangen die Arbeiter und die zum Schutze der letzteren bestimmten Truppen ungesehen bis auf tausend Meter an die Werke und bis an die Arbeitsstelle selbst heran. Aber der Verteidiger ist aufmerksam. Wieder und wieder steigen seine Raketen und Leuchtkugeln empor, um die Gegend tageshell zu erleuchten. Er hat die in größter Ruhe und Schweigsamkeit arbeitenden Pioniere und Infanteristen entdeckt, doch der unternommene Ausfall wird von den Bedeckungsmannschaften zurückgeschlagen. Die erste Parallele ist am Morgen vollendet. Auch das Aufwerfen der zweiten Parallele in der folgenden Nacht gelingt, und am Abend darauf wird der Sturm auf die vorgeschobenen, offenen Lünetten unternommen.

Pioniere mit Sturmgerät marschieren an der Tete. Im Nu sind trotz des wirksamen Infanteriefeuers von den Lünetten, die ihre Leuchtfackeln entzündet haben, die Annäherungshindernisse um die Schanzen entfernt oder unschädlich gemacht. Dichte Schützenschwärme unterhalten ein lebhaftes Feuergefecht gegen die Besatzung, und unter dessen Schutze dringen die dichten Infanteriekolonnen vor, stürzen sich in den Graben, klettern mühsam aber stetig die Eskarpenwand hinauf und erscheinen, von dem Schein der Fackeln blutrot übergossen, mit erdrückender Übermacht auf der Brustwehr. Der Sturm ist geglückt.

Wieder vergeht der Tag in aller Ruhe und Stille. Aber in der Dunkelheit der Nacht wird es abermals in den Reihen der Angreifer lebendig. Es gilt, die gewonnenen Werke durch schützende Gräben mit einander zu verbinden und als dritte Parallele zu einem festen Ausgangspunkte für die weiteren Unternehmungen auszubauen. Dies kann ohne Störung durch den anscheinend entmutigten Verteidiger geschehen. Von jetzt ab aber gestaltet sich das Unternehmen schwieriger und umständlicher.

Nacht für Nacht wird geschanzt und gearbeitet, selbst die Tage werden, so weit dies angängig, zu Hilfe genommen, und doch kommt man bei der größeren Nähe des feindlichen Hauptwerkes und der mörderischen Wirkung des von dort unterhaltenen Artilleriefeuers nur schrittweise vorwärts. Im scharfen Zickzack werden die einzelnen „Schläge“ der Approchen gegen einander gelegt, damit nicht der Feind einen Teil der Laufgräben der Länge nach bestreichen kann, und jeder Schlag endigt in der „Haken“ genannten, bogenförmigen Erweiterung, wo Infanterie und auch Feldgeschütz zur Deckung der rastlos arbeitenden Mannschaften Aufstellung finden. Endlich glückt es dem kühnen Angreifer, den Verteidiger, dessen Aufmerksamkeit und Vorsicht durch das langsame und methodische Fortschreiten der Arbeiten vielleicht etwas eingeschläfert ist, zu überlisten. Am Morgen des 18. August erblickt man von den Wällen der Festung mit Staunen und

Überraschung die im Laufe der vorangegangenen Nacht wie aus dem Erdboden gestampfte vierte Parallele am Fuße des Glacis.

Damit tritt die Belagerung in ein neues Stadium. Dem Angreifer ist bekannt, daß die Festung über ein ausgedehntes Minensystem verfügt, dessen geschickte Ausnutzung seine weitern Erdarbeiten auf dem Glacis, wenn nicht unbedingt verhindern, so doch in hohem Maße erschweren und aufhalten kann. Er beschließt demnach seinerseits, den unterirdischen Kampf aufzunehmen, und zu dem Zwecke mit Schachtminen und Trichterminen zugleich vorzugehen.

Dicht vor dem rechten Flügel der vierten Parallele heben deshalb die Sappeure in der Nacht zum 21. August ein sogenanntes Minenlogement, einen Laufgraben von etwa vier Meter Sohlenbreite und fast zwei Meter Tiefe aus, der gegen den Feind zu mit einer Brustwehr versehen wird. Von hier aus täufen die Mineure ihre Schurzschächte auf etwa drei Meter Tiefe ab, welche mit weit stärkeren Ladungen versehen werden, als gewöhnliche Minen. Achtzig Zentner Pulver werden mit einemmale entzündet. Ein ohrenbetäubender Knall. Die Erde erbebt, turmhoch wird das Erdreich in die Luft geschleudert, und die rasch zur Sprengstelle herbeieilenden Truppen richten ein kraterartiges Erdloch sofort zur Verteidigung ein, das bei sieben Meter Tiefe fast fünfzig Meter lang und halb so breit ist.

Nicht so leicht und glücklich wie dieser „flüchtige" Angriff mit Schachtminen, den man eigentlich nur wagen soll, wenn die Zähigkeit des Verteidigers erschöpft ist, seine Wachsamkeit nachgelassen hat, verläuft der „förmliche" Minenangriff auf dem linken Flügel.

Schon an dem Abende, nachdem die vierte Parallele eingerichtet war, ist dort das Minenlogement vorgeschoben und in der folgenden Nacht verbaut worden. Mit fünf stark fallenden Galerien, sogenannten Schleppschächten, greift der Angriffsmineur weiter vor. Aber der schwere Lehmboden ist nicht leicht zu durchbrechen, die Arbeit fördert nur langsam und der Verteidiger ist auf seiner Hut.

Der letztere hat seine Ekouten mit Horchwachen besetzt, welche die unterirdischen Arbeiten des Gegners im festen Boden bis auf vierzehn Meter, im lockern und feuchten Erdreich allerdings lange nicht so weit zu hören im stande sind. Dort sitzen die Pioniere an den Spitzen der fast acht Meter unter der Erdoberfläche liegenden Minengänge beim Scheine der matt brennenden Sicherheitslampen und lauschen aufmerksam dem durch Hacke und Schaufel hervorgebrachten Geräusch, das dumpf zu ihnen herüberschallt. Sie haben genau gehört und richtig gerechnet, denn gerade zu dem Zeitpunkte, als der Angreifer, der sich in der Nähe des Kontreminensystems der Festung weiß, nach mehreren Tagen mühevoller Arbeit zwei Schächte geladen, und mit Scheitholz und Rasen gehörig verdämmt, gegen den Eingang der Galerie abgesperrt hatte, entzündet jener eine seiner schwach geladenen Quetschminen oder Kamouflets.

Diese richtet in den Galerien arge Verwüstung an. Trotzdem nimmt der Angreifer unverdrossen seine Arbeit wieder auf. Er kann einen Vorsprung gewinnen, denn die Entladung des Quetschers hat die Minengänge der Festung mit Pulvergasen gefüllt, die durch Ventilatoren entfernt werden müssen, ehe

Menschen sich dort wieder aufhalten können, und er nutzt diese Frist aus. Am Morgen des 24. August spielen seine Minen, die abermals mit mehr als achtzig Zentner Pulver geladen sind, und die einstürzenden „Trichter" werden sofort besetzt, als verteidigungsfähige Deckungen für Infanterie eingerichtet, und von der Sohle sofort neue Schleppschächte eingetrieben.

So wogt der Minenkrieg hin und her. Während desselben füllen sich die Kontreminen der Festung schließlich derartig mit Pulverdampf, daß ihr Betreten mit unmittelbarer Lebensgefahr verknüpft ist. Ein mächtiges Gebläse arbeitet stundenlang, um die Luft zu reinigen. Einzelne Pioniere, mit Atmungsapparaten ausgerüstet, dringen zuerst wieder vor. Sie nehmen wohl ein kleineres Tier mit, und wenn dieses längere Zeit auszuhalten vermag, kann auch die Menschenarbeit in den unterirdischen Gängen wieder beginnen.

Krampfhafte Erscheinungen, Atemnot, plötzliches Erschlaffen aller Lebensgeister, Anzeichen einer durch Einatmen der mit Pulvergasen durchsetzten Luft hervorgerufenen Blutvergiftung kommen trotz aller Vorsichtsmaßregeln selbst bei den Übungen vor, während im Ernstfalle diese Minenkrankheit voraussichtlich zahlreiche Opfer aus den Reihen der Mineure fordern würde, deren Los nicht beneidenswert ist und ein besonders hohes Maß von Standhaftigkeit und zähem Mute erfordert.

Zwölfmal haben die Verteidiger den rechten Augenblick erkannt und des Feindes Galerien durch Quetschminen eingeworfen, dann endlich richtet eine gesprengte Trichterreihe erhebliche Zerstörungen in dem Minensystem der Festung an. Auch die Sappeure des Angreifers haben die Zwischenzeit ausgenutzt.

Aus dem Logement der Schachtmine und von der vierten Parallele sind sie mit ihren Laufgräben vorgegangen und haben nach saurer Arbeit die Glaciskante erreicht. Von hier aus wird ohne besondre Mühe der Grabenniedergang hergestellt, und am 1. September kann in der Mauer der Kontreeskarpe Bresche gelegt werden. In der Frühe des 3. September endlich nimmt der Angreifer den Wall mit stürmender Hand und setzt sich auf demselben fest. Die Übung hat ihr Ende erreicht.





Der Train.

Impedimentum, das Hindernis, nannten die Römer den ihren Heeren folgenden Troß mit vollem Rechte, denn nichts raubt in der That der operierenden Armee in höherem Grade die freie Beweglichkeit, als das aus den Kolonnen und Bagagen, aus Wagen, Karren und Packtieren aller Art zusammengesetzte Anhängsel. Trotzdem führten die römischen Heere schon in ihrer besten Zeit einen großen Troß mit. Als gar nach der Teilung des Reichs die Legion kaum 1000—1500 Mann zählte, also wenig über die Kriegsstärke eines deutschen Bataillons hinausging, verfügte sie oft über 500—600 Tragtiere, und als der Luxus und die Bequemlichkeit auch in das Feldlager übertragen wurde, da hatte fast jeder Krieger seine eignen Knechte und Lasttiere, so daß häufig der Troß eine Stärke erreichte, die der des Heeres fast gleich kam. Man hatte schon damals dieses Impedimentum als ein notwendiges Übel erkannt und suchte seinen Nachteilen die Spitze abzubrechen, indem man, namentlich seit Cäsar, dem Troß des Heeres eine völlig militärische Gliederung und Schulung gab, nur gewandte und völlig zuverlässige Soldaten zu diesem Dienste verwandte, und diese vollständig kriegerisch mit Waffen und mit dem Helm ausrüstete.

Der Troß der germanischen Heerhaufen bestand dagegen aus einer unzähligen Menge von Fuhrwerken, auf denen Weiber, Kinder, Lebensmittel und Hausgerät, kurz die ganze Habe der Krieger mitgeschleppt wurde. Unfreie, Kriegsgefangene und Verbrecher bildeten das Personal, das nur mit der größten Strenge einiger-

maßen in Ordnung gehalten werden konnte. In den Söldnerheeren des Mittelalters jedoch löste sich auch der letzte Schein von Ordnung. An Stelle der Weiber folgten Dirnen mit zahlreichem andern Gesindel den Heeren, die Troßbuben standen auf der niedrigsten Stufe, wurden mit Verachtung behandelt und nur geduldet, weil man ihrer bedurfte, Roheit und Zügellosigkeit nahmen in erschreckendem Maße überhand.

Da war es zuerst Friedrich der Große, welcher Ordnung in das Heeresfuhrwesen seiner Armee brachte, ihm eine administrative Gliederung gab und dasselbe dadurch beweglicher und leistungsfähiger machte. Immer aber wurde der Train — diese Bezeichnung führt das preußische Fuhrwesen seit jener Zeit — bei Ausbruch eines Krieges erst geschaffen und zählte, trotz der großen Bedeutung, die er gerade zu einer Zeit besaß, in welcher die Armee vollständig auf die Nachfuhr aller Lebensmittel aus Magazinen angewiesen war, nicht zum eigentlichen Heere. Es blieb dem König Friedrich Wilhelm IV von Preußen vorbehalten, anknüpfend an das alte römische Vorbild, den übrigen europäischen Heeren mit der Bildung von Friedenstrainstämmen voranzugehen, welche bestimmt sind, die Mannschaften für die Zwecke des Fuhrwesens heranzubilden. Seitdem hat man in fast allen größeren Armeen besondre Transportmittel eingerichtet, meist Kastenwagen mit Deckel, welche eine möglichst große Ausnutzung des Raumes und der Zugkräfte gestatten, hat dadurch die Zahl der Fuhrwerke herabgemindert, anderseits die Einrichtungen und Transportmittel für das Sanitätswesen verbessert und vermehrt, überhaupt das gesamte Verkehrswesen im Kriege den Zeitverhältnissen und den Fortschritten auf technischem Gebiet gemäß ausgebildet.

Unter dem Ausdruck Train versteht man in der Militärsprache einmal jeden Zug von Fuhrwerken, welcher der Armee Kriegsmaterial irgend welcher Art nachführt, und anderseits das lebende und tote Material an Menschen, Tieren und Fuhrwerken in seiner Gesamtheit, aus denen der Troß des Heeres sich zusammensetzt. Zwar lebt die Truppe in den Kriegen der Neuzeit „vom Lande“, und man sollte deshalb auf den ersten Blick meinen, daß ein Verpflegungstrain völlig überflüssig geworden wäre. Aber die modernen Heere sind derart angeschwollen, daß selbst die reichste Gegend nicht im stande ist, derartige Menschenmengen auf längere Zeit zu ernähren. Mit der wachsenden Größe der Armeen ist auch der Bedarf an Munition und Nachschüben aller Art fast bis in das Ungemessene gewachsen, und ein gut organisierter, reichlich ausgerüsteter Train zu einer doppelten Notwendigkeit geworden. Ein solcher übt auf die Schlagfertigkeit der Armee selbst, wenn auch nur mittelbar, einen nicht zu unterschätzenden Einfluß aus. Der Mut, die Ausdauer, die ganze moralische Kraft der Kämpfenden — und das gilt von allen Waffen gleichmäßig — wird immer durch das Bewußtsein frische Nahrung erhalten, daß ein besondrer Heeresteil zur Hand ist, der regelmäßig für ihre Lebensbedürfnisse sorgt, der Munition und alles Kriegsmaterial, der fehlende Waffen, Ausrüstungs- und Bekleidungsstücke rechtzeitig heranführt, und die Kranken und Verwundeten der geeigneten Pflege von kundiger Hand überliefert. Die Obliegenheiten des Trains im Kriege sind gewachsen, statt sich zu vermindern, und um ihnen allen zu genügen, muß derselbe völlig militärisch

organisiert und geschult sein, muß von der niederdrückenden Stellung eines nur widerwillig anerkannten Anhängsels zu einer eignen Waffe emporgehoben werden. Das ist in der deutschen Armee geschehen. Immerhin ist aber diese Aufnahme des Trains in den engern Verband des Heeres so neuen Datums, und aus früheren Zeiten haftet dem Fuhrwesen so manche üble Nachrede an, daß es nicht zu verwundern ist, wenn die völlige Gleichberechtigung mit den andern Waffen noch nicht immer und überall anerkannt wird. Zwar nimmt das Offizierkorps des Train, welches vielfach außerdem aus Offizieren andrer Truppenteile hervorgeht, die gleiche dienstliche und gesellschaftliche Stellung mit diesen ein, und der einzelnen Persönlichkeit haftet nicht der leiseste Makel an, aber die Truppe als solche wird doch zuweilen nicht „für voll gerechnet". „Mer Tränker sein veracht'e Ludersch" drückte dieses in der Luft schwebende Gefühl einst ein schlesischer Trainführer sehr drastisch und sehr übertrieben aus, traf jedoch damit den Nagel auf den Kopf. Das ist sehr bedauerlich, denn der Train leistet in Krieg und Frieden an seinem Teile das gleiche, wie jeder andre Truppenteil, trägt zu den Erfolgen des vaterländischen Heeres das Seine redlich bei, und sollte deshalb, nachdem ihm die äußere geachtete Stellung im Rahmen der Armee gegeben ist, auch die volle innere Wertschätzung der Nation genießen, deren er sich würdig erweist.

Der Train der preußischen Armee besteht im Frieden aus dem Gardetrainbataillon, den Trainbataillonen Nr. 1—11, Nr. 14 und 15 und der Großherzogl. hessischen Trainkompanie. Als Anomalie mag eingeschaltet werden, daß die Kompaniechefs den Titel Rittmeister führen. Die Bataillone, welche sich aus zwei oder drei Kompanien zusammensetzen, sind einerseits dem Generalkommando des Armeekorps, in dessen Bereich sie garnisonieren, und anderseits der Traininspektion unterstellt, welche die Ausbildung der Bataillone leitet und die Oberaufsicht über die Traindepots führt. Mit jedem Trainbataillon ist nämlich ein Traindepot verbunden und der Kommandeur des Bataillons fungiert zugleich als Vorstand des letzteren, in dessen Räumen die zahlreichen Fahrzeuge und Geschirre aufbewahrt und in kriegsbrauchbarem Zustande erhalten werden, welche der Armee den Proviant und andre Bedürfnisse nachführen sollen, oder zur Bildung der Sanitätsformationen bestimmt sind. Die Wagen, welche von den Truppen als eigentliche Bagagewagen stets mitgeführt werden, befinden sich auch im Frieden unter deren eigner Obhut, und die Fuhrwerke der Munitionskolonnen sind bei den betreffenden Feldartillerieregimentern.

Die Bataillone haben einen um so schwierigeren Friedensdienst, als die eigentlichen Trainsoldaten nur ein halbes Jahr in Dienst bleiben, das Gros der Kompanien sich also am 1. Mai und 1. November eines jeden Jahres erneuert. Die Art der Übungen wird von der Absicht vorgeschrieben, Aufsichtspersonal und Fahrer für die zahlreichen Kolonnen heranzubilden. Demgemäß erhalten die Bataillone auch zwei verschiedene Arten von Leuten. Die für eine dreijährige Dienstzeit eingestellten „Gemeinen" sind bestimmt, im Kriege die Stellen von Unteroffizieren und Gefreiten einzunehmen, während die halbjährigen „Trainsoldaten" die Fahrer und Pferdewärter abgeben sollen. Alle aber müssen zunächst

zu ordentlichen, gehorsamen, disziplinierten Soldaten erzogen werden und das ist bei der kurzen gegebenen Zeit nicht leicht, weder für den Schüler, noch den Lehrer.

Für das Fußexerzieren der Kompanien und im Bataillon wird das Exerzierreglement der Kavallerie zu Grunde gelegt; die Übungen mit dem Säbel, den die Trainmannschaften als Waffe führen, im Turnen und Voltigieren, fußen auf den Vorschriften derselben Waffe; das Schießen nach der Scheibe wird eingeschränkt, aber doch so weit betrieben, daß die berittenen Leute ihren Kavalleriekarabiner zu gebrauchen verstehen; in drei Monaten müssen die Trainsoldaten lernen „ein Zugpferd mit Sicherheit und Lebendigkeit im Schritt und Trabe nach jeder Richtung zu bewegen“, und im folgenden Vierteljahr findet dann der Unterricht im Fahren vierspännig und sechsspännig, vom Bock und vom Sattel statt. Theoretische Unterweisung in der Kenntnis der verschiedenen Fuhrwerke und Geschirre darf nicht fehlen; Herstellungsarbeiten an Geschirren und Fahrzeugen werden ähnlich wie bei der Feldartillerie gehandhabt und Übungen im vorschriftsmäßigen Beziehen von Biwaks, im Verladen auf Eisenbahnen, ferner Übungsmärsche und Fahren im koupierten Terrain gehören in das Gebiet des Felddienstes. Zugleich erwächst eine Schwierigkeit eigner Art aus dem kleinen Pferdebestande und den geringen Mitteln, mit denen derselbe wieder aufgefrischt werden soll. Das Trainbataillon erhält nämlich jährlich nur eine verschwindend kleine Zahl von Remonten, vielleicht eine oder zwei, und da die alten Pferde durch den fortwährenden Gebrauch als Lehrmeister unter dem Sattel und an der Deichsel sehr mitgenommen werden und sich rasch abnutzen, so wählt der Train sich alljährlich von den ausrangierten Pferden der Kavallerie und Artillerie solche Tiere aus, die seinen Zwecken noch brauchbar erscheinen. Es liegt bei der im Heere herrschenden Sparsamkeit und Genauigkeit auf der Hand, daß hier nicht mehr viel Vortreffliches zu finden ist, und außerdem verweigern nicht selten die Kavalleriepferde den Strang. Ein alter Husar mag es unter seiner Würde halten, am Ende seiner Tage den schweren Karren zu ziehen, statt den kecken Reiter flüchtig querfeldein zu tragen.

Die Friedensstärke des Trains beträgt 152 Offiziere und 3493 Mann. Das Trainbataillon zu zwei Kompanien ist stark: 10 Offiziere, 1 Arzt, 1 Zahlmeister, 48 Unteroffiziere, 2 Trompeter, 28 Gefreite, 46 Gemeine, 88 Trainsoldaten, 10 Handwerker, 1 Zahlmeisteraspirant, 2 Lazarettgehilfen, 1 Roßarzt, 26 Fahrzeuge, 48 Stangen-, 48 Vorder-, 31 Reit- und 2 Offizierpferde.

Ihre Friedensthätigkeit wird erst in das rechte Licht gerückt, wenn man sich vergegenwärtigt, daß diese kleinen Stämme sich im Kriegsfalle fast verzehnfachen, denn die deutsche Feldarmee, deren Stärke man ohne Reserveformationen zu etwa 670000 Mann annehmen kann, bedarf an Trains aller Art ungefähr 1000 Offiziere, 40000 Unteroffiziere und Mannschaften und 57000 Pferde. Das Bataillon übernimmt die Mobilmachung der Kommandobehörden seines Armeekorps, des Generalkommandos selbst, der Intendantur, der Divisionen und Brigaden, das heißt, es versieht dieselben mit den nötigen Pferden, Fahrzeugen und Trainsoldaten, bespannt die Post, die Brückentrains, die zehn Munitionskolonnen, die zusammen 224 sechsspännige Wagen, im ganzen 256 Fuhrwerke umfassen, die

fünf Proviantkolonnen und fünf Fuhrwerkskolonnen, die einen viertägigen Bedarf an Portionen, beziehungsweise für sieben Tage Rationen dem Korps nachführen können, die Feldbäckereikolonne, die beiden Sanitätsdetaschements und zwölf Feldlazarette. Im ganzen umfaßt der Train eines mobilen Armeekorps mit Einschluß der den Truppen zugehörigen Bagagewagen 1408 Fuhrwerke, davon 369 sechsspännige, 261 vierspännige und 778 zweispännige.

Mag übrigens der Friedensdienst noch so anstrengend und beschwerlich, mag die Dienstzeit der Trainsoldaten noch so kurz bemessen sein, in der äußern Erscheinung des Trains tritt kein Unterschied gegen die andern Waffen zu tage. Und auch die innere Tüchtigkeit ist dieselbe. Nach dem alten Grundsatze: man muß das Unmögliche verlangen, damit das Mögliche geleistet werde, wird gedrillt, exerziert, geübt und gelehrt. Niemand wird denn auch in der Haltung des Trainsoldaten zu tadeln finden, niemand an seinem straffen Sitz zu Pferde Ausstellungen machen, und bei der großen Parade rasseln die Pontons ebenso scharf gerichtet vorüber wie die Geschütze der Artillerie, mag dabei dem unglücklichen „Zwiebackskutscher“ sein Soldatenleben manchmal auch recht sauer werden.





Der markierte Feind.

Größere Übungen.

Herbstmanöver.

Das Leben und Treiben des deutschen Soldaten stellt sich dem Beobachter dar als ein Kreislauf, welcher, im Herbste jeden Jahres beginnend, nach Verlauf von zwölf Monaten nur sein Ende erreicht, um in ununterbrochener Reihenfolge stets von neuem anzufangen. Die Arbeit eines solchen Zeitraums bildet ein in sich geschlossenes, abgerundetes Ganze und besteht im systematischen Aufbau aus einer Stufenfolge militärischer Aufgaben, die von den kleinsten bis zu den höchsten sich fortwährend steigern, und mit den Schlachtenbildern der Manöver ihren Abschluß erreichen.

Der Ernst des „Dienstes", dieses schwer definierbaren, vielseitigen Begriffs, welcher dem deutschen Heere eigentümlich ist, fordert von jedem Militär, sei er gebietender Feldmarschall oder einfacher Dragoner, an seiner Stelle fortwährend eine hohe Anspannung aller körperlichen und geistigen Kräfte. Das kategorische „Ich statuiere keinen Ruhetag" des preußischen Reiterobersten, der mit diesem Ausspruch seine Rittmeister davon abhalten wollte, die lieben Pferdchen nach dem Manöver durch „Stallfütterung" möglichst rasch wieder „dick" zu machen, ist typisch für die dem deutschen Soldaten innewohnende Auffassung von Pflicht und Dienst.

Mit der Einstellung junger Mannschaften beginnt das Getriebe des neu aufgezogenen Uhrwerks. Neben der Unterweisung in den ersten Begriffen der Disziplin und Subordination besteht die Hauptaufgabe der Rekrutenerziehung darin, die Kraft und Geschicklichkeit des einzelnen Mannes zu wecken und auszubilden, seine geistigen Anlagen zu entwickeln und ihn mit der Handhabung der Waffe in möglichst hohem Grade vertraut zu machen. Ist bei der Infanterie nur der denkende Mensch das vergleichsweise leicht zu behandelnde Ausbildungsobjekt, so tritt bei andern Waffen noch das vierbeinige Material hinzu, und mancher Schweißtropfen wird trotz der winterlichen Kälte vergossen, manches „Donnerwetter" soll die erlahmende Energie des Schülers neu anfachen, bis mit den erwärmenden Strahlen der Frühlingssonne die Thore der gedeckten Reitbahn sich öffnen, und statt des unbehaglich dareinschauenden tölpelhaften Bauernburschen ein schmucker Reitersmann, oder der stramme Fahrer der Artillerie erscheint, welcher auf den ersten Blick selbst dem kritischen Auge geeignet scheint, seinen Platz einzunehmen und auszufüllen. In diesen Wochen der ersten körperlichen und technischen Ausbildung lernt der deutsche Soldat nicht nur für seine Person gehorchen, sondern gewinnt auch aus der Art, wie der Truppenteil, dem er angehört, immer als ein zusammengehöriger lebendiger Organismus behandelt wird, wie von selbst das die aktive Dienstzeit weit überdauernde Gefühl der kameradschaftlichen Gemeinsamkeit. Disziplin und Kameradschaft aber sind die Grundpfeiler unsres vaterländischen Heeres, und so lange an ihnen nicht gerüttelt wird, dürfen wir zukünftigen Kriegen getrost entgegengehen.

Im Frühling beginnen die eigentlich kriegerischen Übungen und steigern sich unter steter weiterer Vervollkommnung der Einzelausbildung des Mannes derart, daß von den kleinsten Abteilungen, Patrouillen und Vedetten, ausgehend, immer größere Truppenkörper gegen einander manöverieren. In den erstgenannten Fällen handelt es sich dabei hauptsächlich um das Lernen der Mannschaften und unteren Führer; je größer die kämpfenden Abteilungen aber werden, desto mehr tritt diese Detailarbeit zurück. Der Mann in Reih und Glied, der Unteroffizier, der Subalternoffizier, sie müssen sämtlich als für die Ausfüllung ihres Wirkungskreises völlig vorgebildet betrachtet werden, und wenn diese Chargen während der größeren Übungen auch in Bezug auf ihre Pflichten kontrolliert und in denselben befestigt werden, so liegt der Schwerpunkt der Manöver doch in den Entschlüssen der Führer, in der Art ihrer Anordnungen und dem Maß von Überblick und Energie, mit welchen sie die feindlichen Maßnahmen erkennen und denselben ihrerseits entgegentreten. Es bildet die kriegsmäßige Übung zweier Abteilungen gegeneinander somit weniger einen Prüfstein für die Ausbildung der Truppe, sondern dient vielmehr als Grundlage für die Beurteilung der beiden kommandierenden Offiziere, mögen diese nun Kompaniechefs, oder Regimentskommandeure, oder Generale sein, in Bezug auf ihre Befähigung zu höheren Kommandostellen.

Von einschneidender Wichtigkeit für derartige kriegerische Übungen ist die Stellung der Aufgaben. Diese sollen einerseits eine einfache, klare, möglichst wahrscheinlich dem Leben entnommene kriegerische Lage schaffen, welche als „Generalidee" beiden kommandierenden Offizieren gleichmäßig mitgeteilt wird.

Anderseits stellt die „Spezialidee" die Stellung der einzelnen Abteilung innerhalb dieses Rahmens fest und knüpft daran einen bestimmten Auftrag, welcher indes stets dem Abteilungskommandanten, dessen Befehle und Anordnungen hierauf basieren, mehrere Wege zur Erfüllung des kriegerischen Zweckes offen halten und ihm dadurch zu eigner Entschlußfassung veranlassen muß. Die ins Auge springenden Schwierigkeiten der Aufgabenstellung sind formell dort am größten, wo es sich um kleine und kleinste Abteilungen handelt, denn es liegt auf der Hand, daß der Auftrag für eine Patrouille von drei Pferden oder einen Zug Infanterie sich fast immer nur mit einer gewissen Gewaltsamkeit und unter vielen weitläufigen Auseinandersetzungen als das Glied einer kriegerischen Verwickelung hinstellen und erkennen läßt. Sachlich indes wächst diese Schwierigkeit im Verhältnis zu der Größe der übenden Abteilungen, und die Ausarbeitung von Manöverideen für Brigaden und Divisionen erfordert schon der unumgänglichen Rücksicht auf Zeit und Raum, und der Verpflegung der Truppen wegen reifliche Überlegung, außerdem aber den freien Blick hochgebildeter Soldaten, wenn das Resultat des ernsten Nachdenkens sich auch oft in weniger Worte kleiden läßt, als die Aufgaben für kleinere Truppenkörper. Die Aufgaben werden stets von einen im Range über den beiden Abteilungskommandeuren stehenden Offizier gestellt, welcher auch die Kritik über die Lösung abgibt.

So folgen sich im Laufe der Sommermonate die Ausbildung der Truppenkörper in den einzelnen Waffen: Kompanie, Bataillon, Regiment bei der Infanterie, Eskadron und Regiment bei der Kavallerie, Batterie, Abteilung, Regiment bei der Artillerie. Auch die Brigadeübungen finden größtenteils waffenweise statt, doch werden hier der Infanterie und Reiterei zuweilen Batterien zugeteilt. Der Divisionskommandeur vereinigt dann unter seinem Kommando alle drei Waffen und verfügt meistens auch über eine Pionierabteilung. Er bildet aus seinen Truppen „gemischte" Detaschements, welche von den einzelnen Brigadekommandeuren gegen einander geführt werden, oder operiert mit der gesamten Division gegen den „markierten Feind". Der kommandierende General endlich leitet die Gefechte seiner beiden Divisionen gegen einander, oder vereinigt seinerseits den seinen Befehlen unterstellten mächtigen Schlachthaufen zum Entscheidungskampfe mit dem supponierten Gegner.

Je größer die Abteilungen werden, desto höhere Ansprüche werden in den meisten Fällen an die Leistungsfähigkeit der Truppe gestellt. Trotz der Entbehrungen und Strapazen aber, welche dem einzelnen Manne winken und ihm einen Vorgeschmack des Krieges geben, wird der Krönung des militärischen Jahreswerks, dem Manöver, allgemein mit erwartungsvoller Freude entgegen gesehen. Der Soldat atmet auf, wenn er die engen Schranken des Kasernenlebens in der Garnison durchbrechen kann, er gewinnt während der Manöverzeit Einblick in so manche ungekannte Verhältnisse, stählt die eigne Kraft, erweitert seinen Blick und findet in allem, was ihm begegnet, eine ewig sprudelnde Quelle urwüchsig derben Humors. Jung und alt, niedrig oder hoch, alle auf dem Marsche befindlichen Soldaten legen dabei besondern Nachdruck auf die täglich sich erneuernde Lösung der „Quartierfrage". Während der ältere Offizier gern still und ungeniert im

Wirtshause „liegt", wo er für sein Geld nach eignem Gefallen leben kann, und nur darauf hält, daß der zur Morgentoilette unentbehrliche Diener in seiner Nähe einquartiert wird, fragt der eifrige Rittmeister zuerst nach der Beschaffenheit des Stalles; der gesellig beanlagte Leutnant liebt nichts mehr als ein gutes Diner auf dem „Schlosse" mit Sekt und liebenswürdigen jungen Damen, während der erste Weg eines bequemeren Kameraden der Untersuchung des Bettes gilt; der Feldwebel ruft nach einem luftigen Büreau; und der gemeine Mann überlegt, wenn er mit dem Quartierbillet in der Hand sich auf der Suche nach dem darauf bezeichneten Hause befindet, ob „Vatter" und „Mutter" wohl für ein ordentliches Stück Fleisch in der dampfenden Schüssel gesorgt haben und ob die Wirtschaft so reichlich mit allem Zubehör versehen ist, um jedem einzelnen eines jener mächtigen Federbetten zu gewähren, wie die Bauernwirtschaft sie aufweist. Tönt ihm dabei noch ein freundliches Willkomm entgegen, begrüßt ihn der warme Druck einer schwieligen Hand, blicken gar ein Paar neugierige Mädchenaugen durch die Spalte der halbgeöffneten Thür, so fühlt sich der deutsche Soldat bald wie zu Hause und dankbar geht er nach kurzer Rast mit jugendlicher Frische seinem Wirte im Hofe und auf dem Felde zur Hand.



Wie die Nation in der steten Schlagfertigkeit des vaterländischen Heeres die sicherste, weil einzige Bürgschaft für den Bestand des Reiches und einen dauernden Frieden findet, so wendet auch der deutsche Kaiser den militärischen Angelegenheiten ein hohes Interesse zu, und überzeugt sich von dem Zustande der Truppen, indem er jährlich den Herbstübungen des Gardekorps und im regelmäßig wiederkehrenden Turnus den Manövern verschiedener Linienarmeekorps beizuwohnen pflegt.

Vor hundert Jahren strömte das militärische Europa zusammen, um bei den Königsrevüen in Potsdam dem königlichen Feldherrn die Geheimnisse seiner Kriegführung abzulauschen. Friedrich der Große hatte schon frühzeitig die Notwendigkeit erkannt, die militärischen Führer durch Friedensübungen zu bilden. Im Jahre 1743 hielt er sein erstes Manöver ab. Prinz Heinrich hielt mit fünf Bataillonen die Höhen von Bornstedt bei Potsdam besetzt und der König selbst griff ihn mit einer gleichen Streitmacht an. Diese Übungen wurden später regel-

mäßig wiederholt und nahmen nach dem zweiten schlesischen Kriege immer größere Ausdehnung an. Drei Tage währte die Revüe der Berliner Garnison und der König pflegte, um den Truppen näher zu sein, während dieser Zeit in einem Privathause der Friedrichstadt, so 1751 bei der Witwe des Geheimen Finanzrat v. Borstell, Wohnung zu nehmen. Von Berlin ging es nach Magdeburg, dann weiter nach Küstrin, Stargard i. P. und Graudenz. In der Zwischenzeit wurde die Artillerie bei Berlin und Charlottenburg, wie in der Gegend des Wedding gemustert, später die schlesische Revüe abgehalten, und nach einem abermaligen Manöver der Berliner Garnison machten die berühmten Potsdamer Herbstübungen den Beschluß der jährlichen Besichtigungen des Königs, welche durchschnittlich die Zeit von Anfang Mai bis Ende September in Anspruch nahmen. So sah der Kriegsherr seine ganze Armee fast jährlich persönlich, nur nach Ostpreußen ging er überhaupt nur zweimal, 1750 und 1783, zur Revüe. Einen besondern Ruf erlangte das erste, vom 1.—13. September 1753 mit 49 Bataillonen und 61 Eskadrons, in Summa mit 36000 Mann bei Spandau ausgeführte Feldmanöver im größeren Stile. Vielfach trugen die unter den Augen des Königs und nach dessen eignen Angaben vorgenommenen Übungen den Charakter des Versuchs und bei solchen Gelegenheiten wurde durch Husarenposten die ganze Umgegend abgesperrt. Keine fremden Zuschauer durften zugegen sein und selbst von den eignen Offizieren nur solche, welche als Vertrauenspersonen zur Teilnahme befohlen waren.

In ähnlicher Weise wie den großen Ahn umgibt den Kaiser Wilhelm bei den Herbstübungen, welchen er durch seine Gegenwart die höchste Weihe verleiht, ein großes militärisches Gefolge. Fast sämtliche Prinzen des preußischen Hauses, zahlreiche deutsche und auswärtige Fürstlichkeiten vereinigen sich zur glänzenden Korona um den kaiserlichen Heldengreis, und außer den in Berlin beglaubigten Militärattachés entsenden eigentlich alle europäischen und manche Heere andrer Welt-



Die fremden Offiziere.

teile besondre Spezialmissionen, so daß in dem bunten Durcheinander der verschiedenen farbenreichen und goldstrotzenden Uniformen der bezopfte chinesische Offizier ebensowenig mehr der Gegenstand besondrer Neugierde des großen Publikums ist, wie sein japanischer Kollege mit den intelligenten Gesichtszügen.

Der glänzende militärische Hofstaat des Monarchen bei diesen Kaisermanövern bildet gemeiniglich den Mittelpunkt für eine Anzahl offizieller Festlichkeiten, welche dem Herrscher dargeboten werden. Aber auch die Bevölkerung der Städte wie des platten Landes strömt in Scharen zusammen, geleitet von der Teilnahme für die Armee, in welcher ihre Söhne und Brüder dienen, und getrieben von der Liebe und Verehrung für den Kaiser, welcher in seiner Person die Neuerstehung des Deutschen Reiches verkörpert. Diese Manöverreisen des Kaisers haben deshalb, indem sie die mächtige, gewinnende Persönlichkeit des hohen Herrn mit den breiten Massen des Volkes in direkte Berührung bringen, gewiß nicht wenig zur Festigung des deutschen Einheitsgedankens beigetragen. Wie überall im deutschen Leben, so spielt auch inmitten des Glanzes, der den Kaiser während der Manöver umgibt, die Arbeit die entscheidende Rolle. Zur Manöverzeit erkennt die Nation stets von neuem in erhöhtem Maße, daß es sich beim Kriegsdienste um die Erfüllung eines hohen, nationalen Berufs, um die Erhaltung und Sicherung des Vaterlandes, um die Erziehung ihrer Söhne zur Wehrhaftigkeit handelt. Wie es in einem Lande, wo jeder waffenfähige Mann die Waffe auch gehandhabt hat, nicht anders denkbar ist, gewinnen die Tage, in denen der Kriegsherr Musterung hält über die Streitkräfte, für den betreffenden Landesteil alsbald eine volkstümliche Bedeutung. Das Erscheinen des geliebten Herrschers, der Anblick der wohlbekannten Fahnen, der Klang vertrauter vaterländischer Kriegsweisen machen jedermann die Herzen stärker und wärmer schlagen, dem einen in der Erinnerung an die Zeiten seiner waffenfrohen Jugend, dem andern in der Erwartung, daß auch er an die Reihe kommen wird zur Erfüllung der heiligsten und ernstesten Bürgerpflicht. Bürger und Beamte, zu Kriegervereinen verbundene Veteranen, und die dem militärischen Treiben bewundernd zuschauende Schar der Knaben, sie alle nehmen die Empfindung vom Manöverfelde mit zurück, daß es sich dort nicht um eitlen Prunk und Flitter, sondern um hohe ernste Dinge, um die Prüfung einer nationalen Einrichtung handelt, an deren Erhaltung und Weiterentwickelung jeder Patriot das gleiche Interesse hat.

Auf die Truppen selbst bringt die Anwesenheit des Kaisers natürlich den tiefsten Eindruck hervor. Die Berufssoldaten erfreuen sich immer von neuem an dem Anblicke des siegreichen Feldherrn und fürsorglichen, wohlwollenden Kriegsherrn, und die Tausende von jungen Kriegern, denen es vergönnt war, einmal vor ihm zu defilieren, tragen die Erinnerung an solchen Augenblick zurück in die Heimat, um Kindern und Kindeskindern noch davon zu erzählen.

Die Kabinettsordre, welche für ein bestimmtes Armeekorps Kaisermanöver anordnet, wird deshalb mit lautem Jubel begrüßt und spornt zugleich sämtliche Grade der militärischen Stufenleiter zu verdoppelter Thätigkeit an. Denn jeder einzelne möchte sich bei dieser Gelegenheit nach allen Richtungen im schönsten Lichte zeigen.

Der kommandierende General, welcher sonst lediglich befiehlt und Urteile fällt, sieht sich jetzt selbst der Kritik ausgesetzt, denn für die Kaisermanöver entwirft der Chef des Generalstabes der Armee die leitende Idee, stellt auf Befehl des Kaisers die einzelnen Aufgaben, und der allerhöchste Kriegsherr selbst leitet die Ausführung der Manöver. Dabei spielen die Schiedsrichter eine große Rolle. Bei der Ausdehnung eines modernen Gefechtsfeldes ist der Leitende schon bei Gefechten von Brigaden gegen einander völlig außer stande, die einzelnen Gefechtsmomente selbst zu übersehen. Hohe, vom Kaiser zu diesem Dienste befehligte, an der weißen Binde um den Arm kenntliche Offiziere beobachten deshalb von verschiedenen Punkten aus gleichfalls den Gang des Gefechts, und eilen dorthin, wo ein taktischer Zusammenstoß stattfindet. Beide einander gegenüber kommandierende Offiziere beanspruchen natürlich in solchem Falle den Sieg, und dem Schiedsrichter wird es oft nicht leicht, nach Anhörung von Rede und Gegenrede den einen Teil zum Rückzuge zu befehligen. Aber der Schiedsrichterspruch ist unabänderlich und muß wie ein militärischer Befehl auf der Stelle befolgt werden. Der geschlagene Teil zieht sich deshalb zurück, aber zweifellos innerlich grollend, und den Schiedsrichter mit dem treulosen Schlachtenglück vergleichend, welches selbst dem Kühnsten und Berechnendsten nicht immer lächeln will.

Die Wichtigkeit, welche an entscheidender Stelle den Schiedsrichtern beigelegt wird, erhellt am besten aus dem Umstande, daß Seine Kaiserl. Hoheit der Kronprinz schon wiederholt das Amt eines Oberschiedsrichters übernommen hat.

Auch der Truppe, welche gewiß ist, stets ihre Pflicht zu thun, hat sich in der Vorbereitung zum Kaisermanöver eine gewisse nicht zu verkennende Aufregung bemächtigt. Namentlich der Zahlmeister kann sich davon nicht losmachen, denn er soll von der Kammer die sorgsam gehüteten Schätze der „bessern Garnituren“ heruntergeben, und wenn er auch selbst stolz darauf ist, sein Regiment in solchem ungeahnten Glanze auf der Parade erscheinen zu sehen, so bietet doch die Verpackung und Mitführung manche Schwierigkeiten, denn Eisenbahntransport kostet Geld und Landfuhrwerk wird für solche Zwecke nicht bewilligt. Die auf ein Minimum beschränkte Bagage der Truppenteile pflegt denn auch für das Kaisermanöver nicht unerheblich anzuschwellen, und namentlich bei der Kavallerie mit ihren zahlreichen Ausrüstungsstücken müssen die nützlichen „Krümperpferde“ sich oft mit einer gehörigen Last abfinden. Doch das bessert sich alles im Laufe der Zeit, und wenn der Tag des Ausmarsches aus der Garnison mit den unvermeidlichen Abschiedsszenen und den Gefühlen des Neuen, Unerwarteten einmal glücklich überwunden ist, so marschiert es sich täglich frischer und leichter den kommenden Ereignissen entgegen.

Die Übungen der Armeekorps unter den Augen des Kaisers gliedern sich nach drei, von ganz verschiedenen Voraussetzungen ausgehenden und doch zu gemeinsamem Zwecke ineinander laufenden Richtungen.

Als ein Gradmesser für die erlangte Disziplin hat die Parade, welche man von mancher Seite so gern als eine militärische Spielerei kennzeichnen möchte, eine innere, nicht zu unterschätzende Bedeutung in den Augen des Soldaten. Ihr Verlauf ist an andrer Stelle geschildert. Übt das prächtige militärische Schauspiel

überall in Deutschland eine große Anziehungskraft auf die Bevölkerung aus, so erfreut sich der Patriot in doppeltem Maße des glänzenden Anblicks, wenn derartige Friedensübungen aus irgend welchem Grunde an frühere Großthaten gemahnen, und ein Gefühl stolzester Befriedigung muß die Brust des deutschen Kaisers schwellen, wenn er wie im Jahre 1883 bei Gelegenheit der Manöver des vierten Armeekorps vom Janushügel bei Roßbach den Ausdruck markig-deutscher Kraft in der Haltung der schönen Truppen sich wiederspiegeln sieht auf demselben Flecke, wo sein königlicher Ahnherr dem übermütigen Feinde die Gewalt deutscher Waffen fühlen ließ.

Und wenn der große Friedrich kommt
Und klopft nur auf die Hosen,
So läuft die ganze Reichsarmee,
Panduren und Franzosen,

klingt das Volkslied, und oft und auf lange Zeit wird dieser Sang für alle Sprossen des Hohenzollernstammes sich hoffentlich bewahrheiten.

Die zweite Art der Übungen ist das Korpsmanöver gegen einen markierten Feind. Hier kommt es für den kommandierenden General nicht so sehr darauf an, im Sinne einer bestimmten Kriegslage seinen Entschluß zu fassen. Das Korpsmanöver soll vielmehr dem Besichtigenden, in diesem Falle dem höchsten Kriegsherrn, die Überzeugung verschaffen, daß die große Truppenmenge in der Hand ihres Führers und in der richtigen Wechselwirkung der drei Waffen geübt ist. Dabei sollen sich stets Momente ergeben, welche den einzelnen Waffen Gelegenheit bieten, ihre eigne Spezialtaktik zur Anschauung zu bringen, so daß die ganze Anlage des Korpsmanövers dahin zielt, Feuerwirkung und Angriff der Infanterie, aufklärende Bewegungen und Attacken der Reiterei, Feuer der Artillerie unter verschiedenen Voraussetzungen, jedes für sich allein und dann wieder alles in seiner Wechselwirkung dem Besichtigenden vor Augen zu führen. Das Korpsmanöver stellt sich also als eine Exerzierübung im größten Stile dar.

Eine wichtige Rolle dabei spielt der markierte Feind. Er dient eigentlich lediglich als Angriffsobjekt, da seine Bewegungen, allerdings unter Zugrundelegung einer Spezialidee, durch die vorher genau besprochene und nach Momenten eingeteilte Instruktion geregelt sind. Der Kommandeur des markierten Feindes hat außer richtiger Aufstellung seiner en squelette formierten Truppen sein Hauptaugenmerk darauf zu richten, daß die Bewegungen derselben nicht wesentlich rascher sich vollziehen, als diejenigen voller Truppenkörper, und vor allem, daß in der Art ihrer Verwendung, des Übergangs vom Angriff zur Verteidigung wie des Rückzugs, sich stets ein möglichst kriegsmäßiges Bild dem vollgegliederten Feinde gegenüber ergibt.

An einem bestimmten Beispiele möchten wir dem freundlichen Leser den Verlauf eines Korpsmanövers vor Augen führen und wählen dazu das am 16. September 1882 von den Truppen des zwölften, königlich sächsischen Armeekorps, im Beisein des Kaisers und seines hohen Verbündeten, des Königs von Sachsen, ausgeführte.

Die Generalidee für dieses Korpsmanöver lautete:

Eine Nordarmee, welche, von Elsterwerda kommend, vom 16. September mittags an die Elbe zwischen Riesa und Mühlberg zu überschreiten beabsichtigt, hat bereits am 15. September abends ein Nordkorps (zwölftes königlich sächsisches Armeekorps) bei Riesa auf das linke Elbufer geschoben.

Von einer feindlichen Südarmee, welche, aus Böhmen vorrückend, die Linie Waldheim-Frohburg erreichte, ist ein schwaches Armeekorps (markierter Feind) gegen die Elbe detaschiert worden; dasselbe ist am 15. September von Meißen her mit seinen Spitzen bis zum Lommatzscher Wasser vorgerückt.

Diese Generalidee bringt eine ganz bestimmte kriegerische Lage im allgemeinen zum Ausdruck, während die ebenso notwendige Spezialidee dazu dient, im Rahmen der so geschaffenen Kriegslage die Aufgabe für einen bestimmten Manövertag zu stellen. In unserm Falle hatten die Spezialidee und die sich unmittelbar daranschließende Disposition, welche den Entschluß des kommandierenden Generals in die Form des Befehls kleidet, folgenden Wortlaut:

Spezialidee für das Nordkorps.
(Zwölftes (königlich sächsisches) Armeekorps.)

Das Nordkorps (zwölftes königlich sächsisches Armeekorps) hat in der Nacht vom 15.—16. September bei Riesa biwakiert. Vorposten südlich und südwestlich vorgeschoben.

Auf die am 16. September früh eingehenden Meldungen:

„daß feindliche Truppen aller Waffen von Meißen über Zehren im Anmarsch sind"

beschließt der kommandierende General den Vormarsch des Armeekorps in südlicher Richtung, um ein weiteres Vordringen des Feindes auf Riesa mit allen Kräften zu hindern, und erläßt nachstehende Disposition:

Disposition für den 16. September.

Hauptquartier Riesa, den 16. September, früh . . Uhr.

Nach soeben eingegangenen Meldungen sind feindliche Truppen aller Waffen von Meißen her über Zehren im Anmarsch.

Um durch energische Offensive ein weiteres Vordringen des Feindes auf Riesa zu hindern, bricht das Armeekorps in nachstehender Weise südwärts auf:

1. Die Kavalleriedivision, der sich das 2. Husarenregiment Nr. 19 anschließt, tritt, den bereits gestern abend erhaltenen Befehlen gemäß, sofort (. . Uhr) an, um zunächst über Kobeln aufzuklären.

2. Die beiden Infanteriedivisionen brechen, jede unter Formierung einer Avantgarde, die 1. Infanteriedivision Nr. 23 von Mergendorf über Prausitz, die 2. Infanteriedivision Nr. 24 von Poppitz über Heyda, um . . Uhr (eine Viertelstunde später wie die Kavalleriedivision) auf.

3. Die Korpsartillerie ist hinter die Divisionsartillerie in die Marschkolonne der 2. Infanteriedivision Nr. 24 einzufügen.

4. Meldungen treffen mich an der Tete des Gros der 2. Infanteriedivision Nr. 24.

Der kommandierende General:
gez. Georg, H. z. S.
General der Inf.

Die einzelnen Truppenabteilungen und Verbände, welche einem kommandierenden Offizier für bestimmte kriegerische Zwecke auf kürzere oder längere Zeit zugeteilt sind, werden von diesem nach einer Ordre de bataille gegliedert. Im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert wurde unter dieser Bezeichnung die kunstgerechte Aufstellung eines Heeres verstanden. Gewöhnlich lagerten und marschierten die Truppen bereits vor dem Gefecht in dieser Schlachtordnung, welche als pedantisch innezuhaltende Richtschnur zu einer Zeit galt, als die Armee ein starres unteilbares Ganze bildete und die Selbständigkeit der Unterführer auf das äußerste beschränkt war. In den Heeren der Neuzeit ist der Ausdruck zur technischen Bezeichnung geworden zunächst für die vor Beginn eines Feldzuges vom Höchstkommandierenden befohlene Zusammensetzung und Einteilung der gesamten Armee. Aus der Ordre de bataille ist ein für allemal die Zusammengehörigkeit der Truppen in ihren verschiedenen Verbänden ersichtlich und, was ebenso wichtig, der geordnete Instanzzug für die Befehlserteilung und für die Administration erkennbar. Diese Gesichtspunkte haben dazu geführt, daß, während die Ordre de bataille des Heeres für die Dauer eines Krieges unverändert bestehen bleibt, Abteilungen, welche zu bestimmten Zwecken ausgeschieden oder neu formiert werden, eine eigne derartige Einteilung vornehmen.

Der Übersichtlichkeit wegen stellt man die Ordre de bataille unter Anwendung von konventionellen Zeichen für die einzelnen Truppen auf einem Blatte zusammen. Bei unserm Beispiel war für das Nordkorps die nebenstehende Ordre de bataille in Gültigkeit getreten.

Waren durch diese Bestimmungen die Verhältnisse beim Nordkorps für das bevorstehende Korpsmanöver geordnet, so hatte das Südkorps sein Verhalten nach der Spezialidee zu regeln:

„Das Südkorps (markierter Feind) hat am 15. September abends in Meißen folgenden Befehl erhalten:

Die Südarmee wird am 16. September den Vormarsch gegen die Linie Leipzig-Wurzen fortsetzen. Das Südkorps (markierter Feind) soll zur Deckung der rechten Flanke gegen die auf dem rechten Elbufer bei Elsterwerda gemeldeten feindlichen Kräfte, sich zunächst des Riesaer Elbübergangs versichern.

Der kommandierende General des Südkorps ordnet infolge dessen für den 16. September früh den Vormarsch auf Riesa an."

Das Kommando des markierten Feindes führt in der Regel ein älterer Stabsoffizier. Ihm werden einzelne Truppenteile unterstellt, welche er nach bestimmten allgemeinen Regeln derartig auseinanderzieht, daß etwa ein Zug Infanterie ein Bataillon, eine gleiche Abteilung Reiter eine Eskadron, ein Geschütz eine ganze Batterie darstellt, „markiert". Kenntlich wird dieser Feind als solcher durch bestimmte Abzeichen, durch an der Kopfbedeckung befestigte grüne Büsche, durch

Ordre de bataille.

Kommandierender General: General der Infanterie Prinz Georg Herzog zu Sachsen, Königl. Hoh.
Chef des Generalstabes: Generalmajor v. Holleben gen. v. Normann.
Kommandeur der Artillerie: Generalmajor v. Schubert.
Kommandeur der Ingenieure und Pioniere: Major Friedrich.

2. Infanteriedivision Nr. 24. Generalleutnant v. Montbé.

4. Infanteriebrigade Nr. 48. Generalmaj. v. Tschirschky u. Bögendorff.
7. Infanterieregt. Prinz Georg Nr. 106. Oberst v. Kessinger.
8. Infanterieregt. Prinz Johann Georg Nr. 107. Oberst v. Polenz.
10. Infanterieregt. Nr. 134. Oberst Lommatzsch.

3. Infanteriebrigade Nr. 47. Generalmajor v. Bosse.
5. Infanterieregt. Prinz Friedr. Aug. Nr. 104. Oberst v. Tschirschnitz.
9. Infanterieregt. Nr. 133. Oberst v. Kirchbach.
1. Jägerbataillon Nr. 12. Major v. Mindwitz.

2. Husarenregt. Kronprinz Friedrich Wilhelm des Deutschen Reichs und von Preußen Nr. 19. Oberstleut. v. Uslar.

2. Abteilung: 2. Feldartillerieregiment Nr. 28. Oberstleut. Haberland.
8. Batterie. 7. Batterie. 6. Batterie. 5. Batterie.

1. Infanteriedivision Nr. 23. Generalleutnant Frhr. v. Hausen.

2. Infanteriebrigade Nr. 46. Generalmaj. v. Einsiedel.
3. Infanterieregt. Nr. 102. Oberst v. Reyher.
4. Infanterieregt. Nr. 103. Oberst v. Süßmilch gen. Hörnig.
2. Jägerbataillon Nr. 13. Oberstleut. v. Raab.

1. Infanteriebrigade Nr. 45. Generalmaj. v. d. Decken.
1. (Leib-)Grenadierregt. Nr. 100. Oberst v. Cerrini di Monte Varchi.
2. Grenadierregt. Nr. 101, Kaiser Wilhelm König v. Preußen. Oberst Frhr. o Byrn.

1. Husarenregiment Nr. 18. Major Frhr. v. Hammerstein.

1. Abteilung: 2. Feldartillerieregiment Nr. 28. Major Schnell.
4. Batterie. 3. Batterie. 2. Batterie. 1. Batterie.

Kavalleriedivision. Generalleutnant Senfft v. Pilsach.

2. Kavalleriebrigade Nr. 24. Generalmajor v. Walther.
2. Ulanenregiment Nr. 18. Oberstleut. Frhr. v. Welck.
Karabinierregiment. Oberst Hübel.

1. Kavalleriebrigade Nr. 23. Oberst v. Kirchbach.
1 Ulanenregiment Nr. 17. Oberstleut. v. Einsiedel.
Gardereiterregiment. Oberst v. Nostitz-Drzewiecki.

1. reitende Batterie. 1. Feldartillerieregiment Nr. 12.

Korpsartillerie. Oberst v. Schweingel.

3. Abt. 1. Feldartillerieregiment Nr. 12. Oberstleut. Krutzsch
8. Batterie. 7. Batterie.

2. Abt. 1. Feldartillerieregiment Nr. 12. Major v. Watzdorf.
6. Batterie. 5. Batterie. 4. Batterie.

1. Abt. 1. Feldartillerieregiment Nr. 12. Oberstleut. Groh.
3. Batterie. 2 Batterie. 1. Batterie..

Trainbataillon Nr. 12. Major Krauß.

Infanterie-Munitionskolonne.

weiße Helmüberzüge und dergleichen, und die supponierte Stärke der verschiedenen Trupps durch mitgeführte Flaggensignale zur Erscheinung gebracht.

Für den 16. September waren aus dem Verbande des Armeekorps zur Formierung des markierten Feindes ausgeschieden: das Schützen(Füsilier)regiment Nr. 108, das Pionierbataillon Nr. 12, die Unteroffizierschule, eine Eskadron vom Karabinierregiment, zwei Eskadrons vom Husarenregiment Nr. 18, je eine Eskadron von den beiden Ulanenregimentern Nr. 17 und 18, die neunte und zehnte Feldbatterie und die zweite reitende Batterie vom 12. Feldartillerieregiment. Und diese Truppen wurden formiert zu zwanzig Bataillonen, zwanzig Eskadrons und zwölf Batterien.

Schon in der Wahl des Terrains für ein Korpsmanöver liegt oft eine Schwierigkeit für den kommandierenden Offizier. Diese war bei Riesa überwunden, denn das wenige Kilometer von der Stadt gelegene wellige Gelände eignete sich ganz vortrefflich dazu, die Ausbildung der Truppen in das rechte Licht zu stellen. Zahlreiche Terrainfalten erlauben der Reiterei verdeckte Aufstellung und Annäherung, während anderseits hinreichender Raum zur Attacke im großen Maßstabe vorhanden ist. Infanterie und Artillerie finden gute Positionen, die ihrerseits wieder einen Angriff nicht aussichtslos erscheinen lassen und bei alledem ist die Gegend doch nicht so durchschnitten und bedeckt, um einen allgemeinen Überblick über das Gefecht zu verwehren.

Das Biwak des Nordkorps südlich Riesa, in welchem nach der Spezialidee die Truppen während der Nacht zum 16. versammelt sein sollten, hatte in Wahrheit nicht stattgefunden. Diese hatten vielmehr in der Umgegend Quartiere bezogen, erschienen am frühen Morgen des bezeichneten Tages im vollen Glanze auf den angegebenen Punkten und harrten des Erscheinens der verbündeten Kriegsherren zum Beginn des Manövers. Mit dem Kanonenschuß, welcher dazu das Zeichen gab, trabte die Kavalleriedivision, welche vorwärts der 24. Division gesammelt stand, zur Aufklärung auf der Straße Heyda-Kobeln vor, traf jedoch noch nördlich des erstern Ortes auf den gleichfalls im Avancieren begriffenen Feind.

Die 24. Division richtete ihren Vormarsch von Poppitz auf Heyda, die 23. Division über Mergendorf gegen Praxsitz. Beide Divisionen wurden durch feindliches Feuer bald gezwungen, aus der Marschkolonne zur Gefechtsformation aufzumarschieren und gingen, unterstützt durch die früh ins Gefecht gebrachte Artillerie, zum Angriff über. Dabei strebte die 24. Division den Gegner von vorn festzuhalten, während die 23. in einer überflügelnden Bewegung rechts ausholend der befreundeten Abteilung die Aufgabe zu erleichtern trachtete, indem sie gegen des Feindes verwundbarsten Punkt, seine linke Flanke, stieß.

Der markierte Feind mußte sich bis südlich Heyda zurückziehen und das Gefecht, welches den Truppen wiederholt Gelegenheit geboten hatte, ihre vortreffliche taktische Ausbildung, wie das Verständnis für die gegenseitige Unterstützung zu entfalten, endete mit einem imposanten allgemeinen Angriffe der Höhen zwischen Heyda und Kobeln.

Nach Zweck, Anlage und Durchführung unterscheidet sich vom Korpsmanöver abermals der die sogenannten Feldmanöver umfassende dritte Teil der Kaiserrevüe.

Die Feldmanöver zweier Korps gegen einander legen den Schwerpunkt auf die Entschlüsse der kommandierenden Generale und der Unterführer. Derartige Manöver werden meistens nach einer durchgehenden Generalidee in der Kontinuität mehrerer Tage fortgesetzt.

Die Einleitung zu den deutschen Manöverbestimmungen sagt: „Je seltener kriegerische Thätigkeit eintritt, desto bedeutungsvoller wird die Aufgabe, durch Friedensübungen an Stelle der Kriegserfahrung die Armee für ihren Beruf tüchtig zu erhalten, um so wichtiger werden Anlage und Durchführung der Manöver.“ Dort wird auch als erster hauptsächlicher Zweck der Manöver die Vorbereitung der höheren Führer betont, dem gegenüber die Schulung der Truppen für den Krieg erst in zweiter Stelle erscheint.

Diesem ersten Zwecke dienen gerade die Feldmanöver, die das Moment der Ungewißheit aus dem Kriege in den Frieden hinübernehmen. Im Felde tritt Schritt auf Schritt dem Willen des Feldherrn der unabhängige Wille des feindlichen Generals entgegen. Dieser wird gebrochen durch die größere Selbständigkeit, ein höheres Maß von Entschlossenheit, durch Geistesgegenwart und Thatkraft, mit einem Worte durch Charaktereigenschaften, durch moralische Kräfte, welche nur durch Übungen gestählt und entwickelt werden können, bei denen der Führer vom Gegner nur das weiß, was er auch im Kriege erfahren könnte.

Bei den Feldmanövern zweier Armeekorps gegen einander stellt der Chef des Generalstabes der Armee auf allerhöchsten Befehl die Aufgabe.

„Ein Nordkorps dringt von Schrimm her gegen Breslau vor. Bei Öls ist ein Südkorps versammelt worden, welches ersterem entgegenrückt.“ Nach dieser Generalidee haben im Herbst 1882 das fünfte und sechste Armeekorps gegen einander manövriert. Man müßte sie ihrer Kürze und Einfachheit wegen, welche nichtsdestoweniger die ganze Kriegslage zum klaren Ausdruck bringt, als mustergültig bezeichnen, selbst wenn sie nicht die Unterschrift des Feldmarschall Moltke trüge.

Im großen entwickelt sich das Feldmanöver zweier Abteilungen gegen einander derart, daß beide kommandierende Offiziere die von ihnen auf Grund der General- und Spezialidee entworfene Disposition dem Leitenden einreichen, welcher dadurch in den Stand gesetzt wird, nicht durch direkte Gegenbefehle, sondern durch Nachrichten und Meldungen über einen Wechsel in der allgemeinen Kriegslage, welche er den Führern zukommen läßt, diese zu Änderungen ihrer Maßnahmen in dem von ihm gewünschten Sinne zu veranlassen.

Nach Schluß des Manövers wird die durch das Gefecht herbeigeführte gegenseitige Lage festgestellt und jeder kämpfenden Partei der Abschnitt zugewiesen, welchen sie mit ihren Vortruppen besetzen darf, während die nun vom Leitenden herausgegebenen neuen Spezialideen den Grund zu weiteren Dispositionen, Maßnahmen und Befehlen für die Kommandierenden bilden.

Die Feldmanöver, welchen die oben angeführte Generalidee als leitender Gedanke unterstellt war, fanden an drei auf einander folgenden Tagen, am 11., 12. und 13. September 1882 statt. Es kann nicht die Absicht sein, einen eingehenden Manöverbericht über deren Ausführung einzuschalten, wir wollen uns

vielmehr auf Mitteilung weniger Einzelheiten beschränken, um an der Hand derselben auf einige noch nicht berührte Punkte hinzuweisen, die bei der Anlage und Ausführung von Feldmanövern in die Erscheinung treten.

Das Südkorps (6. Armeekorps) hatte nach der Annahme am 10. September die Gegend von Zedlitz und Schön-Ellgut erreicht und hielt den Lohebach besetzt. Für seine Maßnahmen am folgenden Tage ging dem kommandierenden General folgende Spezialidee zu:

„Vorgesendete Rekognoszierungen ergaben, daß der Feind bereits in Trebnitz eingerückt ist; aus zahlreichen übereinstimmenden Nachrichten aber geht hervor, daß ein bedeutender Teil seiner Streitkräfte sich noch hinter Prausnitz befindet. Sämtliche Übergänge über den Weidefluß sind durch Abteilungen der Garnison Breslau besetzt, so daß Breslau gegen Überrumpelungen von Streifpartien gesichert ist.“

General von Blumenthal, welcher an Stelle des erkrankten General von Tümpling das Kommando des sechsten Armeekorps während der Manöverzeit übernommen hatte, traf darauf die nachstehende Disposition, die wir deshalb mit den dazu gehörigen weiteren Schriftstücken hier wiedergeben, um die Klarheit und die Schärfe des Ausdrucks zur Anschauung zu bringen, mit der ein Feldherr von der Bedeutung des jedem Deutschen wohlbekannten Generals über seine Truppen verfügt.

Disposition.

Da der Feind mit starken Kräften auf Trebnitz im Anmarsch ist und diesen Ort bereits besetzt hat, so werde ich ihm morgen mit dem ganzen Armeekorps entgegenmarschieren und eine Aufstellung zwischen Bruckotschine und Kl.-Ndr.-Glauche nehmen.

Die Avantgarde marschiert zu dem Ende an der Nordwestecke von Zedlitz vorüber, durch den Wald nach Heidkretscham und von dort nach Blössel und Bruckotschine, welches Dorf sobald als möglich zu besetzen ist. Die Artillerie marschiert hinter dem Tetenbataillon des Gros der Avantgarde.

Die 12. Infanteriedivision läßt ein Bataillon, eine Eskadron zur Verteidigung der Lohebrücken bei Heide-Mühle, Wiese und Lohe, sowie zur Beobachtung gegen Trebnitz stehen, folgt der Avantgarde auf tausend Schritt Abstand und nimmt Aufstellung auf den Höhen südlich von Bruckotschine.

Die 11. Infanteriedivision schlägt den von Zedlitz nach Blössel führenden Weg ein, marschiert dann, die Straße Blössel-Ober-Glauche benutzend, auf dem linken Ufer des Lohebaches nach Klein-Totschen und nimmt auf den nördlich davon gelegenen Höhen Aufstellung, die Dörfer Groß-Totschen und Klein-Nieder-Glauche besetzend.

Die Kavalleriedivision geht unverzüglich gegen Trebnitz vor, um den Anmarsch des Feindes zu rekognoszieren und ihn am Debouchieren thunlichst zu verhindern. Sie hat den rechten Flügel des Armeekorps gegen feindliche Bewegungen soviel als möglich zu sichern.

Die Korpsartillerie folgt dem Vormarsch der 11. Infanteriedivision mit sechshundert Schritt Abstand. Die Bewegungen beginnen um zehn Uhr dreißig

Minuten vormittags, welche Zeit für die Avantgarde, die 11. Infanteriedivision und die Kavalleriedivision die Aufbruchszeit ist.

Die Trains und Bagagen parkieren von der Avantgarde der 12. Infanteriedivision und der Korpsartillerie bei Mahlen, von der 11. Infanteriedivision und der Kavalleriedivision bei Lossen.

Meldungen treffen mich bei der Avantgarde.

Der kommandierende General.
gez. v. Blumenthal.

Außerdem wurde Zeit und Ort genau festgesetzt, wann und wo die Truppen sich aufzustellen hätten, wie hier folgt:

Rendezvous um zehn Uhr vormittags.

Avantgarde. An der Südwestlisière von Zedlitz mit der Tete am Walde.

12. Infanteriedivision. Links neben der Avantgarde.

11. Infanteriedivision. An der Nordostlisière von Zedlitz mit der Queue am Wege Zedlitz-Güntherwitz.

Korpsartillerie. An der Ostlisière von Zedlitz mit der Tete am Wege Zedlitz-Güntherwitz.

Kombinierte Kavalleriedivision südwestlich von Güntherwitz mit der Queue am Wege Güntherwitz-Zedlitz.

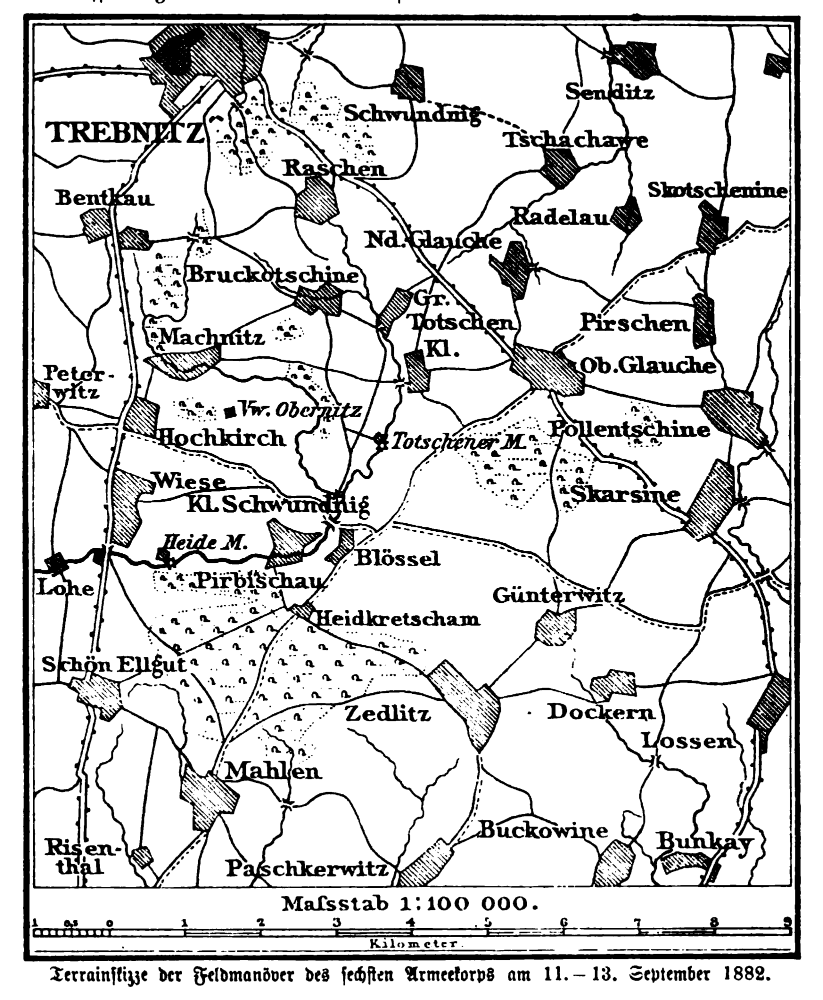
Endlich erhielten die Abteilungen des Südkorps die Anweisung, nach welcher sie sich bei dem Manöver des 11. September zu gliedern hatten, in Form einer sogenannten

Truppeneinteilung.

Avantgarde: Generalmajor v. Massow.
Infanterieregiment Nr. 132. Oberst am Ende.
3. Eskadron des kombinierten Kavallerieregiments. Major v. Merkel.
1. Abt. Feldartillerieregiments Nr. 21. Major Franck.
2. Pionierkompanie mit Korpsbrückentrain.

Gros:
12. Infanteriedivision. Generalleutnant Freiherr v. Schleinitz.
23. Infanteriebrigade. Generalmajor v. Gallwitz-Dreyling.
Infanterieregiment Nr. 18. Oberst v. Lindeiner, gen. v. Wildau.
Infanterieregiment Nr. 62. Oberst v. Frankenberg.
24. Infanteriebrigade. Oberst Laube.
Infanterieregiment Nr. 23. Oberstleutnant v. Manteuffel.
Infanterieregiment Nr. 63. Major Bauer.
1. Eskadron des kombinierten Kavallerieregiments.
3. reitende Batterie Feldartillerieregiments Nr. 6.
3. Pionierkompanie.
11. Infanteriedivision. Generalleutnant v. d. Burg.
21. Infanteriebrigade. Generalmajor v. Jena.
Grenadierregiment Nr. 10. Oberst v. Prittwitz und Gaffron.
Füsilierregiment Nr. 38. Oberst Stotten.

22. Infanteriebrigade. Generalmajor Baron v. d. Osten gen. Sacken.
Grenadierregiment Nr. 11. Oberst Freiherr v. Meerscheidt-Hüllessem.
Infanterieregiment Nr. 51. Oberst Graf v. Stosch.
Jägerbataillon Nr. 6. Oberstleutnant v. Kusserow.
Husarenregiment Nr. 4. Oberstleutnant v. Haenlein.
2. Abt. Feldartillerieregiments Nr. 21. Major Pratsch.
1. und 4. Pionierkompanie.
Korpsartillerie. Major Ulrich.
1. Abt. Feldartillerieregiments Nr. 6. Major v. Merkatz.
2. Abt. Feldartillerieregiments Nr. 6. Major Schillinger.
Kombinierte Kavalleriedivision. Generalleutnant v. Heyduck.
9. Kavalleriebrigade. Generalmajor v. Frankenberg-Lüttwitz.
Kürassierregiment Nr. 5. Oberstleutnant v. d. Gröben.



Terrainskizze der Feldmanöver des sechsten Armeekorps am 11.–13. September 1882.

Dragonerregiment Nr. 4. Oberstleutnant Hann v. Weyhern.
11. Kavalleriebrigade. Generalmajor Heinrich XIII Prinz Reuß.
Leibkürassierregiment Nr. 1. Major Freiherr v. Schleinitz.
Dragonerregiment Nr. 8. Oberstleutnant v. Schmeling.
12. Kavalleriebrigade. Generalmajor Gr. v. Haeseler.
Husarenregiment Nr. 6. Major v. Rosenberg.
Ulanenregiment Nr. 2. Oberstleutnant Freiherr v. Lepel.
Reitende Abteilung Feldartillerieregiments Nr. 6. Major Granier.
1. und 2. reitende Batterie.

Wie im Kriege, so scheidet auch beim Scheinkriege der Kommandierende des Manövers gewisse Truppen als Avant- oder Arrieregarde aus, welche den Feind zunächst aufsuchen und über die Sicherheit und Ruhe der Hauptmacht bei Tage wie bei Nacht wachen sollen; bestimmt andre zu besondern taktischen Aufgaben, oder behält sich vielleicht über eine Reserveabteilung die alleinige Verfügung vor. Diese Truppeneinteilung könnte man füglich mit dem Ausdruck Schlachtordnung bezeichnen, jedenfalls lehnt sie sich möglichst an die einmal feststehende Ordre de bataille an und hat immer nur für ein bestimmtes taktisches Unternehmen, hier für einen Manövertag, Gültigkeit. Nach dem Gefecht treten alle abkommandierten Truppen wieder in den ihnen durch die Ordre de bataille angewiesenen Verband zurück.

Unter den Truppen der kombinierten Kavalleriedivision in der vorstehenden Truppeneinteilung findet sich auch die 9. Kavalleriebrigade, welche sonst zum 5. Armeekorps gehört. Beide Regimenter derselben waren entweder für die Dauer dieses einen Manövertages oder für längere Zeit dem 6. Armeekorps zugeteilt. Durch die Verschiebung in den Stärkeverhältnissen der übenden Truppenabteilungen ändert sich natürlich deren gegenseitige kriegerische Lage ganz wesentlich, und neben den früher erwähnten fingierten Nachrichten und Meldungen wird eine solche anderweite Kräfteverteilung, sei es durch Aufstellung sogenannter Flaggenbataillone und Eskadrons, die nach Art des markierten Feindes aus wenigen Mann gebildet werden, oder durch Abkommandierung von Truppen von der einen Seite zur andern, öfter benutzt, um beiden Führern durch die so geschaffene neue Situation die Unterlage zu veränderten Entschlüssen zu geben.

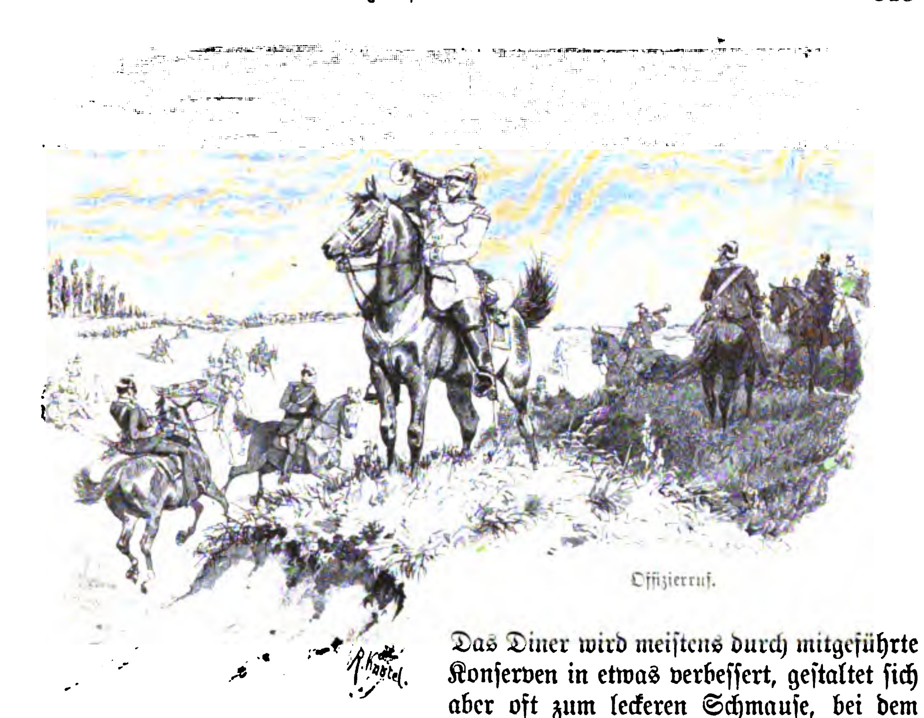
Während die Generale Karten studieren und durch fleißige Rekognoszierungsritte sich eine genaue Kenntnis des Manöverterrains zu verschaffen suchen, rücken strahlenförmig von allen Seiten die Truppen heran. Mit jedem Tagemarsche wird die Truppenansammlung dichter, werden die Quartiere enger und bald können die umliegenden Ortschaften die Zahl der Soldaten kaum mehr fassen. Die große Parade, zu der die Truppe unter Dach und Fach gehörig ausgeruht und möglichst glänzende Toilette gemacht hat, ist vorüber. Ein allgemeines Gefühl der Befriedigung ist bemerkbar, denn der Kriegsherr ist mit dem Ajustement und der Haltung der Mannschaft zufrieden gewesen, und der Parademarsch war bei allen Waffen gleichmäßig gut gelungen. Mit verdoppelter Freude rüstet man sich deshalb zum morgenden Manövertage.

Kavalleriepatrouillen eilen in der Frühe vorwärts, um Einblick in die Stellungen und Bewegungen des Gegners zu nehmen. Es gelingt ungesehen heranzuschleichen und im gestreckten Rosseslaufe bringt ein Reiter die Meldung zurück. Aus der Summe zahlreicher derartiger geschriebener Mitteilungen zieht der General seine Schlüsse, modifiziert seine Anordnungen, oder überzeugt sich von deren Richtigkeit. Bald wird die Stille durch einen ersten Kanonenschuß unterbrochen, die Avantgarden sind aufeinander gestoßen. Dann wird das Gefecht allgemein. Artillerie stürmt im Galopp in die Position, die Bataillone der Reserve werden vorgezogen, um den in erster Linie kämpfenden Kameraden zu Hilfe zu eilen, mühsam arbeitet sich der Brückentrain vorwärts, um bei einem etwaigen Flußübergange rechtzeitig zur Stelle zu sein, und mit laut schallendem Hurra wirft sich die Reiterei dem zu rasch vordringenden Feinde entgegen oder verfolgt ventre à terre den geworfenen Gegner. Man glaubt sich inmitten einer wirklichen Schlacht zu befinden, und das Bestreben der einzelnen Führer aller Grade, mit der gut ausgebildeten Truppe in gegenseitiger Wechselwirkung und in steter Unterordnung unter den allgemeinen Gefechtszweck, das Beste zu leisten, unterscheidet sich eigentlich nur dadurch von ihrem Verhalten im Ernstfalle, daß hier die entscheidende Waffenwirkung fehlt.

Lange schwankt die Schlacht. Die eine Division des Angreifers geht geraden Weges auf eine vom Feinde stark besetzte Höhe los, „packt mich bei den Hörnern“, wie der Führer der Verteidiger lächelnd meint, kann aber nicht recht vorwärts kommen, weil die Wirkung des Feuers von Artillerie und Kleingewehr zu übermächtig ist. Aber sie hat ihren Zweck erreicht, die Aufmerksamkeit der feindlichen Kavallerie ist durch den energischen Angriff von andrer Richtung abgelenkt, so daß es einer abgezweigten Brigade gelingt, unbemerkt in Flanke und Rücken des überraschten Feindes zu gelangen. Als dort am fernen Waldessaum ein erster Schuß der glücklich postierten Batterie dem General das Zeichen gibt, daß seine List Erfolg gehabt, geht er „tambour battant“ von beiden Seiten zum entscheidenden Sturme vor, und macht sich zum Herrn des Blachfeldes.

Da! Ein Signal! „Das Ganze — halt!“ Kein Schuß fällt mehr, die ganze Masse der Kämpfenden verharrt unbeweglich auf ihren Plätzen und erwartet die kommenden Befehle. Ein weiterer Hornruf versammelt die berittenen Offiziere um den Höchstkommandierenden, und während die Truppen friedlich den Quartieren oder Lagerplätzen zuziehen, eilen die Adjutanten zu der vorher bezeichneten Stelle, wo ein Offizier vom Korpsstabe ihnen den Befehl für den folgenden Tag in die Feder diktiert.

In den Biwaks entwickelt sich ein reges Leben. Kaum sind die Gewehre in Pyramiden zusammengesetzt und ist das Gepäck niedergelegt, so entstehen unter den Händen der flinken Musketiere die einfachen „Kochlöcher“. Die „Biwaksbedürfnisse“ sind pünktlich zur Stelle, die getroffenen Maßregeln in dieser Beziehung haben sich — „ausnahmsweise“ meint der schwer zu befriedigende Truppenoffizier — als ausreichend erwiesen, und bald bereitet der Soldat am lodernden Feuer sein einfaches Mahl. Abseits sitzt der Herr Hauptmann mit seinen Offizieren vor der von dienstbereiten Händen rasch gezimmerten Hütte.



Offizierruf.

Das Diner wird meistens durch mitgeführte Konserven in etwas verbessert, gestaltet sich aber oft zum leckeren Schmause, bei dem der vielgewandte Bursche trotz Staub und sonstiger Unbequemlichkeit kunstgerecht serviert, wenn die Herrschaften aus dem „letzten Quartiere“ den versprochenen Besuch zur Ausführung bringen. Natürlich erscheinen wirtschaftliche Damen in solchen Fällen nie ohne jene mächtigen Körbe, aus denen Pasteten aller Art und sonstige durchaus nicht zu verachtende Leckerbissen hervorragen, und an die Stelle des schon entkorkten „Rotspohns“ aus den Vorräten der Offiziere tritt dann nicht selten eine köstliche Fruchtbowle oder gar das schäumende Naß aus den Gauen unsrer westlichen Nachbarn, das der Deutsche trotz seiner Abneigung gegen den Franzmann so sehr liebt.

Allgemeine Heiterkeit, Scherz, Humor, Spiel und Tanz drücken dem schönen Herbstabend den Stempel auf. Doch nach den langgezogenen Tönen der Retraite wird es stiller und stiller, die Natur fordert ihr Recht, und auf der Strohschicht dahingestreckt suchen und finden die Männer neue Kräftigung im erquickenden Schlafe.

Über die Notwendigkeit oder Nützlichkeit solcher Friedensbiwaks ist viel gestritten worden. Die Gegner derselben haben ihre Gründe in dem Satze zusammengefaßt: Hungern und frieren läßt sich nicht lernen, das muß ertragen werden, wenn es nötig wird. Sie haben mit dieser Behauptung vollkommen recht, und der für die Schlagfertigkeit seiner Truppe besorgte Führer wird im Felde selbst mit müden Soldaten lieber noch eine Strecke Weges marschieren, als sie unter freiem Himmel kampieren lassen, denn nichts schwächt den einzelnen Mann mehr und dezimiert die Truppe in höherem Grade, als zahlreiche Biwaks. Ganz

werden sie sich aber nicht vermeiden lassen, und um dem Mann dann im Lager die möglichste Bequemlichkeit zu verschaffen, ist es erforderlich, ihn mit den dazu erforderlichen Handgriffen bekannt zu machen. Die Friedensbiwaks sollen also dem Soldaten weder Hunger noch Frost ertragen lehren, sondern ihm Gelegenheit geben, rasch und geschickt Kochlöcher zu graben, aus der einfachen Strohschütte ein Obdach gegen Wind und Wetter herzustellen, die Kost zu bereiten, ohne daß das Kochgeschirr halb voll Sand fällt und der niederschlagende Rauch noch im letzten Augenblicke das ganze Essen unschmackhaft macht, kurz und gut, sie sollen



den „jungen Kerl", dessen Gesundheit unter einer gelegentlichen besondern Anstrengung nicht leidet, auch in dieser Lebenslage findig machen. Etwas andres ist es mit dem Biwakieren älterer Offiziere. Ein General sollte niemals, auch im Frieden nicht, eine Nacht ohne die dringendste Notwendigkeit im Lager zubringen. Die elendeste Hütte, das allerursprünglichste Lager in derselben ist vorzuziehen für einen Mann, dessen Beruf über die Ertragung von Strapazen hinausreicht, der mit dem Kopfe arbeitet und geistig wie körperlich frisch am andern Morgen vor seine Soldaten treten muß, um an seiner Thatkraft ihre eigne Leistungsfähigkeit zu entflammen.

Nur bei den Vorposten bleibt es lebendig. Sie sollen die Armee vor feindlichem Überfalle schützen und ihr eine ungestörte Ruhe sichern. Dort erklingt von Zeit zu Zeit der Schritt der Patrouillen und Ablösungen und das „Halt" „Werda" der Vedetten legt Zeugnis ab von ihrer Aufmerksamkeit. Auch mancher einzelne Reitersmann findet diese Nacht keinen Schlaf, sondern trottet einsam als Ordonnanz mit Meldungen oder Befehlen auf der Landstraße dahin, denn der weitverzweigte Befehlsbereich einer großen militärischen Gliederung erfordert zahlreiche Handlanger für die schleunige Mitteilung erforderlich scheinender Veränderungen und notwendiger Bestimmungen, wo Telegraph und Telephon nicht zu Hilfe genommen werden können.

Täglich nach beendetem Manöver schließen die berittenen Offiziere um den Kaiser zum Kreise zusammen, um aus allerhöchstem Munde das Urteil über die

gesehene Leistung, Anregung und Belehrung für kommende Fälle zu vernehmen. Am Tage vor der Weiterreise pflegt dieser kaiserlichen Kritik noch die Verlesung einer Kabinettsordre zu folgen, welche als Ausdruck der allerhöchsten Zufriedenheit Titelerhöhungen, Orden und Ehrenzeichen an Mitglieder des Korps austeilt. Zwar hat keine hervorragende kriegerische That solche Auszeichnung begründet, aber der scharfe Blick des Kaisers weiß selbst in dem durch musterhafte Pflichterfüllung gleichmäßig ausgezeichneten deutschen Offizierkorps den Würdigsten zu finden, und mit vollberechtigtem Stolze freut sich der Empfänger des seine Brust nun schmückenden „roten Vogels“, oder der großen Majorsepauletten, deren glänzende „Kandillen“ die Blicke des Trägers unwillkürlich immer wieder auf sich ziehen.

Die Manöver sind beendet. Immer häufiger ertönt auf dem Rückmarsche der Truppen in die Garnison das wohlbekannte Lied von dem „Reservemann, der treu gedient hat seine Zeit“, denn mächtig drängt es in menschlich schönem Gefühl auch den besten Soldaten wieder zurück in die heimatlichen Verhältnisse. Die Reservisten werden entlassen, die unbrauchbaren Pferde verkauft, und das Räderwerk des militärischen Jahresdienstes ist abgeschnurrt. Aber schon beginnt die Vorbereitung zu neuer Thätigkeit, die Rekruten treffen ein, und „des Dienstes ewig gleichgestellte Uhr“ regelt weiter und weiter die niemals stillstehende Arbeit in der künstlerisch vollendeten Maschinerie deutscher Heereseinrichtungen.





Husar und Ulan.

Die Kavalleriedivision.

In den Übungen der langen Friedenszeit, welche den Freiheitskriegen zu Anfang dieses Jahrhunderts gefolgt war, hatte die Armee sich gewöhnt, die Reiterei stets nur als Hilfswaffe zu betrachten, welche zur Unterstützung der andern Waffen in kleinen Abteilungen auf dem Gefechtsfelde auftrat. Um so mehr überraschte die Ordre de bataille für den Feldzug des Jahres 1866 mit ihren großen Kavalleriekorps. Diese letzteren bewährten sich nicht. Im Marsche hinter der Armee fanden sie nur schwer die nötigen Subsistenzmittel und waren zur Verwendung im großen Stile während und nach der Schlacht selten zur Hand, während die bei den Armeekorps verteilte Divisionskavallerie manchen hübschen Erfolg aufzuweisen hatte.

Zahlreiche Angriffe wurden deshalb nach dem Kriege gegen die Kavallerie laut. Die Heeresleitung indessen hielt an dem Gedanken fest, diese Truppe in fridericianischem Sinne in größeren taktischen Verbänden zu verwenden. Der Ausbruch des Krieges 1870 verhinderte die Abhaltung einzelner Kavalleriedivisionsübungen, welche für dieses Jahr angeordnet waren, und brachte der Reiterei nach Abzug der nötigen Divisionskavallerie die Gliederung in selbständige

Divisionen, welche durch die Beigabe von reitender Artillerie die nötige taktische Selbständigkeit erhielten. Nicht an einzelne Korps gefesselt, sondern den Befehlen der verschiedenen Armeekommandos direkt unterstellt, breiteten sich die Kavalleriedivisionen vor der Front der Armee aus, suchten und brachten Nachricht über die Bewegungen des Feindes, verhinderten den Einblick desselben in die Stellungen und Bewegungen des eignen Heeres, bildeten damit, um das geflügelte Wort auch hier zu wiederholen: „Auge, Ohr und Schleier“ für die Armee, waren zugleich im stande, im reichen Lande die eigne Subsistenz ohne Belastung des Kommissariats mit Leichtigkeit selbst zu beschaffen und blieben zur Verwendung in der Schlacht in erreichbarer Nähe des Feldherrn.

Das war eine Verwendung von großen Gesichtspunkten aus, eine Verwendung im Geiste der Waffe, und sie wurde von Führern wie in der Truppe mit Freude begrüßt, mit Ernst und Verständnis erfaßt. Die Erfolge sind bekannt, die Reiterei hat in Bezug auf Nachrichtenwesen vortreffliches geleistet und in einzelnen Schlachtenmomenten auch verstanden, die ganze Gewalt ihres Choks in die Wagschale zu werfen. Dennoch kann der unbefangene Beobachter bei aller Liebe und Begeisterung für seine Waffe nicht verkennen, daß von einer taktischen Verwendung größerer Reitermassen auch bei den glänzendsten Angriffen kaum die Rede war, sondern daß sich letztere durchschnittlich als die vereinzelten Ruhmesthaten tapferer Männer hinstellen. Aus dieser Thatsache ist wieder viel Kapital geschlagen worden, um zu beweisen, daß die Kavallerie in den Kriegen der Zukunft auf dem Schlachtfelde keine Rolle mehr spielen könne.

Gemäß der doppelten kriegerischen Verwendung muß sich das Augenmerk der Friedensarbeit also darauf richten, die allein und weit vorgeschobene Kavallerie unabhängig von der Unterstützung andrer Waffen zu machen. Das geschieht durch intensiven und rationellen Betrieb des Felddienstes in allen seinen Zweigen, durch gründliche Ausbildung im Scheibenschießen und durch die so wichtige und nötige Übung im Fußgefechte. Anderseits muß der Truppe die nötige Ausbildung in der Beweglichkeit größerer Verbände gegeben werden. Dies ist um so wichtiger, als der Erfolg der Reiterei wie bei keiner andern Waffe von dem Erfassen und Ausnutzen des richtigen, rasch vorübereilenden Augenblicks abhängig ist, und die Friktionen innerhalb der Truppe durch die großen Entfernungen, wie die gebotene Schnelligkeit der Befehlserteilung und Ausführung sich steigern. Diesem Zwecke dienen die Übungen der verschiedenen taktischen Körper auf den Exerzierplätzen bis hinauf zu den Manövern der Divisionen.

Die deutsche Kavalleriedivision soll in normaler Formation aus sechs Regimentern bestehen, welche in drei Brigaden zu zwei Regimentern zusammengestellt werden. Das Reglement sagt: reitende Artillerie wird ihr zugeteilt, und stellt damit nur die Thatsache der Beigabe überhaupt fest, ohne sich darüber auszusprechen, wie viel Artillerie notwendig, wie viel wünschenswert sei. Auf dem Gefechtsfelde, wo die Kavalleriedivision in enge Wechselbeziehungen zu den übrigen Schlachtkörpern tritt, erscheint die Zahl der beigegebenen Batterien weniger erheblich. Sie werden ihre Thätigkeit dort mehr oder weniger den allgemeinen Gesichtspunkten dienstbar machen, und anderseits kann der Angriff der Division

bei den weittragenden Geschützen der Neuzeit auch durch andre Batterien vorbereitet werden; für die operative Thätigkeit der Kavalleriedivision bleibt die Zuteilung einer Abteilung von drei Batterien erwünscht. Der Abteilungskommandeur empfängt seine Befehle vom Divisionsgeneral und bei Detaschierung einzelner Brigaden, wie sie oft zur Notwendigkeit wird, ermöglicht sich die Zuteilung einer Batterie, ohne die Artillerie zu sehr zu zersplittern.

Die Thätigkeit der Kavalleriedivision gliedert sich nach fridericianischem Vorbilde aus der Tiefe. Die Brigaden sollen in der Regel waffenweise, als schwere oder leichte, zusammengestellt werden und drei Treffen bilden. Das vordere Treffen, die schwere Brigade, führt in erster Linie den Stoß gegen den Feind. Das zweite Treffen, dreihundert Schritt hinter dem ersten und dasselbe nach der Seite, welche die meiste Aktionsfreiheit gewährt, debordierend, soll den Angriff der schweren Brigade unterstützen, schreitet eventuell zum Flankenangriff, oder nimmt das geschlagene Treffen auf. Der Führer dieses Treffens handelt selbständig nach Lage der Dinge; er muß sich deshalb, um den Gang des Gefechts übersehen zu können, weit vor der Front seiner Truppe aufhalten. Das dritte Treffen endlich, vierhundertundfünfzig Schritt hinter dem ersten und meistens denjenigen Flügel debordierend, welchen das zweite nicht deckt, bildet die Reserve, über welche der Divisionskommandeur für alle Wechselfälle des Gefechts verfügt. Sein Führer soll nur in besondern Fällen, ohne Befehl zu erhalten, in dasselbe eingreifen. Diese Gliederung nach der Tiefe gewährt die Mittel zu einer nachhaltigen und umfassenden Waffenwirkung, während der Führer im stande ist, nur so viel Kräfte zu verausgaben, als nötig, und immer noch eine Reserve in der Hand zu behalten. Sie ist deshalb für die Kavallerie in solcher Ausdehnung zur Regel erhoben, daß nur die niedrigste taktische Einheit, die Eskadron, im allgemeinen noch in ungebrochener Front attackiert, die größeren Verbände aber, Regiment und Brigade, stets wenigstens ein zweites Treffen als Reserve formieren.

Das sind die einfachen Grundzüge, innerhalb deren sich die taktische Gliederung und Verwendung auf dem Schlachtfelde bewegt. Sache der Übung also ist es, die aus diesen Grundsätzen hervorgehenden Formen den Führern wie der Truppe in einer solchen Weise zu eigen zu machen, daß ihre nach den Umständen modifizierte Anwendung im Ernstfalle sich als etwas Natürliches, Selbstverständliches ohne Zögern und Aufenthalt ergibt. Es ist aber nicht so leicht, Prinzipien, welche fast ein Jahrhundert verloren gewesen sind, wieder zum Allgemeingut der ganzen Waffe zu machen. Das tritt klar zu tage bei der Verschiedenheit, mit welcher die einzelnen Generale, denen die Leitung einer Kavalleriedivisionsübung übertragen ist, an ihre Aufgabe herantreten, und der fast überall in größerem oder geringerem Umfange für nötig erachteten Spezialbestimmungen in jedem besondern Falle. General v. Schmidt wäre der Mann dazu gewesen, klare Einheitlichkeit, wie sie durchaus nötig, für die gesamte Reiterei zu erzielen und sein frühes Hinscheiden bleibt für die Waffe doppelt zu beklagen.

Als Vorbedingung für den Zusammentritt der Regimenter zur Übung im Divisionsverbande ist die gründlichste Durchbildung von Mann und Pferd und die taktische Ausbildung der einzelnen Truppenverbände bis zur Brigade hinauf

zu betrachten. Neben lautloser Geschlossenheit, großer Aufmerksamkeit der Führer und Mannschaften und der Leichtigkeit, in ungestörter Ordnung auch ein schwieriges Gelände zu passieren, ist bei den Vorübungen besondrer Wert auf das Reiten nach Signalen und dem Winken mit dem Säbel zu legen, da in Staub und Wind die menschliche Stimme leicht verhallt und nur ein gegenseitiges rasches Verständnis die pünktliche und geordnete Ausführung plötzlicher Evolutionen ermöglicht.

Die Kavalleriedivisionsübungen stellen naturgemäß um so höhere Anforderungen an das Pferdematerial, als bei der Vorwärtsbewegung größerer Truppenkörper schon an und für sich erhebliche Distanzen in rascherer Gangart zurückzulegen, und Hin- und Rückmarsch in die Quartiere an den Übungstagen meistens ziemlich bedeutend sind, weil auf den ausgedehnten Flächen, welche sich für Kavallerieübungen am besten eignen, die Dörfer nur dünn gesäet zu sein pflegen. Dieser Umstand kann aber bei der Anordnung der Übungen im großen, welche der Kavallerie ja überhaupt erst die taktische Verwendbarkeit sichern, hindernd nicht in Betracht kommen, es bleibt vielmehr Sache des einzelnen, des Eskadronschefs, in verdoppelter Aufmerksamkeit durch rationelle Stallpflege und Schonung zu rechter Zeit seine Pferde frisch und leistungsfähig zu erhalten. Nicht diejenige Eskadron hat die beste Pferdepflege, deren Tiere nach beendetem Winterdienste so recht rund und halb gemästet aus der Reitbahn auf den Exerzierplatz gebracht werden, sondern dort herrscht die rationellste Behandlung des vierbeinigen Materials, der schärfsten Waffe des Reiters, wo nach vorausgegangenen großen Strapazen die Tiere wohl schlank, aber nicht aufgezogen und mit festem, glänzenden, gesunden Haar in die Erscheinung treten. Die Schonung des Pferdes darf nie in Verweichlichung ausarten, sondern soll nur dazu dienen, dasselbe zu großen Leistungen vorzubereiten und brauchbar zu erhalten.

Der Marsch aus der Garnison zum Übungsplatze der Division wird von den einzelnen Regimentern zweckmäßig zu Felddienstübungen ausgenutzt, welche mit den kriegerischen Aufgaben einer Kavalleriedivision in Verbindung gebracht sind. Dabei wird das allgemeine Interesse an solchen Übungen gehoben und es entwickeln sich von selbst neue und lehrreiche Aufgaben aus der Situation heraus, wenn der leitende Offizier für dieselben eine durchgehende Generalidee zu Grunde legt und einen zusammenhängenden Vor- oder Rückmarsch in seinen einzelnen Phasen mit den nötigen Sicherheitsmaßregeln, Patrouillenritten, Eisenbahnzerstörungsarbeiten 2c. unter den verschiedensten Beziehungen zum Feinde entwickelt. In den meisten Fällen bleibt das möglich, ohne der Truppe große Umwege in die von oben herunter angewiesenen Nachtquartiere zuzumuten.

Die Übungen der Division selbst zerfallen den verschiedenen Gesichtspunkten nach in zwei scharf von einander getrennte Abteilungen. Die erste bezweckt die Einübung der taktischen Formen und zur Verminderung der Friktion, wie zum gegenseitigen Verständnis die Darstellung einfachster Gefechtsmomente, wobei ein schwacher markierter Feind, welcher hält, oder nach bestimmter Vorschrift des Divisionskommandeurs sich langsam bewegt, als Attackenobjekt für die in gegenseitige Wechselbeziehung tretenden Treffen von großem Nutzen ist und die Übersicht

den einzelnen Unterführern sehr erleichtert. Ist durch dieses Divisionsexerzieren allgemeine Beweglichkeit und ein glattes, überlegtes Ineinandergreifen der Treffen erreicht, so geht der Divisionskommandeur zu Feldmanövern über, indem er dem markierten Feinde unter Berücksichtigung einer Generalidee die Freiheit des taktischen Handelns gestattet und seinerseits mit der Division die ihm durch die Idee gestellten taktischen Aufgaben jenem Feinde gegenüber zu lösen bestrebt ist. Oder die Division wird in zwei Teile zerlegt, welche unter dem Befehle der ältesten Brigadekommandeure gegen einander operieren.

Das Exerzieren in der Division, wie das Manövrieren gegen einen markierten Feind bringen die Truppen auf einen hohen Grad von Beweglichkeit und Manövrierfähigkeit und die Feldmanöver in kleineren Abteilungen erscheinen sehr geeignet, schnell entschlossene und gewandte Reiterführer heranzubilden. Den Abschluß nach oben können die Übungen größerer Kavalleriemassen aber erst erhalten, wenn zwei Divisionen einander auf meilenweite Entfernung gegenübergestellt werden. Beide entscheiden sich zunächst auf Grund der ihnen mitgeteilten strategischen Lage über ihre Haltung überhaupt, wie über die Vormarschrichtung, und wenn sie dabei, wie dies vor mehreren Jahren bei einer derartigen Übung in Österreich der Fall war, überhaupt nicht aufeinander treffen, so erscheint ein solches Resultat für die betreffenden Führer vielleicht nicht ganz angenehm, in Bezug auf die Sache aber nur geeignet zu eingehendster Prüfung, Belehrung und damit zur Förderung der kavalleristischen Zwecke. Kommt es aber zum taktischen Zusammenstoß, so bietet sich für die Unterführer aller Grade wie für die Truppe in den einzelnen Phasen der Entwickelung zum Gefecht und in dem wechselseitigen Eingreifen in die Attacke selbst, von der Meldung der einzelnen Seitenpatrouillen an bis zum Einsetzen des dritten Treffens und den Maßnahmen des Divisionskommandeurs eine solche Zahl kavalleristischer Aufgaben und solche Fülle der Anregung und Belehrung, daß sich eine derartige Übung bei richtiger Leitung zu einem wahren Kriegsbilde gestalten muß. In der preußischen Armee ist im Jahre 1881 zum erstenmale eine solche Übung zweier Kavalleriedivisionen gegen einander abgehalten, im Jahre 1885 war der Befehl zur Wiederholung erteilt.

Die Übungen der Kavalleriedivisionen sind neben den übrigen Vorteilen, welche sie für die taktische Beweglichkeit der Truppe und die Fortbildung der Führer im Gefolge haben, auch ganz besonders geeignet, den Wert des Feuergefechts für die Reiterei einerseits in das rechte Licht zu stellen, anderseits seine Anwendung auf das richtig beschränkte Maß zurückzuführen. Denn wie die rasche Besetzung einer wichtigen Örtlichkeit und die nachhaltigste Verteidigung derselben der Kavallerie eine bekannte Aufgabe sein muß, so darf der Reiteroffizier an der Spitze seiner Truppe nie vergessen, daß die Schnelligkeit des Rosses und die Schärfe des Säbels seine Hauptwaffen bilden. Das Signal zum Absitzen ist leicht gegeben, aber man kann nie im voraus wissen, in welchem Zustande und ob überhaupt die Mannschaft ihre Pferde wieder zu erreichen im stande ist, und der Offizier soll sich zum Fußgefecht nur dann entschließen, wenn der Gefechtszweck, auf dessen Erreichung es natürlich in erster Linie ankommt, nicht im Sattel und mit dem Säbel in der Faust erreicht werden kann.

Es ist hier nicht der Ort, eine Lanze für die kriegerische Brauchbarkeit der deutschen Reiterei zu brechen. Das ist auch gar nicht nötig. Unsre Kavallerie wird auch ohne Hilfe von außen in ihren lebenskräftigen Bestrebungen fortfahren, um überall und zu jeder Zeit den Platz einzunehmen, der ihr gebührt.

Wenn aber die Erfolge der deutschen Reiterei im letzten französischen Kriege, trotz der glänzenden Einzelthaten, im ganzen den fridericianischen Vorbildern nicht entsprachen, und namentlich die Truppe selbst in keiner Weise befriedigten, so lag das nicht in der Unmöglichkeit gegen das überlegene Feuer des Hinterladers überhaupt zu reüssieren, sondern in dem Mangel jeder Ausbildung der Waffe in dieser Richtung. Führer und Truppe kannten keine Gliederung in größeren Verbänden, keine Verwendung aus der Tiefe mehrerer Treffen, und selbst den Aufgaben des Vorpostendienstes im großen außer Verbindung mit der Hauptarmee stand die Reiterei zu Anfang des Krieges nicht genügend vorbereitet und ausgebildet gegenüber. Daß auf diesem Gebiete Genügendes, in manchen Fällen Hervorragendes geleistet worden ist, war der Findigkeit der Offiziere, dem Ernst, mit dem die Sache erfaßt wurde, und — dem Feinde zu verdanken, welcher uns in dieser Beziehung nur geringe oder gar keine Hindernisse in den Weg legte.

Es ist eine eigentümliche, interessante Thatsache und erscheint als ein charakteristisches Merkzeichen des gesunden und hochstrebenden Sinnes innerhalb der deutschen Armeen, daß nach den großartigen und gänzlich unvorhergesehenen kriegerischen Erfolgen das Heer nicht in eitler Selbstgefälligkeit die Hände in den Schoß legte. Eine massenhafte Litteratur besprach wohl mit gerechtem Stolze die Großthaten, deckte aber rücksichtslos manche Schäden und Mängel der eignen Organisation, Ausrüstung und Ausbildung auf, und die Heeresleitung begann auf vielen Gebieten eine durchgreifende reformatorische Thätigkeit.

Vor allem wurden der Ausbildung der Reiterei weitere Ziele gesteckt. Eine Zahl hervorragender Generale wurde berufen, hier bahnbrechende Vorschläge zu machen und die Seele aller dieser Bestrebungen war der leider zu früh verstorbene General v. Schmidt, welcher an der Spitze seines Husarenregiments dem Feinde entgegen gezogen war, dann aber den größten Teil des Feldzuges mit Auszeichnung die Kavalleriedivision geführt hatte, und seiner ganzen Persönlichkeit und Geistesrichtung nach so recht geeignet schien, alte fridericianische Erinnerungen in der Kavallerie wieder wach zu rufen und neu zu beleben.

Ein andres Exerzierreglement wurde allerhöchsten Orts befohlen; neue Verordnungen auf fast allen Gebieten der reiterlichen Friedensthätigkeit gaben frische Anregung und durch die Einführung regelmäßiger Kavalleriedivisionsübungen wurde gleichsam der Abschluß der kavalleristischen Ausbildung der Truppe erzielt.

Abgesehen von den Zwecken der Divisionskavallerie, welche regimenterweise den Infanteriedivisionen zugeteilt wird und bestimmt ist, dort den Vorposten- und Ordonnanzdienst zu versehen, regelt sich die Thätigkeit der Reiterei im Felde nach zwei Richtungen. In selbständige Divisionen formiert, unterstützt durch beigegebene reitende Artillerie, soll sie an den Tagen der entscheidenden Schlachten bereit sein, in gegliederter taktischer Form einzugreifen in den Gang der Ereignisse, den abgeschlagenen Angriff unsrer Infanterie zu entlasten, die Vernichtung des Feindes

im glücklichen Falle durch Verfolgung bis zum letzten Atemzuge von Mann und Pferd zu vollenden. In der Zeit der vorbereitenden Operationen eilt sie dem großen Heerhaufen voraus, deckt ihn vor Beunruhigung und Einsicht, erkundet die Maßnahmen des Feindes und besetzt einzelne wichtige vorgeschobene Punkte.

Wir Deutschen wollen gewiß den Frieden, aber wir rüsten uns auf allen Gebieten des militärischen Wissens und Könnens in ernster Friedensarbeit, um einer kriegerischen Eventualität fest ins Auge sehen und ihr mit Ehren begegnen zu können. In solch unablässiger Arbeit sieht auch die deutsche Reiterei das beste Mittel, der ihrer harrenden Aufgaben selbst unter den schwierigsten Verhältnissen gerecht zu werden und den würdigen Ehrenplatz auf blutigem Schlachtfelde nach alter hochgehaltener Tradition ausfüllen zu können, wenn der allerhöchste Kriegsherr sein Heer unter die Fahnen ruft. Dazu sollen ihr die jährlich befohlenen Übungen im Divisionsverbande behilflich sein.

Wenn man aus der Verwendung der Reiterei im letzten Feldzuge, und aus der regelmäßigen Wiederkehr der betreffenden Friedensübungen einen Schluß ziehen darf, so wird der größte Teil der deutschen Kavallerie bei Ausbruch eines neuen Krieges voraussichtlich abermals zu selbständigen Kavalleriedivisionen gegliedert werden. Dagegen hat die deutsche Heeresleitung im allgemeinen davon abgesehen, schon im Frieden Reiterdivisionen als besondere taktische Körper zu formieren. Zur Zeit bestehen vielmehr nur vier solcher Divisionen und zwar beim preußischen Gardekorps, beim ersten Korps, beim zwölften königlich sächsischen und beim fünfzehnten Armeekorps.



Vedette.



Die andern Armeen.

Die sächsische Armee.

Die Organisation der königlich sächsischen Truppen ist im Laufe dieses Jahrhunderts mannigfachen Veränderungen unterworfen gewesen. Nach dem am 18. Mai 1815 zu Wien zwischen Sachsen und Preußen geschlossenen Frieden fand die Neuformation der sächsischen Truppenkörper im Osnabrückschen statt. Die Armee bestand vor der Hand aus 13026 Mann Infanterie, 1639 Reitern und sechs Batterien. Diese Truppenzahl gliederte sich in ein Grenadierbataillon, drei Infanterieregimenter, zwei Schützenbataillone, ein Jäger- und ein Reservelandwehrbataillon, drei Schwadronen Kürassiere, zwei Ulanen- und vier Husareneskadrons, vier Fußbatterien, zwei reitende Batterien, ein Sappeur- und Pontonierdetaschement, und wurde auf zwei Infanteriebrigaden und eine Kavalleriebrigade verteilt.

Endgültig wurde die sächsische Armee 1821 folgendermaßen formiert und eingeteilt. Ein Gardereiterregiment wurde mit deutschen Pferden beritten gemacht,

während die beiden leichten Regimenter sich die Remonten aus Polen holten. Jedes dieser drei Regimenter bestand aus vier Schwadronen, die wieder in zwei, je achtundfünfzig Pferde im Frieden zählende Kompanien zerfielen. Auf dem rechten Flügel der Infanterie stand die zwei Kompanien umfassende Gardedivision, welcher vorzugsweise die Bewachung des königlichen Schlosses anvertraut war. Sie wurde 1841 aufgelöst. Dann folgten vier Musketierregimenter und ein Schützenregiment, welches später die Bezeichnung als Halbbrigade erhielt. Das Regiment zählte drei Bataillone, das Bataillon vier Kompanien. Zehn Batterien zu sechs Geschützen waren zum Artillerieregiment zu Fuß vereinigt und zwei reitende Batterien bildeten die Brigade reitender Artillerie. Das Trainkorps von hundertneunundachtzig Pferden war der Fußartillerie zugeteilt; das Ingenieurkorps umfaßte hundertneunundachtzig Pontoniers, Sappeurs und Mineure.

Im Laufe der Zeit hatten manche weitere Veränderungen stattgefunden, so daß die sächsische Armee, als erste Division des neunten Armeekorps des deutschen Bundesheeres, im Jahre 1848 unter einem besondern Generalkommando einen Friedensstand von 13474 Mann umfaßte. Die Infanterie war in zwei Linienbrigaden geteilt, jede in der Stärke von zwei Regimentern. Diese, 1896 Mann stark, zerfielen wieder in drei Bataillone zu vier Kompanien. Jedes der drei Bataillone der Halbbrigade Schützen zählte 734 Mann in seinen Reihen. Für die Reiterei war seit 1841 die Kompanieeinteilung fortgefallen. Die drei Regimenter zählten jetzt jedes sechs Schwadronen in der Stärke von je dreiundachtzig Pferden. Das Fußartillerieregiment enthielt nach wie vor zehn Batterien, zerfiel aber in drei Brigaden. Neben der reitenden Brigade bestand jetzt eine Brigade Artillerietrain; an Stelle des Ingenieurkorps war eine Pionier- und eine Pontonierkompanie getreten.

Im folgenden Jahre 1849 bahnte der inzwischen verstorbene Kriegsminister General von Rabenhorst eine völlige Reorganisation an, mit welcher die Sachsen 1866 in das Feld rückten. Die Armee bestand am 16. Mai 1866 aus vier Infanterie- und einer Jägerbrigade zu je vier Bataillonen, zwei Kavalleriebrigaden zu zwei leichten Regimentern mit je fünf Schwadronen, einem Regiment Fußartillerie zu zehn, einer Brigade reitender Artillerie zu zwei Batterien, einer Pionier- und einer Pontonierabteilung zu je zwei Kompanien und einer Brigade Kommissariatstrain. Die Stärke des Armeekorps, welches am 16. Juni 1866 unter dem Kommando des damaligen Kronprinzen Albert den Marsch nach Böhmen antrat, betrug 540 Offiziere, 25725 Mann, 7560 Pferde und 58 Geschütze.

Der ehrenvolle Anteil, den die Sachsen an den Kämpfen dieses Jahres genommen haben, ist bekannt. Nach der Rückkehr in die Heimat traten die Truppen in den Verband des norddeutschen und später in den des deutschen Heeres.

Unter den Auspizien des Feldherrn aus königlichem Blute, welcher die Landessöhne 1866 und später gegen den deutschen Erbfeind zu herrlichen Siegen geführt hatte, vollzog sich eine Umwälzung der bestehenden militärischen Verhältnisse, die dem preußischen Vorbilde angepaßt wurden, von Grund aus. Seinem Fürsten zur Seite stand bei der nicht leichten Aufgabe der Kriegsminister, der für seine

Verdienste um das Heer in Krieg und Frieden vor kurzer Zeit, gelegentlich seines fünfzigjährigen Dienstjubiläums in den Grafenstand erhobene General der Kavallerie v. Fabrice.

Die heutige königlich sächsische Armee, welche das zwölfte Armeekorps des deutschen Heeres bildet, hat eine Friedensstärke von 1137 Offizieren und 27606 Mann. Davon entfallen auf die Infanterie 730 Offiziere und 19695 Mann, auf die Kavallerie 151 Offiziere, 4183 Mann, die Artillerie 148 Offiziere, 3000 Mann, die Pioniere 18 Offiziere, 498 Mann, den Train 10 Offiziere, 226 Mann, auf besondre Formationen 10 Offiziere, 4 Mann. Außerdem gehören dem Armeekorps noch 70 nicht regimentierte Offiziere an.

Chef der Armee ist Seine Majestät der König von Sachsen, der sich mit einer Anzahl von Offizieren als Generaladjutanten und Flügeladjutanten zum persönlichen Dienste umgeben hat.

In dem Kriegsministerium zu Dresden laufen alle Verwaltungsangelegenheiten des Heeres zusammen. Die ältesten Ministerialräte sind zugleich die Vorstände der verschiedenen Abteilungen für die Justiz, für die juristischen Verwaltungsangelegenheiten, für Kommando-, für technische Angelegenheiten und für die vielfach verzweigten Geschäfte der Intendantur. Ein Offizier des Kriegsministeriums ist als Militärbevollmächtigter nach Berlin kommandiert. Dem Kriegsministerium sind unmittelbar die technischen Institute der Artillerie, die Werkstätten und Depots in Dresden mit der Pulverfabrik in Gnaschwitz untergeordnet.

Der Generalstab zerfällt in eine taktische und eine Ingenieurabteilung. Die Offiziere der ersteren versehen den Dienst des Generalstabes bei dem Armeekorps und den Divisionen; der zweiten gehören der Geniedirektor und der Direktor des topographischen Büreaus, der Direktor des Militärbauwesens und die Ingenieuroffiziere überhaupt an, die nicht bei der Truppe eingeteilt sind.

Das Oberkriegsgericht bildet den obersten militärischen Gerichtshof. Die betreffenden Urteile werden in den Festungsgefängnissen zu Dresden und auf der Festung Königstein vollstreckt; auf dem Königstein befindet sich auch eine Arbeiterabteilung. Die Sanitätsdirektion in Dresden regelt die auf das Sanitäts- und Veterinärwesen Bezug habenden Angelegenheiten.

Den unmittelbaren Befehl über die Truppen führt das Generalkommando, dessen untergeordnete Kommandobehörden in zwei Infanteriedivisionen, der Kavalleriedivision und der Artilleriebrigade bestehen.

Die Infanterie besteht aus elf Regimentern Infanterie und zwei Jägerbataillonen. Der König ist Chef des ersten Regiments, welches demgemäß die Bezeichnung führt: 1. (Leib-)Grenadierregiment Nr. 100, während das folgende Regiment nach seinem hohen Chef 2. Grenadierregiment Nr. 101 „Kaiser Wilhelm, König von Preußen" heißt. Beide Regimenter führen auch den Namenszug ihrer betreffenden Chefs in den Achselklappen. Sie leiten ihre Abstammung her von einem jener musterhaften Feldregimenter, welche der kriegerische Kurfürst Johann Georg III 1683 zum Entsatze von Wien führte, und von denen König Johann Sobieski sagte: „schön, vollzählig, gut gekleidet und diszipliniert." Die Stämme der übrigen jetzigen sächsischen Regimenter sind sämtlich erst später errichtet worden.

Diese letzteren werden der Reihe nach bezeichnet als 3. Infanterieregiment Nr. 102 und so weiter bis zum 8. Infanterieregiment Nr. 107. Das folgende Regiment heißt Schützen(Füsilier)regiment „Prinz Georg" Nr. 108. Die beiden übrigen Regimenter werden dann wieder numeriert: 9. Infanterieregiment Nr. 133 und 10. Infanterieregiment Nr. 134, die Jägerbataillone 1. Jägerbataillon Nr. 12 und 2. Jägerbataillon Nr. 13. Die Regimenter Nr. 104, 106 und 107 haben Chefs in den Personen des Prinzen Friedrich August von Sachsen, des Prinzen Georg, Bruder des Königs, und des Prinzen Johann Georg von Sachsen. Die beiden erstgenannten führen die Namenszüge ihrer Chefs in den Achselklappen.

Die sächsische Infanterie wird nach dem Muster der preußischen zu zwei oder drei Regimentern in Brigaden vereinigt, deren es im ganzen vier gibt. Die Jägerbataillone sind im Widerspruch mit den betreffenden in Preußen gültigen Bestimmungen vollständig unter die Befehle der Brigaden gestellt. Das 6. Infanterieregiment Nr. 105 ist seit 1871 dem fünfzehnten Armeekorps zugeteilt und macht einen Teil der Besatzung von Straßburg aus.

In Straßburg halten treu wir Wacht,
Seit im Franzosenland
Wir kühn geschlagen manche Schlacht,
Wie männiglich bekannt.
Daß Lothringen und Elsaß auch
Lern' deutsche Sitte, deutschen Brauch,
Der Franzmann nimmer wiederkehr',
Drum blieb dahier vom deutschen Heer
Manch' Regiment, manch' Bataillon:
Die Wacht am Rhein, man kennt sie schon.

Die Bekleidung der sächsischen Infanterie hat oft gewechselt. Bis 1832 war die Grundfarbe der Uniform weiß, dann dunkelgrün, seit Beginn der sechziger Jahre hellblau. Im allgemeinen ist jetzt die dunkelblaue Farbe der preußischen Infanterie, der rote Kragen und auch der Schnitt des preußischen Waffenrocks angenommen. Nur geringe Verschiedenheiten sind geblieben, deren hauptsächlichste in der sogenannten „Souveränitätsbiese", der Einfassung der Rockschöße ringsum mit einem roten Passepoile, besteht. Die beiden Grenadierregimenter führen weiße Gardelitzen und alle Regimenter blaue, rotgeränderte Achselklappen, auf denen entweder der Namenszug oder die Armeenummer (z. B. 102) angebracht ist. Statt des Adlers bildet ein Stern den Helmschmuck. Eine Ausnahme macht das Schützenregiment. Die kleinen, fixen Füsiliere, von den „hellen" Sachsen die hellsten, haben, wie Busch erzählt, im Feldzuge 1870 wiederholt die Aufmerksamkeit des Fürsten Bismarck auf sich gezogen, und in der That bildet der dunkelgrüne Waffenrock und das keck auf das Ohr gestülpte Käppi mit seinem Roßhaarstutz eine besonders kleidsame militärische Tracht. Dem Schützenregiment ähnlich sind die beiden Jägerbataillone bekleidet. Der Unterschied der Uniform besteht hauptsächlich in der verschiedenen Farbe der Knöpfe, die bei den Schützen gelb, bei den Jägern weiß sind.

Die Stärke der Abteilungen, die Bewaffnung, Ausrüstung und Ausbildung der Mannschaften entspricht im übrigen den Verhältnissen in der preußischen Armee.

Das Kadettenkorps in Dresden mit seinen beiden Kompanien steht in engster Wechselbeziehung zu den preußischen Militärbildungsanstalten, deren Examinationskommission auch die Prüfungen der sächsischen Kadetten abzuhalten berufen ist. Eine besondre Unteroffizierschule in Marienberg soll den Bedarf an tüchtigen Lehrmeistern bei der Truppe decken helfen. Die verhältnismäßig größte Ziffer von den dort ausgebildeten jungen Leuten wird seit Jahren an den im Reichslande stehenden Truppenteil abgegeben, weil dort der Mangel an Unteroffizieren sich am fühlbarsten macht und geeigneter Ersatz am schwierigsten zu beschaffen ist.

Die sächsische Reiterei, welche zu einer eignen Kavalleriedivision zusammengezogen ist, besteht aus zwei Brigaden zu je drei Regimentern. Dies sind das Gardereiterregiment (1. schweres Regiment), das Karabinierregiment (2. schweres Regiment), das 1. Husarenregiment Nr. 18, das 2. Husarenregiment Kronprinz Friedrich Wilhelm des Deutschen Reichs und von Preußen Nr. 19, dann 1. und 2. Ulanenregiment Nr. 17 und 18.

Wie die beiden Grenadierregimenter blickt auch das Gardereiterregiment auf eine lange und ruhmreiche Vergangenheit zurück. Ihre Sporen verdiente die 1680 gebildete damalige Leibgarde zu Pferde, von der im Verein mit den übrigen sächsischen Truppen die ehrenvolle Sage ging, daß sie die ersten im Kampfe, die letzten beim Plündern seien, sich vor Wien. Nach der Einnahme des verschanzten Döblig und der Vertreibung der Türken aus Währing, brachen die sächsischen Reiter unter persönlicher Führung ihres Kurfürsten Johann Georg III, am denkwürdigen 12. September 1683 in das feindliche Lager ein und trieben die Moslems in wilder Flucht vor sich her gegen den Wiener Berg zu. Bei dieser Gelegenheit erbeutete das Regiment jenes kostbare, im historischen Museum aufbewahrte Zelt des türkischen Großwesirs Kara Mustapha, dessen Wert auf eine halbe Million Gulden geschätzt wurde. Das Zelt hat eine erneute Bedeutung für die sächsische Armee, ja für das ganze deutsche Heer gewonnen, denn in demselben hat im Herbst 1882 gelegentlich des Kaisermanövers des neu geeinten Reiches Kaiser Wilhelm in Gemeinschaft mit seinem treuen Bundesgenossen, dem Könige von Sachsen, das festliche Mahl eingenommen, welches von seiten der Offiziere des Grenadierregiments Nr. 101 dem kaiserlichen Chef angeboten war. Von jener glänzenden Waffenthat stammen noch mehrere Beutestücke her. So sechs Geschütze, die von den sächsischen „Graf Reuß“-Dragonern genommen wurden, so die silbernen Kesselpauken, die König Johann aus Anlaß seiner goldenen Hochzeit 1872 dem Gardereiterregiment verliehen hat, so der Marschallstab, den der König von Polen vor Wien geführt und demnächst dem Kurfürsten Johann Georg III geschenkt hat, und der dann nach fast zwei Jahrhunderten von einem Sachsenfürsten wieder getragen wurde, der an der Spitze seiner siegreichen Truppen in die Landeshauptstadt einzog bei der Rückkehr von einem Kriege, aus dessen Schlachtengewühl das lang ersehnte einige Deutschland entstand.

Die Uniform der sächsischen Reiterei, deren Grundfarbe bis 1866 hellblau gewesen und auch geblieben ist, weicht von der der preußischen Kavallerie wesentlich ab. Die beiden schweren Regimenter tragen hellblaue Waffenröcke mit Metallepauletten auf den Schultern und hellblaue Hosen in Reiterstiefeln. Kragen und Aufschläge sind bei den Gardereitern weiß, bei den Karabiniers schwarz. Die Röcke werden nicht geknöpft, sondern zugehakt und sind vorn mit Borte besetzt. Den Helm von gelbem Metall schmückt zur Parade ein weißer Roßschweif. Hellblau sind Attilas und Beinkleider der Husarenregimenter, von denen das 18. gelbe, das 19. weiße Verschnürung hat; hellblau mit roten Rabatten sind auch die Ulankas und hellblau die Beinkleider der Ulanen. Die 17. Ulanen tragen weiße, die 18. gelbe Litzen am Kragen. Im übrigen sind Schnitt der Uniformen, wie Art und Form der übrigen Bekleidungsgegenstände, denjenigen der preußischen Husaren und Ulanen gleich.

Die sächsische Kavallerie, welche ihre Remonten durch Ankauf von Händlern bezieht, entsendet Offiziere und Mannschaften zur bessern Reitausbildung in das Militärreitinstitut nach Hannover, besitzt aber außerdem in Dresden eine eigne Militärreitanstalt, welche unter den Befehlen eines Stabsoffiziers steht, und zu der jede der dreißig Eskadrons zum 1. April und 1. Oktober einen Mann und jedes Kavallerieregiment einen Unteroffizier kommandiert. Der Kursus, welcher ein Jahr währt, besteht also aus sechs Unteroffizieren und dreißig Reitern, und im ganzen sind hier stets von der Kavallerie vereinigt zwölf Unteroffiziere und sechzig Mann. Die Reitanstalt bildet aber auch Artillerieunteroffiziere aus und verkauft gerittene Pferde den Stabsoffizieren und Adjutanten der Infanterie zum Selbstkostenpreis.

Artillerie und Pioniere haben die dunkelgrüne Uniform mit rotem Kragen beibehalten, der Schnitt des Waffenrocks ist preußisch, ebenso der Kugelhelm der Artillerie. Die Pioniere sind mit einem Spitzenhelm ausgerüstet, der weiß beschlagen ist, wie auch die Uniformknöpfe weiß sind, während Helmbeschlag und Knöpfe der Artillerie gelb sind. Das 1. Feldartillerieregiment Nr. 12 umfaßt in drei Abteilungen zwölf Batterien, darunter zwei reitende; das 2. Feldartillerieregiment Nr. 28, zur Verteilung an die Divisionen bestimmt, zählt in zwei Abteilungen acht Batterien; das in den Bereich des fünfzehnten Armeekorps nach Metz abkommandierte Fußartillerieregiment Nr. 12 zerfällt in zwei Bataillone zu je zwei Kompanien. Feldartillerie und Fußartillerie sind zur Artilleriebrigade vereinigt, der auch das Pionierbataillon Nr. 12 mit seinen vier Kompanien und das Trainbataillon mit zwei Kompanien unterstellt ist. Die Uniform des letzteren besteht aus hellblauem Waffenrock mit gelben Knöpfen, hellblauen, rotgeränderten Achselklappen und schwarzem Kragen und Aufschlägen, welche gleichfalls mit rotem Strich eingefaßt sind. Das Käppi hat nur einen Vorderschirm.

Eine Eigentümlichkeit der sächsischen Armee besteht darin, daß nur die Linieninfanterie und die Landwehrbataillone Fahnen haben; weder das Schützenregiment noch die Jäger, noch auch Kavallerie und die andern Truppen führen Feldzeichen. Die älteste Fahne ist diejenige des ersten Bataillons vom 1. Grenadierregiment Nr. 100. Sie ist im Jahre 1815 dem damaligen Leibgrenadierregiment verliehen,

1821 bei der Errichtung der Infanteriegardedivision an diese abgegeben, und nach der Auflösung dieses Truppenteils mit den Standarten der drei Reiterregimenter 1849 dem Hauptzeughaus übergeben worden, bis 1867 das grüne Fahnentuch dem auf dem rechten Flügel des Korps stehenden Bataillon als Palladium überwiesen wurde. An der Spitze führt diese Fahne jetzt mit den sämtlichen vierundzwanzig Bataillonsfahnen der sächsischen Infanterieregimenter Nr. 100—107 das eiserne Kreuz, zum Zeichen, daß diese Fahnen im französischen Feldzuge im Feuer gewesen sind. Neben dem grünweißen Fahnenband, welches am 20. September 1818 zum fünfzigjährigen Regierungsjubiläum Friedrich August I geschenkt ist, schmückt diese Fahne ein weiteres sächsisches Band, das für die Fahnen der ersten Bataillone der beiden Grenadierregimenter 1870 zur Feier des zweihundertjährigen Bestehens dieser Regimenter gestiftet ist. Sind die sächsischen Fahnen auch noch nicht alt, so haben sie doch schon während blutiger Kämpfe im Winde geflattert, und daß die Sachsen, wie ihre übrigen deutschen Stammesbrüder, um ihre Feldzeichen in Not und Gefahr sich scharen, und den Tod nicht scheuen, um das Panier hoch zu halten, das beweisen die goldenen Ringe, welche seit 1873 um fünf verschiedene Fahnenstöcke gelegt worden sind. Diese Ringe sind dem Andenken der Gefallenen gewidmet, welche bei der Führung der Fahnen ihr Leben gelassen haben. Als ein besonders hervorragendes Zeichen sächsischer Tapferkeit kann der Fahnenring an der Fahne des ersten Bataillons vom 8. Infanterieregiment Nr. 107 gelten. Seine Inschrift lautet:

„Beim Sturm auf St. Privat la Montagne am 18. August 1870 fielen mit dieser Fahne in der Hand:

Fahnenträger Thümmel, schwer verwundet,
Feldwebel Schumann †,
Sekondeleutnant Hahn, schwer verwundet,
Hauptmann Wichmann †,
Adjutant v. Götz †,
Soldat Manig, schwer verwundet,
Gefreiter Hofmann, trug sie bis in das Dorf;
† 25. Oktober 1870.

Ihr Andenken sei uns heilig!"

„In der Schlacht bei Sedan am 1. September 1870 wurde mit dieser Fahne schwer verwundet:

Unteroffizier Thörner der vierten Kompanie."

Auf dem Schießplatze bei Zeithayn.



Kursächsische Armee im Lager bei Zeithayn im Jahre 1730.

In der Nähe von Riesa am rechten Elbufer liegt das Dörfchen Zeithayn. Man befindet sich dort auf militärisch klassischem Boden, denn hier wurde 1730 jenes weltbekannte glänzende Lustlager abgehalten, welches König August der Starke dem preußischen Soldatenkönige zu Ehren veranstaltete.

Zur Herstellung eines völlig ebenen Gefechtsfeldes hatten damals fünfhundert Bauern und zweihundertundfünfzig Bergleute wochenlang auf einem fast drei Quadratmeilen umfassenden Raume bedeutende Planierungsarbeiten ausgeführt und einen Teil des Fichtenwaldes der Gohrischheide ausgerodet. Vier noch erhaltene Steinobelisken dienten als Richtungspunkte für das am 23. Juni ausgeführte Hauptmanöver, an welchem die ganze sächsische, nach dem nordischen Kriege völlig neu organisierte Armee teilnahm. Dreißigtausend Mann waren an diesem Tage zur Parade versammelt, unter ihnen das türkisch gekleidete Janitscharenkorps mit seinen zwanzig Mohren, die Garde du Korps, die Fußgarde, vier Regimenter Kürassiere, eine gleiche Zahl Dragonerregimenter, die Grandmusketiers, zehn Fußregimenter, die adligen Gardekadetts, die Schweizergarde, die Fußtrabantengarde u. s. w. Vier Brücken vermittelten den Verkehr zwischen beiden Elbufern, von denen eine in die Luft gesprengt wurde, um auf möglichst kriegsgemäße Art die Reiterei im Gefecht abzuschneiden, und eine Reihe prächtiger militärischer und sonstiger Festlichkeiten diente zur Unterhaltung der zahlreich erschienenen Fürstlichkeiten und vornehmen Herren. So lebt namentlich im Volksmunde noch die Erzählung fort, wie eines Tages hundertundachtzig Ochsen zur Speisung der Truppen geschlachtet wurden und wie dann nach dem festlichen Mahle die Soldaten ihre hölzernen Teller auf ein gegebenes Zeichen sämtlich in den Fluß warfen; ebenso die Sage von dem Riesenkuchen, welchen acht Pferde zur königlichen Tafel brachten, und der dann durch einen Zimmermann zerteilt und Soldaten und Zuschauern preisgegeben wurde.

Jetzt ist auf der dortigen Ebene ein Barackenlager erbaut, welches während des Sommers abwechselnd von Artillerie und Kavallerie zur Abhaltung ihrer Übungen bezogen wird. Im dichtbevölkerten, hoch kultivierten Königreich Sachsen finden aber auch die Infanterieregimenter in der Nähe ihrer Garnison selten Gelegenheit größere Schießübungen vorzunehmen und benutzen deshalb zu diesem Zwecke gleichfalls den weitgestreckten Schießplatz bei Zeithayn.

Für das gefechtsmäßige Abteilungsschießen eines deutschen Infanterieregiments designiert jede der zwölf Kompanien fünfundvierzig ihrer besten Schützen, je fünfzehn der drei Schießklassen. Aus diesen fünfhundertvierzig Leuten werden drei Kompanien in der Kriegsstärke von hundertachtzig Mann gebildet und durch zugeteilte Offiziere und Unteroffiziere zu einem geschlossenen Truppenteil vereinigt, über welchen ein Stabsoffizier des Regiments den Befehl führt.

Morgens mit dem frühesten dampft der Extrazug, welcher diese völlig kriegsmäßig ausgerüstete Truppe aufnimmt, von Leipzig, Chemnitz oder Dresden, dem Garnisonsorte des Regiments aus bis zur Station Röderau, nachdem schon tags zuvor ein Kommando nach Zeithayn abgegangen ist, um die Scheiben aufzustellen und alles zur Aufnahme des Bataillons in das Barackenlager Nötige vorzubereiten.

Sämtliche dienstfreie Offiziere des Regiments mit dem Kommandeur an ihrer Spitze sind zur Stelle und nicht selten erscheinen auch die vorgesetzten Generale, um der wichtigen und lehrreichen Schießübung beizuwohnen.

Während die Mannschaften nach dem Debarkieren die Gewehre zu kurzer Ruhe in Pyramiden zusammensetzen, erhält der das Kommando führende Offizier vom Regimentskommandeur den gefechtsmäßigen Auftrag: „mit seinen drei Kompanien gegen Gorisch vorzugehen und feindliche Abteilungen zurückzuwerfen, welche ihm etwa entgegentreten.“

Major von Arstein entwirft seine Disposition, teilt sie in kurzen Worten den Offizieren mit und: „An die Gewehre“ übertönt seine helle Kommandostimme das Geräusch der schwatzenden und lachenden Mannschaften.

Die erste Kompanie übernimmt die „Vorhut“, entsendet „Spitze“ und „Seitenpatrouillen“ und setzt sich in Marsch. Im Abstande von einigen hundert Schritten folgt das „Gros.“ Lautlos hat die Truppe in dieser Marschordnung während eines unangenehmen Strichregens, der die Finger „verklamt“ und die Schießresultate zu beeinträchtigen droht, mehr als einen Kilometer Weges zurückgelegt, ohne das geringste Anzeichen von der Anwesenheit eines Feindes zu gewahren. Wie aus dem Boden gewachsen erscheint da plötzlich eine Kavalleriepatrouille. Die beiden Leute der Spitze begrüßen sie kaltblütig mit einzelnen sicheren Schüssen und die feindlichen Reiter verschwinden, wie sie erschienen waren.

Um den chronologischen Verlauf eines Gefechts auch mittels Scheiben so naturgetreu wie möglich zur Anschauung zu bringen, sind besondre und teilweis recht komplizierte Vorrichtungen nötig. Der Regimentskommandeur, welcher bei der Bedeutung der Sache die ganze Übung leitet, hat auch die einzelnen Gefechtsmomente vorher genau festgestellt, in deren Geheimnisse indes nur wenige Ver-

34*

trauenspersonen eingeweiht sind, und von denen vor allen Dingen weder die Offiziere noch die Mannschaften des in Thätigkeit tretenden Bataillons das Geringste erfahren. Zu Pferde oder zu Fuß befindet sich der Oberst des Regiments fortwährend an der Tete der übenden Truppe, gefolgt von mehreren Ordonnanzen mit großen Nummertafeln. Auf seine Anordnung wird die mit I bezeichnete Tafel an hoher Stange weit sichtbar empor gehalten. Der in sicherer Deckung hinter den Scheiben befindliche Unteroffizier gewahrt den Befehl mittels eines Doppelspiegels und läßt nach der in seinen Händen befindlichen Vorschrift die nötigen Scheiben an denjenigen Plätzen erscheinen, wie das Moment I erfordert. Die verschiedenen Scheiben selbst liegen auf dem Boden, oder sind aufrecht stehend derartig zusammengeklappt, daß dem anrückenden Feinde nur die scharfe, aus der Entfernung kaum wahrnehmbare Kante entgegensteht. Von den verborgenen Scheibenweisern werden die Scheiben durch angebrachte Drahtseile aufgerichtet, beziehungsweise auseinandergeklappt, oder auf das gegebene Zeichen wieder unsichtbar gemacht.

So erscheint zunächst eine Batterie und eröffnet durch Kanonenschläge das Feuer. Die Kompanie der Avantgarde marschiert rechts und links auf; siebenhundert, achthundert, neunhundert Meter lauten die Avertissements für die einzelnen Züge und fünf wohlgezielte „runde" Salven zwingen die Artillerie zum Abfahren. Da tauchen auf große Entfernung ausgedehnte Schützenlinien auf, in der vielfachen Verschiedenheit der Umrisse, wie sie im wirklichen Gefecht erscheinen würden, dargestellt durch eine große Zahl neben- und durcheinander aufgestellter einfacher Brettscheiben, liegender Züge, Kopf-, Brust-, Rumpf- und Kniescheiben. Die Kompanien des Gros rücken in die Gefechtslinie. Ein lebhaftes Schützenfeuer beginnt; „sprungweise" gehen die Tirailleurschwärme in der Front vor, während die Kompanie der Vorhut eine umfassende Bewegung gegen die linke Flanke der feindlichen Aufstellung unternimmt.

Es ist ein herzerfrischender Anblick, die kräftig geschmeidigen Gestalten der jungen Soldaten in all den ungezwungen malerischen Stellungen sich von dem heidlich gefärbten Boden abheben zu sehen, wie das die Notwendigkeit, Deckung vor dem feindlichen Feuer zu gewinnen und eine möglichst bequeme Lage zum sichern Anschlag mit sich bringt. Zuerst hat sich wirklich der Truppe ein gewisses Gefechtsfieber bemächtigt, denn noch niemals sind die taktischen Bewegungsformen des Exerzierplatzes mit Gewehren zur Ausführung gekommen, welche das todbringende Geschoß in sich bergen. Allmählich aber dämpft sich die unruhig wilde Hast zur pünktlich eifrigen Pflichterfüllung herab, und die spähenden Gläser der nicht in der Front stehenden Offiziere scheinen ein gutes Schießresultat schon jetzt auf den Scheiben erkennen zu lassen.

„Kavallerie kommt von rechts", gellt es durch die Luft, als plötzlich eine größere Zahl von Kavalleriescheiben in jener Richtung erscheint. Deutsche Infanterie hat auf blutigen Schlachtfeldern den Beweis geführt, daß sie keine schützenden Karreeformationen bedarf, sondern sich auf ihr Feuer verlassen kann, um der feindlichen Reiterei siegreich zu begegnen. Das Bataillon behält also auch heute seine Formation bei und zwei Kompanien schlagen in sicherer Haltung

die Gewehre rechts an, um den Angriff bis auf beste Schußweite herankommen zu lassen.

Wenn aber die Truppe ohne Wanken den daherbrausenden Feind erwartet und durch präzises, rasches Feuer dann zurückschlägt, so birgt der Übungsplatz in diesem Augenblicke eine nicht zu unterschätzende Gefahr für manche Zuschauer, die sich „im Eifer des Gefechts“ zu weit vorgewagt haben.

„Die Herren Offiziere zurück“, heißt es ärgerlich lauten Tones und mit raschen Schritten enteilen die „Wißbegierigen“, unter ihnen der tapfere Spezialartist und die behäbige Gestalt des Berichterstatters für das heimische Käseblatt, dem unheimlichen Bereiche der blauen Bohnen.

Die feindliche Infanterie ist zurückgegangen, während die Aufmerksamkeit des Angreifers der Reiterei zugewendet war, und hat die Hauptstellung besetzt.



Immer näher schieben sich die behenden Sachsen aber auch hier an den Feind heran, immer intensiver wird ihr Feuer, bis schließlich im letzten Sturmlauf mit schallendem Hurraruf der Hügelabhang genommen und von dort aus der in Gestalt von „Kolonnenscheiben in ganzer Figur“ dem Auge sich zeigende, abziehende Feind mit dröhnendem Schnellfeuer überschüttet wird.

Das Gefecht ist beendigt. Im Kreise der Offiziere wird Idee und Ausführung der Übung eingehend besprochen, um aus solcher Kritik Anregung und Lehre für künftige Fälle zu ziehen. Das Kommando der Scheibenseher untersucht während dessen zur genauen Feststellung der Trefferzahl die Menge der fast sämtlich durchlöcherten Scheiben, und das Interesse an der Sache lockt auch die Mehrzahl der siegreichen Soldaten heran zur Besichtigung des besiegten papiernen Gegners. Der arme Obelisk, welcher den Mittelpunkt der feindlichen Position bildete, ist wohl als der Anführer der Gegner angesehen worden und hat manchem Schützen als Ziel gedient, denn zahlreiche Kugelabdrücke finden sich an seinem Gefüge und einzelne weggerissene Ecken bekunden, daß diese Stelle besonders zur Verteidigung

geeignet sein muß und gewiß schon oft ein friedliches Übungsgefecht sich hier abgespielt hat.

Mit Sang und Klang rücken die Kompanien in das naheliegende, im Walde versteckte Barackenlager, wo „Erbsenpüree mit Speck" den ermüdeten Männern bald die ganze jugendliche Frische und Elastizität wiedergibt, so daß nach der erforderlichen Arbeit des „Gewehrreinigens" und des verhaßten „Hülsenputzens" gewiß manch lustiger Schwank den Abend verkürzen wird.

Das interessante militärische Schauspiel muß auf jeden Unbeteiligten aufs neue den Eindruck des ernsten Fleißes hervorbringen, mit dem die deutsche Armee der Vorbereitung für den Krieg obliegt. Mögen einzelne Äußerlichkeiten die Kontingente immer noch von einander unterscheiden, so sind doch der frische, frohe Geist und die innere militärische Tüchtigkeit bei Preußen, Sachsen, Württembergern und Bayern überall im Deutschen Reiche dieselben, und werden auch auf den Schlachtfeldern der Zukunft das vaterländische Heer wieder zum Siege führen.

Kasernopolis.

Auspiciis
Alberti Regis
MDCCCLXXIV—MDCCCLXXV

liest man in der triumphbogenartigen Wandnische über dem gewaltigen eisernen Thore des monumentalen dreistöckigen Gebäudes, welches der sächsischen Armee als Arsenal dient. In dem hinter diesem Thore zu ebener Erde gelegenen hallenartigen, von mächtigen Pfeilern getragenen Raume befindet sich eine reiche Sammlung mannigfachster Geschützformen aus alter und neuer Zeit. Da staunt der Besucher die „faule Magd" an, das aus Stäben und Ringen roh zusammengeschmiedete Rohr aus dem sechzehnten Jahrhundert, welches eine sechsundneunzigpfündige Steinkugel warf, und dessen Lafette der Spruch ziert:

Durch Gottes Huld und dessen Ehr'n
Thu' ich mich wider die Feinde wehr'n,
Getröst mich seines Beistands,
Drumb streit ich wegen des Vaterlands.

Daneben erblickt man unter andern geschichtlich merkwürdigen Stücken zwei besonders schön gegossene und kunstvoll ciselierte sächsische Bronzegeschütze aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Das eine ist mit dem Reichsadler, das andre mit dem polnischen Adler verziert. Weiterhin wieder befindet sich das französische 19-Zentimeter-Marinegeschütz, das von den Höhen des Mont Valerien bei Paris aus Tod und Verderben in die Reihen des deutschen Heeres zu schleudern bestimmt war, und das später vom deutschen Kaiser dem sächsischen Könige geschenkt worden ist. In schnurgerader Linie aufgefahren reihen sich an dieses kleine Geschützmuseum die spiegelblanken Stahlrohre der jetzigen Feldartillerie.

Der dem Aufgange gegenüber liegende Mittelraum des eine einzige fortlaufende Halle bildenden ersten Stocks ist mit sächsischen und französischen Waffen

geschmückt, die, zu Trophäen geschmackvoll geordnet, sich um das lebensgroße Bild des regierenden Königs gruppieren. Aus Waffen und Gewehrteilen zusammengestellte Namenszüge und symmetrische Figuren schmücken auch, mit Gemälden sächsischer Kurfürsten und Generale untermischt, die freien Wandstellen, und außer einer Modellsammlung älterer und neuerer Gewehrkonstruktionen befinden sich hier auf hohen Holzgerüsten die Tausende von Gewehren für den Kriegsgebrauch. Der zweite Oberstock ist in übersichtlicher Ordnung angefüllt mit dem bunten Allerlei der übrigen für die Ausrüstung eines Heeres notwendigen Gegenstände, den Haubajonetten, Säbeln, Karabinern, Pistolen und allen den Dingen, die Artillerie und Fuhrwesen zur Mobilisierung bedürfen. Neben Wischern, Reservedeichseln, Ketten, Schrauben, Radnägeln, Munitionstaschen stehen Tragbahren und Medizinkasten, und in den Tränkeimern für die Pferde haben die Kochgeschirre für die Mannschaften ihren Aufbewahrungsort gefunden.

Der stolze Mittelbau des Arsenals hat eine Länge von hundertundeinzwanzig Meter, die beiden rechtwinklig an den Ecken nach hinten angesetzten Flügel sind siebenundsechzig Meter lang. Der architektonisch schön gegliederte Bau ist mit Säulen, Reliefs, mit Gruppen antiker Rüstungen und Waffen reich verziert und bildet nach Lage, Schmuck und Bedeutung den Mittelpunkt einer großartigen Anlage, welche nach dem französischen Kriege in Dresden am rechten Elbufer als eigne Kasernenstadt entstanden ist. Das Reich hat die mit der Gründung des norddeutschen Bundes in seinen Besitz übergegangenen hauptstädtischen Militäretablissements auf beiden Ufern der Elbe unter der Bedingung an den sächsischen Staat wieder abgetreten, daß der letztere sie für das Reich an andrer Stelle wieder aufbauen sollte. So gewann man in der Stadt Dresden mit einem Schlage die freie Verfügung über große Grundflächen, ein seltner Glücksumstand für eine ältere Stadt, und die umfassenden Militärneubauten, die das Kriegsministerium in der Albertstadt aufführte, haben in Bezug auf zweckmäßige Anordnung im großen, wie Durchführung aller Verbesserungen der Neuzeit im einzelnen, ihresgleichen nicht in Deutschland. Der Bau hat in runder Summe achtzehn und eine halbe Million Mark gekostet. Diese Summe sollte dem ursprünglichen Plane gemäß ganz durch den Verkauf der frei werdenden militärfiskalischen Grundstücke in der sächsischen Hauptstadt gedeckt werden. Der gesunkene Grundwert hat diese Rechnung indessen verschoben. Eine in der Zwischenzeit dem Reichskanzler eingereichte Denkschrift gibt den Wert jener Grundstücke zu zwölf Millionen Mark an. Aber trotz dieser Differenz, trotz des mit dem Bau der Albertstadt verbundenen großen Opfers erscheinen die Vorteile, welche der Stadt Dresden und dem Wohlbefinden der Truppen aus der Durchführung des Planes erwachsen sind, nicht zu teuer erkauft. Jener eröffnet sich die Möglichkeit, durch neue Baupläne Licht und Luft in manchen düstern, unzugänglichen Winkel der Stadt zu bringen, manchen Zweigen der Zivilverwaltung würdigere Räume zu bereiten, und auch der Staat ward nun in den Stand gesetzt, für Sammlungen und Bibliotheken auskömmlicher zu sorgen. Die Kriegsverwaltung hat die bisher benutzten unzulänglichen und räumlich getrennten einzelnen Militäretablissements auf einem Punkte unmittelbar vor den Thoren der eigentlichen Stadt vereinigt,

und den Truppen ein in dienstlicher und gesundheitlicher Hinsicht musterhaftes Unterkommen geschaffen, ohne sie der Berührung mit den vielseitig anregenden Einflüssen der Landeshauptstadt zu entziehen.

Hinter der Schützenkaserne, welche einen integrierenden Bestandteil des Ganzen bildet, läuft eine neue Militärstraße vor der 3500 Schritt langen Front der Gesamtanlage her, welche auf dem ihr überwiesenen wellenförmigen Terrain der Dresdner Heide von 15000 Ar außer den vorzüglichsten Kasernements mit den dazu gehörigen Stallungen für die in Dresden garnisonierenden Truppen, den Exerzierhäusern und Reitbahnen, dem Kadettenhaus, dem Lazarett, der Militärstrafanstalt, dem Garnisonverwaltungsgebäude und einer Waschanstalt in großen Verhältnissen, alle die Räumlichkeiten und baulichen Anlagen enthält, deren ein Armeekorps bedarf, um seine Geschütze und übrigen Waffen, seine Ausrüstung und Bekleidung, Fahrzeuge und Munition aufzunehmen. Daneben finden sich die nötigen Werkstätten und Laboratorien zur Herstellung der Kriegsmunition, und ausgedehnte Magazine zur Aufstapelung bedeutender Vorräte an Furage und Mehl, Dampfmühlen, Dampfbäckereien und Schlachthäuser. Schießstände, Exerzier- und Übungsplätze in wünschenswerter Zahl und Ausdehnung vervollständigen die Anlagen dieser Kasernopolis.

Rechts und links vor dem Arsenal, zu dem eine breite Terrasse mit Freitreppen und Auffahrten emporführt, aber so weit von einander getrennt, um die Front des letzteren freizulassen, liegen zwei dreistöckige Gebäude, das Montierungsdepot und das Administrationsgebäude. Sie bilden die schmale vordere Seite eines langgezogenen rechteckigen Platzes, der teilweise durch mit Schießscharten versehene Mauern, der Hauptsache nach aber durch elf kolossale Wagenschuppen begrenzt wird, in denen zwölfhundert Kriegsfahrzeuge aller Art Platz finden. Die Eintönigkeit der langen niedrigen Bauten wird an den Ecken durch vier Türme mit Söller und Spitzdach, die das Arsenal noch überragen, und an den Langseiten durch pavillonartige, mit Kuppeldach versehene Gebäude unterbrochen. Außer dem Arsenal und rückwärts desselben liegt innerhalb dieses Oblongums noch ein in sich abgeschlossenes Etablissement: die Artilleriewerkstätten, in denen Sattler, Stellmacher, Schmiede, Schlosser und Tischler an der Herstellung des Heeresgeräts arbeiten. Eine Dampfmaschine von hundertundfünfzig Pferdekräften ist hier in fortwährender Thätigkeit.

Vielleicht einen Kilometer hinter dem Arsenal sind die siebzehn Gebäude des Pulverlaboratoriums aufgeführt, in denen die Munition für alle Truppen verarbeitet und aufbewahrt wird. Eine eigne Dampfmaschine besorgt die Dampfheizung für die Räume, in denen mit Pulver gearbeitet wird, und versieht auch diejenigen Baulichkeiten der Kasernopolis mit Wasser, die ihrer Höhenlage wegen nicht von der städtischen Wasserleitung gespeist werden können.

Die ganze, das Arsenal unmittelbar umgebende Gebäudemasse liegt östlich der Königsbrücker Chaussee, die hier allmählich zum Plateau der Heide heransteigt. Westlich dieser Straße, in einer Höhe mit dem Arsenal haben das Militärgericht, die Strafanstalt und die großen Furagemagazine ihren Platz gefunden. Hier gelangt in dem hundert Meter langen, zu fünf Stockwerken ganz aus Stein und

Eisen emporgebauten Körnerhause zum erstenmale in Deutschland eine neue und sinnreiche Art der Aufspeicherung des Getreides zur Anwendung, die eine erhebliche Ersparnis an Zeit, Arbeitskraft und Geld im Gefolge hat. Allein die Minderkosten bei der Aufschüttung des Getreides im Vergleich zu den Ausgaben, die dieselbe Arbeit im gewöhnlichen Speicher erfordert, betragen zwanzigtausend Mark auf hunderttausend Zentner. An Stelle der Holzböden zum Aufschütten der Körner finden sich in allen Stockwerken Trichter von Eisenblech, deren jeder hundertundfünfundzwanzig Zentner faßt. Ein von vier Arbeitern bedientes Paternosterwerk, dessen am breiten Hanfgurt befestigte Taschen die Körner schöpfen, fördert innerhalb einer Stunde hundertundzwanzig Zentner Getreide in die Trichter des obersten Bodens. Durch geöffnete Schieber gelangt der Körnervorrat nun nach und nach in die nächst niedrigeren Trichter und so fort bis unten hin. Ein durch zahlreiche Wandöffnungen herbeigeführter starker Luftzug entführt bei dieser langsamen Bewegung allen Staub und alle Spreuteile viel vollständiger, als die Menschenhand mit der Schaufel zu thun im stande wäre. Zu ebener Erde endigen die Trichter in acht großen Sammeltrichtern. Unter diesen befinden sich je zwölf Cylinder, deren jeder ein Hektoliter faßt. Öffnet man den Verschluß, so schießen die Körner in den untergehaltenen Sack. Ein doppeltes Bahngeleise verbindet das Magazin mit der schlesischen Eisenbahn und so ist es möglich, innerhalb zwei Stunden zwanzig Wagen mit viertausend Säcken zu beladen, deren jeder einen Zentner wiegt.

An die Magazine stößt das für zwei Regimenter eingerichtete Schlachthaus. Dann folgt nach der Stadt zu die Dampfbäckerei und Dampfmühle. Die erstere ist im stande, täglich zweitausendsiebenhundert Brote zu liefern. Fünf Öfen backen in anderthalb Stunden Backzeit deren zweihundertundfünfundsiebzig gleichzeitig aus. Mit dem hier gebackenen Brote wird der fortlaufende Bedarf der Garnison Dresden und mehrerer andrer sächsischer Garnisonstädte gedeckt. Hieran endlich reiht sich die Dampfwaschanstalt, welche die Bett- und Leibwäsche von sechstausend Mann wöchentlich reinigen soll.

In mächtigen Bottichen wird die Leinwand zunächst eingeweicht, und gelangt dann in vier Waschmaschinen. Jede derselben versieht nach dem Walksystem mit sechs Messinghebeln die Arbeit einiger Dutzend Waschfrauen, ohne — und das ist gewiß ein nicht zu unterschätzender Vorteil — dabei zu reden. Seife und Soda fließt selbstthätig zu. Aus zwei großen Spülern wandert die gereinigte Wäsche zum Auswringen in zwei Zentrifugen, aus deren durchlöcherten Kupfertrommeln bei der raschen Bewegung — zwölfhundert Umdrehungen in der Minute — die Feuchtigkeit entweicht. Nebenan befindet sich der Trockenraum. Er enthält zwei mit Luftheizung versehene Blechkammern von je zwölf Meter Länge, in denen in zwei Lagen übereinander je zwei zusammengehörige Ketten über Rollen laufen. Die beiden schmalen Seiten der Blechkästen sind offen. Die feuchte Wäsche wird über Stäbe gehängt, diese dann auf die Ketten gelegt. Langsam bewegt sich nun die Wäsche vorwärts — so langsam, daß sie dreiviertel Stunden gebraucht, um den zwölf Meter langen Kasten zu durchwandern — und wird dabei einer Temperatur von achtzig Grad Reaumur ausgesetzt. Trocken

wird sie an der entgegengesetzten Öffnung abgenommen, um in einer der drei Dampfrollen für den Gebrauch vollständig hergerichtet zu werden.

Vier Kasernen für die Reitschule, das Gardereiterregiment, für Artillerie und Train grenzen westlich der schlesischen Eisenbahn an die zuletzt genannte Gruppe von Baulichkeiten. Dahinter liegen die Stallungen für zwölfhundert Pferde, mit guter durch Oberlicht herbeigeführter Beleuchtung, vorzüglicher Ventilation mittels Klappen unterhalb des Daches, mit eisernen Ständern, Krippen und Raufen, drei Reithäuser, welche mit jenen durch Gänge in Verbindung stehen, und dazwischen liegende offene Reitplätze.

Östlich des Arsenals schließlich und von diesem durch den romantischen Prießnitzgrund getrennt, der mittels einer dreibogigen zwanzig Meter hohen Steinbrücke überspannt ist, erheben sich auf hohen Terrassen das Kadettenhaus und zwei große Kasernen für je ein Infanterieregiment. Zwischen den beiden letztern, deren gemeinschaftlicher Hofraum durch Exerzierhaus, Schlachthäuser und andre Zweckmäßigkeitsbauten begrenzt wird, liegt ein eignes Gebäude, die Hauptwache. Die Kasernen sind ganz gleichmäßig vierstöckig gebaut, haben jede eine Front von dreihundertundfünfundvierzig Meter und vier nach hinten angesetzte Flügel. Zwischen je zwei der letzteren führt ein Treppenhaus bis unter das Dach und auf der Rückseite laufen in jedem Stockwerke Korridore durch die ganze Länge des Gebäudes. Der zwischen den beiden Mittelflügeln liegende Teil der Kaserne ist für die Offiziere bestimmt, deren Treppe auch gleichzeitig nach dem Vorderportal mündet, über dem das von Laubgewinden umrankte sächsische Königswappen sichtbar wird, während die Mannschaftstreppen ihren Ausgang lediglich nach rückwärts haben. Die Offiziere des Regiments besitzen in der Kaserne ein Kasino mit schönem Speisesaal, Konversations-, Lese-, Billard- und Spielzimmern. Die Unteroffiziere haben eigne Stuben und vereinigen sich im Unteroffizierkasino, das eine eigne Küche, Speisesaal und Billardraum aufweist. Für Offiziere und Unteroffiziere bestehen eigne Badestuben. Die Mannschaften aber sind in hellen, gut ventilierten Wohnstuben und geräumigen Schlafsälen untergebracht, die beide Gaserleuchtung und Luftheizung aufweisen; Wasserleitungen bringen das unentbehrliche Naß in alle Stockwerke; besondre Schulsäle, Bäder und asphaltierte Waschsäle, wie gesonderte Putzräume sorgen für ihre weitere Bequemlichkeit, und in den unmittelbar neben den Dampfküchen gelegenen Speisesälen verzehren sie die gesunde, nahrhafte Kost. Die sämtlichen Einrichtungen dieser Kasernen können geradezu als musterhaft bezeichnet werden, und schließen jedenfalls für die Mehrzahl ihrer zeitweiligen Bewohner eine Verbesserung ihrer Lebensweise den häuslichen Verhältnissen gegenüber in sich.

Die Württemberger.



Ältere Uniformen der Württemberger vom Jahre 1703—1830.

Nach den politischen Umwälzungen des Jahres 1866 führten die süddeutschen Staaten Bayern, Württemberg und Baden ein gegenseitiges Einverständnis über die anzunehmende Formation ihrer Truppenteile herbei, namentlich mit Bezug auf deren Sollbestand in Krieg und Frieden, auf die Einführung des preußischen Exerzierreglements und die Bewaffnung der Kontingente mit verbesserten Hinterladern. Württemberg nahm das Zündnadelgewehr an, organisierte seine Armee 1868 auf Grundlage der allgemeinen Wehrpflicht, und regelte alle militärischen Übungen, auch die bis dahin unbekannten regelmäßigen größeren Herbstmanöver nach preußischem Muster. Badische Offiziere, mit den in der preußischen Armee gültigen Vorschriften schon länger vertraut, leiteten die Überführung der württembergischen Truppen in die so geschaffenen neuen Verhältnisse. Später wurden zu diesem Zwecke preußische Offiziere nach Württemberg kommandiert.

So kam es, daß die württembergische Division, welche 1870 mit den übrigen deutschen Truppen dem Feinde entgegenzog, von dem preußischen General

v. Obernitz befehligt wurde. Sie bestand aus sechs Regimentern Infanterie zu je zwei Bataillonen, drei Jägerbataillonen, zehn Schwadronen Kavallerie, neun Batterien mit zusammen vierundfünfzig Geschützen und zwei Pionierkompanien, denen später noch einige Abteilungen hinzutraten, welche bei der Besetzung von wichtigen Etappenpunkten im Rücken des siegreichen Heeres Verwendung fanden. Die Württemberger haben rühmlichen Anteil genommen an den Schlachten von Wörth und Sedan, wie an der Belagerung von Paris. Sie haben namentlich in der blutigen Schlacht von Champigny am 30. November und 2. Dezember mit zäher Ausdauer den Angriffen des überlegenen Feindes widerstanden, und Schwaben, Sachsen, Pommern und Schlesier konnten gemeinsam den großartigen Versuch zurückweisen, den General Ducrot unternahm, um die eiserne Umklammerung der Deutschen zu durchbrechen.

Mit dem Eintritt Württembergs in den deutschen Bund wurde auch die Armee den Verfassungsbestimmungen gemäß umgestaltet und nicht unerheblich vermehrt. Zwar ist auch den württembergischen Truppen innerhalb der deutschen Heeresorganisation eine gewisse Sonderstellung erhalten, auf die bereits an andrer Stelle hingewiesen ist, doch hat sich eine besonders warme Wechselbeziehung mit der preußischen Armee insofern ausgebildet, als seit dem Jahre 1871 fortwährend ein preußischer General das Kommando des dreizehnten Korps geführt hat und preußische Offiziere auch andre hervorragende Stellungen in der württembergischen Armee einnehmen, während umgekehrt württembergische Offiziere als Brigade- und Regimentskommandeure, und selbst auf dem wichtigen Posten von Generalstabschefs bei einzelnen Armeekorps Verwendung finden.

Die heutige württembergische Armee umfaßt vierundzwanzig Bataillone Infanterie, zwanzig Eskadrons Kavallerie, vierzehn Batterien Feldartillerie, ein Bataillon Fußartillerie, ein Bataillon Pioniere und ein Trainbataillon mit einem Friedenspräsenzstande von zusammen 773 Offizieren und 18815 Mann.

Das Kriegsministerium, an dessen Spitze ein Chef des Kriegsdepartements steht, ist die oberste Kommando- und Verwaltungsbehörde. Die Geschäfte desselben werden durch das Zentralbüreau verteilt auf die verschiedenen Sektionen, die Militär-, Ökonomie-, Justiz- und Militärmedizinalabteilung, die Oberbaudeputation, das Kriegszahlamt, den als Ersatzbehörde dritter Instanz geltenden Oberrekrutierungsrat und den Generalstab. Ein hoher Offizier hat als Militärbevollmächtigter und Mitglied des Bundesrats ständig die Interessen seines Kontingents in der Reichshauptstadt zu vertreten.

Die aus dreißig altgedienten Unteroffizieren bestehende Schloßgardekompanie führt die Aufsicht in königlichen Schlössern und Gärten, und wird bei Hoffesten zum Ehrenwachdienst vor den königlichen Gemächern herangezogen.

Altpensionierte Offiziere und Mannschaften führen als Mitglieder des Ehreninvalidenkorps in Schloß Comburg bei Hall ein beschauliches Leben. In nicht zu ferner Zeit jedoch wird diese Art der Versorgung für invalide Soldaten in Wegfall kommen. Es finden keine Einberufungen in das Korps mehr statt, dasselbe ist, ein Rest früherer Verhältnisse, auf den Aussterbeetat gesetzt.

Die württembergischen Truppen schließen zusammen zum dreizehnten (königlich württembergischen) Armeekorps, das sich wieder in Divisionen und Brigaden gliedert. Sie sind bewaffnet und ausgerüstet wie die preußischen, und auch Farbe wie Schnitt der Uniformen erinnern an das preußische Vorbild. Selbstverständlich führen die Württemberger ihr eignes Wappentier am Helm, und Kokarde, Portepees und Schärpen in den Landesfarben. Im übrigen aber beschränkt sich die Abweichung in der Uniformierung von der Bekleidung der preußischen Armee im wesentlichen darauf, daß das dreizehnte Korps am Waffenrock zwei Reihen von Knöpfen besitzt.

Die Infanterie besteht aus acht Regimentern zu drei Bataillonen mit insgesamt 483 Offizieren und 13338 Mann. Zwei derselben führen die Bezeichnung als Grenadiere. Das sind das Grenadierregiment Königin Olga (1. württembergisches) Nr. 119 und das Grenadierregiment König Karl (5. württembergisches) Nr. 123. Der blaue Waffenrock mit roten Aufschlägen und gelben Knöpfen, den die ganze Infanterie trägt, ist bei den Grenadieren mit weißen Kragenlitzen, die Achselklappen mit den betreffenden Namenszügen verziert; die Helme haben weißen Beschlag; das Regiment Nr. 119 trägt dazu einen weißen, Nr. 123 einen schwarzen Roßschweif.

Die übrigen Regimenter heißen zweites württembergisches Infanterieregiment Nr. 120 u. s. w. bis achtes Nr. 126, welches letztere Regiment zum fünfzehnten Armeekorps abkommandiert ist. Die Ärmelaufschläge sind bei ihnen, die lediglich durch die Nummer auf den Achselklappen sich unterscheiden, blau gerändert. Eine Ausnahme macht noch das Infanterieregiment König Wilhelm (sechstes württembergisches) Nr. 124, das ein verschlungenes W auf den Achselklappen hat.

Die Kavallerie, 100 Offiziere und 2712 Mann stark, gliedert sich in vier Regimenter und zwar das Dragonerregiment Königin Olga (1. württembergisches), Nr. 25 und das württembergische Dragonerregiment Nr. 26, beide hellblau, das erstere mit weißem, das zweite mit gelbem Besatz; ferner das Ulanenregiment König Karl (1. württembergisches) Nr. 19 mit rotem, und das Ulanenregiment König Wilhelm (2. württembergisches) Nr. 20 mit gelben Kragen, Aufschlägen und Rabatten auf der dunkelblauen Ulanka. Die Dragoner Nr. 25 und die Ulanen Nr. 26 führen die Chiffern ihrer königlichen Chefs auf den Achselklappen, beziehentlich den Epauletten.

Die 13. Artilleriebrigade (königlich württembergische) besteht aus den beiden Feldartillerieregimentern, welche als 1. und 2. württembergisches in der fortlaufenden Reihe der Truppen des deutschen Heeres die Nummern 13 und 29 haben, und dem württembergischen Fußartilleriebataillon Nr. 13. Den Befehlen der Artilleriebrigade ist auch das württembergische Trainbataillon Nr. 13 mit seinem Traindepot unterstellt. Die Uniformen dieser Truppen sind mit Ausnahme der schon erwähnten Abweichung den preußischen konform. Abweichend von den Verhältnissen in sämtlichen übrigen deutschen Korps sind beide Feldartillerieregimenter zu zwei Abteilungen mit je vier Feldbatterien formiert; reitende Artillerie ist nicht vorhanden. Das württembergische Pionierbataillon Nr. 13 endlich, dem das wichtige Ulm als Garnison überwiesen ist, schließt sich nach Formation und Bekleidung den preußischen Pionieren an. In Ulm mit seiner starken Garnison



Neue Uniformierung der Württemberger.

befinden sich auch die militärischen Strafanstalten Württembergs, das Festungsgefängnis und die Arbeiterabteilung.

Eine grundsätzliche Verschiedenheit von preußischen Einrichtungen besteht in der Ausübung der Militärgerichtsbarkeit. Kleinere Vergehen von Unteroffizieren und Soldaten werden, so weit sie nicht im Disziplinarwege durch die betreffenden Vorgesetzten zu ahnden sind, von einer kriegsrechtlichen Kommission abgeurteilt, die auf den Befehl des Regimentskommandeurs zusammentritt, und aus einem Hauptmann als Vorstand, ferner aus je einem Premierleutnant, Sekondeleutnant, Unteroffizier und Soldaten besteht. Ist der Angeschuldigte ein Unteroffizier, so tritt an die Stelle des Gemeinen ein Feldwebel. Als Aktuar und Referent tritt der Kommission ein Auditeur mit beratender Stimme hinzu. Das Erkenntnis wird nach Stimmenmehrheit gefällt und von dem Regimentskommandeur bestätigt, gemildert oder zur etwaigen Verschärfung vor das Kriegsrecht verwiesen. Auch der Abgeurteilte kann unter Umständen verlangen, daß seine Sache zur kriegsrechtlichen Entscheidung gebracht wird.

Das Kriegsrecht, welches auch über Offiziere bis in die höchsten Stellungen hinein erkennen kann, wird je nach dem Grade des Angeschuldigten vom Regimentskommandeur oder von einem höheren Befehlshaber zusammenberufen. Es wird

stets mit einem Vorstande und sechs Beisitzern besetzt, deren Rang aber gleichfalls nach dem Range des Verklagten verschieden sein muß. Immer aber ist ein Auditeur beigegeben, der beratende Stimme besitzt und referiert. Zum Kriegsrecht über Soldaten und Unteroffiziere treten zusammen ein Major oder Oberstleutnant als Vorstand, ferner je ein Mitglied der Hauptmanns- und der beiden Leutnantschargen, ein Feldwebel, ein Unteroffizier und ein Soldat. Jedes Kriegsrecht hat zuerst durch Stimmenmehrheit die Frage zu entscheiden, ob der Angeklagte schuldig zu erachten ist, und tritt dann in die Erwägung über das Strafmaß ein. Seine Entscheidungen werden zur Prüfung und Entscheidung in zweiter und letzter Instanz an das Revisionsgericht eingeschickt, dessen sechs Beisitzer zur Hälfte aus Stabsoffizieren bestehen, die zu diesem Dienste in dreimonatlichem Wechsel kommandiert werden, und zur andern Hälfte aus Rechtsgelehrten, die möglichst der Justizabteilung im Kriegsministerium entnommen werden. Ein Generalmajor ist Vorstand. Die Erkenntnisse des Revisionsgerichts sind unter Anführung der Entscheidungsgründe, wie der etwaigen Begnadigungsgründe dem Kriegsministerium zur Einholung der königlichen Bestätigung vorzulegen.

Unter gewissen Umständen, namentlich wenn Gefahr im Verzuge ist, oder wenn es wünschenswert erscheint, ein warnendes Beispiel aufzustellen, kann im Kriege, oder wenn sich die Truppen auf dem Marsche befinden, ohne vorherige Verkündung der kommandierende General statt des ordentlichen kriegsrechtlichen Verfahrens die Anwendung des Standrechts befehlen, dessen Verhandlungen, wo immer thunlich, öffentlich zu führen sind. Bei Ausbruch eines gefährlichen Aufruhrs verkündet der höchste Offizier, im Frieden jedoch nur auf besondern Befehl des Königs, unter Trommelschlag und Trompetenschall das Standrecht, dessen Dauer vierundzwanzig Stunden nicht überschreiten darf.

Das Garnisonlazarett zu Ludwigsburg.

Kaum fünfzehn Kilometer nördlich der Landeshauptstadt an der Eisenbahn von Stuttgart nach Heilbronn liegt Ludwigsburg, das seiner günstigen Lage im Mittelpunkte des Königreichs wegen seit der Reorganisation der württembergischen Truppen zu einem Hauptdepotplatz für die Armee umgeschaffen worden ist. Nächst Ulm ist Ludwigsburg die größte Garnison des Landes. Der Stab einer Infanterie- und derjenige der Artilleriebrigade, drei Bataillone Infanterie, zehn Reiterschwadronen, acht Batterien und der Train sind in der wenig über 16000 Einwohner zählenden Stadt untergebracht, die durch das lebendige Treiben der zahlreichen Soldaten und durch die vielen Kasernen, Reithäuser und andern Gebäude, in denen das Artilleriedepot und das Traindepot, in denen das Gewehrmagazin, das Proviantamt mit der Militärbäckerei und das Furagemagazin Platz gefunden haben, fast das Aussehen einer Militärkolonie gewinnt.

Die Vergrößerung der Armee hat auch in Ludwigsburg zahlreiche Neubauten für militärische Zwecke bedingt. Unter ihnen nimmt das Garnisonlazarett eine hervorragende Stelle ein, sowohl seiner architektonischen Schönheit wegen, als auch

in Bezug auf die innere Einrichtung seiner ausgedehnten Räume, in denen alle für die Bequemlichkeit und die Gesundung der Kranken gemachten Erfahrungen und Verbesserungen zur Anwendung gekommen sind. Seine bedeutende Größe, die gesunde und ruhige Lage in unmittelbarer Nähe der Exerzierplätze, und die Möglichkeit, das Lazarett leicht durch einen Schienenstrang mit der Bahn in unmittelbare Verbindung zu bringen, scheinen demselben außerdem einen über die Friedenszwecke hinausreichende Bedeutung zuzuweisen als wichtige Zentralkranken-heilstätte in schwerer Zeit.

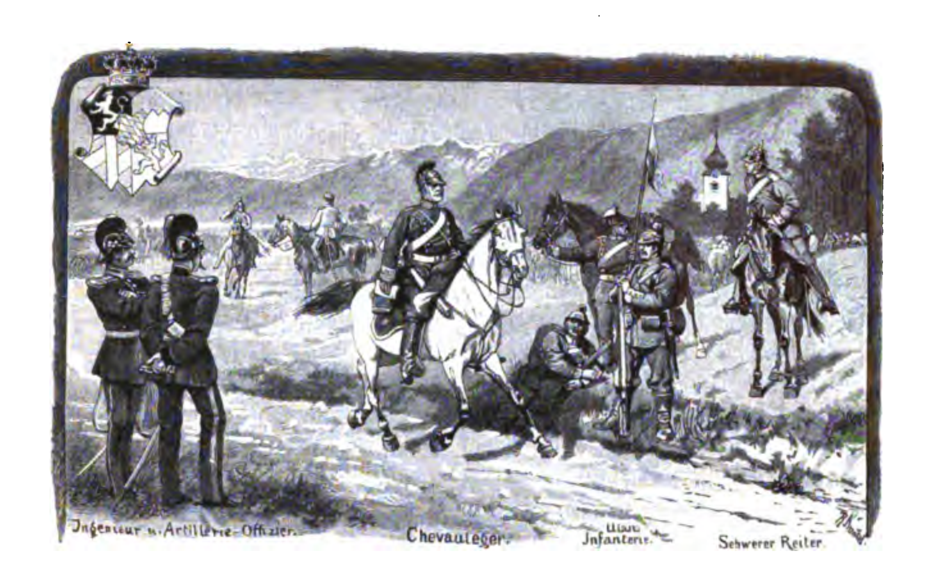
Daß der Erbauer bereits die Möglichkeit einer Ausdehnung der an und für sich schon reichlich, für mehr als zweihundert Betten bemessenen Krankenräume vorgesehen hat, ergibt sich aus dem Umstande, daß auf dem quadratischen, zweihundertundsechzig Ar messenden, und mit einer Backsteinmauer umzogenen Platz, auf dem das Lazarett steht, sich noch Raum genug findet, um in Baracken, die im Bedarfsfalle rasch zu errichten wären, noch weitere dreihundert Betten für Kranke und Verwundete aufzustellen. Gerade die Ausdehnung des zum Lazarett gehörigen Grund und Bodens bietet aber unter gewöhnlichen Verhältnissen die Gewähr für besonders reine und gesunde Luft.

Der Mittelbau des der Hauptsache nach aus drei von einander getrennten Baulichkeiten bestehenden Lazaretts dient als Verwaltungsgebäude, enthält im Souterrain die Koch- und Spülküchen für die Menage der Lazarettkranken und die Beamten; im Erdgeschoß die Geschäftsräume: Dispensieranstalt, Betsaal und Zimmer für Lazarettgehilfen; im ersten und zweiten Stock die Dienstwohnungen der Beamten.

Von diesem Mittelbau führen rechts und links überdeckte Galerien zu den beiden gleichfalls dreistöckigen Krankenblocks. Alle drei Gebäude sind massiv aus Backsteinen aufgeführt und mit Zink gedeckt, die Korridors zwischen eisernen Balken gewölbt, das Zwischengebälk aus Holz und Eisen gemischt.

Jeder Krankenblock bietet Raum zur Aufnahme von hundert Kranken, die zu zwei, vier und sechs in durchweg gegen Süden gelegenen Zimmern derart untergebracht werden, daß auf den Mann siebenunddreißig Kubikmeter Luftraum kommen. Besondre Räumlichkeiten sind im Erdgeschoß für Augenkranke, als Tobzelle und als Arrestlokal eingerichtet. In den Stockwerken befinden sich Badezimmer, in den obern auch Theeküchen; Aufzüge bringen die Bedürfnisse der Kranken nach oben; die Krankenzimmer werden mittels der sogenannten Sanitätsmantelöfen von außen geheizt und außerdem ist für eine sich stündlich dreimal wiederholende Lufterneuerung durch Ventilatoren Sorge getragen; kurz die gesamten innern Einrichtungen sind auf das Zweckmäßigste durchdacht und nach den neuesten Gesetzen der Gesundheitspflege getroffen worden.

Eine massive Isolierbaracke ist zur Aufnahme von achtundzwanzig Kranken berechnet, und ebenso wie ein besondres Wasch- und Leichenhaus, und ein eigner Eiskeller in angemessener Entfernung von den eigentlichen Lazarettgebäuden angelegt.



Die bayrische Armee.

„Treu dem Allianzvertrage, für welchen ich mein königliches Wort verpfändet, werde ich mit meinem mächtigen Bundesgenossen für die Ehre Deutschlands und damit für die Ehre Bayerns einstehen, wenn es die Pflicht gebietet."

Mit diesen hochherzigen Worten bekämpfte der damals fünfundzwanzigjährige König Ludwig II von Bayern bei der Eröffnung des Landtages 1870 die zahlreiche Minderheit der Volksvertreter, welche nicht geneigt schien, die erforderlichen Mittel für die Mobilmachung der bayrischen Armee zu bewilligen, und in Bethätigung dieser echt königlichen und nationalen Gesinnung stellte er am 19. Juli desselben Jahres seine tapfern Truppen unter den Oberbefehl des Königs von Preußen. Ernste und schwere Zeiten, blutige Schlachten und herrliche Siege haben dann die Söhne aller Gauen unsers Vaterlandes, des Südens wie des Nordens, in enger Waffenbrüderschaft vereint, welche hoffentlich ungelockert bis in die fernsten Zeiten bestehen wird, und mit der treuen Bundesgenossenschaft ihres Königs haben bayrische Soldaten im heißen Kampf redlich das ihrige zur Aufrichtung des Reiches beigetragen.

Seit dieser Zeit bilden die beiden bayrischen Korps wertvolle Stützpfeiler in dem Gesamtgefüge der deutschen Heeresmacht, und die ganze innere Organisation der Armee, ihre Ausbildung und Bewaffnung ist konform mit den, bewährten preußischen Vorbildern nachgeformten, Einrichtungen der übrigen deutschen Truppen.

Dennoch hat es der spätern Friedensarbeit nicht gelingen wollen, die Zusammengehörigkeit aller deutschen Männer zu ernstem Ringen, wo es gilt, des Vaterlandes Integrität und Ehre zu schützen, auch äußerlich vollkommen zum Ausdruck zu bringen. Wie in vielen Zweigen des öffentlichen Dienstes nimmt der zweitgrößte Bundesstaat auch hinsichtlich der Armee eine Sonderstellung ein, deren wesentliche Grundzüge an andrer Stelle klar gelegt sind. Die bayrischen Truppen fügen sich deshalb auch dort, wo sie mit andern deutschen Heeresabteilungen vereint werden, nicht ohne weiteres der allgemeinen Organisation ein. So gehören die aus zwei Regimentern Infanterie, dem 4. Infanterieregiment König Karl von Württemberg und dem 8. Infanterieregiment Pranckh bestehende Besatzungsbrigade, wie das 5. Chevaulegersregiment Prinz Otto und das erste Bataillon vom 2. Fußartillerieregiment, welche in Elsaß-Lothringen stationieren, nicht zum eigentlichen festen Verbande des fünfzehnten Armeekorps, sondern werden demselben nur „attaschiert“ geführt, und die Gesamtheit der beiden bayrischen Korps ist wohl der vierten Armeeinspektion „zugeteilt“, ohne jedoch einen integrierenden Bestandteil derselben zu bilden. Diese Zuteilung ist bestimmt, das Band der Zusammengehörigkeit zwischen der bayrischen Armee und den übrigen deutschen Heeren immer fester zu knüpfen. Sie gewährt dem jedesmaligen Generalinspekteur das Recht und erlegt ihm die Pflicht auf, durch Besichtigungen sich von dem taktischen Ausbildungswerke und den Resultaten desselben zu überzeugen.

Der ritterliche Kronprinz des deutschen Reichs und von Preußen, unter dessen Auspizien die bayrischen Truppen zunächst ihre kriegerischen Ehren im Jahr 1870 einheimsen konnten, pflegt in seiner Eigenschaft als Feldmarschall und Generalinspekteur denn auch alljährlich zu diesem Zwecke nach Bayern zu kommen. Der König übt, soweit dies möglich ist, ohne aus seiner menschenscheuen Reserve herauszutreten, dem befreundeten und verwandten Prinzen gegenüber jedesmal die ausgesuchteste Gastfreundschaft; mit Freude und herzlichem Willkomm begrüßt ihn das Volk und wenn die Truppen dem einstigen Führer, welcher ihren Fahnen den Weg zum Siege hat zeigen können, und künftigen Kaiser zujubeln, so wissen sie die angestammte Fürstentreue für ihren Herrscher mit gut deutscher Gesinnung zu verbinden.

Das bayrische Heer kann mit Stolz auf eine lange ruhmreiche Geschichte zurückblicken. Seit 1600 bestand im Herzogtum Bayern ein auf Kriegsdauer geworbenes Heer, von dem aber auch im Frieden verschiedentlich kleine Abteilungen im Solde blieben. In diesen Landfahnen dienten angesessene waffenfähige Männer, unter denen die geübtesten Elemente als „Ausgewählte“ bezeichnet wurden. Fünfzig Jahre später erhielten die Bürgerwehren der Städte die Benennung Stadtfahnen, in denen dann die Bürger Dienst thaten. Ein geworbenes stehendes Heer wurde 1682 geschaffen, und mehrere noch jetzt bestehende Truppenteile der Infanterie und Kavallerie können ihren Ursprung auf die zu jener Zeit errichteten Stämme zurückführen. Unter diesen hat das 1. Infanterieregiment König 1881 die Feier seines langjährigen Bestehens besonders glänzend begangen.

„Es war im Jahre 1778,“ so erzählt ein Augenzeuge des Festes, „als Kurfürst Karl Theodor von Bayern aus dem ersten Bataillon des 1698



Ältere Uniformen der bayrischen Armee aus den Jahren 1706 bis 1870.

errichteten kurpfälzischen und dem zweiten Bataillon des 1682 errichteten kurbayerischen Leibregiments ein kurpfalzbayrisches Leibregiment bildete. Am 1. Januar 1790 wurde dasselbe in das erste Grenadierleibregiment umgewandelt, neun Jahre später Leibregiment genannt und 1835 „Infanterieregiment König“ geheißen.

„Seit dem Tage seiner Errichtung wehten die Fahnen des Regiments in zahlreichen Schlachten und Treffen, in Glück und Unglück, aber allezeit mit gleichem Ruhme in allen Ländern Europas. Und was es bei Weißenburg und Wörth, bei Sedan, Orleans und Beaugency Rühmliches geleistet hat, ist noch in aller Gedächtnis. So kam es denn, daß die Teilnahme der Bevölkerung Münchens, woselbst das Regiment garnisoniert, an dem hundertjährigen Jubiläum desselben am 22. und 23. Juni dieses Jahres eine allgemeine war.“

Als handgreifliches Erinnerungszeichen an vergangene Tage diente bei der Festfeier eine aus sechzig der schönsten Leute des Regiments zusammengestellte, als Ehrenwache dienende Kompanie. Fahne und Waffen derselben stammten aus dem vorigen Jahrhundert, für die Uniformen hatte die Tracht des Regiments im Jahre 1778 als Vorbild gedient. In dem hellblauen Frack mit rotem Revers, roten Achselklappen und aufgeschlagenen roten Schößen, der weißgepuderten Perücke und dem lang hinabbaumelnden Zopf, dem mächtigen, von weißer Wollenborte umränderten Dreispitz mit der blauweißen Kokarde, in den weißen Kniehosen und weißen Gamaschen sahen die Mannschaften stattlich genug aus. Ober- und Unteroffiziere trugen die langen Spontons der damaligen Zeit, der bärtige Zimmermann schritt im langen weißgekollerten Schurzfell und der Bärfellmütze mit hohem blauweißen Federbusch daher; an der Spitze der Musik, welche aus zwei Tambouren mit gewaltig tiefen Trommeln, zwei Pfeifern und vierzehn Spielleuten

bestand, und rote Federbüsche als Auszeichnung auf den dreieckigen Hüten trug, marschierte die Riesenfigur des Tambourmajors, den bequasteten Rohrstock schwingend. Von höchstem Interesse waren namentlich die nach dem Reglement von vor hundert Jahren ausgeführten Exerzitien, die vierunddreißig mit größter Gleichmäßigkeit „klappenden“ Griffe, welche nötig waren, um das Gewehr zu laden, das Abbrennen des Zündkrauts von der Pfanne der alten Steinschloßflinte, und an das Zeitalter des Zopfes gemahnten außer diesem Anhängsel selbst die steife, naturwidrige Haltung der Mannschaft, der gedrechselte Marsch und die pedantische Art der Wendungen, bei denen die Leute im Gleichtakt den rechten Fuß hinaufschnellten, ihn dann stampfend wieder niedersetzten und zugleich mit der flachen rechten Hand schallend auf den Deckel der großen Patronentasche schlugen. Es war ein Rückblick auf jenes eng begrenzte starre Formenwesen in militärischen Dingen, das glücklicherweise längst überwunden ist und einer frischen, mehr auf den innern Kern der Dinge gerichteten Thätigkeit Platz gemacht hat.

Nach dem Tode König Max I war 1825 der bayrischen Armee eine neue Formation gegeben, die im großen Ganzen bis in die neueste Zeit Geltung behalten hat. Den vielen folgenden Neuformierungen, Vermehrungen, Abänderungen, Verbesserungen an den bestehenden Einrichtungen, wie eine lange Friedenszeit sie nur zu leicht hervorruft, machte endlich das Wehrverfassungsgesetz von 1868 ein Ende. Kaum hatten aber dadurch die bayrischen Heeresverhältnisse eine feste Gestaltung gewonnen, als im hereinbrechenden Kriege 1870 die Brauchbarkeit der neueingeführten Militärverfassung vor eine harte Probe gestellt wurde. Trotzdem daß die ältesten Jahrgänge der Landwehr nur verhältnismäßig wenige Männer stellten, denn die Zeiten waren noch nicht lange vorbei, in denen der reiche Bauer sich für 1200—1600 Gulden einen „Kürassier kaufte“, einen Ersatzmann stellte, wenn die Konskription ihn zum Dienst rief, so hat die allgemeine Dienstpflicht sich auch in diesem Falle bewährt, und Bayern hat in jener großen Zeit nicht weniger als 170000 Mann auf den Beinen gehabt, von denen etwa 130000 Mann, oder dreieinhalb Prozent der Gesamtbevölkerung nach Frankreich hineinmarschiert sind.

Die heutige bayrische Armee hat eine Friedenspräsenzstärke von 2216 Offizieren und 50224 Mann. Von dieser Summe entfallen auf die Infanterie 1244 Offiziere und 34433 Mann. Die Kavallerie zählt in ihren Reihen 256 Offiziere und 7132 Mann, die Artillerie ist 290 Offiziere und 6004 Mann stark, das Ingenieurkorps 50 Offiziere, 1385 Mann, der Train 28 Offiziere und 976 Mann. Nicht regimentierte Offiziere gibt es 310, und besonderen Formationen, wie der Leibgarde der Hartschiere, den militärischen Erziehungs- und Bildungsanstalten, dem Aufsichtspersonal der Strafanstalten u. s. w. gehören 38 Offiziere und 294 Mann an.

Aus dem früheren Kriegsrat und späteren Oberkriegskollegium ist mit der Zeit auch in Bayern ein als oberste Kommando- und Verwaltungsbehörde geltendes Kriegsministerium getreten, dessen zahlreiche und umfassende Arbeiten unter der obern Leitung des Ministers auf die einzelnen Abteilungen verteilt werden. Die Zentralabteilung besorgt Registrierung und Expedition der Geschäftssachen

und verfügt zu dem Zwecke über das Personal des Sekretariats und der Registratur, über die Regieverwaltung und die lithographische Offizin. Außerdem bestehen Abteilungen für persönliche und für allgemeine Armeeangelegenheiten, eine Militärökonomieabteilung mit vier Sektionen und die Abteilung für das Invalidenwesen. Daran schließt sich noch die Militärmedizinalabteilung mit dem Generalstabsarzt der Armee an ihrer Spitze; ein Geheimer Kriegsrat fungiert als Justitiar des Ministeriums, ein andrer als Militärfiskal und verschiedene Kommissionen, so die Oberexaminationskommission für Kandidaten des höheren Militärverwaltungsdienstes, eine provisorische Kommission für Reglementsarbeiten und die Rechnungsrevisionsstelle vervollständigen den innern Bestand des Kriegsministeriums, dem die sämtlichen militärischen Behörden und Kommandostellen unmittelbar unterstehen.

Kurfürst Karl Theodor hat am 10. Februar 1792 einen ständigen Generalstab für das bayrische Heer errichtet, nachdem die Stelle eines Chefs desselben mit dem Titel Generalquartiermeister schon einige Jahre vorher geschaffen worden war. Im Jahre 1822 erhielt der Generalstab die Bezeichnung Generalquartiermeisterstab und eine umfassende Neugestaltung, um genau fünfzig Jahre später im Einklang mit der übrigen deutschen Armee wieder in Generalstab umgetauft zu werden. Seit 1878 führt der an der Spitze des Generalstabes stehende höhere Offizier die Benennung: Chef des Generalstabs der Armee. Der bayrische Generalstab entsendet, um genaue Fühlung mit den militärischen Einrichtungen und Verhältnissen des größten Bundesstaates zu unterhalten, einen ständigen Militärbevollmächtigten nach Berlin, der zugleich Mitglied des Bundesrats ist. Im übrigen sind die Organisation und die Thätigkeit des Generalstabs den preußischen Einrichtungen entsprechend, und die Verteilung der Offiziere zu den verschiedenen Dienstleistungen findet in ganz ähnlicher Weise statt. Ein 1800 unter General Moreau als bureau topographique errichtetes Topographisches Büreau, das Kupferstecherpersonal, und das früher Geheimes Kriegsarchiv genannte Hauptkonservatorium der Armee sind dem Befehl des Chefs des Generalstabs untergeordnet. Das letztere enthält alle Pläne, Karten, Manuskripte, militärischen Werke und Dokumente, die sich zur Aufbewahrung eignen.

Die Generalinspektion der Armee überwacht unter der oberen Aufsicht des Kriegsministeriums den kriegstüchtigen Zustand der Armee. Prinz Luitpold, der Oheim des regierenden Königs, bekleidet seit Jahren die einflußreiche und verantwortungsvolle Stellung des Generalinspekteurs, dem es überlassen ist, die seit 1861 bestehenden Kommissionen, die Infanterieberatungskommission und die Kavallerieberatungskommission, zusammenzurufen, falls es sich um Abgabe von Gutachten oder die Stellung von Anträgen handelt, die mit dem Dienst, den Übungen, dem theoretischen und praktischen Unterricht, oder mit der Ausrüstung der betreffenden Truppen in Zusammenhang stehen.

Die bayrische Armee bildet zwei Armeekorps mit den Sitzen der Generalkommandos in München und Würzburg. Jedes Korps setzt sich nach preußischem Muster zusammen und zwei Divisionen, deren jede wieder aus zwei Infanterie-

brigaden und einer Kavalleriebrigade besteht. Zwei oder drei Regimenter werden zur Brigade vereinigt. Dem Korpskommando sind ferner eine Anzahl von Festungsgouvernements und Kommandanturen zugeteilt, ferner eine Feldartillerie-brigade von zwei Regimentern, ein Pionierbataillon und ein Trainbataillon in allgemein dienstlicher und taktischer Hinsicht, ein Fußartillerieregiment in Bezug auf die Mobilmachung und den Ersatz.

Eine besondere Inspektion der Kavallerie ist die obere Kommandobehörde für die 1868 zu München in das Leben gerufene und 1873 anderweit formirte Equitationsanstalt, zu der die Reiterregimenter Offiziere und Mannschaften behufs gleichmäßiger Ausbildung im Reiten und in der Dressur von Pferden als Schüler entsenden, und der Militärlehrschmiede. Unter der Inspektion der Artillerie und des Train stehen die beiden Feldartilleriebrigaden und die beiden Trainbataillone in technischer und personeller Hinsicht, die zur Fußartilleriebrigade vereinigten beiden Fußartillerieregimenter, ferner die Oberfeuerwerkerschule, die technischen Institute der Artillerie, die Geschützgießerei in Augsburg, die Artilleriewerkstätten in München, das Hauptlaboratorium ebendaselbst, die Geschoßfabrik in Ingolstadt, die Gewehrfabrik in Amberg, die Artilleriedepots Augsburg, Germersheim, Ingolstadt, München, Würzburg und das Armeemuseum. Ebenso besteht eine Inspektion des Ingenieurkorps und der Festungen, und seit 1866 die Inspektion der Militärbildungsanstalten, welche letztere für eine gemeinsame Verwendung der Lehrmittel und den systematischen Gang des Unterrichts bei der Kriegsakademie, der Artillerie- und Ingenieurschule, der Kriegsschule und dem Kadettenkorps Sorge trägt, und zu dem Zwecke eine eigene Oberstudien- und Examinationskommission bildet.

Die Kriegsakademie besteht seit dem 19. Juni 1867 und soll Offizieren aller Waffen zur höheren wissenschaftlichen Ausbildung dienen, sie für den Dienst im Generalstabe und der höheren Adjutantur vorbereiten und sie für das Lehrfach in militärwissenschaftlichen Gegenständen heranbilden. Nach den neueren Bestimmungen ist vor der Studienkommission die Aufnahmeprüfung in die Kriegsakademie schriftlich, und die Arbeiten werden wie bei der entsprechenden preußischen Bildungsanstalt unter Klausur angefertigt. Vor dem Beginn der Prüfung haben die einberufenen Offiziere eine Lebensbeschreibung in deutscher und französischer Sprache, aus der hauptsächlich der Gang ihrer geistigen Entwicklung und die Art der genossenen Vorbildung hervorgehen muß, und einen Situationsplan einzureichen, auf dem sie durch Namensunterschrift die Selbstanfertigung bezeugen. Diesen schriftlichen Vorarbeiten können auch andere Arbeiten nach freier Wahl beigelegt werden, die den Umfang von acht bis zehn halbgebrochenen Bogen jedoch nicht überschreiten dürfen und sich auf die Gebiete der allgemeinen Geschichte, der Kriegsgeschichte, der Taktik, Waffenlehre und Befestigung beschränken müssen. Von der Inspektion der Militärbildungsanstalten hängt es ab, ob sie eine Anzahl bestimmter Themata aufstellen will, unter denen die aufzunehmenden Offiziere dann die Wahl für ihre freiwilligen Arbeiten zu treffen haben. Die schriftliche Prüfung erstreckt sich in der Regel auf je eine Aufgabe aus Taktik, Waffenlehre, Feldbefestigung, permanente Befestigung, Algebra, Geometrie, Trigonometrie.

In zweifelhaften Fällen kann eine mündliche Ergänzungsprüfung vorgenommen werden.

Die Artillerie- und Ingenieurschule, welche die Ausbildung zu Offizieren der technischen Waffen bezweckt, führt diese Benennung seit 1872. Sie ist hervorgegangen aus dem Kadettenkorps, dem 1851 zwei obere Klassen, die 7. und 8. für die Spezialstudien des Artilleristen und Ingenieurs angefügt wurden, um sechs Jahre darauf als getrennte Anstalt eingerichtet zu werden. Auch die Kriegsschule ist neuern Datums, besteht überhaupt seit 1858 und hat ihre jetzige Gestaltung 1873 erhalten. Sämtliche Offizieraspiranten aller Waffen besuchen den einjährigen Kursus der Kriegsschule nachdem sie die Reife zum Portepeefähnrich erlangt haben.

Das Kadettenkorps, welches wie sämtliche Militärbildungsanstalten in München sich befindet, ist 1756 als Bildungsschule für den Infanterie-, Kavallerie-, Artillerie- und Ingenieurdienst gegründet. Aus dieser Schule ging 1778 die herzoglich Marianische Landesakademie hervor, die wieder im Jahre darauf zur Militärakademie und 1805 zu dem gegenwärtigen Kadettenkorps umgestaltet wurde. Dieses ist im Laufe der Zeit auch manchen Veränderungen unterworfen worden, namentlich wurden 1857 die beiden oberen Klassen als Artillerie- und Genieschule abgezweigt. Seit 1868 ist das Kadettenkorps in Bezug auf den Umfang des dort erteilten Unterrichts, wie hinsichtlich der Maturitätsprüfung den Realgymnasien gleichgestellt, und umfaßt in sechs Klassen 180 Plätze, welche als ganze Freistellen oder gegen eine jährliche Pensionszahlung vergeben werden, die nach den Bestimmungen zwischen 225 und 900 Mark schwankt. Die Zöglinge der 1. und 2., der beiden untern Klassen, werden Eleven, die übrigen Kadetten genannt; die älteren und besseren, welche mit zur Beaufsichtigung ihrer Kameraden verwendet werden, heißen Fahnenkadetten.

Zum unmittelbaren Ressort des Kriegsministeriums gehören noch die Remonteinspektion; die Militärschießschule in Augsburg, deren Zweck die Heranbildung von Schießlehrern für die Fußtruppen, die Verbreitung einer genauen Kenntnis der Handfeuerwaffen und ihrer Behandlung, die Beurteilung und Prüfung von Vorschlägen und neuen Erfindungen, welche das Gewehr und die Munition betreffen, das Studium der Einrichtungen anderer Armeen in dieser Beziehung ist; der Operationskurs für Militärärzte, 1860 zu München ins Leben gerufen, um den Ärzten Fortbildung und Übung im Operieren zu verschaffen; die seit 1882 bestehende Inspektion der militärischen Strafanstalten, deren Befehlsbereich sich über die militärischen Strafanstalten auf Oberhaus und die Arbeiterabteilung in Ingolstadt erstreckt, das Generalauditoriat und die Militärfondskommission.

Diese letztere ist eine der bayrischen Armee eigentümliche Einrichtung. Die selbständige Kommission ist unter dem Vorsitz des Chefs der Invalidenabteilung im Kriegsministerium zusammengesetzt aus drei Stabsoffizieren, dem Militärfiskal und einem vortragenden Rat der Abteilung für das Invalidenwesen, und ihr seit 1883 die Verwaltung der zahlreichen und bedeutenden Militärfonds für Witwen, Waisen und Invaliden, zur Unterstützung von Offizieren und Militär-

beamten, Unteroffizieren und Soldaten, zur Erziehung von Töchtern verstorbener oder bedürftiger Offiziere, zur Verteilung von Kleidungsstücken an die Kinder verheirateter Unteroffiziere und Mannschaften, für Militärfreiplätze im Kadettenkorps, für Beschaffung von Lehrmitteln in den Regimentsschulen u. s. w., wie der bei einzelnen Truppenteilen bestehenden Stiftungen nach den bezüglichen Vorschriften übertragen.

Auch die Militärgerichtsbarkeit wird abweichend von den in der preußischen Armee gültigen Bestimmungen gehandhabt, wenn auch das Militärstrafgesetzbuch für das ganze deutsche Reich Gültigkeit hat. Bei jedem Regiment bezw. Jägerbataillon und bei jeder Kommandantur besteht ein Militäruntergericht, welches Übertretungen und leichtere Vergehen aburteilt. Der Kommandeur bezw. der Stadtkommandant ist Vorstand dieses Gerichts, zu dem außerdem ein Hauptmann oder Leutnant und ein Auditeur als Beisitzer gehören. Zwei Militärbezirksgerichte in München und Würzburg fungieren als Strafgerichte für Vergehen und Verbrechen, die nicht den Untergerichten zugewiesen sind, „vorbescheiden" Beschwerden gegen die Amtshandlungen der Untersuchungsrichter und ordnen etwaige Kompetenzkonflikte zwischen den Untergerichten. Das Militärbezirksgericht, an dessen Stelle im Kriegsfalle bei den Truppenkörpern Feldgerichte gebildet werden, ist zusammengesetzt aus einem Divisionskommandeur als Vorstand, einem Oberauditeur als Direktor, aus der erforderlichen Anzahl von Offizieren und Auditeuren als Richter. Die zum Richteramt berufenen Offiziere werden immer auf die Dauer eines Jahres bestimmt. Das Militärobergericht endlich fällt Entscheidung über eingereichte Nichtigkeitsbeschwerden und Gesuche um Wiederaufnahme des Strafverfahrens und prüft die gefällten Todesurteile. Es führt die Bezeichnung Generalauditoriat. Ein General ist Präsident, der Generalauditeur Direktor, Auditeure sitzen auf der Richterbank. Bei Publikation des Standrechts für einen bestimmten Ort und eine gewisse Zeit werden als außerordentliche Strafgerichte sogenannte Militärstandgerichte gebildet.

Die Verhandlungen der militärischen Gerichtshöfe werden im allgemeinen öffentlich geführt, der Wahrspruch wird bei den Bezirks- und Feldgerichten durch Militärgeschworene gefällt. Nur in einzelnen bestimmten Fällen urteilt das Gericht ohne Zuziehung von Geschworenen. Als solche werden nach einer am Sitze des Bezirksgerichts aufgestellten Urliste die bei der Fahne befindlichen Offiziere und Unteroffiziere, letztere soweit sie nicht das Leumundszeugnis mittelmäßig haben, und die körperlich und geistig rüstigen pensionierten Offiziere einberufen. Die Offiziere des Kriegsministeriums, die Mitglieder der Militärgerichte, die Angehörigen des Gendarmeriekorps und der durch die That des Angeklagten Verletzte, wie solche Personen, die in irgend einer Weise bei der Voruntersuchung mitgewirkt haben, können nicht Geschworene sein. Die Zusammensetzung des Gerichtshofes und die Zahl der Geschworenen ist nach der Schwere des Falles verschieden. Im allgemeinen führen die Auditeure die strafrechtlichen Voruntersuchungen als Militäruntersuchungsrichter, bei den Verhandlungen tritt ein Auditeur als Staatsanwalt für die Anklage ein, und der Beschuldigte hat das Recht, sich einen Verteidiger zu wählen, oder es wird ihm ein solcher von Amts wegen

zugeteilt. Als Verteidiger können bei gemeinen Verbrechen nur Rechtsverständige, bei militärischen Vergehen auch Offiziere oder Militärbeamte eintreten. Die rechtskräftigen Urteile des Gerichts werden vom Gerichtsvorstand vollzogen, die der Militärbezirksgerichte: „Im Namen S. Majestät des Königs von Bayern.“

Mit der Bewaffnung, der Ausrüstung und allgemeinen Organisation hat man in Bayern auch den Schnitt des preußischen Waffenrockes angenommen, aber im allgemeinen die alte hellblaue Grundfarbe der Uniform und den eigenartigen Raupenhelm beibehalten. Die Generalität trägt zum hellblauen Waffenrock mit kirschrotem Kragen und Silberstickerei, und hellblauen Beinkleidern mit breiten roten Streifen einen kleinen dreieckigen Federhut; der Generalstab hellblau mit karmesin und Silberstickerei; ebenso Infanterie und Jäger hellblaue Röcke und Hosen.

Die Infanterie besteht aus 19 Regimentern. Das erste derselben führt die Bezeichnung Infanterieleibregiment, ist 1814 als Grenadiergarderegiment gebildet und hat trotz der kurzen Zeit seines Bestehens die Feldzugsjahre 1815, 1866, 1870 und 1871 in seinen Tagebüchern verzeichnet. Für dieses Regiment werden die schönsten und größten Leute des Königreichs ausgesucht. Die übrigen Regimenter werden der Nummer nach als 1. Infanterieregiment u. s. w. fortlaufend bezeichnet. Sie führen aber sämtlich außer der Nummer noch einen Namen nach dem Regimentsinhaber, oder Oberstinhaber, oder nach bayrischen Prinzen und Generalen, selbst wenn diese verstorben und nicht mehr Inhaber sind. So lautet beispielsweise die volle Bezeichnung einiger Regimenter wie folgt: 1. Infanterieregiment König; 3. Infanterieregiment Prinz Karl von Bayern; 6. Infanterieregiment Kaiser Wilhelm, König von Preußen; 9. Infanterieregiment Wrede; 15. Infanterieregiment König Albert von Sachsen; 17. Infanterieregiment Orff. Alle Regimenter haben roten Kragen, Achselklappen und Ärmelaufschläge. Die letzteren sind bei den Regimentern 1—3, 10—13 und 16 weiß gerändert. Mit Ausnahme des Leibregiments, welches weiße Litzen und Knöpfe hat und eine Krone auf den Achselklappen führt, sind die Uniformknöpfe der Infanterie gelb. Die Regimenter unterscheiden sich durch die Nummern auf den Achselklappen. Die vier Jägerbataillone, welche in Bezug auf ihren gesamten Dienst völlig in den Verband der Infanteriebrigade eingereiht sind, haben hellgrüne Kragen, Achselklappen und Aufschläge, gelbe Rockknöpfe, und hellgrüne Biese an den Beinkleidern. Sie werden einfach als 1. Jägerbataillon und so fortlaufend bezeichnet. Das Kadettenkorps ist kenntlich am hellblauen Waffenrock mit schwarzen, rotgeränderten Kragen und Aufschlägen, roten Achselklappen, weißen Litzen und Knöpfen, hellblauen rot paspelierten Hosen und dem Raupenhelm.

Der schweren Kavallerie gehört das 1. schwere Reiterregiment Prinz Karl von Bayern und das 2. schwere Reiterregiment Kronprinz Erzherzog Rudolf von Österreich an. Beide Regimenter waren bis 1879 Kürassiere und haben als solche am Feldzuge gegen Frankreich teilgenommen. Sie tragen hellblaue Waffenröcke mit roten Kragen zu dunklen Reithosen in hohen Stiefeln, und schwarze Lederhelme nach Art der Pickelhauben mit Roßhaarschweif. Die Farbe der Uniformknöpfe bildet das Unterscheidungszeichen. Sie sind beim 1. Regiment

weiß, beim andern gelb. Die beiden Ulanenregimenter, deren 1. nach dem Oberstinhaber, dem Kronprinz Friedrich Wilhelm des deutschen Reichs und von Preußen, das zweite nach dem Regimentsinhaber König genannt wird, sind in der Art der preußischen Ulanen uniformiert. Ulanka und Reithosen sind dunkelgrün; Rabatten, Aufschläge und Biesen rot; die Uniformknöpfe beim 1. Regiment gelb, beim zweiten weiß.

Statt der Husaren und Dragoner wird die leichte bayrische Reiterei aus sechs Regimentern Chevaulegers gebildet, die wie jene bewaffnet und für ihren Dienst geschult sind. Sie werden gleichfalls der Nummer nach gerufen und führen außerdem sämtlich die Bezeichnung nach dem Namen eines fürstlichen Inhabers. Das 6. und jüngste Regiment ist 1803 errichtet; die beiden ersten dagegen rechnen ihre Entstehung zurück bis in das Jahr 1682. Diese waren damals als Kürassierregimenter aus verschiedenen alten Kompanien formiert, hießen Haraucourt bezw. Beauvau und haben in ihren Stammlisten eine hübsche Zahl von Schlachten, Treffen und Belagerungen verzeichnet. Die „Schwalangschers“ sind dunkelgrün gekleidet, wie die Ulanen, und knöpfen wie diese Rabatten in der Farbe der Kragen über den Rock, tragen aber statt der Tschapka den Raupenhelm. Die Regimenter 1 und 2 haben dunkelrote, 3 und 6 hellrote, 4 und 5 ziegelrote Kragen, und in sich unterscheiden sich die beiden gleichen Regimenter wieder durch die Farbe der Knöpfe, die bei der niedrigen Nummer immer gelb, bei der zweiten weiß sind.

Vier Feldartillerieregimenter werden nach der fortlaufenden Nummer benannt, führen außerdem aber den Namen eines Inhabers, wie Infanterie und Kavallerie. Von ihnen sind zugleich das 1. und 4. als Divisionsartillerie, das 2. und 3. als Korpsartillerie bezeichnet und dementsprechend verschieden gegliedert. Die Divisionsregimenter zerfallen in zwei Abteilungen zu je vier Batterien; die Korpsregimenter in zwei Feldabteilungen zu je vier Batterien, und eine reitende Abteilung von drei Batterien. Die Feldartillerie ist blau mit schwarz uniformiert, wie die preußische, und trägt zum Unterschiede von dieser nur blaue Beinkleider und den Raupenhelm mit rotem Roßhaarstutz. Auch die Uniform der bayrischen Fußartillerie ist der preußischen ähnlich, doch trägt sie den charakteristischen bayrischen Helm und Hosen in der blauen Farbe des Waffenrocks. Das 1. Fußartillerieregiment Bothmer und das 2. Fußartillerieregiment sind zu einer Fußartilleriebrigade vereinigt.

Neben zwei Festungsingenieurdirektionen in Ingolstadt und Germersheim, deren Chef der jedesmalige Ingenieuroffizier vom Platz ist, bestehen zwei Ingenieurdirektionen in München und Würzburg für den gesamten Militärbaudienst im Bereiche des betreffenden Armeekorps. Die Genietruppen bestehen aus zwei Pionierbataillonen und einer Eisenbahnkompanie, deren Uniform von der preußischen gleichfalls nur in der Kopfbedeckung und der Farbe des Beinkleides abweicht. Letzteres ist bei den bayrischen Pionieren blau; als Kopfbedeckung dient der Raupenhelm. Lediglich in diesen beiden Punkten unterscheidet sich auch die Bekleidung der beiden bayrischen Trainbataillone von der preußischen Trainuniform.

Die Leibgarde der Hartschiere.

Dem fremden Besucher Münchens, welcher neugierigen Auges die weitläufigen Räume der Residenz mit ihren verschiedenartigen Schätzen durchwandert, fallen die hochgewachsenen, kriegerisch blickenden Gestalten auf, welche vor den königlichen Gemächern Wacht halten. Bekleidung, Ausrüstung und Bewaffnung dieser Männer steht wohl im allgemeinen nach Farbe und Schnitt in einem gewissen Einklange mit der Uniform der Soldaten des jetzigen bayrischen Heeres, erscheint aber anderseits wieder als etwas in sich Abgeschlossenes, ganz Eigenartiges, Besondres, als eine überkommene Tradition aus früherer Zeit.

Letzteres ist auch der Fall. Die Krieger im hellblauen Waffenrock mit silbergesticktem Kragen und dem langen bayrischen Degen am silbernen Kuppel, dem altmodischen Metallhelm mit dem weißen Roßschweife gehören der Leibgarde der Hartschiere an, einem auserwählten Korps altgedienter Soldaten. Ihnen ist die Bewachung der Zimmer des Königs anvertraut, bei festlichen Gelegenheiten, feierlichen Auffahrten und dergleichen versehen sie den Dienst bei der Person des Monarchen oder seines Stellvertreters, wachen überhaupt über die Sicherheit im Innern des Schlosses und sind außerdem bestimmt, bei ausbrechender Feuersgefahr den kostbaren Inhalt der reichen Kapelle und der Schatzkammer aus der Residenz nach der Michaeliskirche in Sicherheit zu bringen.



Die Leibgarde der Hartschiere kann auf eine lange, ruhmreiche Geschichte zurückblicken. Die heilig gehütete, schwer und kostbar gestickte Standarte hat schon in der Schlacht am weißen Berge, am 18. November 1620, den stürmenden Truppen zum Siege vorangeweht. Damals und auch später bildeten die Hartschiere eine berittene Leibwache des Fürsten, führten nacheinander die Bezeichnung als Leibgardeschützenreiter, Korbiner, Archibusiere und Leibguardi zu Roß. Am 13. April 1669 formierte Kurfürst Ferdinand Maria die Truppe neu, nannte sie Leibguardi der Hätschiere, und verlieh ihr den ersten Rang unter den Garden, deren damals noch die Trabanten und die Korbiner bestanden. Seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts war die Leibgarde der Hartschiere nur noch teilweis beritten; im Laufe der Zeit wurden ihr die kurpfälzische Leibgarde zu Pferde, ein Teil der fürstbischöflich Würzburgischen Leibgardisten, endlich ein Teil der seit 1320 bestandenen Leibgarde der Trabanten einverleibt, und seit dem Jahre 1802 bilden die Hartschiere, welche in zahlreichen

Feldzügen zweier Jahrhunderte ihre angestammten Herrscher als berittene Leibgarde schützend umgeben haben, eine Leibwache zu Fuß. Ihre jetzige Formation und Bestimmung haben sie am 7. August 1828 erhalten.

Die heutige Leibgarde der Hartschiere setzt sich zusammen aus einem hochgestellten General als Generalkapitän, aus einem Premierleutnant und einem Sekondeleutnant, welche gleichfalls Generale von der Armee sind, einem Kornet, zwei Exempten, einem Adjutanten, vier Premierbrigadiers, vier Sousbrigadiers, einem Leibfurier und zweiundachtzig Hartschieren. Der Kornet steht im Oberstenrang, die Exempten sind Stabsoffiziere, der Adjutant ein Rittmeister oder Major. Die aus dem Unteroffizierstande hervorgegangenen Brigadiers haben den Rang als Premier- beziehungsweise Sekondeleutnants und tragen auch die Offizierepauletten; Leibfurier und Hartschiere sind Unteroffiziere, welche das Offiziersportepee tragen.

Die Hartschiere ergänzen sich aus tadellos gedienten Wachtmeistern, Feldwebeln oder älteren Sergeanten der Armee. Sie sollen eigentlich hundertundfünfundsiebzig Zentimeter messen. In neuerer Zeit ist das vorgeschriebene Maß meist auf hundertunddreiundsiebzig Zentimeter verringert, immer noch eine stattliche Größe. Die Hartschiere sind auskömmlich gestellt, besser als der Durchschnitt ihrer Kameraden, welche nach zurückgelegter Dienstzeit eine Zivilanstellung finden. Sie wohnen mit Weib und Kind nach Gefallen in der Stadt, haben verhältnismäßig wenig Dienst, und dieser ist immer ein ehrenvoller, von vielen beneideter. Die Meldungen zum Übertritt in die Leibgarde laufen deshalb zahlreich ein. Die Bittsteller werden in eine Kompetentenliste eingetragen und bei entstehender Vakanz nach der Länge der Dienstzeit einberufen; die ältesten zuerst, gleichgültig ob sie sich später gemeldet haben, als andre jüngere Bewerber. Der Hartschier dient dann bis zur gänzlichen körperlichen Unfähigkeit.

Täglich beziehen zehn Hartschiere die Wache in der Residenz. In Anwesenheit des Königs und der Königinmutter erhöht sich die Zahl der Wachmannschaften auf dreizehn beziehungsweise fünfzehn Hartschiere. Von ihnen werden aber nur die Posten im Innern des Gebäudes, vor den Gemächern der hohen Herrschaften und bei den eigenen Waffen gestellt.

Der gewöhnliche tägliche Dienstanzug ist der oben beschriebene. Als Waffe führen in diesem Falle die Posten den in der Armee eingeführten Kavalleriekarabiner. Ist der König und Kriegsherr im Schloß, so sind seine Leibgarden entsprechend glänzender gekleidet. An die Stelle des langen, auf den Fuß niederfallenden Beinkleides treten hohe schwarze Reiterstiefel mit Sporen, der hellblaue Rock ist quer über die Brust mit breiten silbernen Tressen reich besetzt.

In ihrem ganzen Glanze aber zeigen sich die Hartschiere bei großen Hoffestlichkeiten. Über weißen, enganschließenden hirschledernen Beinkleidern sind Stiefel ohne Sporen von hellgrauem Leder hoch bis oberhalb des Knies hinaufgezogen; eine weiße Supraweste mit Stern verdeckt den silberbesetzten Rock, statt des Roßschweifes krönt der bayrische Löwe den blitzenden Helm, und an Stelle des modernen Feuergewehrs führen die mit Stulphandschuhen bekleideten Hände eine der mehr als zweihundert Jahre alten Hellebarden, deren Spitze kunstvoll in

Eisen ziseliert und mit dem vergoldeten Wappen des königlichen Hauses und dem Wappentiere verziert sind.

Sie machen einen prächtigen Eindruck, diese martialisch ausschauenden Recken in der reichen und geschmackvollen Galatracht, und man fühlt sich unwillkürlich zurückversetzt in die Zeit der Pracht und des Luxus, wie die Höfe des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts ihn kannten, wenn der Hartschier als Zeichen der Ehrfurcht vor einem ordengeschmückten Kavalier, oder der juwelenstrahlenden königlichen Schönheit seine altertümliche Waffe quer vor der Brust herniedersenkt oder mit der gleichen Gebärde einem Unberufenen den Eintritt in die von ihm gehüteten Gemächer versagt.

Ein Streifzug nach Benediktbeuren.

Eines Morgens in aller Frühe verlassen wir die Königstadt an der grünen Isar mit dem Bahnzuge, welcher den Reisenden an dem herrlichen westlichen Ufer des Würmsees entlang über Planegg, in dessen Nähe das wunderthätige Bild zu Maria Eich an den Marienfesten ganz München zu weltlich frohem Treiben herauslockt, über Starnberg, nach dem der See meistens genannt wird, mit dem jetzt als Sitz des Gerichts und des Rentamts verwendeten alten Schloß derer von Starenberg, über Possenhofen, dem Sommersitze des Herzogs Max in Bayern, wo die Kaiserin von Österreich und ihre erlauchte Schwester einen großen Teil ihrer Jugendzeit verlebt haben, über Feldafing und an den zahlreichen Villen reicher Münchener vorbei, die der Volksmund in ihrer Gesamtheit „Protzenhausen" bezeichnet, über Tutzing, der uralten Besitzung des Klosters Benediktbeuren, über Bernried und Seeshaupt nach Penzberg bringt.

Zwischen Bernried und Seeshaupt nimmt die Landschaft mehr und mehr den gebirgigen Charakter an; bei letzterem Orte verläßt die Bahnlinie den See und zieht sich durch Wald und Moor nach Penzberg, wo sie ihr Ende erreicht. Ein grauer Dunst lagert über dem Dorfe, in dessen Nähe große Kohlenwerke betrieben werden, aber man ist überrascht durch den Anblick der gleichsam in greifbarer Nähe neben und hinter einander emporstrebenden Berge der Alpen.

Glücklicherweise ist der Postomnibus zur Stelle und leer, der gefällige Postillon, hier in hellblau und weiß gekleidet, macht Platz an seiner Seite und auf holprigem Wege rollt der Wagen den Bergen entgegen, die zeitweilig je nach der Biegung der Straße über den Waldwipfeln in immer neuer Gestaltung und Verschiebung erscheinen.

Die Fahrt geht nicht sehr rasch von statten, aber die Schönheit der Natur und die Redseligkeit des Kutschers, der, obgleich mit seiner oberbayrischen Mundart dem Norddeutschen nicht immer verständlich, über seine Erlebnisse als Soldat in Frankreich, wie über die Abenteuer mit den „Diandln" in der Spinnstube und auf dem Tanzboden zuthunlich zu „plauschen" versteht, kürzen die Zeit. Ein bewunderndes Ah! aber ertönt von den Lippen des Fremden, als, nachdem Bichl

passiert ist, sich die bis zu einer Höhe von achtzehnhundertundvier Metern mächtig emporstrebende Benediktenwand zuerst seinem erstaunten Blicke darbietet. Die Oktobersonne brennt warm und hat den größten Teil des vor wenig Tagen gefallenen Schnees von den Bergen wieder hinweggeschmolzen; nur von den fernen Spitzen des Hochgebirges und einzelnen Stellen der dunkeln Wand blitzt und funkelt er im Sonnenschein herab, weiß und glänzend wie Edelgestein, die Schönheit der Landschaft noch steigernd und vervielfältigend. Am nordwestlichen Fuße der Benediktenwand, von deren Gipfel man einen großartigen Überblick nach Süden genießt auf den tiefliegenden Spiegel des Walchensees, über die wilden, ausgezackten Gipfel des Karwändelgebirges und die Berge um Hinter-Riß hinweg bis zu den Spitzen der Zentralalpen, liegt der kleine Ort Benediktbeuren, und eine knappe Viertelstunde Weges davon entfernt das Kloster gleichen Namens.

Dorthin wenden wir unsere Schritte.

Das Kloster ist sehr alt; man sagt, daß es von den fleißigen, Ackerbau und Viehzucht treibenden Mönchen, nach deren Ordensnamen es die Bezeichnung erhielt, schon um das Jahr 740 gegründet worden ist. Benediktbeuren ist einer der hauptsächlichsten Mittelpunkte gewesen, von dem aus das Christentum und die christliche Religion auf der wüsten bayrischen Hochebene Verbreitung gefunden haben. Das Kloster, das sich im Mittelalter zu großer Bedeutung aufgeschwungen hatte, wurde mit vielen andern 1803 säkularisiert. Die Baulichkeiten, aus denen Glanz und Reichtum nun verschwanden, wurden dem bekannten Optiker v. Utzschneider verkauft, welcher dort große Glasschleifereien anlegte, später aber vom Staate erworben, der sie für seine Zwecke ausnutzte.

Der wohlerhaltene, weitläufige Häuserkomplex des früheren Klosters ist im Viereck um einen ausgedehnten Mittelhof herumgebaut. Die im romanischen Stile aufgeführte, geräumige und reich verzierte Klosterkirche nimmt die eine Seite des Vierecks ein. Sie dient jetzt als Pfarrkirche des Sprengels. In den Gebäuden der gegenüberliegenden Seite befindet sich eine „ärarische“ Brauerei, und die beiden übrig bleibenden Flügel sind dem Kriegsministerium überwiesen. In dem einen leben die Invaliden des bayrischen Heeres; den andern bevölkert ein Remontedepot.

Beginnen wir mit dem letzteren.

Das Bestreben der bayrischen Militärverwaltung, für einen ausreichenden, brauchbaren Ersatz an Soldatenpferden zu sorgen, hat schon im Anfang dieses Jahrhunderts zum Ankauf eines Gestüts in Polen, zur Bildung eines Armeegestüts und zur Einrichtung von Militärfohlenhöfen geführt. Diese Organisationen haben verschiedene Veränderungen erlitten, bis im Jahre 1872 nach dem engern Anschlusse an preußische bewährte Heereseinrichtungen auch für die bayrische Armee Remontedepots errichtet und deren Administration später der Remonteinspektion unterstellt wurde.

Die meisten jungen Soldatenpferde für die bayrische Armee werden in Ostpreußen, und nur ein Bruchteil an Artillerieremonten — aber nicht die schlechtesten, wie man mit berechtigtem Stolze behauptet — im Lande angekauft. Sie

sind dann durchschnittlich dreieinhalbes Jahr alt. Doch befanden sich unter den etwa tausend Remonten des Jahres 1883 immerhin hundertundeinundachtzig volljährige für die Artillerie und die Equitationsanstalt. Als Durchschnittspreise für die letzteren wurden und zwar: für ein Reitpferd der Artillerie achthundert Mark, für ein Zugpferd tausendundachtundzwanzig Mark, für ein Reitpferd der Equitation elfhundert Mark bezahlt. Im Interesse der bayrischen Pferdezucht kauft die Ankaufskommission auch im Lande gestellte Dreijährige zu ansehnlichen Preisen, gibt für ein Reitpferd achthundert, für ein Zugpferd neunhundert Mark, und überläßt auch brauchbare Zuchtstuten an Mitglieder bestehender Remontezuchtbezirke bedeutend unter dem Ankaufspreise.

Die dreieinhalbjährigen Tiere kommen zunächst nach einem der Remontedepots zu Steingaden, Schwaiganger, Fürstenfeld, Schleißheim oder Benediktbeuren, wo sie während eines anderthalbjährigen Aufenthalts zu kräftigen, dauerhaften Tieren herausgefuttert werden sollen.

Das Remontedepot zu Benediktbeuren umfaßt mit den dazu gehörigen Gütern Häusern, Straßberg und Wall ein Areal von 2671 Hektaren. Diese bedeutende Grundfläche ermöglicht einen vollständigen landwirtschaftlichen Betrieb, für den außer den Ackerpferden einundvierzig Zugochsen und vierzehn Kühe gehalten werden. Die Bergwiesen liefern kräftiges, würziges Heu in solcher Menge, daß von diesem Futter nichts für die im Depot befindlichen hundertundachtundfünfzig Remonten zugekauft zu werden braucht. Im Gegenteil stapeln die Nebengüter zuweilen Heu auf, und die Pferde werden dann aus dem eigentlichen Depot eine Zeitlang hinübergeschickt. Dieses letztere befindet sich mit der Ökonomiewirtschaft zusammen in den geräumigen, gewölbten Stallungen eines dicht an die Gebäude des Klosters grenzenden zweiten Hofes. Je fünfzehn bis zwanzig Pferde teilen einen Stall. In diesem laufen sie frei umher, werden aber zu besserer Bewegung stundenweis auf die vor den Ställen befindlichen Laufhöfe hinausgelassen und tummeln sich dort nach Herzenslust.

Um die Tiere nach und nach an das Hartfutter zu gewöhnen, teilt man die Zeit ihrer Anwesenheit im Depot in drei Perioden, in denen die Haferration sich steigert und die Menge des gebotenen Heus in demselben Maße abnimmt. Die erstere beträgt in diesen drei Abschnitten vier Pfund, fünf Pfund und endlich sechs Pfund Hafer täglich, die Heuration in absteigender Linie dreizehn Pfund, zwölf Pfund und elf Pfund.

Die unteren Bediensteten des Depots werden, soweit sie nicht etwa verheiratet sind, kasernementsmäßig verpflegt. Zwischen je zwei Pferdeställen liegen die Schlafstellen zweier Wärter, zur Reserve entlassene Kavalleristen. Ein ausgedienter alter Kavallerieunteroffizier bildet den Futtermeister und setzt seine höchste Ehre darein, daß seine vierbeinigen Pflegebefohlenen, welche im April oder Mai ankommen, im Juli des nächsten Jahres auch hübsch rund und blank und glatt aussehen. Zu diesem Zeitpunkte erscheint nämlich der Herr Remonteinspekteur, um nach dem Rechten zu sehen, und um die Tiere, welche sich genügend entwickelt haben, für die verschiedenen Truppenteile auszulosen, erscheinen Remontekommandos zur Abführung der Pferde nach den Regimentern.

Hier im Reiche der Vierfüßler, welche für spätere Gebrauchsfähigkeit sorgsam gehegt und gepflegt werden, herrscht Leben, Treiben und Bewegung. Anders verhält es sich drüben bei den alten Soldaten, welche auf eine lange ehrenvolle Laufbahn zurückblicken und mit dem Leben abgeschlossen haben. Dort atmet alles Ruhe, Stille, Beschaulichkeit.

Am 28. Mai 1818 ist für die aus den Garnisonkompanien oder unmittelbar aus der Linie hervorgehenden „Realinvaliden, denen hohes Alter, schwere Wunden oder sonstige bedeutende Gebrechen den Erwerb ihres Lebensunterhaltes unmöglich machen und welche gesetzlichen Anspruch auf militärische Versorgung haben“, das Invalidenhaus in Fürstenfeld gegründet. Später verblieben nur die Ledigen und Witwer in diesem Orte, während die verheirateten Invaliden sämtlich in der Veteranenanstalt zu Donauwörth Aufnahme fanden. Unter dem 25. Juni 1868 endlich sind diese beiden Anstalten zum „königlich bayrischen Invalidenhause“ vereinigt und nach Benediktbeuren verlegt. Die Mehrzahl der neunundvierzig Verheirateten und zwanzig Ledigen, die dort leben, bedarf thatsächlich körperlicher Pflege und Wartung. Dafür, und für eine behagliche sorgenfreie Existenz überhaupt ist in Benediktbeuren in umfassender Weise Sorge getragen.

Jedem Verheirateten ist für sich und seine Familie eine hübsche Wohnung von zwei geräumigen Zimmern, ebenso ein kleiner Garten überwiesen, in dem er Zugemüse und Zierpflanzen bauen kann. Er erhält seine Löhnung und Geld zur Selbstverpflegung, und seine einzige Sorge besteht darin, für den Sohn zu dessen dreizehnten, für die Tochter zum fünfzehnten Lebensjahre eine passende Unterkunft zu finden, denn in dem angegebenen Alter müssen die Kinder die Anstalt verlassen.

Die Unverheirateten wohnen gemeinschaftlich in hohen, luftigen Kasernenzimmern, von denen manche, wie namentlich der Betsaal der Protestanten und der prächtige, säulengetragene Raum der früheren Klosterbibliothek, welcher als Eßsaal dient, mit ihrem reichen Schmuck an Stuckornamenten und Wandmalereien an vergangene Herrlichkeit gemahnen. Sie erhalten völlig freie Station und monatlich vier Mark „Taschengeld.“ Ein gemeinschaftlicher Garten dient ihnen zur Erholung.

Ein Kommandant und zwei Aufsichtsoffiziere, in der Regel selbst invalid oder halbinvalid, halten die Ordnung aufrecht. Diese Aufgabe wird so schwer nicht sein bei den alten Männern, ihren Untergebenen, die ohne jede persönliche Beschränkung leben, und nur, soweit sie unverheiratet sind, die drei Mahlzeiten einhalten müssen, bei denen mittags ein halbes Literglas voll Bier nicht fehlt.

Als Uniform dient ein über der hellblauen Weste offen getragener bequemer, gleichfalls hellblauer Rock ohne Achselklappen mit zwei Reihen metallener Knöpfe. Einzelne Invaliden werden abkommandiert als Aufseher der Walhalla bei Regensburg, früher auch der Bavaria. Sonst haben sie keinerlei Dienst irgend welcher Art, und freiwillige Hilfsarbeiten werden ihnen entsprechend bezahlt.

Dies Otium cum dignitate ist den Veteranen von Herzen zu gönnen, die ihrer Zeit Blut und Leben sonder Zagen für König und Vaterland eingesetzt

haben. Daß es ihnen bekömmt, beweisen die schlohweißen Haare, die mancher von ihnen mit Ehren trägt. Auch das Interesse für die Begebenheiten draußen im Lande und die geschichtlichen Ereignisse, die sich über dessen Grenzen hinaus zutragen, sind bei den Bewohnern des Invalidenhauses trotz des abgeschiedenen, und dem Getriebe der Welt entrückten Lebens rege genug. Viele von den „alten Herren" sind im Herrenstübchen des einfach ländlichen Gasthofes „Zur Post" regelmäßige und angesehene Gäste, die beim Schoppen eifrig den „Münchener Boten" studieren.

„Mit Verlaub," redet dort der Invalide den Fremden an, nachdem er bescheiden gegrüßt, die große Hornbrille über der Nase zurechtgerückt und behäbig eine Prise genommen hat: „Ich muß doch mal schauen, was der König von Spanien macht."

Der Gast schiebt das erbetene Zeitungsblatt über den Tisch und meint: „Der ist glücklich wieder in seinem Lande angekommen."

„Das weiß i wohl", antwortet ganz pikiert jener. Er ist durchaus auf dem Laufenden und will sich jetzt die allerneusten Nachrichten holen, denn für einen, dessen eigenstes Element zur Jugendzeit Kampf und Streit war, hat es in alten Tagen etwas unendlich Behagliches, vom bequemen Platze hinter dem Ofen aus zu verfolgen:

Wenn hinten weit in der Türkei
Die Völker aufeinander schlagen.



Schluß.

Das deutsche Heer bildet den sichern, zuverlässigen Hort des Vaterlandes gegen äußere und innere Feinde, und ist mit dem gesamten Volksleben auf das innigste verwachsen. Die Armee nimmt keine Sonderstellung in der bürgerlichen Gesellschaft ein, sondern geht vielmehr nach dem Wesen der allgemeinen Wehrpflicht so recht eigentlich aus den breiten Schichten der Bevölkerung hervor, und gebiert sich im regelmäßigen Kreislauf der Dinge bei Entlassung der Reserven und Einstellung der Rekruten gleichsam jährlich aufs neue, um wieder und wieder die jungen Männer für den Beruf des Vaterlandsverteidigers zu schulen.

Die damit verbundene Thätigkeit setzt eine rastlose, unermüdliche Arbeit voraus und das geflügelte Wort: Stillstand ist Rückschritt kann auf keine Verhältnisse treffender angewendet werden, als auf das Leben und Treiben innerhalb des Heeres. Immer von neuem beginnen die den feststehenden Rahmen der Armee bildenden Berufssoldaten, die Offiziere und Unteroffiziere, unter großen körperlichen und geistigen Anstrengungen ihres schwierigen Amtes zu walten, scheuen nicht zurück vor einer peinlich gewissenhaften, Tag und Nacht in Anspruch nehmenden Ausübung des anscheinend so geistlosen Einerlei im täglichen Dienste und ein großer Bruchteil namentlich der Offiziere weiß sich dabei noch die Zeit abzumüßigen, um in ernsten Studien sich auf die Rolle des höheren Truppenbefehlshabers vorzubereiten. Denn wenn auch im deutschen Heere nicht jeder Soldat nach dem hyperbolischen französischen Ausspruche den Marschallsstab im Tornister mit sich führt, so steht ihm der Weg zu den höchsten Ehrenstellen doch offen, sobald er den unerläßlichen Vorbedingungen genügt, und das wäre ein schlechter Offizier, der nicht vom ersten Tage seiner Ernennung ab mit voller Thatkraft dem einen Ziele zusteuerte, im Laufe der Zeit auch die großen Epauletten des Generals zu tragen.

Doch wozu dieses Übermaß von täglicher, stündlicher Arbeit? möchte ein Außenstehender fragen, und in der That ist ja die Friedensthätigkeit des deutschen Heeres als überflüssig und pedantisch, als Gamaschendienst und geisttötend bis in die neueste Zeit oft genug mit herbem Tadel überschüttet worden. Eine absprechende Kritik ist billig und kann um so leichter selbst von unberufener und unverständiger Seite geübt werden, wenn der höhnische Tadler nicht vor die Aufgabe gestellt wird, etwas Besseres an die Stelle des Geschmähten zu setzen, sondern sich damit begnügen darf, vom hohen Pferde herab das Bestehende zu geißeln. Bedauerlicherweise ist aber die Kenntnis von dem innern Wesen des

Heeres selbst im Lande der allgemeinen Wehrpflicht noch immer der Nation keineswegs in Fleisch und Blut übergegangen, und wenn nach der siegreichen Heimkehr aus blutigen Kriegen auch ausnahmslos das gesamte deutsche Volk den tapfern Soldaten zugejauchzt hat, so finden neuerdings doch, wie in früherer Zeit, die gegen die Armee gerichteten Angriffe wieder willigeres Gehör. Neben boshaften und neidischen Menschen, die dem Offizierkorps sein glänzendes Ehrenkleid und die bevorzugte gesellschaftliche Stellung mißgönnen, und aus diesem Gefühle heraus in Wort und Schrift gegen dessen Haltung und Gebaren eifern, gibt es eine ganze Zahl ehrlicher Politiker, welche an dem Bestand der Armee lediglich aus dem Grunde rütteln, um dem Lande die schwere Rüstung zu erleichtern. Vor allen Dingen aber sind das feste Gefüge unsers heutigen Heerwesens, die königstreue Gesinnung der Offiziere, der unbedingte Gehorsam der Truppen den Umsturzplänen gewisser Parteien im Wege, und von dieser Seite wird jede sich darbietende Gelegenheit ergriffen, um die bewährten Einrichtungen des vaterländischen Heeres zu verdächtigen und in den Staub zu ziehen.

Der Patriot weiß, was er von den gegen die Armee gerichteten Angriffen zu halten hat, und glücklicherweise prallen von deren innerer Haltung alle Versuche, Zwietracht in die eignen Reihen zu tragen, erfolglos ab. Im Vollbewußtsein des eignen Werts setzt das deutsche Heer den auf die Lockerung der Mannszucht gerichteten Bestrebungen vaterlandsfeindlicher Parteimänner das Schweigen der Verachtung entgegen und findet eine stolze Befriedigung in rückhaltloser Hingabe an die Befehle des Kriegsherrn. Bei der oft ermüdenden Arbeit aber spornt zum höchsten Streben ein einziges magisches Wort: der Krieg.

Um nach seinen Kräften alles Mögliche dazu beizutragen, daß die Truppe im besten Sinne des Wortes kriegsbrauchbar wird, steht der Leutnant von früh morgens bis abends spät in Schnee und Regen, bei Frost und Kälte, unter den glühenden Strahlen der Sonne auf dem Exerzierplatze oder in der Reitbahn, läßt exerzieren, Freiübungen machen, Wendungen und Gewehrgriffe ausführen, voltigieren, fechten und schwimmen. Das sind für den einzelnen Soldaten bloße mechanische Fertigkeiten, deren Aneignung ihm manche saure Stunde und manchen Tropfen Schweiß kosten mag. Die auf diese Art erzielte körperliche Entwickelung kommt indes später dem Manne bei jedem bürgerlichen Berufe zugute. zugleich aber werden die Kräfte desselben gestählt für die Anforderungen des Krieges, und für die Allgemeinheit haben diese Übungen den ungeheuren Nutzen, als Grundlage für die Mannszucht im Heere zu dienen. Der Offizier weiß sehr wohl, daß nur durch die Gewöhnung an unbedingte Folgsamkeit in allen diesen an und für sich noch so kleinlichen Dingen überhaupt die Möglichkeit geboten ist, die große Masse der Armee auch in schwierigen Lagen gehorsam zu finden, und aus diesem Grunde, nicht der Sache selbst willen, wird über den vielfachen Äußerlichkeiten des soldatischen Lebens im Frieden so ängstlich gewacht.

Nach vielerprobten praktischen Grundsätzen wird diese kleine Schule in einer Weise betrieben, um alle Muskeln und Sehnen des Soldaten, dessen Körperbildung nicht selten schon vor seiner Einstellung in bedenklicher Weise gelitten hat, gleichmäßig und in möglichst ausgedehntem Maße zu stärken und zu entwickeln.

Dabei ist aber das unausgesetzte Bestreben darauf gerichtet, ihn während seiner Dienstzeit und über das unmittelbar Notwendige hinaus auch geistig zu heben.

Der heutige Soldat soll wohl in Reih und Glied auf das kurze Kommandowort des Führers ohne Besinnen die befohlene Handlung ausführen, und in dieser Beziehung gleich dem einzelnen Schräubchen einer Maschine dazu beitragen, daß das gesamte Räderwerk ineinander greift, aber die Bedeutung des einzelnen Mannes geht weit über dieses Gleichnis hinaus. Denn wenn man die Schraube vom kunstvollen Ganzen loslöst, so bleibt sie nichts als ein Stückchen Holz oder Eisen und auch der Gang der Maschine ist gestört. Anders beim Soldaten. Scheint er als Persönlichkeit auch oft in der Masse unterzugehen und macht bisweilen lediglich als willenlose Schraube den genau vorgezeichneten Weg, so muß er doch oft genug und nicht selten gerade unter den erschwerendsten Umständen selbständig denken und im Sinne des Ganzen handeln. Deshalb wird der Soldat auf dem Scheibenstande nicht allein mit der Handhabung der Waffe vertraut gemacht, sondern lernt in der Instruktionsstunde ihre Konstruktion und die Mittel kennen, sie am erfolgreichsten im Gefecht auszunutzen; deshalb baut man auf den starren Regeln des Wachtdienstes weiter, um in lehrreichen Übungen dem Manne das innere Wesen des Felddienstes verständlich zu machen, ihn von der Wichtigkeit zu überzeugen, die er als Posten oder Patrouillenführer für die Allgemeinheit erlangt; deshalb geht die ganze Ausbildung davon aus, dem Manne erst den unbedingten pünktlichen Gehorsam zur zweiten Natur zu machen, aber zugleich ihn darüber aufzuklären, warum ein Ding gerade so gemacht werden soll, wie das verlangt wird, und nicht anders. Die Geisteskräfte des Mannes werden angeregt, sein Nachdenken geweckt, mit der körperlichen Erstarkung und dem in der Kompanieschule erlangten höheren Bildungsgrade auch die Willenskraft, das Selbstbewußtsein, das Gefühl für die eigne Menschenwürde gestählt. Schließlich wird von allen Soldaten die gleiche Leistung gefordert, aber die Wege sind sehr verschieden, um zu erreichen, daß in Not und Gefahr jeder einzelne die höchste körperliche und geistige Anstrengung für das Ganze einsetzt. Die Friedensausbildung darf nicht alle ihr anvertrauten Schüler über einen Kamm scheren, sondern muß mit vorsichtiger, aber fester Hand die Persönlichkeit der Untergebenen nach ihrer Eigenart zu schönster Entfaltung zu bringen suchen. Der Vorgesetzte muß individualisieren, ohne dabei allerdings zu vergessen, daß die Leistungen der Truppe von der strengen Unterordnung aller unter die gegebenen Befehle, von dem innigen Zusammenwirken der einzelnen für den gemeinsamen Zweck abhängig bleiben, wie ja auch der Wohlklang der herrlichsten Melodien leidet, wenn ein einzelnes Instrument aus dem wohlbesetzten Orchester vorklingt.

Und die Lehrer in dieser Friedensschule?

Der deutsche Offizier erfüllt die Anforderungen, die der sogenannte kleine Dienst an ihn stellt, Anforderungen, die in ihrer ununterbrochenen Aneinanderreihung die volle Kraft eines arbeitgewöhnten Mannes jahraus jahrein in Anspruch nehmen, mit einer ungewöhnlichen Aufopferung und Pflichttreue. Er erkennt die zahlreichen Obliegenheiten auf dem Exerzierplatze und im Schießstande, beim Wachtdienst und der Parade als das vornehmlichste Mittel zum Zweck, und

unermüdet setzt er diese Mittel ein in Verfolgung der höchsten Ziele. Wohl mag in früherer Zeit während eines fünfzigjährigen, erschlaffenden Friedens mancher Offizier im ewigen Einerlei des Garnisondienstes vor der Zeit alt und bequem geworden, und die geistig anregende, schaffende Thätigkeit in der Armee, wenn nicht erstorben, so doch auf ein verhältnismäßig geringes Maß beschränkt gewesen sein. Die großen Kriege aber, die im Laufe von wenig Jahren das deutsche Heer vor bedeutende Aufgaben stellten, haben einen großen Umschwung in dieser Beziehung hervorgebracht. Arbeit, geistige und körperliche Arbeit, heißt das Losungswort für den Einzelnen, wie für die Gemeinschaft.

Als erste Bedingung für eine erfolgreiche Thätigkeit auf dem Gebiete der Erziehung kann man mit vollem Rechte verlangen, daß der Lehrer den Lehrstoff völlig beherrscht. Es mag dem neuernannten Leutnant oft schwer genug werden, im Lehren noch zu lernen, seine Kenntnisse noch zu erweitern und auch in allen körperlichen Geschicklichkeiten sich als Vorbild für die Mannschaften zu erweisen. Doch wenn er erlahmen will, so hält ihn neben der Energie des eignen Willens das Bewußtsein aufrecht, daß hundert Augen auf ihn gerichtet sind. Er thut deshalb sein Bestes, um im Frieden zu belehren und zu erziehen, im Kriege seine Soldaten zum Siege zu führen.

„Wenn Leutnant voran läuft, muß man mitlaufen," antwortete jener bei dem Sturm auf eine Batterie verwundete Soldat auf die seiner Tapferkeit gespendeten Lobsprüche. Wie er denken Tausende, denkt das ganze Heer. Daß sie alle ihrem Offizier bis in den Tod folgen, gereicht ihnen zum hohen Ruhme. Aber das Offizierkorps kann aus dieser Thatsache auch den schönsten Lohn schöpfen für seine langjährige mühevolle Friedensthätigkeit, und ihm erwächst daraus zugleich die stillschweigende Anerkennung, daß die Truppe gewohnt ist, ihre Offiziere immer, vor allem aber in der Stunde der Gefahr, an der Spitze zu sehen. In den Reihen französischer Armeen soll man zuweilen während des Gefechts den Zuruf hören: En avant les épaulettes! Voran die Epaulettenträger! Das deutsche Heer ist so wohl diszipliniert, daß derartige Ausschreitungen überhaupt in den Bereich der Unmöglichkeit gehören, aber die Achtung vor der makellosen Ehrenhaftigkeit des ganzen Standes ist bei uns zugleich so groß, daß weder innerhalb noch außerhalb der Armee überhaupt der Verdacht gefaßt werden kann, als ob ein deutscher Offizier in der Stunde der Gefahr nicht voll und ganz seinen Posten ausfüllen würde.

Um seine Truppe gehörig für den Krieg, und sich selbst zu einem geschickten Führer derselben heranzubilden, macht der Offizier sich mit den zahlreichen Erfindungen auf dem Gebiete der Technik und Mechanik bekannt, die zum großen Teile ja auch der Bewaffnung der Heere dienstbar gemacht sind, studiert die ballistischen Verhältnisse des Gewehrs, die Rasanz seiner Schußweite, die Durchschlagskraft seines Geschosses, vervollständigt im engen Anschluß an die Praxis des Dienstes seine Kenntnisse über das Äußere des Pferdes, über dessen Gang und Dressur, über die Reitkunst, treibt Taktik und Waffenlehre, darf überhaupt über der anstrengenden Tagesarbeit seine geistige Fortbildung im ureigensten Interesse nicht vernachlässigen.

Diese letztere ist von oben herab der Gegenstand großer Aufmerksamkeit. Sie wird gefördert durch Felddienstaufgaben, die im Terrain gelöst und nachher auf dem Papier beschrieben werden, durch Vorträge im Kreise des Offizierkorps, durch das Kriegsspiel. So sind nicht nur die Mannschaften während ihrer kurzen Dienstzeit vollauf körperlich und geistig beschäftigt, sondern auch die Offiziere finden neben der Erfüllung ihrer Lehrerpflichten Arbeit genug, um sich nur ihrem Berufe gewachsen zu zeigen. Aber ein großer Teil erstrebt höheres. Obgleich die Räume der Kriegsakademie vor wenigen Jahren erweitert worden sind, so müssen doch alljährlich noch viele Offiziere von deren Besuche zurückgewiesen werden, wenn sie auch die nötigen Vorkenntnisse in der vorhergehenden Prüfung dargethan haben. Nicht alle auch, denen es geglückt ist, den Kursus in der Kriegsakademie durchzumachen, können wirklich in Stellen des Generalstabes einrangiert werden, weil die Vakanzen fehlen. Sie tragen aber, ebenso wie die Offiziere, welche auf den zahlreichen andern Militärbildungsanstalten kommandiert gewesen sind, das Erlernte zurück in die Regimenter und sorgen für dessen weitere Verbreitung.

Wie alle Friedensarbeiten, wenn sie richtig gehandhabt werden, auf eine Vorbereitung für den Krieg hinauslaufen, so dauert auch das Lernen und Üben bis in die höchsten Stellungen der Armee fort. Nicht nur, daß jeder höhere Offizier die Fachlitteratur verfolgt und auf dem Laufenden bleibt über neue Erfindungen und Erscheinungen auf militärischem Gebiete, sondern bis hinauf zum kommandierenden General werden ihm in den Herbstmanövern ganz bestimmte Aufgaben gestellt, deren Lösung geistige Vorarbeit, klaren Blick, raschen Entschluß, große Übersicht über zahlreiche Verhältnisse fordert.

Das größte Maß geistiger Arbeit in der Armee fließt beim Generalstabe zusammen. Aus seinen Reihen gehen der Mehrzahl nach die Militärschriftsteller hervor, wenn auch Offiziere in allen möglichen andern Dienststellungen zeitweise das Schwert bei Seite legen und mit der des Schreibens nicht immer überkundigen Hand zur Feder greifen, um ihre Erfahrungen für die Kameraden und die Gesamtheit nutzbar zu machen. Die letzten zwanzig Jahre haben eine große Militärlitteratur gezeitigt. Werke, wie das den deutsch-französischen Krieg von 1870/71 behandelnde des großen Generalstabes, werden nach bedeutenden Feldzügen wohl in jeder Armee zu Tage gefördert, wenn auch nicht jedem solche Unparteilichkeit und damit ein so großer geschichtlicher Wert, innewohnen mag, wie gerade dem unsrigen. Viele andere militärische Bücher dienen gleichfalls der Beschreibung der letzten großen Kriege, oder behandeln Episoden aus denselben. An die Erzählung von Thatsachen knüpfen sich in den meisten Fällen Betrachtungen und Folgerungen, die unter Umständen das Studium der Kriegsgeschichte erst nutzbringend gestalten. Andere Bücher und Flugschriften wieder sind dem schaffenden Geiste der Verfasser entsprungen. Sie berühren das ganze weite Gebiet der Militärwissenschaften und rufen im Verein mit zahlreichen in periodischen Blättern erscheinenden Abhandlungen über Organisation, Bewaffnung, Ausrüstung und Ausbildung des Heeres eine lebhafte und anregende Debatte hervor.

Der große Generalstab stellt alle Nachrichten über fremde Armeen zusammen, hält die das deutsche Heer betreffenden Angelegenheiten auf dem Laufenden,

bereitet die kriegerische Verwendung desselben vor und sorgt für die Fortbildung der Generalstabsoffiziere. Diese letzteren sind zum großen Teile bei den Stäben der Armeekorps und Divisionen verteilt und sollen den Generalen als Gehilfen dienen, derart, daß der Kommandeur den Befehl zu einer Maßregel oder einer Truppenbewegung gibt, und der Generalstabsoffizier dann die Einzelheiten der Ausführung im Sinne des Befehlshabers regelt. Dazu gehört neben klarem Verständnis für die Sachlage ein nicht geringes Maß von Vorbildung, thatsächlichem Wissen und folgerichtigem Denken.

Welcher Befehl könnte wohl einfacher lauten, als die vom General getroffene Anordnung, daß seine Division, welche in der Stärke von etwa fünfzehntausend Mann Infanterie, Kavallerie und Artillerie mit den nötigen Trains auf einer Straße marschiert und auf dieser etwa eine Längenausdehnung von acht Kilometer einnimmt, — daß diese Division Marschquartiere beziehen soll. Der ausführende Generalstabsoffizier hat trotzdem manches zu überlegen und zu erwägen. Wo ist ein passender Abschnitt für die Vorposten? Wohin das Divisionshauptquartier? Wie sind die Truppen auf die Dörfer zu verteilen, damit alle möglichst die gleichen Bequemlichkeiten genießen und gleiche Marschweiten haben? Wie ist die Verpflegung zu regeln? Wie ist über die Trains zu verfügen? Was wird morgen?

Das sind nur einzelne der zahlreichen Fragen, die sich dem Generalstabsoffizier aufdrängen, die er in kürzester Frist sich selbst beantworten, und in der Form des Befehls kurz und bündig den Truppen mitteilen muß. Übung macht den Meister. Übung in der Lösung von Aufgaben, die nur auf dem Papier durchgeführt werden, Übung bei den Manövern und Felddienstaufgaben befähigen den Generalstabsoffizier zu seiner Stellung. Der dabei ganz von selbst gewonnene weitere Blick eröffnet ihm außerdem eine glänzende und bevorzugte Laufbahn. Der Dienst des Generalstabs ist die natürliche Schule für den künftigen Feldherrn.

Jedwede Art der Friedensarbeit von den großartigen Kaisermanövern herab bis zu der Zielübung der Rekruten, von der glänzenden Parade bis zum schmutzigen Stalldienst der Reiterei ist lediglich darauf berechnet, die Truppe für ihre Thätigkeit im Kriege, und die Vorgesetzten, jeden an seiner Stelle, zu deren Führung heranzubilden. Es bleibt der Heeresleitung aber noch übrig, Vorsorge zu treffen, daß die in zahlreichen Garnisonen zerstreuten Abteilungen gegebenen Falls pünktlich und rasch auf den Kriegsfuß gesetzt werden können, die nötigen Verstärkungsmannschaften rechtzeitig erhalten und in den Stand gesetzt werden, ihre Leute zu bewaffnen, auszurüsten und zu verpflegen, und daß die mobilisierte Armee sich in möglichst kurzer Zeit geordnet in der Nähe des Kriegsschauplatzes, an der bedrohten Grenze versammelt.

Das geschieht durch den Mobilmachungsplan. Die Einzelheiten desselben werden selbstverständlich mit einem strengen Geheimnis umgeben, im allgemeinen aber umfaßt der Mobilmachungsplan alle die vorbereitenden Maßregeln, welche die Mobilisierung der Armee und ihren strategischen Aufmarsch betreffen. Er erstreckt sich mit seinen einzelnen Fäden bis auf den einzelnen Mann, auf jedes im Lande vorhandene kriegsbrauchbare Pferd, und regelt im voraus die ganze Thätigkeit der Eisenbahnen. Aus der Kleinheit der Verhältnisse, bis zu denen er

hinabgreift, und aus ihrer Veränderlichkeit geht schon hervor, daß der Mobilmachungsplan kein für alle Zeit, oder nur für längere Dauer abgeschlossenes Werk sein kann. Die mit seiner Aufstellung verbundenen, in die größten Einzelheiten eingehenden, zahlreichen, peinlich genauen und zeitraubenden Arbeiten müssen sich der Natur der Sache nach vielmehr in verhältnismäßig kurzen Zeitabschnitten wiederholen. Der Rahmen, die in ihrer Gesamtheit einem genialen Kopfe entsprungenen Grundsätze des Mobilmachungsplanes stehen fest, alljährlich aber besorgt eine große Anzahl fleißiger Hände den inneren Ausbau.

In diesen fleißigen Händen liegt eine Stärke des deutschen Heeres. Aus jedem Volke, aus jeder Armee können und werden von Zeit zu Zeit Persönlichkeiten von besondrer Geistesbegabung, von hervorragenden Talenten, von Thatkraft und Willensstärke hervorgehen; wenn auch mit Freuden anerkannt werden soll, daß das deutsche Reich in dieser Beziehung gleichfalls augenblicklich einen großen Vorzug genießt. Die konsequente, gewissermaßen selbstverständliche Pflichterfüllung aber, eine Pflichterfüllung, die das Kleine nicht verschmäht über dem Blick auf das Große, und den Wert des Großen nicht vergißt über der Sorge um das Kleine, ist dem deutschen Heere eigentümlich. Ja, noch mehr, sie ist in dem Grade in andern Armeen unbekannt. Diese Summe von getreuer, aufopfernder, nicht nachlassender und nicht endender Arbeit, die von den Mannschaften bis hinauf zu den höchsten Kommandostellen in allen Graden des deutschen Heeres gleichmäßig gehandhabt wird, und die so gewonnene innige Verkittung aller Mitglieder des Heeres hat der Hauptsache nach den Grund gelegt zu den großen Waffenerfolgen der Neuzeit, an denen weder die verbesserten Feuerwaffen allein, noch der vielverschriene Schulmeister von Königgrätz überhaupt die Schuld tragen.

Möge diese Art der unablässigen Pflichtarbeit dem deutschen Heere noch lange erhalten bleiben!

Der politische Himmel, an dem sich jahrelang kein Wölkchen gezeigt hat, erscheint plötzlich düster und trübe. Eine atemlose Spannung hat sich der Gemüter bemächtigt, die täglich eingehenden Nachrichten werden förmlich verschlungen. Das Heer wünscht und erhofft einen frischen, fröhlichen Krieg, aber im Lande schüttelt man bedenklich das Haupt, denn wenn auch jedem guten Deutschen die Ehre und die Machtstellung des Vaterlandes über alles gilt, so fallen doch auch die Leiden und Verluste schwer in die Wagschale, die der Kampf zwischen zwei Nationen für den Einzelnen und die Gesamtheit stets im Gefolge hat.

Da trägt der elektrische Draht einen kurzen Befehl in alle Garnisonen des Reichs.

„Mobilmachung" lautet das einzige, inhaltschwere Wort der Depesche.

Der tägliche Dienst der Truppen hat sofort sein Ende erreicht. Einen Augenblick will es scheinen, als ob das Räderwerk der gewaltigen Maschine zum Stillstande gekommen sei, dann aber beginnt eine verdoppelte und angestrengte, dabei ruhige und durchaus nicht überhastete Thätigkeit.

Der feststehenden Thatsache gegenüber ist allenthalben jede Unruhe und Sorge geschwunden. Ernst und fest bestellt der Landwehrmann sein Haus, freudig schaut der Reservist darein. Er hat noch nicht Weib und Kind, ihn lockt der Durst

nach Abenteuern im fremden Lande. Sie alle erhalten die Einberufungsordre auf vorher genau festgestellte Weise, aber es bedurfte derselben gar nicht. Jedermann kennt seine Bestimmung und gestellt sich zur Zeit am vorgeschriebenen Orte. Auf zahlreichen Märkten werden Pferde für das Heer gekauft und ausgehoben. Nach dem Eintreffen der Mannschaften, welche vierundzwanzig Stunden Zeit hatten, ihre Angelegenheiten zu ordnen, entwickelt sich bei der Truppe ein reges Leben. Uniformen werden verpaßt, Waffen ausgegeben, Säbel geschliffen, Proviant verteilt, Pferde geschirrt und Fuhrwerke bespannt. Alles geht rasch, still, ohne Überstürzung von statten, und nach wenigen Tagen, genau zu der festgesetzten Stunde steht das Regiment kriegsbereit auf dem Platze versammelt.

Der Verkehr für das Publikum auf den Eisenbahnen ist eingeschränkt. Zuerst sind mit ihrer Hilfe die beurlaubten Soldaten den Truppenteilen zugeführt, jetzt rollt nach wohlerwogenem Plane Zug auf Zug in der einen Richtung der Landesgrenze zu, wo aus den vielen einzelnen Truppenkörpern ein schlagfertiges Heer sich bilden soll. Tagelang dauert oft die Fahrt, aber an bestimmten Punkten ist für Speise und Trank gesorgt. Frisch und kampfesmutig treffen die Truppen am Bestimmungsorte ein, ohne Störung vollzieht sich der Aufmarsch des Heeres, und der Ruf, mit dem Hunderttausende von kräftigen Männerkehlen dem kaiserlichen Feldherrn entgegenjauchzen, widerhallt in den treuen Herzen von vielen Millionen Deutschen, der Ruf:

Mit Gott für König und Vaterland!
Mit Gott für Kaiser und Reich!



Druck von Velhagen & Klasing in Bielefeld.







